

**Geoffrey Chaucer**  
**Canterbury-Erzählungen**  
**(Canterbury Tales)**

**Erster Theil**

**Der Prolog.**

*Vers 1-860.*

Wenn milder Regen, den April uns schenkt,  
Des März's Dürre bis zur Wurzel tränkt,  
In alle Poren süßen Saft ergießt,  
Durch dessen Wunderkraft die Blume spriest;  
Wenn, durch des Zephyrs süßen Hauch geweckt,  
Sich Wald und Feld mit zartem Grün bedeckt;  
Wenn in dem Widder halb den Lauf vollzogen,  
Die junge Sonne hat am Himmelsbogen;  
Wenn Melodien kleine Vögel singen,  
Die offen Augs die ganze Nacht verbringen,  
Weil sie Natur so übermüthig macht: -  
Dann ist auf Wallfahrt Jedermann bedacht,  
Und Pilger ziehn nach manchem fremden Strande  
Zu fernem Heil'gen, die berühmt im Lande;  
In England aber scheint von allen Enden  
Nach Canterbury sich ihr Zug zu wenden,  
Dem heil'gen Hülfpender aller Kranken,  
Dem segensvollen Märtyrer zu danken.

Zu dieser Zeit geschah's, als einen Tag  
Zu Southwark ich im Tabard rastend lag  
- Bereit mit andachtsvollem, frommem Sinn  
Zur Pilgerfahrt nach Canterbury hin -  
Daß Abends langte dort im Gasthof an  
Wohl eine Schaar von neunundzwanzig Mann  
Verschiednen Volkes, das durch Zufalls Spiel  
Zusammenwarf das gleiche Wallfahrtsziel;  
Nach Canterbury reiten wollten Alle.

Raum gab's genug im Hause wie im Stalle  
Und Jeder fand sein gutes Unterkommen.

Und kurz, als kaum die Sonne war verglommen,  
Hatt' ich gesprochen schon mit Jedermann  
Und zur Genossenschaft zählt' ich fortan.  
Früh galt es aufzustehn, um mit den Andern  
Des Weges zum besagten Ziel zu wandern.

Indessen, da mir Zeit und Raum nicht fehlt,  
Und eh' der weitere Verlauf erzählt,  
So denk' ich, daß es der Vernunft entspricht,  
Wenn ich zunächst beginne den Bericht,  
Wer sie und was sie waren und, soweit  
Ich solches sehen konnte, wie das Kleid  
Und was der Rang und Stand war eines Jeden.  
Und drum vom Ritter will zuerst ich reden.

Es war ein Ritter da, ein würd'ger Mann,  
Der, seit den ersten Kriegsrith er begann,  
Von Herzen liebte Ritterthum und Streit  
Und Freimuth, Ehre, Wahrheit, Höflichkeit,  
Und tapfer focht im Dienste seines Herrn.  
Geritten war wohl Keiner je so fern  
Wie er in Christenland und Heidenthum,  
Und überall gewann er Preis und Ruhm.

Bei der Erobrung Alexandrias  
War er zugegen. Oft bei Tafel saß  
Vor allem Volk er obenan in Preußen;  
Gereist, wie er, bei Letten und bei Reussen  
War kaum ein Christenmensch von seinem Stand.  
Er war in Granada, als man berannt  
Dort Algesir. Er ritt nach Belmarie  
Und focht vor Layas und vor Satalie,  
Als man sie einnahm; und im großen Meere  
Bestand er manche Waffenthat mit Ehre.  
In funfzehn blut'gen Schlachten focht der Ritter,  
Bei Tramissene für den Glauben stritt er  
In drei Turnieren und erschlug den Feind;  
Wie mit Palathias Herrscher auch vereint  
Der tapfre Ritter manchen Kampf bestand  
Mit andern Heiden aus dem Türkenland.  
Den höchsten Preis gewann er immerdar;  
Und ob so würdig er, wie weise, war,

Betrug er sich doch sanft wie eine Maid.  
Er sagte nimmer eine Schlechtigkeit  
Zu irgend wem in seinem ganzen Leben.  
Er war ein durchaus edler Ritter eben.

Um auch von seinem Anzug zu berichten:  
Gut sah sein Pferd aus, doch er selbst mit Nichten.  
Sein Wappenrock war nur von Barchenttuch  
Und durch den Harnisch schmutzbedeckt genug;  
Denn eben von der Reise heimgekommen  
Hatt' er sofort die Wallfahrt unternommen.

Sein Junker Sohn zog mit ihm als Begleiter,  
Ein lust'ger Bursche, so verliebt, wie heiter.  
Von krausen Locken war sein Haupt umwallt,  
Und zwanzig Jahre war er – denk' ich – alt.  
Sein Körper war vom reinsten Ebenmaß.  
Viel Stärke, viel Gewandtheit er besaß.  
Auf Ritterfahrt zog mehrfach er schon früh  
Nach Artois, Flandern und der Picardie,  
Und hielt sich brav im kurzen Kampf. Sein Sinnen  
War seiner Dame Gunst sich zu gewinnen.

Wie eine Wiese, wo zur Frühlingszeit  
Sich roth und weiß an Blume Blume reiht,  
War er geschmückt, und, heiter wie der Mai,  
Sang er und pfiß den ganzen Tag dabei.  
Sein Rock war kurz, die Aermel weit und lang,  
Kein bessrer Reiter auf ein Roß sich schwang;  
Gewandt war er in schriftlichen Berichten,  
Im Zielen, Zeichnen, Tanzen, Liederdichten;  
Und liebesbrünstig hatte manche Nacht  
Er schlaflos wie die Nachtigall durchwacht.  
Dienstwillig war er, höflich und bescheiden;  
Am Herrentisch durft' er den Braten schneiden.

Nur einen Knappen nahm auf seinen Ritt  
Zur Zeit nach Neigung er an Dienern mit.  
Sein Rock und Hut bestand aus grünem Tuch,  
Und in dem Gurt er einen Köcher trug  
Voll Pfauenfeder-Pfeilen. Sicher nahm  
Er stets sein Ziel, so daß kein Bolzen kam

Mit seinem Federend' voran geflogen.  
In Händen hielt er einen mächt'gen Bogen;  
Nußköpfig war er und sehr braun gebrannt,  
Und Eisenschienen schützten Arm und Hand.  
In jeder Jagdkunst war er wohl bewährt;  
Auf einer Seite trug er Schild und Schwert,  
Und auf der andern einen Dolch von Schliff  
Scharf wie ein Speer und wohlverziert am Griff.  
Ein Silber-Christoph schmückt' die Brust ihm vorn,  
An grüner Banderolle hing sein Horn.  
Ein Förster war er – trügt mich nicht mein Sinn.

Da war auch eine Nonnen-Priorin,  
Scheu lächelnd und von schüchterner Natur.  
»Bei St. Eligius!« war ihr stärkster Schwur,  
Und Madam Eglantine war ihr Name.  
Gar lieblich durch die Nase sang die Dame  
Beim Gottesdienst. Französisch sprach sie so  
Gewandt, wie immer Stratfort-atte-Bow  
Es lehren kann; jedoch sie wußte nicht,  
Wie in Paris man das Französisch spricht.  
Beim Essen war besonders sie beflissen  
Der größten Sauberkeit, und jeden Bissen  
Führte sie so zu Mund, daß ihren Lippen  
Kein Stück entfiel. Die Finger einzustippen  
In ihre Brühe, fiel ihr niemals ein.  
Die Oberlippe wischte sie so rein,  
Daß in dem Becher nie von Fett die Spur,  
Und zu verschütten einen Tropfen nur  
Von ihrem Trunke war sie zu manierlich;  
Und nach der Mahlzeit rülpste sie höchst zierlich;  
Gewiß, sie war von liebenswü'd'ger Güte,  
Gefäll'gem Sinn und heiterem Gemüthe.  
Viel Mühe gab sie sich, zu imitiren  
Den Hofton, und durch stattliche Manieren  
Als würdevoll zu gelten und geachtet.  
Doch ihre Seele sei nunmehr betrachtet:  
Mitleid und Güte sie so sehr vereinte,  
Daß sie beim Anblick eines Mäuschens weinte,  
Lag's in der Falle blutend oder todt.  
Wenn von den Hündchen, die mit Semmelbrod  
Und Bratenfleisch und süßer Milch sie nährte,

Eines verreckt war, oder mit der Gerte  
Geschlagen wurde, weinte sie vor Schmerz.  
So voller Zartgefühl war sie und Herz.

Stets steckte sie ihr Busentuch genau;  
Lang war die Nase; ihre Augen grau.  
Ihr Mund war schmal mit einem Lippenpaar  
Von sanftem Roth. Die schöne Stirne war  
Der Breite nach wohl eine Spanne lang,  
Und sicher, stattlich war ihr Wuchs und schlank.

Ihr Mantel – sah ich – stand ihr schmuck genug;  
Zwei Schnüre von Korallenperlen trug  
Sie an den Armen, grün mit Schmelz verziert  
Und goldnem Medaillon, auf dem gravirt  
Zu lesen stand: erst ein gekröntes A  
Und drunter: »*Amor vincit omnia!*«

Mit ihrem Priester reiste sie und mit  
Ihrer Caplanin-Nonne zu selbstdritt.

Ein Mönch war da, ein würdiger Kumpan,  
Ein großer Jäger und ein Reitersmann,  
Ein ganzer Kerl, gemacht, um Abt zu werden.  
Gar wohl versehen war sein Stall mit Pferden;  
Saß er zu Rosse, wenn es windig war,  
So klirrten seine Zügel hell und klar,  
Als läutete die Glocke zur Kapelle,  
Woselbst der Herr Bewohner einer Zelle.

Die Regeln von St. Maur und Benedict  
Hielt dieser Mönch für reichlich all und strict;  
Weßhalb er sich mit ihnen nicht befaßte,  
Und seinen Schritt der neuen Welt anpaßte.

Kein Hühnerbein gab er für die Maxime,  
Daß Jägerei der Geistlichkeit nicht zieme,  
Und was dem Fisch das nasse Element,  
Sei für den Mönch die Regel im Convent,  
Das heißt: in seinem Kloster sei sein Platz.  
Doch keine Auster gab er für den Satz.  
Und ich kann ihm die Ansicht nicht verübeln.  
Was? sollt' er etwa denn verrückt sich grübeln,

In seinem Kloster über Büchern sitzen,  
Gar bei der Arbeit seiner Hände schwitzen,  
Wie Augustin befiehlt? – Die Welt muß treiben  
Und Augustin mag bei der Arbeit bleiben!

Darum gebraucht' er seine Sporen tüchtig;  
Windhunde hielt er, wie die Vögel flüchtig;  
Das Reiten war ihm und das Hasenhetzen  
Das nie zu theure, liebste Hochergötzen.

Die Aermel – sah ich – hatt' er an der Hand  
Verbrämt mit feinstem Pelzwerk aus dem Land,  
Seine Kapuze schloß er unterm Kinne  
Mit einer wunderlichen, goldnen Pinne,  
An der als Knopf ein Liebesknoten saß.

Rund war sein Schädel und so blank wie Glas,  
Und fettig glänzten seine Wangen auch;  
Ein feister Herr war er und stark von Bauch.  
Sein rollend Augenpaar lag tief im Hirne,  
Und wie ein Kessel dampfte sein Stirne.

Die Stiefel waren weich, und herrlich glänzte  
Sein Roß. Kein angstgequältes, bleich Gespenste  
Konnt nennen man den trefflichen Prälaten;  
Ein fetter Schwan war ihm der liebste Braten,  
Und brombeerfarben sah sein Leibroß aus.

Ein Bettelmönch, ein liederliches Haus,  
War gleichfalls da. Es stand der würd'ge Mann  
In den vier Orden Jedem weit voran,  
Was Scherz betraf und schöne Redensart.

Auf eigne Kosten war von ihm gepaart  
Wohl manches junge Weibsbild schon geworden,  
Und eine Zierde war er für den Orden.

Gar wohl beliebt und sehr genau bekannt  
War bei den Gutsbesitzern auf dem Land  
Und würd'gen Frauenzimmern in der Stadt er;  
Denn mehr Gewalt in seiner Beichte hatt' er  
– So sprach er selbst – als ein Vicarius hat.  
Von seinem Orden war er Licentiat.

Gemüthlich war bei ihm die Confession,  
Und angenehm gab er Absolution.  
Leicht war die Buße, die er zudictirte,  
Vorausgesetzt, daß man ihn reichlich schmierte.  
Denn Geld zu geben einem armen Orden,  
Beweist, daß gründlich abgebeichtet worden.  
Drum, gab man ihm, so durft' er auch verkünden,  
Er wisse, man bereue seine Sünden.  
Denn mancher Mann ist also hart von Herzen,  
Daß er nicht weinen kann bei seinen Schmerzen.  
Drum laßt das Beten und die Heulerei,  
Und Silber gebt der armen Klerisei!

Messer und Nadeln trug er stets zum Putze  
Für schöne Frau'n im Zipfel der Kapuze;  
Und, wahrlich, lustig seine Stimme klang;  
Auch spielte schön die Leier er und sang;  
Im Liebeslied gewann er stets den Preis.

Sein Hals war wie die *fleur de lis* so weiß.  
Dazu war er ein starker Pokulante,  
Der in den Städten jedes Wirthshaus kannte;  
Mehr lag der Zapfer und die Kellnerin  
Als Kranke oder Bettler ihm im Sinn.

Für solchen würd'gen Mann schien's zu gemein  
Und gänzlich unter seinem Stand zu sein,  
Mit so aussätz'gem Volk sich zu beschmutzen;  
Denn das bringt wenig Ehre, wenig Nutzen.  
Statt mit Gesindel pflegt man angenehmern  
Verkehr mit reichen Leuten und mit Krämern.

Doch wenn es Vortheil brachte, so war keiner  
Je dienstbefliss'ner oder tugendreiner  
Und höflicher als er. In dem Convente  
War er der beste Bettler. Eine Rente  
Zahlt er dem Kloster für das Privileg,  
Daß ihm kein Bruder käm' in sein Geheg';  
Und hörte seinem »*In principio*« zu  
Die ärmste Wittwe mit nur einem Schuh,  
So war gewiß ihr letzter Heller sein;  
Und mehr als seinen Pachtzins heimst' er ein.

Oft war er wie ein wildes Raubthier wüthig,  
Oftmals an Friedenstagen half er gütig;  
Nicht, wie beim Klausner und Scholasten, schäbig  
War seine Kleidung; ebenso behäbig  
Im Anzug war er, wie ein Papst und Meister;  
In doppelt-wollener Kapuze reist' er,  
Die wie die neugegossne Glocke rund;  
Und liebeslüstern lispelte sein Mund,  
Damit sein Englisch süß und zierlich klänge.  
Beim Harfenspiel am Schlusse der Gesänge  
Pflegten im Kopf die Augen ihm zu funkeln,  
Wie Sterne bei der Winterszeit im Dunkeln.

Des Bettelmönches Name war Hubert. –

Ein gabelbärt'ger Kaufmann, hoch zu Pferd,  
War gleichfalls da. Er trug sich buntgescheckt,  
Den Kopf mit einem Biberhut bedeckt  
Aus Flandern; seine Stiefel paßten prächtig;  
Und, was er sprach, klang ernsthaft und bedächtig.  
Auf Geldverdienst war immerdar bedacht er  
Und wünschte nur, daß etwas unbewachter  
Die See von Middelburg bis Orewell sei.  
Mit wälschen Thalern trieb er Wechselei.

Der würd'ge Mann war klug und voll Verstand,  
Und Niemand wußte, wie sein Schuldbuch stand.  
Er paßte scharf in seinem Handel auf,  
Beim Abschluß von Verträgen, wie beim Kauf.  
Für einen Ehrenmann galt er bei Allen,  
Doch leider ist sein Name mir entfallen.

Es war noch ferner ein Gelehrter dort,  
Der Logik lang' studirt in Oxenford.  
Er ritt auf einer klapperdürren Mähre,  
Und auch er selbst war nicht sehr fett – auf Ehre! –  
Hohläugig war er, doch voll Nüchternheit,  
Und fadenscheinig war sein Oberkleid.

Nicht weltlich von Gesinnung, hatt' er drum  
Auch weder Amt noch Beneficium.  
Mehr liebt er zwanzig Bücher überm Bette,  
In schönem Einband auf dem Bücherbrette,

Von Aristoteles Philosophie,  
Als Kleiderpracht, Musik und Fidelei.  
Jedoch ein so gelehrter Philosoph er,  
Hatt' er nur wenig Gold in seinem Koffer,  
Da Alles, was von Freunden ihm gespendet,  
Zum Studium er und Bücherkauf verwendet.  
Doch unermüdlich pflegt' er Gott zu bitten  
Für die, so sein Scholastenthum bestritten.  
In seinen Studien sorgsam und verständig,  
Sprach er kein Wort mehr, als durchaus nothwendig.  
Kurz und bestimmt, jedoch gewählt zugleich  
War seine Rede und gedankenreich,  
Und stets kam die Moral dabei zu Ehren.  
Er lernte gern, und gerne mocht' er lehren,

Ein weiser und gelehrter Justitiar,  
Der schon auf manchem Rechtsparkette war,  
Ritt gleichfalls mit. Bei aller Trefflichkeit  
War er voll Rücksicht und Bescheidenheit,  
Wie seine weisen Worte dies bewiesen.  
Oft war er schon zum Richter der Assisen  
Durch Vollmacht oder Commission ernannt.  
Bei seinem Wissen, seinem Ruf verstand  
Er auf den Gelderwerb sich unvergleichlich,  
Und Kleider, wie Gebühren hatt' er reichlich.  
Als simple Spesen strich er Alles ein,  
Von dem Verdacht der Käuflichkeit ganz rein.

Er hatte viel zu thun, und schien sogar  
Geschäftiger, als er beschäftigt war;  
Und alle Rechtsentscheidungen und Fälle  
Seit König Will citirt' er auf der Stelle.  
Im Actenschreiben war er so präcis,  
Daß sich nicht drehn daran noch deuteln ließ.  
Ein jegliches Statut war ihm bekannt.  
Ein schmalgestreifter Seidengurt umwand  
Sein Kleid, das bunt gescheckt war, doch höchst schlicht,  
Und mehr erzähl' ich von dem Anzug nicht.

Ein Gutsherr zählte ferner zu dem Kreis.  
Sein Bart war wie die Gänseblumen weiß,  
Von Ansehn war sanguinisch er und roth;

Gern trank er Wein zu seinem Morgenbrod.  
Sein Leben zu genießen, dacht' er nur,  
Ganz wie ein ächter Sohn vom Epikur,  
Nach dessen Meinung eben im Vergnügen  
Des Lebens höchste Seligkeiten liegen.  
Groß war sein Haushalt, und an Gastlichkeit  
Galt als ein St. Julian er weit und breit.  
Nach ein Uhr nahm er Brod und Bier erst ein,  
Und Niemand war so wohlversehn mit Wein.  
Es ging an Fisch und Fleisch in seinem Haus  
Wie an Gebäck der Vorrath niemals aus.  
An Speise, Trank und allen Leckereien,  
Die zu erdenken, schien es nur zu schneien.  
Verschieden und der Jahrszeit angemessen  
War stets sein Braten und sein Abendessen.  
Manch fettes Rebhuhn hielt im Bauer er,  
An Hecht und Bars war nie sein Kasten leer,  
Weh' seinem Koche! wenn die Brühe nicht  
Scharf und pikant und schmackhaft das Gericht.  
Gedeckt vom Morgen bis zum Abend stand  
Stets sein Credenztisch an der Hallenwand.  
In den Sessionen war er Präsident,  
Grafchafts-Vertreter oft im Parlament.  
An seinem Gürtel, weiß wie Milch am Morgen,  
Hing Dolch und Seidenbörse wohl geborgen;  
Auch war, als würd'ger Freisaß rings bekannt,  
Zum Obmann er und Scherif oft ernannt.

Ein Weber, Tapezirer, Zimmermann,  
Ein Färber und ein Krämer kamen dann.  
Bei ihnen, wies die Gildetracht es klar,  
Daß hochansehnlich Aller Innung war.  
Der Spieße Spitzen waren blank polirt;  
Mit reinstem Silber waren rings verziert  
Die Gürtel sammt den Taschen, die dran hingen,  
Und auch von Blech nicht ihre Messerklingen.  
Behäb'ge Bürger schienen sie, und Alle  
Des Thrones werth in ihrer Gildehalle;  
Und dem Verstande nach war Jedermann  
Befähigt sicherlich zum Aldermann;  
Und ihre Weiber liebten es zu zeigen,  
Daß reichlich Gut und Renten Jedem eigen;

Sonst müßte man sie ernstlich darob schelten;  
So schön es sein mag, als »Madam« zu gelten,  
Und wenn zu den Vigilien man voran  
Im reichen Mantel fürstlich gehen kann.

Sie ließen sich von einem Koch begleiten,  
Die Mark- und Hühnersuppen zu bereiten  
Nebst Poudremarchant, Galingale und Torten.  
Vom Bier in London kannt' er alle Sorten.  
Er schmorte, briet, sott, röstete höchst lecker,  
Er war Mortreusen- und Pastetenbäcker.  
Indeß entstellte – denk' ich – ihn fatal  
An seinem Kinn ein großes Muttermal.  
Auf Blancmanger verstand er sich am besten.

Auch war ein Schiffer da, ganz aus dem Westen;  
Soviel ich weiß, war er von Dertmouth her.  
Auf einem magern Klepper ritt er sehr  
Beschwerlich nur. Bis an die Kniee ging  
Sein Faltenrock, und unterm Arme hing  
Sein Dolch, gehalten durch ein Schulterband,  
Und von der Sonne war er braun gebrannt.  
Er war gewiß ein wackerer Kumpan,  
Der von Bordeaux-wärts manchen Schluck gethan,  
Sobald der Supercargo lag im Schlummer;  
Und sein Gewissen schuf ihm wenig Kummer.  
Wenn er im Streit den Gegner überwand,  
So sandt' er ihn durchs Wasser an das Land;  
Doch wußte zu berechnen er die Fluthen  
Und Mond- und Sonnenhöhe. Solchen guten  
Lotsen, wie ihn, bei Strömung und am Strand  
Man von Karthago bis nach Hull nicht fand.  
Er war – auf Ehre! – so beherzt, wie klug  
Und seinen Bart durchzauste Sturm genug.  
Von Gothland bis zum Finisterra Cap  
War ihm jedwede Bucht, die es nur gab,  
Im Spanier- und Bretagnerland bekannt,  
Und »Magdalene« ward sein Schiff genannt.

Ein Arzt war da, Doctor der Medicin;  
In aller Welt gab's Keinen je, wie ihn,  
Was die Arznei betrifft und Chirurgie.

Er kannte gründlich die Astronomie,  
Und manche Lebensstunden konnten danken  
Seiner natürlichen Magie die Kranken.  
Auch konnte durch Constellation von Sternen  
Er der Patienten Ascendenten lernen.  
Er wußte, wo der Grund der Krankheit sitze,  
Ob sie durch Dürre, Nässe, Kälte, Hitze  
Entstanden sei und in das Blut gekommen;  
Als Praktiker war er durchaus vollkommen.  
Sobald der Krankheit Wurzel er erkannt,  
War er sofort mit Mitteln bei der Hand.  
Die Apotheker sandten für die Curen  
Ihm willig die Latwergen und Mixturen;  
Denn neu war nicht die Freundschaft zwischen ihnen;  
Der eine gab dem andern zu verdienen.

Er kannte gründlich Dioscorides,  
Den alten Aesculap, Hippokrates,  
Und Rufus, Hali, Rasis, Avicen,  
Galen, Serapion und Damascen,  
Den Averhoës und den Konstantin  
Nebst Bernhard, Gatisden und Gilbertin.  
In der Diät hielt er aufs rechte Maß,  
Den Ueberfluß vermied er, doch besaß  
Stets seine Nahrung Kraft und war verdaulich.

Das Bibelstudium schien ihm nicht erbaulich.  
Er ritt in einem roth und blauen Kleide,  
Mit Taffetas gefüttert und mit Seide.  
Doch war er kein Verschwender, und hielt fest,  
Was er gewonnen hatte bei der Pest.  
Herzstärkende Arznei ist Gold, und drum  
Liebte das Gold er als Specificum.

Ein gutes Weib aus Bath zog ferner mit;  
Doch schade war, daß am Gehör sie litt.  
Im Tücherweben man wohl keine Hand  
In Gent und Ypern je geschickter fand.  
Kein Weib im ganzen Kirchspiel durfte wagen  
Den Vortritt ihr beim Opfern zu versagen,  
Denn ihre Liebe war in diesem Falle  
Sofort dahin vor lauter Gift und Galle.

Vom feinsten Stoff trug einen Schleierbund  
Sie Sonntags auf dem Kopfe, der ein Pfund  
Und selbst darüber wog, bei meiner Treu!

Die scharlachrothen Strümpfe waren neu,  
Und glänzten frisch und saßen eng und gut.  
Kühn von Gesicht und schön wie Milch und Blut,  
War sie ein wackres Weib, das ihrer Zeit  
Fünf Männer an der Kirchenthür gefreit,  
– Die Jugendfreunde dabei ungezählt,  
Die zu erwähnen der Beruf mir fehlt. –  
Hin nach Jerusalem zum heil'gen Land  
War dreimal sie gepilgert. Auch bekannt  
War ihr Santiago in Galizia, Rom,  
Boulogne, Köln und mancher fremde Strom;  
Und auf der Wandrung lernte sie nicht wenig.  
Doch, leider Gottes, war sie ziegenzählig.  
Auf ihrem reichgeschirrten Zelter ruhte  
Sie höchst bequem, bedeckt mit einem Hute  
Wie eine Tartsche, wie ein Schild so groß,  
Und ihre weiten Hüften rings umschloß  
Ein Ueberwurf. Die Sporen waren spitzig,  
Und in Gesellschaft war sie scharf und witzig.  
Viel Liebesmittel waren ihr bekannt,  
Den alten Tanz sie kunstgerecht verstand.

Es kam ein Pfarrer aus der Stadt sodann,  
Ein gottesfürcht'ger und gelehrter Mann,  
Zwar arm nur, doch an heiligen Gedanken  
Und guten Werken reich; und ohne Wanken  
Hielt er an Christi Wort und bracht's zu Ehren  
In der Gemeinde durch sein treues Lehren.

Die Güte selbst war er und hilfsbereit  
Und voll Geduld in Widerwärtigkeit,  
Wie er gezeigt in manchen schweren Proben.  
Beim Zehntensammeln pflegt' er nicht zu toben.  
Er hätte lieber – ohne alle Frage –  
Vom Opfergeld und Naturalertrage  
Den Armen seines Kirchspiels abgegeben;  
Denn er bedurfte wenig nur zum Leben.  
Groß war sein Sprengel und weit abgelegen

Die Häuser! aber Donner nicht noch Regen  
Hielt ihn zurück. Rief Krankheit oder Leid,  
So waren Haus und Hütte nie zu weit  
Für seine Füße und für seinen Stab.  
Das beste Beispiel er den Schafen gab,  
Da er sein Wort stets durch die That bewährte,  
Wie ihn sein heilig Evangelium lehrte.  
Er führte häufig auch das Gleichniß an:  
Will Gold schon rosten, was thut Eisen dann?  
Denn ist ein Priester, dem wir traun, nicht rein  
So ist's kein Wunder, daß voll Rost die Lai'n;  
Und Schmach den Priestern, die sich sagen müssen:  
Rein sind die Schafe, doch ihr Hirt beschissen!  
Ein Priester sollte für der Heerde Leben  
Durch eigne Reinheit stets das Beispiel geben.

Daß er die Pfarre Miethern überwies,  
Im Sumpfe seine Schafe stecken ließ,  
Damit in London etwa als ein fauler  
Chorherr im Dome lebe von St. Paul er,  
Und Mitglied einer Bruderschaft gar werde,  
Fiel ihm nicht ein. Er weidete die Heerde  
Mit eigner Hand, daß sie kein Wolf beirrte;  
Er war kein Miethling – nein, ein guter Hirte.  
Obschon ein tugendhaft'ger, heil'ger Mann,  
Nahm er sich freundlich doch der Sünder an,  
Er predigte nicht pomphaft, noch vulgär,  
Nein, liebe reich und anstandsvoll vielmehr.  
Das Volk durch Güte himmelwärts zu ziehn  
Und eignes Beispiel war sein stetes Müh'n.  
Doch wenn sich Jemand sündlich widersetzte  
– War er im Rang der erste oder letzte –  
So kanzelt' er ihn ganz gehörig ab.  
Der beste Priester war er, den es gab,  
Der nicht nach Pomp und äußer'n Ehren geizte,  
Sich nie in süßem Selbstbewußtsein spreizte,  
Doch Christi und der Jünger Wort so ehrte,  
Daß er es erst befolgte und dann lehrte.

Ein Ackersmann war da, des Pfarrers Bruder,  
Von Dünger lud er manches liebe Fuder,  
Ein treuer Quäler, voller Herzensgüte,

Mildthätigkeit und friedlichem Gemüthe.  
Er liebte Gott von seinem ganzen Herzen  
Und alle Zeit, in Freuden wie in Schmerzen,  
Und seinen Nächsten wie sich selbst. Bereit,  
Zu graben, pflügen, dreschen jeder Zeit,  
War er für jeden Armen, alle Schwache  
Ganz unentgeltlich, nur für Christi Sache.  
Er zahlte stets zur rechten Zeit die Heuer  
An Vieh und Korn und Früchten in der Scheuer.  
Auf einer Stute ritt er und im Kittel.

Ein Ablaßkrämer, Tafelmeister, Büttel,  
Ein Müller, ein Verwalter kamen dann;  
Zum Schluß ich selber, als der letzte Mann.

Der Müller war ein derber Kerl und stark  
An Muskeln und an Knochen voller Mark.  
Davon gab jeder Ringkampf den Beweis,  
Denn stets gewann den Hammel er als Preis.  
Mit seinem Kopf durchstieß er jedes Thor  
Und hob es aus den Angeln rasch empor.  
Stark in den Schultern war er, knorrig, knuppig;  
Breit wie ein Grabscheit, schweinemäßig struppig  
Und fuchsroth war sein Bart; und im Besitze  
Von einer Warze war die Nasenspitze;  
Ein Büschel Haare wuchs daraus empor,  
Wie gelbe Borsten aus dem Schweineohr.  
Groß war der schwarzen Nasenlöcher Weite;  
Ein Schwert nebst Schild trug er an seiner Seite;  
Von Umfang wie ein Ofen war sein Mund.  
Ein Goliarde war er, Prahlhans und  
Ein Zotenreißer, stahl vom Korn und maß  
Den Mahlsatz dreifach; aber er besaß  
Dabei – Pardi! – den goldnen Müllerfinger.  
In weißem Rock und blauer Mütze ging er.  
Schön piff er Dudelsack und blies darauf  
Uns aus der Stadt auf unsrer Reise Lauf.

Der Tafelmeister, der in einem Tempel  
Den Tisch versah, war Käufern ein Exempel,  
Wie beim Verproviantiren zu verfahren.  
Ob stückweis, ob im Ramsch er seine Waaren

Erstehen mochte, er verstand die Sachen  
So einzurichten, rasch sein Glück zu machen.  
Nun, ist das nicht die schönste Gottesgabe,  
Daß solch' geringer Mann mehr Weisheit habe,  
Als wie ein Haufen hochgelehrter Geister?  
Wohl mehr als dreißig Herr'n am Tische speist er,  
Und im Gesetz erfahren waren alle.  
Ein Dutzend gab es sicher in der Halle,  
Die wohl befähigt waren, Gut und Land  
Von jedem Lord im ganzen Engeland  
Genau und ohne Schulden zu verwalten  
– Indessen selbstverständlich vorbehalten,  
Wenn er ein Filz war oder geistesschwach. –  
Woran es in der Grafschaft auch gebrach,  
An ihrem Rath gebrach's in keinem Falle;  
– Doch hielt zu Narr'n der Tafelmeister Alle.

Der glatt rasirte Landverwalter war  
Sehr mager und cholерisch, und sein Haar  
Trug wie ein Priester er ganz kurz geschoren  
Vorn an der Stirn und hinter beiden Ohren.  
Sehr lang und mager waren seine Beine,  
Gleich einem Stock, und Waden hatt' er keine.  
Ordnung hielt er in Scheunen und in Ställen;  
Au seiner Rechnung etwas auszustellen  
Fand kein Revisor; und er schätzte leicht  
Den Saatertrag, ob's trocken oder feucht.  
Von Milchhaus, Fischteich und des Herren Heerden,  
Vorräthen, Schweinen, Federvieh und Pferden  
War dieser Mann ganz unumschränkt Verwalter,  
Seit sein Gebieter zwanzig Jahr an Alter.  
Er legte Rechnung an bestimmten Tagen,  
Und über Rückstand konnte Niemand klagen.  
Kein Vogt, kein Knecht, kein Hirt war ihm zu schlau;  
Denn ihre Schliche kannt' er so genau,  
Daß sie vor ihm mehr Furcht und Bangen hatten  
Als vor dem Tod. – In grüner Bäume Schatten  
Stand seine schöne Wohnung auf dem Felde.  
Er speculirte besser mit dem Gelde,  
Als sein Gebieter; denn in Heimlichkeit  
Gewann er viel. Doch war er schlau bereit,  
Davon auf Borg an seinen Herrn zu geben,

Und hatte Dank und Rock und Hut daneben.

Er fing als Jüngling mit dem Handwerk an,  
Und galt als guter, tücht'ger Zimmermann.

Der Hengst, auf dem er saß, war schön von Bau,  
Sein Name Scott, die Farbe apfelgrau.  
Sein blauer Rock weit über's Knie ihm ging,  
Ein rostig Schwert an seiner Seite hing.  
Er war aus Norfolk her und zwar vom Land  
Nah' einer Stadt, die Baldeswell genannt,  
Und aufgeschürzt ganz wie ein Klostermann,  
Ritt er stets auf der Reise hintenan.

Mit feuerrothem Cherubim-Gesicht,  
Schmaläugig, finstig und mit Pusteln dicht  
Besä't, war noch ein Büttel mit am Platz,  
Und geil und lüstern war er, wie ein Spatz.  
Mit grind'gem Bart und räud'gen Augenbrauen,  
War sein Gesicht der Kinder Furcht und Grauen.

Quecksilber, Schwefel, Borax schlugen fehl,  
Ihm half nicht Bleiweiß, Glätte, Weinsteinöl,  
Und mochten Salben noch so beißend sein,  
Ihn konnte von dem Grinde nichts befreien  
Und von den Knubben, die er im Gesicht.  
Knoblauch und Zwiebeln war sein Leibgericht,  
Sein Lieblingstrank blutrother, starker Wein;  
Und wie verrückt, zu schwätzen und zu schrein  
Begann er dann, und wollte, wenn beim Zechen  
Er sich betrunken, nur Lateinisch sprechen.  
Er lernte – und kein Wunder war's – auswendig  
Zwei bis drei Redensarten, die beständig  
Er in Decreten angewendet fand.  
– Denn schwatzen kann, wie männiglich bekannt,  
Die Elster wie der Papst. – Doch unterfing  
Sich Jemand, tiefer ihn zu prüfen, ging  
So rasch zu Ende die Philosophie,  
Daß er nur: »*Questio quid juris?*« schrie.

Wohl selten fand man auf der Erde Rund  
Solch gut'gen Kerl und lieben Lumpenhund;  
Den guten Burschen wollt' bei wilden Ehen

Ein ganzes Jahr er durch die Finger sehen,  
Gab man ihm nur ein Viertel Wein zu trinken.  
In aller Stille pflückt' er seine Finken.  
Er lehrte Leuten, die in solchen Lagen,  
Nicht ängstlich vor dem Erzdekan zu zagen,  
Und seiner Androhung des Kirchenbannes.  
Doch wenn am Beutel hing das Herz des Mannes,  
Büßte der Beutel, was der Mann gethan.  
»Denn unter Hölle meint der Erzdekan  
Den Beutel nur,« sprach – oder log vielmehr – er.  
In Schrecken vor ihm standen alle Schwörer.  
– Die Beichte rettet, doch der Fluch bringt Tod!  
Wohl dem, dem kein »*Significavit*« droht! –

Die Dirnen in der Diöcese standen  
Kraft seines Amtes in seiner Hut, und fanden  
Bei ihm stets Rath für ihres Herzens Sehnen.  
Es war mit einem Kranz, an Größe denen  
Auf Bierhausstangen gleich, sein Haupt umhüllt,  
Und ein gewalt'ger Kuchen war sein Schild.

Als Freund und als Gevatter von ihm ritt  
Aus Ronceval ein Ablaßkrämer mit,  
Der gradeswegs vom Hofe kam aus Rom.  
Laut sang er: »Komm, mein Herzensliebchen, komm!«  
Wozu der Büttel, wie Posaunenklang  
Gewaltig dröhnend, seinen Rundreim sang.

Des Ablaßkrämers Haar war gelb wie Wachs,  
Und hing so glatt wie eine Docke Flachs  
Auf seine Schultern, die es rings umgab,  
In dünnen Locken ihm vom Kopf herab.  
In kecker Laune trug er's unbedeckt;  
Denn die Kapuze hatt' er eingesteckt  
In seinem Mantelsack, der vor ihm hing.  
Daß er mit Flatterhaar und baarhaupt ging,  
War nach der neu'sten Mode, wie er glaubte;  
Drum trug er nur ein Käppchen auf dem Haupte.  
Glotzaugen hatt' er ganz wie ein Karnickel,  
Und angenäht am Käppchen ein Vernickel.

Mit Ablaßfracht kam er soeben heiß

Aus Rom zurück. Wie's Meckern einer Gais  
Klang seine Stimme. Im Gesichte war,  
Ob unrasirt, doch keine Spur von Haar,  
Er mußte – dünkt mich – wohl ein Wallach sein.

Von Ware bis Berwick war gewißlich kein  
Ablaßverkäufer, der ihm's Wasser reichte.  
Als »Unsrer lieben Frauen Schleier« zeigte  
Er einen Kissenüberzug. Im Koffer  
Verwahrte von dem Segel etwas Stoff er,  
Das Petri Fahrzeug – wie er sagte – führte,  
Als mit dem Herrn er auf dem See spazierte;  
Ein steinbesetztes Kreuz hatt' er von Zinn  
Sowie ein Glas mit Schweineknochen drin.  
Und traf er einen armen Bauersmann,  
So schwatzt' er ihm von den Reliquien an,  
Und erntete an einem einz'gen Tage  
Die Früchte seiner wochenlangen Plage.  
So hielt mit Possen und mit Schmeichelworten  
Das Volk zu Narren er an allen Orten.  
Doch, um nicht von der Wahrheit abzuweichen,  
Als Kirchenredner war er ohnegleichen.  
Schön las den Bibeltext er und Historien;  
Jedoch am besten sang er Offertorien,  
Da hinterdrein er gleich den Anfang machte  
Mit seiner Predigt, die ihm Geld einbrachte.  
Zu diesem Zwecke spitzt' er seine Zunge  
Und sang vergnügt und laut aus voller Lunge.

So macht' ich kurz und nach der Reihe kund  
Rang, Anzug, Zahl und minder nicht den Grund,  
Weßhalb in Southwerk Jeder angekommen  
Und in dem Gasthof sein Quartier genommen,  
Der »Tabard bei der Glocke« ward genannt;  
Und an der Zeit ist's, daß ich Euch bekannt  
Auch weiter mache, wie wir unsre Nacht  
In dem besagten Wirthshaus zugebracht;  
Und hinterdrein gedenk' ich Euch zu sagen,  
Was auf der Reise sonst sich zugetragen.

Doch bitt' ich Euch zunächst aus Höflichkeit  
Legt es nicht aus als Herzensschlechtigkeit,

Wenn ich getreu im Laufe der Geschichte  
Auch jedes Wort von Jedermann berichte;  
Sonst ziehe man mit Recht der Lüge mich.  
Denn das wißt sicher Ihr so gut wie ich:  
Wer melden will, was ihm gesagt ein Mann,  
Der wiederhole, so genau er kann,  
Ein jedes Wort, sei's noch so schlecht gewählt  
Und noch so gröblich, was ihm vorerzählt.  
Sonst müßt' er ja die Unwahrheit berichten,  
Den Sinn verfälschend, neue Worte dichten;  
Den eignen Bruder darf er schonen nicht,  
Ein jedes Wort zu sagen, ist ihm Pflicht.  
Sehr kräftig sprach selbst Christus in der Bibel,  
Und doch kein Wort – das wißt Ihr – ist von Uebel.  
Wer Plato las, dem ist der Spruch bekannt:  
Es sei das Wort der Sache nah' verwandt.

Und gleichfalls bitt' ich, daß Ihr mir verzeiht,  
Wenn ich Euch nicht nach Rang und Würdigkeit  
Die Leute vorgeführt, wie angemessen.  
Mein Witz ist kurz, das dürft ihr nicht vergessen.

Für Jeden freundlich, ließ der Wirth vom Haus  
Uns niedersitzen rasch zum Abendschmaus.  
Die Tafel er mit bester Speise deckte.  
Stark war der Wein, der uns vorzüglich schmeckte.  
So wohlanständig war des Wirthes Wesen,  
Als sei er zum Hofmarschall auserlesen.  
Sein Wuchs war stark, tief lag sein Augenpaar;  
In Chepe selbst kein bessrer Bürger war.  
Gewandt und klug und grad' heraus er sprach,  
In Nichts es ihm an Männlichkeit gebrach;  
Dazu war er ein aufgeweckter Mann.  
Gleich nach dem Abendessen hub er an  
In heitrer Laune dies und das zu sprechen;  
Und als berichtet waren unsre Zechen,  
Begann er also: »Wahrlich, meine Herr'n,  
Willkommen heiß' ich Euch hier herzlich gern.  
Denn, meiner Treu, wenn ich nicht lügen soll,  
Sah meinen Gasthof ich noch nie so voll  
In diesem Jahr, wie heut' am Tag' er ist.  
Gern möcht' ich Euch erheitern. Darum wißt,

Daß ich mir eben einen Scherz erdacht,  
Der vielen Spaß und keine Kosten macht.  
Ihr geht nach Canterbury. – Eure Pfade  
Beschirme Gott und seines Märtyr'rs Gnade! –  
Und sicher weiß ich, daß Ihr Euren Weg  
Zu kürzen denkt durch heiteres Gespräch.  
Denn unbehaglich wahrlich ist's und dumm,  
Einherzureiten, wie der Stein so stumm.  
Drum würd' es mich, wie ich schon sagte, freun,  
Euch angenehm und lustig zu zerstreun;  
Und wenn Ihr insgesamt des Willens seid,  
Mir zu gehorchen und mit Folgsamkeit  
Dasjenige zu thun, was ich Euch weise,  
– Bei meines Vaters Seel'! – seid auf der Reise  
Ihr morgen dann nicht hochvergnügt und munter,  
Schlagt mir den Kopf von meinem Rumpf herunter!  
Macht keine Worte; hebt empor die Hände!«  
Wir kamen rasch mit dem Entschluß zu Ende;  
Uns schien nicht werth, es lange zu berathen.  
Wir gingen schlichthin darauf ein, und baten  
Ihn, kund zu machen, was im Sinn er trage.

»Nun, Herren!« – sprach er – »hört, was ich Euch sage.  
Doch bitt' ich dringend, nehmt es mir nicht krumm!  
Denn, kurz und gut, es handelt sich darum,  
Es solle Jeder von Euch vier Geschichten,  
Den Weg zu kürzen, auf der Fahrt berichten.  
– Zwei, während wir nach Canterbury wandern,  
Und auf dem Heimweg dann die beiden andern. –  
Der aber, welcher schließlich unter Allen  
Von Abenteuern, die einst vorgefallen,  
Das beste vorgetragen hat – das heißt:  
Was Euch erbaut sowie ergötzt zumeist –  
Erhält zum Lohn dafür in diesem Haus  
Auf Kosten Aller einen Abendschmaus,  
Wenn wir von Canterbury heimwärts kehren.  
Und gerne will ich, Eure Lust zu mehren,  
Auf eigne Kosten selber mit Euch reiten,  
Und Euch als Führer auf der Fahrt begleiten.  
Wer meinem Urtheil wagt zu widersprechen,  
Zahlt auf der Tagesfahrt dafür die Zechen.  
Wenn Ihr gewillt seid, daß dem also sei,

So stimmt mir ohne viele Worte bei,  
Damit ich mich bei Zeiten rüsten kann.«

Dies ward bewilligt und wir schwuren dann  
Froh unsern Eid und baten ihn daneben,  
Das auszuführen, was er angegeben.  
Er möge sich als Leiter uns verpflichten,  
Sowie als Richter über die Geschichten,  
Den Preis des Abendessens nur fixiren,  
Und nach Gefallen über uns regieren  
Im Kleinen wie im Großen. – Jedermann  
Nahm gern und willig seinen Vorschlag an.

Und hinterher bestellten wir uns Wein  
Und tranken ihn, und dann ward allgemein  
Und ohne Zögern gleich zur Ruh gegangen.

Sobald der Tag zu grauen angefangen,  
Erhob sich unser guter Wirth und war  
Der Hahn für Alle. – Bald war seine Schaar  
Beisammen und dann ging, halb Trab, halb Schritt,  
Zur Schwemme von Sanct Thomas unser Ritt.  
Dort gab der Wirth den Pferden etwas Ruh'  
Und sprach: »Ihr Herrn, hört mir gefälligst zu!  
Ihr wißt, was Ihr verspracht und ich bedang.  
Ist Euer Abendlied noch Morgensang,  
So laßt uns sehn, wer soll der Erste sein,  
Der jetzt erzählt? Ich schwör's bei Bier und Wein!  
Für Alle zahlt die Zeche, wer sich jetzt  
Rebellisch meinem Urtheil widersetzt!  
Nun frisch geloost! Dann reiten wir von hinnen,  
Und wer das kürz'ste Loos zieht, muß beginnen.  
Herr Ritter,« – sprach er – »Oberherr und Lord!  
Zieht Euer Hälmchen! – so ist der Accord. –  
Kommt näher« – sprach er – »Lady Priorin!  
Ihr, Herr Scholar, ermuntert Euren Sinn;  
Laßt das Studiren! – Fasse Jeder an.«

Und folgsam zog sein Loos auch Jedermann.  
Ganz in der Kürze sei es nun berichtet:  
– Ob es Geschick, ob Zufall angerichtet,  
Die bei der Ziehung ihre Fäden schürzten –

Die Wahrheit ist: der Ritter zog den Kürz'sten.  
Nun war bei Allen Lust und Freude groß.  
Er hatte zu beginnen; denn sein Loos  
Verfügte so. – Was braucht's der Worte mehr?  
Was abgemacht, wißt Ihr und wußt' auch er.  
Und da er klug, gehorsam war und willig,  
So hielt er sein Versprechen auch, wie billig.

»In Gottes Namen! wie das Hälmmchen fiel,  
Will ich beginnen« – sprach er – »unser Spiel!  
Nun reitet weiter und lauscht meinem Wort.«

So zogen wir des Weges weiter fort,  
Und dann begann mit freundlichem Gesichte  
Er die Erzählung, die ich jetzt berichte.

### **Die Erzählung des Ritters.**

*Vers 861–3110.*

Wie aus Historienbüchern zu ersehn,  
War einst ein Herr und Herzog in Athen,  
Der Theseus hieß. Ihm glich zu seiner Zeit  
Kein Sieger und Eroberer, so weit  
Die Sonne scheint, an Größe und an Ruhm.  
Er unterwarf manch reiches Fürstenthum.  
Durch Tapferkeit und Klugheit überwand  
Er Scythia, das Amazonenland  
Und er erkor zur Gattin sich zugleich  
Hippolyta, die Königin vom Reich  
Und zog mit ihr und ihrem Schwesterlein  
Emilia in seine Heimath ein.  
In feierlichem Zug voll Glanz und Pracht,  
Umgeben von der ganzen Heeresmacht,  
Mit Siegesliedern, Jubelmelodien  
Mag nach Athen der würd'ge Herzog ziehn.  
Doch, wahrlich, wär' es kürzer einzurichten,  
Möcht' ich den ganzen Hergang Euch berichten,  
Wie Herzog Theseus' ritterliche Hand  
Das Reich der Weiber siegreich überwand,  
Wie die Athener in den Kämpfen siegten,  
Als sie die Amazonenschaar bekriegten,  
Und wie die Königin von Scythia,

Die schöne, kräftige Hippolyta  
Belagert ward, wie ihrer Hochzeit Weise,  
Ihr Tempelgang und ihre Heimwärtsreise.  
Doch muß ich leider wohl darauf verzichten.  
Groß ist – weiß Gott – mein Feld, doch stark mit Nichten  
Sind meine Stiere, die ich vor dem Pflug;  
Und der Geschichte Rest ist lang genug.  
Ich möchte Keinem gern im Wege stehn;  
Laßt Jedermann erzählen und uns sehn,  
Wer sich den Abendschmaus gewinnen kann?

Drum, wo ich abbrach, heb' ich wieder an.

Als der erwähnte Herzog nun nicht weit  
Mehr von der Stadt, zu der in Herrlichkeit  
Und großer Pracht er auf der Reise rückte,  
Sah er die Straße, als er um sich blickte,  
Mit einer Schaar von Weibern angefüllt,  
Die niederknieten, ganz in Schwarz gehüllt,  
In einer langen Reihe, zwei bei zwei;  
Und so erbärmlich klang ihr Wehgeschrei,  
Daß wohl im Leben auf der Erde Flur  
Solch Jammern hörte keine Creatur;  
Nicht früher ließen sie ihr Schreien enden,  
Bis seines Rosses Zügel sie in Händen.

»Was Volk seid Ihr, hier vor mir zu erscheinen,  
Daß meiner Heimkehr Fest mit Eurem Weinen  
Ihr stört?« – sprach Theseus – »seid Ihr so voll Neid  
Ob meiner Ehre, daß ihr klagt und schreit?  
Doch seid gekränkt Ihr, hat man Euch mißhandelt,  
Daß Ihr in schwarzer Trauerkleidung wandelt,  
So sagt mir an, wie ich Euch helfen kann?«

Die älteste der Frauen sprach sodann,  
Der Ohnmacht nah', mit blassem Angesicht  
– Ein trüber Schauspiel gab es wahrlich nicht –  
Und sagte: »Herr! begünstigt durch das Glück,  
Kehrt siegreich als Erobrer Ihr zurück!  
Statt Eures Ruhmes Glorie zu beneiden,  
Flehn hilfesuchend wir in unsern Leiden.  
Laßt gnadenvoll aus Eurem edlen Herzen

Nur einen Tropfen Mitleid auf die Schmerzen  
Der jammervollen Weiber niederfallen;  
Denn sicher, Herr, ist keine von uns allen,  
Die nicht von Königen und Fürsten stammt,  
Doch, wie Ihr seht, sind elend allesammt.  
Denn hoher Stand oft kurze Dauer hat,  
So lenkt's Fortuna und ihr falsches Rad!  
Wir haben, Herr, auf Eure Gegenwart  
In der Clementia Tempel schon geharrt  
Seit vierzehn Tagen, unser Flehn zu senden  
Empor zu Euch. – Ihr habt die Macht in Händen!  
Ich selbst, ein elend, klagend Weib, war sonst  
Des Kapaneus, des Königs, Eh'gesponst,  
Der seinen Tod vor Theben fand. – Dem Tage  
Sei ewig Fluch! – Und alle, deren Klage  
Aus Trauerhüllen dringt zu Euren Ohren,  
Haben die Gatten vor der Stadt verloren,  
Als unser Heer vor ihren Wällen lag.  
Der alte Kreon aber – Weh' und Ach! –  
Der dort regiert, beschloß aus Haß und Wuth  
Den schändlichen Tyrannenübermuth  
An den entseelten Körpern selbst zu kühlen  
Von unsern Männern, die im Kampfe fielen.  
Auf einen Haufen schleppt' er ihre Leichen  
Und ist auf keine Weise zu erweichen,  
Sie zu verbrennen oder zu bestatten,  
Und die Gebeine der erschlag'nen Gatten  
Dienen zum Futter jetzt für seine Hunde!«

Bei diesem Worte scholl aus Aller Munde  
Ein kläglich Schrei'n: »O, öffnet in Erbarmen  
Das Herz der Noth und Sorge von uns Armen!«  
So schrieen sie und warfen sich zur Erde.

Der edle Herzog sprang sogleich vom Pferde,  
Denn durch die Worte, die zu ihm gesprochen,  
War schier sein mitleidsvolles Herz gebrochen.  
Im Innersten bewegt durch die Beschwerden  
Von denen, die einst hochgestellt auf Erden,  
Hob er mit eigner Hand sie auf sofort,  
Und freundlich sprach er manches Trosteswort.  
Als treuer Ritter band durch einen Schwur

Er sich, zu thun, was irgend möglich nur,  
Um des Tyrannen Kreons Macht zu brechen.  
Das ganze Volk der Griechen solle sprechen  
Davon noch lange, wie durch Theseus Hand  
Kreon den Tod, den er verdiente, fand.  
Und ohne länger sich dann aufzuhalten,  
Ließ fördersamst die Banner er entfalten  
Zum Vorwärtsmarsche für das ganze Heer.  
- Nicht nach Athen zog es ihn länger mehr. -  
Kaum einen halben Tag genoß er Ruh',  
Dann ritt zur Nachtzeit er auf Theben zu.  
Sein Weib, die Königin der Amazonen,  
Hippolyta ließ er inzwischen wohnen  
Mit ihrer jungen Schwester in Athen,  
Um - wie gesagt - gleich in den Kampf zu gehn.  
Im weißen Banner schien mit Speer und Schild  
Vom Kriegsgott Mars das blutigrothe Bild  
Und leuchtete mit hellem Glanz ins Weite.  
Aus reinem Gold gefertigt, ihm zur Seite  
Ragte die Fahne, die das Bildniß trug,  
Wie Theseus Kretas Minotaur erschlug.

So ritt der Herzog, so der kühne Sieger,  
Umgeben von der Blüthe seiner Krieger,  
Auf Theben zu, bis endlich Halt er machte  
Auf einem Feld, wo er zu kämpfen dachte.

Um nun ganz kurz den Thatbericht zu geben:  
Mit Kreon, welcher König war in Theben,  
Focht er, und ritterlich in offner Schlacht  
Erschlug er ihn und trieb die Heeresmacht  
Zu Paaren, nahm die Stadt darauf mit Sturm,  
Und gleich der Erde macht' er Wall und Thurm,  
Und an die Frau'n ließ er zurückerstatten  
Die todten Körper der erschlagenen Gatten,  
Sie beizusetzen nach des Landes Brauch.

Doch allzulange währt' es, spräch' ich auch  
Von allem Jammer und von allem Flennen  
Der armen Weiber während dem Verbrennen,  
Und wie, mit Ehren und mit vielen Gnaden  
Vom edlen Herzog Theseus überladen,

Sie endlich schieden und von dannen gingen;  
- Denn kurz zu sein, ziemt mir vor allen Dingen. -

Der edle Herzog, der mit starker Hand  
Kreon erschlug und Theben überwand  
Und alles Land zu eigen sich gemacht,  
Nahm auf dem Schlachtfeld Ruhe für die Nacht.  
Nun machten sich die Plünderer viel zu schaffen,  
Um reiche Beute, Rüstungen und Waffen  
Erschlagner Feindesleichen heimzutragen  
Vom Kampfplatz, wo sie haufenweise lagen.  
Und so geschah's, daß hierbei aufgefunden  
Zwei junge Ritter wurden, die, durch Wunden  
Arg zugerichtet, scheinbar als erschlagen,  
Im reichen Waffenschmuck beisammen lagen,  
Von denen Palamon der eine hieß,  
Arcit der andre; wie sich bald erwies,  
Obwohl sie todt mehr als lebendig schienen,  
Aus ihren Rüstungen; sowie von ihnen  
Und ihrer Herkunft Herolden nicht minder  
Bekannt war, daß sie als Geschwisterkinder  
Entsprungen Thebens königlichem Haus.

Als aus dem Leichenhaufen sie heraus  
Die Plünderer gezogen, brachte man  
Sie in das Zelt des Theseus, der sodann  
Sie nach Athen zu ew'ger Haft verwies  
Und für kein Lösegeld daraus entließ.

Und heimwärts zog, nachdem er dies vollbracht,  
Der würd'ge Herzog mit der Heeresmacht,  
Bekrönt als Sieger mit dem Lorbeerzweige.  
Geehrt und fröhlich bis zur Lebensneige  
Verblieb er dort. - Was braucht's der Worte mehr?

In einem Thurme lagen sorgenschwer  
Stets noch Arcit und Palamon gefangen,  
Da für kein Gold die Freiheit zu erlangen.

Tag rollt auf Tag und Jahr auf Jahr vorbei,  
Bis es geschah, daß einst im Monat Mai  
In früher Morgenstunde schon Emilie,  
Weit schöner als am grünen Schaft die Lilie

Und frischer als des Maies Blütenprangen  
- Denn ob die Rose oder ihre Wangen  
Von zarterm Roth, war schwerlich zu entscheiden -  
Vom Lager aufstand, um sich anzukleiden,  
Wie früh am Morgen sie gewohnt zu thun.  
Die Schläfer läßt der Mai nicht lange ruhn,  
Der so die Herzen prickelt und belebt,  
Daß rasch vom Lager jeder sich erhebt.  
»Steh' auf« - ruft Mai - »und huld'ge meiner Macht!«  
Drum war Emilie zeitig aufgewacht,  
Damit auch sie den Mai in Ehren halte.  
Frisch war ihr Kleid; in reichen Flechten wallte  
Ihr um die Schultern das goldgelbe Haar,  
Das ellenlang - nach meiner Schätzung - war.  
Als ihren Lauf die Sonne dann begann,  
Trat sie im Garten ihre Wandrung an,  
Wo sie sich weiß' und bunte Blumen pflückte,  
Zum Kranz sie wand, mit ihm die Stirne schmückte,  
Und dabei himmlisch wie ein Engel sang.

Der dicke, große Thurm, in dem schon lang  
Gefangen die besagten Ritter lagen  
- Von denen auch noch ferner viel zu sagen -  
Die stärkste von des Schlosses Kerkerwarten,  
Lag an dem Wall von eben jenem Garten,  
In dem ihr Spiel Emilie fröhlich trieb.

Bei Sonnenschein und Morgenfrische blieb  
Auch der gefangne Palamon nicht lang  
Im Bett, und den gewohnten Morgengang,  
Zu dem sein Wärter ihm Erlaubniß gab,  
Nahm er im höchsten Stock, von dem herab  
Zur Stadt er und zum Grün des Gartens sah,  
In dem das schöne Kind Emilia,  
Lustwandeln ging, sich tummelnd hin und her.

Und Palamon, gefangen, sorgenschwer,  
Ging seufzend auf und ab in seiner Kammer,  
Sich oft beklagend, daß zu solchem Jammer  
Geboren ihn das neidische Geschick.  
Und so geschah's - sei's Zufall oder Glück -  
Daß seine Augen durch die dicken Sparren

Von seines Fensters mächt'gen Eisenbarren  
Grad' auf Emilie fielen. – Zitternd, bleich,  
Zusammenzuckend, schreit empor er gleich,  
Als ob er durch das Herz gestochen sei. –

Auf sprang Arcit sofort bei diesem Schrei  
Und sprach: »Was, theurer Vetter, ist geschehn,  
Daß todtenblaß Du plötzlich anzusehn,  
Was hat man Dir gethan, was soll die Klage?  
Um Gottes Willen mit Geduld ertrage,  
Was abzuändern unsrer Macht entgeht.  
Fortuna hat den Rücken uns gedreht!  
Wenn unheilvoll durch die Constellation  
Saturns uns die Aspecten einmal drohn,  
So bleibt vergebens das Geschick beschworen;  
Denn, wie der Himmel stand, als wir geboren,  
So müssen wir's ertragen – das ist klar!«

Des Palamons Erwiedrung aber war:  
»Bei Deiner Ansicht, die Du mitgetheilt,  
Hat Deine Phantasie sich übereilt.  
Nicht schrie ich, Vetter, weil wir hier gefangen;  
Ich ward verwundet, und die Schmerzen drangen  
Durchs Auge mir ins Herz. Auf immerfort  
Bannt mich die Schönheit einer Frau, die dort  
Lustwandelnd sich ergeht im Gartengrün.  
Das war der Grund, weißhalb ich aufgeschrien.  
War Weib sie, war vom Himmel sie geschickt?  
Mich dünkt, die Venus selbst hab' ich erblickt!«  
Und dabei sank er auf die Kniee hin  
Und sprach: »Venus, wenn ich gewürdigt bin,  
Daß Du mir Armen, welchen Kummer beugt,  
Dich hier in irdischer Gestalt zezeigt,  
So hilf uns zu entrinnen unsrer Haft!  
Doch ist's bestimmt, daß in Gefangenschaft  
Wir durchaus sterben sollen, dann gewähre  
Dein Mitleid unserm Stamme, dessen Ehre  
Durch Tyrannei zu tiefem Fall gebracht!«

Nach dieser Rede war Arcit bedacht,  
Auch seinerseits die Dame zu erspähen;  
Doch augenblicklich, als er sie gesehen,

War – wenn schon Palamon verwundet schwer –  
Arcit es ebenmäßig oder mehr.

Und jämmerlich fing er zu seufzen an:

»Die holde Schönheit hat mir's angethan,  
Die ich erblickt auf jenem Gartenpfade.  
Erring' ich mir nicht ihre Gunst und Gnade  
Bleibt mir versagt, sie mindestens zu sehn,  
Ist es um mich – das fühl' ich – auch geschehn.«

Als kaum die Worte Palamon gehört,  
Frug er verächtlich blickend und verstört:  
Ob's Ernst, ob's Scherz ihm mit der Rede wäre?  
»Nein« – sprach Arcit – »vollkommen Ernst – auf Ehre!  
Zu Scherzen bin – weiß Gott – ich nicht gestimmt.«

Und Palamon versetzte drauf, ergrimmt  
Die Brauen faltend: »Nicht von Ehre sprich,  
Wenn falsch Du und Verräther gegen mich,  
Den Vetter und den Bruder Deiner Wahl!  
Wir schwuren uns bei der Verdammung Qual,  
Es solle gegenseitig von uns beiden  
Einer dem andern bis zum Todesscheiden  
In keiner Art und – lieber Bruder mein –  
Auch in der Liebe nicht im Wege sein.  
Daß Du zu meiner Hülfe stets bereit,  
Wie ich zu Deiner – dieses war Dein Eid,  
So sicherlich wie es der meine war.  
Du kannst nicht widersprechen. Offenbar  
Mußt Du, wie ich, in dieser Sache denken;  
Drum Falschheit ist's, Dein Lieben hinzulenken  
Zur Dame, die ich liebe, die ich auch  
Stets lieben werde bis zum letzten Hauch!  
Doch nie, Arcit, soll es Dein falsches Herz!  
Ich liebte sie zuerst, und meinen Schmerz  
Hab' ich als Bruder Dir und Freund geklagt,  
Mir hülfreich beizustehn; denn – wie gesagt –  
Dich bindet Eid, Dich bindet Ritterpflicht,  
Daß Du mir Hülfe leihst; und thust Du's nicht,  
Bist Du – frei sag' ich's – deines Eids vergessen.«

Ihm stolz erwidern, sprach Arcit indessen:  
»Wenn Du mich falsch nennst, ist es leider schade,

Daß falsch Du selbst bist in weit höherm Grade,  
Denn – *par amour!* – wer liebte sie zuerst,  
Ich oder Du, daß Du Dich so beschwerst?  
Du wußtest nicht, ob Weib, ob Göttin sie;  
Dein Herz bewegte heil'ge Sympathie,  
Doch irdischer ist meiner Liebe Feuer;  
Und so geschah's, daß ich mein Abenteuer  
Als Vetter und als Bruder Dir enthüllte.  
Gesetzt, daß Liebe Dich zuerst erfüllte,  
So weißt Du's doch, daß Weise längst verkündet,  
Daß in der Liebe kein Gebot uns bindet;  
Und ob der klügste Mann Gesetze schriebe,  
Bei meinem Kopf! das höchste bleibt die Liebe,  
Und giebt uns positives Recht, Versprechen  
Um ihretwillen jederzeit zu brechen!  
Verstand verstummt, sobald die Liebe spricht!  
Ob uns der Tod droht, wir entfliehn ihr nicht  
– Mag sie nun Weib sein, Wittwe oder Maid. –

Für mich wie Dich gibt's keine Möglichkeit,  
Uns ihre Gunst im Leben zu erringen,  
Denn unsres – weißt Du – müssen wir verbringen  
In Kerkerhaft, aus der in Ewigkeit  
Nicht mich noch Dich ein Lösegeld befreit.  
Wir streiten, gleich zwei Hunden, um das Bein.  
Sie fochten, jeder wollte Sieger sein;  
Da kam ein Habicht, der sie ausgewittert,  
Und stahl den Knochen, der sie so erbittert.  
Und, Bruder, sieh' den Hof des Königs an!  
Da steht auch Jeder seinen eignen Mann.  
Lieb', wen Du willst; ich will das Gleiche thun,  
Und damit, Bruder, laß die Sache ruhn.  
So lang in Kerkermauern wir begraben,  
Mag jeder auch sein Abenteuer haben.«

Wie lang und scharf gewährt der Beiden Streit,  
Würd' ich berichten, hätt' ich nur die Zeit.  
Jedoch zur Sache! – Kurz, wie ich's vermag,  
Sei es erzählt. Es kam an einem Tag  
Ein würd'ger Fürst, Pirithous genannt,  
Zu Theseus nach Athen, wo er das Band  
Der alten Freundschaft mit dem Spielgenossen,

Das sie in frühster Kinderzeit geschlossen,  
Erneuerte, und froh mit ihm verkehrte,  
Den auf der Welt er über Alles ehrte,  
Von dem geehrt er über Alles war.  
Der Beiden Liebe macht die Sage klar,  
Daß nach dem Tod des Einen in der Hölle  
Den Freund besucht der lebende Geselle.  
– Was ich Euch hier nicht lang berichten mag. –

Pirithous, der schon seit Jahr und Tag  
In Theben Neigung für Arcit empfand,  
Hatte bei Theseus sich für ihn verwandt  
Und durch sein Bitten ihm Pardon verschafft,  
Daß ohne Lösegeld aus seiner Haft  
Er unbeschränkt, wohin er wolle, ginge,  
Jedoch nur unter folgendem Bedinge:  
Mit dem Arcit kam Theseus überein,  
Es solle künftig so gehalten sein,  
Daß, wenn in seinem Leben je Arcit  
Betroffen würde wieder im Gebiet  
Des Herzog Theseus und zur Haft gebracht,  
Sei es am Tage, sei es in der Nacht,  
Sein Kopf sofort verfallen sei dem Schwerte.

Dagegen half kein Rath. – Entlassen, kehrte  
Darum Arcit zurück zum Heimathlande.  
– Er wahre sich! es steht sein Kopf zum Pfande! –  
Wie wird Arcit nunmehr gequält von Schmerzen  
Und welche Todesqual trägt er im Herzen?!  
Er weint und klagt und sinnt, mit eignen Händen  
Die Leiden seines Lebens zu beenden.  
»Unsel'ger Tag« – sprach er – »der mich gebar!  
Wenn Fegefeuer schon mein Kerker war,  
Ist gegenwärtig mein Geschick noch schlimmer,  
Denn in die Hölle bannt es mich für immer!  
Hätt' ich Pirithous doch nie gekannt;  
Dann hielte mich noch Herzog Theseus' Hand  
In ewiger Gefangenschaft zurück!  
Hier bin ich elend, dort war ich im Glück!  
Wenn ich nur sie, die hoch mein Herz verehrt  
– Wird ihre Gunst auch niemals mir bescheert –  
Erblicken könnte, wär' ich hoch zufrieden!

Ach!« – rief er aus – »Dir ist der Sieg beschieden,  
Mein Vetter Palamon, in diesem Streit!  
Du bliebst im Kerker voller Seligkeit;  
Im Kerker? Nein! Fürwahr, ein Paradies  
Fortunas Würfel Dich gewinnen ließ!  
Du bist ihr nah', ich bin auf ewig weit,  
Dir bleibt ihr Anblick und die Möglichkeit,  
Daß – weil Du so gewandt wie tapfer bist,  
Und wandelbar Fortunas Wesen ist –  
Du mit der Zeit noch deinen Wunsch erlangst.  
Ich bin verbannt! In hoffnungsloser Angst  
Bleibt mir beständige Verzweiflung nur.  
Hienieden gibt es keine Creatur  
Im Feuer, Wasser, in der Luft, auf Erden,  
Ein Tröster und ein Helfer mir zu werden!  
O, wär' ich todt! Mir bleibt kein Hoffnungsschimmer,  
Lust, Leben, Freude lebet wohl für immer!

Warum beklagt der Mensch sich des Geschicks,  
Das Gottes Allmacht, oder Spiel des Glücks  
In weiserm Walten über ihn verhängte,  
Als wenn er selbst des Lebens Steuer lenkte?  
Der Eine strebt nach Reichthum, und verdorrt  
In langem Siechthum, oder stirbt durch Mord;  
Ein Anderer durchbricht des Kerkers Wände,  
Den Tod zu finden durch der Seinen Hände.  
Wir wissen nicht, wie oft in diesen Dingen  
Endlosen Harm die eignen Wünsche bringen.  
Wir taumeln, wie ein schwer betrunken Mann,  
Der zwar sein Haus kennt, doch nicht finden kann  
Den Weg, der ihn zu seiner Wohnung leitet,  
Und auf dem Pfade sinnlos schwankt und gleitet.  
So fahren wir umher in unserm Leben!  
Die Seligkeit, nach der wir eifrig streben,  
Sich oftmals als das Gegentheil erweist;  
Das wissen Alle – und ich selbst zumeist,  
Der ich in hoffnungsvollem Wahn gestanden,  
Es werde, frei von meinen Kerkerbanden,  
Nur Lust und Wohlsein fürder mir zu Theil.  
Und jetzt bin ich verbannt von meinem Heil,  
Da, wenn ich Dich, Emilie, nicht mehr sehe,  
Allein der Tod nur enden kann mein Wehe!«

Ganz anders war des Palamons Gebahren,  
Als des Arcit Befreiung er erfahren.  
Sein Wehgeschrei und seine Klagen schallten,  
Daß laut des Thurmes Mauern widerhallten;  
Und auf die Fesseln, welche seine Glieder  
Umschlossen, fielen bittere Thränen nieder.  
»Arcit, mein Vetter!« – hub er an zu sprechen –  
»Nun kannst – weiß Gott – des Kampfes Frucht Du brechen!  
Du wanderst jetzt in Theben frei umher,  
Und kaum gedenkst Du meiner Leiden mehr;  
Du bist voll Weisheit und voll Männlichkeit,  
Und kannst des Hauses Mannen leicht zum Streit  
Jetzt um Dich schaaren, in dies Land zu dringen;  
Es kann durch Glück Dir, durch Vertrag gelingen,  
Zum Weibe die Geliebte zu erwerben;  
Ich aber muß vor Jammer um sie sterben.

Da Du aus der Gefangenschaft entlassen,  
Vermagst Du jeden Vortheil zu erfassen.  
Du bist Dein eigener Herr und darum stärker  
Als ich, der hier verschmachten muß im Kerker,  
Um lebenslänglich unter Jammerklagen  
Die Leiden der Gefangenschaft zu tragen;  
Und doppelt macht die Liebespein mein Herz  
Empfinden alle Qualen, jeden Schmerz.«

Empor flammt Eifersucht, wie Feuersgluth,  
In seiner Brust. Wie rasend schoß das Blut  
Ihm nach dem Herzen und ließ die Gestalt  
Wie Buchsbaum blaß, wie Asche todt und kalt.  
»Grausame Göttin, deren Wort die Welt«  
– So rief er aus – »in ew'gen Banden hält,  
Die Du auf Demanttafeln Dein Belieben  
Als ew'ge Richtschnur für die Welt geschrieben,  
In Deinen Augen gelten Menschen kaum  
Soviel wie Schafe in der Hürde Raum;  
Und wie ein Vieh auch wird der Mensch erschlagen,  
Muß Kerkerhaft und Slavenfesseln tragen,  
Krankheit und Wiederwärtigkeit erdulden,  
Und oft – bei Gott! – ganz ohne sein Verschulden!  
Heißt das Regierung, wenn, vorauserwählt,

Die fleckenlose Unschuld wird gequält?!  
Und nicht genug damit! zu größrer Qual  
Sind wir verpflichtet gar aus freier Wahl  
Den Sinn zu beugen unter Gottes Willen,  
Wenn frei die Lust ein jedes Thier mag stillen.  
Ein Vieh, das stirbt, ist ledig seiner Plagen,  
Ein todter Mensch muß heulen noch und klagen,  
Als ob nicht jammervoll genug die Welt!  
Doch ohne Zweifel, so ist es bestellt!  
Wer kann uns Antwort auf die Frage geben?  
Eins ist gewiß: das größte Leid ist Leben!  
Ach! Räuber und Reptile sehen wir,  
Die guten Menschen stets geschadet, hier  
Ganz frei und ungestört ihr Wesen treiben;  
Mich aber ließ in Kerkerbanden bleiben  
Saturnus, und mit eifersücht'ger Wuth  
Zerstörte Juno Thebens bestes Blut  
Und stürzte seine weiten Wälle nieder,  
Indeß mich Venus vor Arcit hinwieder  
Mit eifersüchtiger Befürchtung schlug!«

Nun sprachen wir von Palamon genug,  
Und wollen ihn in seinem Kerker lassen,  
Um mit Arcit uns wieder zu befassen.

Der Sommerfloh. – In langer Winternacht  
Ward doppelmächtig beider Schmerz entfacht.  
Ich weiß es nicht, wer litt vom Unglück stärker,  
Der Mann der Liebe oder der im Kerker?  
Denn – kurz – war's ewig Palamons Verhängniß,  
Daß, festgekettet, er in dem Gefängniß  
Verbleiben müßte bis zum Lebensziel,  
So war Arcit für immer im Exil,  
Beraubt, da Tod ihm jede Rückkehr war,  
Auch ihres Anblicks nun und immerdar.  
Ihr Liebenden, Euch stell' ich nun die Frage,  
Ob Palamon das schlimmere Loos ertrage,  
Der, zwar gefangen, dennoch Tag für Tag  
Die Dame seines Herzens sehen mag,  
Ob es Arcit, der, zwar ein freier Mann,  
Doch die Geliebte nie erblicken kann.  
Wie's Euch am besten zusagt, mögt Ihr wählen,

Mich aber drängt es, weiter zu erzählen.

In Theben angelangt, wird krank und schwach  
Arcit und klagt tagtäglich Weh' und Ach!  
An der Geliebten sollte sich sein Blick  
Nie mehr erfreun. Zu solchem Mißgeschick  
War – um es kurz zu enden – nie ein Wesen  
Und wird auf Weltendauer nie erlesen.  
Es war ihm Hunger, Durst und Schlaf vergangen;  
Mit hohlen Augen und mit fahlen Wangen,  
Dürr wie ein Stock, von Ansehn aschenbleich,  
Erregte Schreck und Mitleid er zugleich.  
Und einsam war er, immerfort allein;  
Und nächtelang schrie er in seiner Pein,  
Aus seinen Augen Thränenströme drangen  
Wenn Lieder tönten, Instrumente klangen.  
Aus seiner Brust war aller Muth entflohn,  
Und so verändert klang der Stimme Ton,  
Daß sie kaum wieder zu erkennen war.  
Sein ganzes Wesen wies es offenbar,  
Daß er den Zustand nicht allein verdanke  
Den Pfeilen Eros' – nein – an Wahnsinn kranke,  
Und daß die Säfte der Melancholie  
Im Hirn getrübt den Sitz der Phantasie.  
Kurz – ganz verdreht war er durch Liebesleid  
An Wesen und Gemüthsbeschaffenheit.

Doch soll ich von den Schmerzen, die ihn quälen,  
Den lieben, langen Tag hindurch erzählen?  
Als er ein bis zwei Jahre so geplagt  
Von Leid und Kummer – wie ich schon gesagt –  
In seiner Heimath Theben zugebracht,  
Sah vor sich stehn im Schlaf er in der Nacht  
– Wie es ihm schien – den Flügelgott Merkur,  
Der ihm Geheiß gab, Muth zu fassen nur!  
In seiner Hand die goldne Schlummerruthe,  
Sein strahlend Haar bedeckt mit einem Hute,  
Erschien in selber Bildung er und Tracht,  
Als er dem Argus Schlaf und Tod gebracht;  
Und sprach zu ihm: »Hin nach Athen Dich wende,  
Dort geht für Dich Dein Liebesschmerz zu Ende!«

Bei diesen Worten fuhr Arcit empor.  
»Fürwahr, steht auch das Schlimmste mir bevor,  
So geh' ich« – rief er – »dennoch nach Athen,  
Dem Tode trotz' ich, gilt es die zu sehn,  
Der ich in treuem Liebesdienst ergeben.  
Bin ich ihr nah', was gilt mir dann mein Leben!«

Zum großen Spiegel griff er bei dem Wort,  
Und da die Blüthe seiner Wangen fort  
Und er sein Antlitz ganz verändert sah,  
Lag auch sofort ihm der Gedanke nah',  
Daß, da entstellt bis zur Unkenntlichkeit  
Ihn seine Krankheit und sein Herzeleid,  
Er in Athen in unscheinbarem Stand,  
Für immer könne wohnen unerkant  
Und die Geliebte sehn zu jeder Zeit.  
Und so vertauscht' er ungesäumt sein Kleid  
Und ging vermummt als armer Bauersmann  
Auch graden Weges nach Athen sodann.  
Ein einz'ger Junker nur war sein Begleiter,  
Den als Vertrauten seiner Heimlichkeit er  
In ärmlicher Verkleidung mit sich nahm.

Als er zur Hofburg eines Tages kam,  
Bot er am Thorweg als ein Arbeitsmann  
Zu jedem Dienst, den man verlangt, sich an.  
Und – kurz zu melden Euch den Sachverlauf –  
Es nahm in Dienst ein Kammerherr ihn auf,  
Der an dem Hof Emiliens sich befand:  
Ein kluger Mann, der es gar wohl verstand,  
Die Dienerschaft in guter Zucht zu halten.  
Zum Wassertragen und das Holz zu spalten,  
Schien ihm Arcit geschickt, denn jung und stark,  
Von kräft'gem Bau und gutem Knochenmark,  
War er geeignet, jeden Dienst zu thun.

Ein bis zwei Jahre blieb als Page nun  
Er in dem Dienste dieser schönen Dame,  
Und Philostrat sei – gab er an – sein Name.  
Doch Keiner seines Rangs ward halb so sehr  
Vom ganzen Hofe rings geliebt, wie er.  
Von seinem vornehm-adeligen Wesen

War vieles Rühmen stets am Hof gewesen,  
Und Jeder wünschte, daß ihn Theseus' Gnade  
Baldigst zu einem angemessnen Grade  
Und einem ehrenvollern Dienst erhebe,  
Der seiner Tugend weitem Spielraum gäbe.

So war durch sein Betragen und sein Reden  
Sein Name bald im Mund von einem Jeden,  
Bis ihn zum Junker Theseus dann ernannte  
Und ihn bei sich als Kämmerling verwandte.  
Auch gab er ihm, um ranggemäß zu leben,  
Das nöth'ge Gold. Doch heimlich ward daneben  
Ihm seine Rente jedes Jahr gesandt,  
Indeß von ihm mit Maß und mit Verstand  
Verthan, daß er kein Aufsehn dadurch machte.  
Und in drei Jahren, die er so verbrachte,  
Gewann er sich im Frieden wie im Streit  
Des Theseus innigste Gewogenheit.

Und so verlassen wir Arcit im Glück,  
Und wenden uns zu Palamon zurück.

In seines festen Kerkers Schreckensnacht  
Hat sieben Jahre Palamon verbracht,  
Von Lieb' und von Verzweiflung fast zerrissen.  
Wer hat je sorgenvoller dulden müssen  
Als Palamon? Ihn hatte Leid und Lieben  
Zur Schwermuth, ja, zum Wahnsinn fast getrieben,  
Und dazu sitzt er nicht auf Jahr und Zeit  
In dem Gefängniß, nein, auf Ewigkeit!  
Wer könnte reimen nach Gebühr und Pflicht  
Sein Marterleiden? Ich vermag es nicht!  
– Rasch übergangen drum die Sache sei. –

Im siebten Jahr, zur dritten Nacht im Mai,  
Geschah es, wie uns Bücher und Geschichten  
Aus alten Zeiten umständlich berichten  
– Sei es nun Zufall oder Schicksalsschluß,  
Durch den ein Ding, das sein soll, kommen muß –  
Daß Palamon zu mitternächt'ger Zeit  
Durch Freundes Hülfe, die ihm dienstbereit  
Zu Theil geworden, seiner Haft entkam

Und aus der Stadt die Flucht in Eile nahm.  
– Ein Schlaftrunk aus Narkotikum von Theben  
Und Opium, die in süßem Wein gegeben,  
Betäubte so den Wärter, daß kein Schütteln  
Im Stande war, ihn aus dem Schlaf zu rütteln;  
Und so entkam er und entrann er schnell. –

Die Nacht war kurz. Bald schien der Tag schon hell.  
Sich zu verbergen, war es hohe Zeit;  
Weßhalb zu einem Haine sich abseit  
Auch Palamon mit bangen Schritten schlug.  
Denn es war seine Absicht, daß er klug  
Den Tag hindurch, im Busch versteckt, verbringe  
Und erst zur Nachtzeit wieder weiter ginge  
Auf Theben zu, um dort zum Kriege gegen  
Den Theseus seine Freunde zu bewegen.  
Denn – kurz gesagt – es galt entweder Sterben  
Oder zum Weib Emilie zu erwerben.  
Das war sein Zweck, nur das lag ihm im Sinn!

Wir wenden zu Arcit uns wieder hin,  
Der wenig ahnte, welche Sorgen nahten,  
Bis in Fortunas Fallstrick er gerathen.

Die fleiß'ge Lerche, Tages Botenfrau,  
Begrüßt mit ihrem Sang das Morgengrau,  
Und Phöbus naht mit Feuerflammenpracht,  
Bei dessen Blick der ganze Osten lacht,  
Und trocknet rasch durch seiner Strahlen Schein  
Der Blätter Silbertropfen in dem Hain.

Arcit, zum ersten Junker jetzt gemacht,  
Am Hof des Theseus, war schon früh erwacht,  
Und da der Tag so heiter schien und klar,  
Beschloß er, wie schon längst sein Vorsatz war,  
Dem Mai sein Opfer heute darzubringen.  
Bald trug sein Renner ihn auf Feuerschwingen,  
Damit im Freien fröhlich er verweile,  
Vom Hof aufs Feld bis über eine Meile  
Zum Haine hin, von welchem ich erzählte,  
Und den durch Zufall er zum Ziel erwählte,  
Um sich aus Weißdornblüthen, Geißblattwinden

Und grünen Blättern einen Kranz zu binden;  
Und laut sang er dem Sonnenschein entgegen:  
»O grüner Mai, so reich an Blüthensegen,  
Du frischer, schöner Mai willkommen mir!  
Zu finden hoff' ich etwas Grünes hier!«

Und hoch vergnügt er rasch vom Pferde sprang  
Und lenkte zu dem Haine seinen Gang  
Und wandelt' dort umher auf einem Pfade,  
Wo hinter einem Busch durch Zufall grade  
Sich Palamon, den stete Todessorgen  
In Angst versetzten, ungesehen verborgen;  
Indessen – Gott mag's wissen – daß Arcit  
Zugegen sei, er nimmermehr errieth.

Der alte Spruch sein stetes Recht behält:  
Der Wald hat Ohren, Augen hat das Feld;  
Woran der Mensch sich wohl erinnern mag,  
Denn widerfahren kann's ihm jeden Tag.  
Es wußte drum, im Selbstgespräch verloren,  
Arcit auch nicht, wie nah' des Lauschers Ohren,  
Der still und lautlos saß im Busch versteckt.

Nachdem Arcit, vergnügt und aufgeweckt,  
Manch lustig Lied gesungen, gab sein Sinn  
Sich plötzlich grillenhaften Träumen hin,  
Wie solche bei verliebten Leuten eben  
Gleich Brunneneimern auf und nieder schweben,  
Und bald im Grün, bald unter Dornen sind.  
Recht wie ein Freitagswetter, das geschwind  
Verkehrt den hellen Sonnenschein in Regen,  
Weiß launenhaft auch Venus zu bewegen  
Des Volkes Herzen, die wie ihren Tag,  
Sie gern verändern und verkehren mag.  
– Selten gleicht Freitag andern Wochentagen. –  
Sein Lied war aus, Arcit begann zu klagen,  
Und seufzend warf er rasch zu Boden sich,  
»Weh!« – sprach er – »sei dem Tage, welcher mich  
Gegar! Wie lange, Juno, soll mit Streit  
Theben verfolgen Deine Grausamkeit?  
Ach wie erniedrigt ist durch Deine Wuth  
Des Kadmus und Amphion Königsblut!

Des Kadmus, welcher als der erste Mann  
Von Thebens Stadt den stolzen Bau begann  
Und dessen Königskrone sich errang.  
Aus seinem fürstlichen Geblüt entsprang  
Auch ich in grader Linie, ob geächtet  
Ich leider jetzt, im Elend und geknechtet  
Muß in dem Dienste meines Todfeinds leben,  
Dem ich als armer Junker untergeben.  
Noch größere Schande that mir Juno an,  
Daß ich Arcit mich nicht mehr nennen kann  
Und, statt den wahren Namen zu entdecken,  
Mich elend muß als Philostrate verstecken.  
Ach, grimmer Mars! ach, Juno! Eure Wuth  
Hat bis auf mich des ganzen Stammes Blut  
Und bis auf Palamon dahin gerafft,  
Den Theseus quält in ew'ger Kerkerhaft!  
Und überdies zu mehren meinen Schmerz,  
Hat Liebe durch dies treuergebne Herz  
So brennend ihren Feuerpfeil getrieben,  
Als sei mein Todesurtheil schon geschrieben,  
Bevor man noch an meinen Windeln spann.  
Emilie! Deine Augen sind daran  
Allein nur schuld; denn was mich sonst beschwert,  
Acht' ich, fürwahr, nicht einen Strohalm werth,  
Wenn Dir zu dienen ich im Stande bin!«

Nach diesen Worten lag er ohne Sinn  
Für lange Zeit, – und später regte sich  
Auch Palamon, den ein Gefühl beschlich,  
Als ob ein kaltes Schwert sein Herz durchdrungen.  
Dem Dickicht war er wuthentbrannt entsprungen  
Mit stierem, todtenbleichem Angesichte,  
Als er vernommen des Arcit Geschichte.  
In dem Verstecke ließ es ihm nicht Ruh.  
»Falscher Arcit!« – rief er – »Verräther, Du!  
Jetzt hab' ich Dich! – Du hast Dir ausgewählt  
Dasselbe Weib, um das mein Herz sich quält!  
Du bist mein Blut! Du bist verpflichtet mir  
Durch Deinen Schwur! wie oft schon sagt' ich's Dir?!  
Und nun hast Herzog Theseus Du betrogen,  
Ihm einen falschen Namen vorgelogen!  
So darf's nicht sein! Ich oder Du mußst sterben!

Du sollst nicht um Emiliens Liebe werben,  
Nur mir und keinem Andern steht das zu,  
Denn ich bin Palamon – mein Todfeind Du!  
Und fehlen mir auch Waffen hier zum Streit,  
Da ich mich eben aus der Haft befreit,  
Ich fürchte Nichts. Ich werde Dich erschlagen,  
Willst Du fortan Emilien nicht entsagen.  
Du kommst nicht fort! – Was Dir gefällt, erwähle!«

Jedoch Arcit mit haßerfüllter Seele  
Zog, als er ihn erkannt und angehört,  
So wüthend wie ein Löwe gleich sein Schwert  
Und sprach: »Beim hohen Gott im Himmel droben,  
Machte der Liebe Wahnsinn Dich nicht toben,  
Und wär' nur irgend eine Waffe Dein,  
Du kämest nicht lebendig aus dem Hain,  
Und fändest Deinen Tod durch meine Hand;  
Denn ich zerreiße hiermit Bund und Band,  
Wodurch ich – sagst Du – Dir verpflichtet sei.  
Was, Narre! – ist die Liebe denn nicht frei?  
Trotz aller Deiner Macht will ich sie lieben!  
Bist Du der Ritter, der Du warst, geblieben,  
Wirst Du mit mir den Kampf um sie bestehn,  
Und, auf mein Wort! Du sollst mich morgen sehn  
Ganz ohne Zeugen auf demselben Flecke,  
Und wissen, daß ein Ritter in mir stecke.  
Genug an Wehr und Waffen bring ich Dir,  
Die besten wähle, laß die schlechtesten mir!  
Mit Speis' und Trank will ich zur Nacht Dich laben  
Und Decken sollst Du für Dein Lager haben;  
Und wenn Du die Geliebte Dir erringst,  
Und hier im Wald mich um das Leben bringst,  
So bleibe Deine Dame Dir als Preis!«

Und Palamon erwiderte: »So sei's!«  
Dann schieden sie. Verpfändet war ihr Wort  
Zum Kampf für morgen an demselben Ort.

Ach, umbarmherz'ger Amor, ausgeschlossen  
Hast Du als Herrscher jeden Mitgenossen.  
Der Spruch bleibt wahr: daß Herrschaft, wie die Liebe  
Am besten ohne Mitregenten bliebe.

Das finden auch Arcit und Palamon.

Rasch ritt Arcit dann nach der Stadt davon  
Und schafft, sobald der Tag zu graun begann,  
Zwei Rüstungen sich ganz im Stillen an,  
Die wohl geeignet waren, um die Beiden  
In ihrem Zweikampf passend zu bekleiden.  
Dann stieg zu Roß er ganz allein und trug  
Die Rüstungen auf seinem Sattelbug,  
Und hin zu Palamon ritt nach dem Hain  
Zur rechten Zeit er zu dem Stelldichein.

Wohl färbten sich der Beiden Wangen bleich.  
- Dem Jägersmann auf Thraciens Gauen gleich,  
Der, auf der Lauer steh'nd mit seinem Speer,  
Wenn ein gehetzter Löwe oder Bär,  
So Busch wie Blätter knickend, mit Gewalt  
Raschelnd hervorbricht aus dem Unterwald,  
Beständig denkt: »Da nah't mein Todfeind sich!  
Entweder er muß fallen oder ich;  
Entweder ihm geb' ich den Todesfang,  
Sonst muß ich sterben, falls der Stoß mißlang;«  
Erging es ihnen. - Ihre Farbe schwand,  
Weil beiderseits sie sich zu wohl bekannt.

Nicht »Guten Tag« und nicht ein Grußeswort  
Ward ausgetauscht. Doch halfen sie sofort  
Einander, sich die Rüstung anzulegen,  
So freundlich, wie es eigne Brüder pflegen.  
Dann fuhren sie mit manchem Speeresstoß  
Gar wunderlang scharf aufeinander los;  
Man dächte wohl von Palamon mit Recht,  
Ein wüth'ger Löwe führe das Gefecht,  
Indeß ein grimmer Tiger sei Arcit.

Ganz wie zwei Eber man sich zausen sieht,  
Mit weißem Schaum bedeckt und toll vor Wuth,  
So fochten sie bis enkeltief im Blut.

Doch in dem Kampf will ich jetzt Beide lassen,  
Um mich nunmehr mit Theseus zu befassen.

Das Schicksal, dieser Oberfeldmarschall,

Deß starke Hand das ganze Weltenall  
Nach Gottes Vorbeschuß in Ordnung hält,  
Ist übermächtig. Und, wenn alle Welt  
Das Gegentheil beschwört bei Ja und Nein,  
Ein Ding, das kommen soll, trifft dennoch ein,  
Und käm' es selbst nur alle tausend Jahr'!

Denn alles Menschenwollen wird fürwahr  
– Sei's Haß, sei's Liebe, sei es Krieg, sei's Frieden –  
Nur durch den Lenker in der Höh' entschieden.

Dies darf ich in Bezug auf Theseus sagen. –  
Nach einem großen Maienhirsch zu jagen  
War stets vor Allem seine Lust und Wonne;  
Und jeden Tag war, früher als die Sonne,  
Er schon gekleidet und zur Jagd bereit  
Mit Hund und Horn und Jägern im Geleit.  
Als Zeitvertreib und lustiges Ergötzen  
Galt es ihm stets, den starken Hirsch zu hetzen.  
Und seine größte Lust und Freude war's  
Dianen jetzt zu dienen, anstatt Mars.

Klar war der Tag, wie ich erwähnt vorhin,  
Und Theseus mit der schönen Königin  
Und mit Emilia, die sich Grün erwählt  
Für ihren Anzug, eilte froh beseelt  
Zur Jagd hinaus in königlichem Staat,  
Und als er jenem Haine sich genaht,  
In dem ein Hirsch – wie man ihm sagte – stand,  
Ritt Theseus spornstreichs über Bach und Land,  
Bis graden Wegs er zu der Stelle kam,  
Wo jener Hirsch stets seinen Wechsel nahm.  
Mit allen Hunden hinterdrein zu setzen,  
Um ein- bis zweimal nach dem Hirsch zu hetzen,  
Wie's ihm gefiele, Theseus nun befahl.

Im freien Felde sah er durch den Strahl  
Der hellen Sonne und nahm plötzlich wahr  
Arcit und Palamon, die wie ein Paar  
Erboßte Bullen miteinander rangen,  
Und deren helle Schwerter gräßlich klangen,  
Als wollten sie mit dem geringsten Streiche

Zu Boden fällen eine mächt'ge Eiche.

Der Herzog, der die Beiden nicht erkannte,  
Fest in sein Roß die scharfen Sporen rannte  
Und sprengte schleunigst zwischen sie hinein  
Und zog sein Schwert und rief: »Gleich haltet ein!  
Nicht weiter treibt's, ist Euer Kopf Euch werth!  
Beim mächt'gen Mars, wer noch einmal sein Schwert  
Zum Streich erhebt, der ist dem Tod geweiht!  
Doch nun erzählt mir, wer Ihr beide seid,  
Daß ohne Zeugen, so geheimnißvoll  
Ihr Euch bekämpft mit so gewalt'gem Groll,  
Als ob Ihr wirklich in den Schranken ständet?«

Und Palamon, zu Theseus hingewendet,  
Antwortete: »Was braucht's der Worte viel?  
Um unser beider Leben gilt das Spiel!

Verbrecher sind wir, jammervolle Wichte,  
Des Lebens überdrüssig; darum richte  
Als ein gerechter Herrscher unsre Schuld,  
Und schenk' uns keine Gnade, keine Huld!  
Gieb aus Erbarmen mir den Todesstreich,  
Doch meinem Kameraden auch zugleich,  
Wenn nicht zuvor. Denn unerkannt steht hier  
Arcit, Dein größter Todfeind jetzt vor Dir;  
Er, den Du einst bei Kopfverlust verbannt,  
Empfängt mit Recht den Tod aus Deiner Hand!  
Er ist es, der sich Deinem Thor genaht  
Mit falschem Namen, der als Philostrate  
Dich liebe, lange Jahre schon betrogen,  
Und den als Junker Du emporgezogen,  
Und er auch ist es, der Emilia liebt!

Es nah't der Tag, der meinen Tod mir giebt.  
Und beichten will ich Alles schlicht und klar:  
Ich bin der arme Palamon, fürwahr,  
Der jüngst entsprang aus seiner Kerkerhaft,  
Ich bin Dein Todfeind, welchen Leidenschaft  
Zur herrlichen Emilie so durchdringt,  
Daß er sein Leben gern zum Opfer bringt!  
Dein Urtheil sprich! Gieb mir den Todesstreich,

Doch tödte den Genossen auch zugleich,  
Da alle Beide wir den Tod verdienen.«

Der edle Herzog gab zur Antwort ihnen:  
»Kurz ist mein Urtheil. – Euer eigener Mund  
Hat Euch verdammt! Ihr machtet selber kund  
Mir Eure Schuld durch Euer Eingeständniß.  
Die Folter spart Ihr Euch durch dies Bekenntniß,  
Doch süht nur Tod – beim mächt'gen Mars! – die Schuld!«

Die Königin, voll frauenhafter Huld,  
Fing mit Emilie bitter an zu weinen,  
Und allen Ehrendamen wollte scheinen,  
Es sei zu jammervoll und mitleidslos,  
Daß ihrer harren solle solches Loos.

Sie seien Herr'n von adeligem Stand,  
Und nur aus Liebe sei ihr Streit entbrannt.

Und als die blut'gen Wunden sie gesehn,  
So weit und tief, begannen sie zu flehn:  
»Herr! mit uns Weibern allen habt Erbarmen!«

Und niederknieend, suchten zu umarmen  
Sie seine Füße, bis zu guterletzt  
In mildre Stimmung Theseus sie versetzt.  
– Das Mitleid rasch ein edles Herz bewegt! –

Zuvor durch Zorn noch äußerst aufgeregt,  
War seine Fassung bald zurückgewonnen,  
Als er der Schuld von Beiden nachgesonnen,  
Und ihrem Grunde. Denn, ob grimmentbrannt,  
Entschuldigte sie dennoch sein Verstand.

Er dachte so: Wohl mag ein jeder Mann  
Sich in der Liebe helfen, wie er kann.  
Und Jeder mag sich auch der Haft entziehn.  
Und da die Weiber immerwährend schrien,  
Begann im Busen Mitleid sich zu regen  
Und zu sich selbst nach stillem Ueberlegen  
Sprach bald sein Herz: Pfui! wahrlich, wär' es schade,  
Wenn sich ein Herr, verschlossen jeder Gnade,  
In Wort und That stets wie ein grimmer Leu

Dem Manne zeigt, der voller Furcht und Reu',  
Wie dem, der in verachtungsvollem Wahn  
Stets aufrecht hält, was er zuerst gethan.  
Von wenig Urtheilskraft giebt den Beweis  
Ein Herr, der nicht zu unterscheiden weiß,  
Demuth und Stolz auf gleicher Wage messend.  
Und als er, seines Zornes rasch vergessend,  
Mit klaren Blicken rings umher geschaut,  
Sprach er das still Gedachte darauf laut:

»Du Liebesgott! Ei, *benedicite!*

Du großer, mächt'ger Herr, wo leistet je  
Das größte Hinderniß Dir Widerstand?  
Mit vollem Rechte wirst Du Gott genannt  
Ob Deiner Wunder; denn in unsrer Brust  
Lenkst Du das Herz nach Willkür und nach Lust!  
Das sieht man an Arcit und Palamon,  
Die jetzt in Theben, ihrer Haft entflohn,  
Ein ehrenvolles, sichres Dasein fänden;  
Und beide wissen, daß in meinen Händen  
Sie in der Macht von ihrem Todfeind sind;  
Und dennoch macht die Liebe sie so blind,  
Daß offenen Auges in den Tod sie rennen!  
Ist das, führwahr, nicht Wahnsinn zu benennen?  
Was kommt an Thorheit je der Liebe gleich?  
Nun, seht sie an! – Beim Gott im Himmelreich!  
Wie sind sie zugerichtet, wie voll Wunden!  
Das ist der Lohn, mit dem sie abgefunden  
Für ihren Dienst Ihr Herr, der Gott der Liebe!  
– Indeß, was ihnen vorbehalten bliebe,  
Stets dünken sich der Liebe Diener klug. –

Doch spaßhaft ist's in diesem Fall genug,  
Daß sie, um deren Liebe sie gezankt,  
Wie ich, gar wenig für die Mühe dankt.  
Bei Gott! ein Kuckuk oder Hase weiß  
Wohl mehr als sie, warum ihr Kampf so heiß?  
Der Liebe Wechselfieber, warm und kalt,  
Macht stets zu Thoren, sowohl jung, als alt.  
Das hab' ich an mir selbst in jungen Jahren,  
Als ich in ihrem Dienst noch stand, erfahren;  
Und, da der Liebe Leid ich selbst gefühlt,

Und weiß, wie sie in Männerherzen wühlt,  
Und selbst in ihren Netzen oft gefangen,  
So sei auch Euch die That, die Ihr begangen,  
Da meine Königin mich auf den Knie'n,  
Sowie Emilie darum bat, verziehn.

Gebt Ihr sofort mir Euren Schwur zum Pfande,  
Daß Ihr dem Aufenthalt in meinem Lande  
Und jedem Kriege wider mich entsagt,  
Und Euch als meine Freunde stets betragt,  
So sprech' ich von der Schuld Euch los und ledig!«

Nun priesen sie den Herrn als gut und gnädig,  
Und schwuren, zu gehorchen seinem Wort;  
Und als er sie begnadigt, fuhr er fort:  
»Was Reichthum anbelangt und Fürstenblut,  
So seid Ihr beide zweifelsohne gut  
Und werth genug, zu lenken Euren Sinn  
Auf eine Fürstin, eine Königin.

Doch was Emilie hierbei anbelangt,  
Um die im Kampf Ihr eifersüchtig rangt,  
So kann sie zwei nicht nehmen, – das ist klar!  
Ja, wolltet streiten Ihr auf immerdar,  
So muß doch einer – das ist zu begreifen –  
Gern oder ungern auf dem Grashalm pfeifen!  
Mit einem Wort, sie kann nicht Beide frein,  
Mögt Ihr auch noch so eifersüchtig sein.  
Und aus dem Grunde setzt' ich Euch in Stand,  
Daß Euer Loos Ihr aus des Schicksals Hand  
Empfangen könnt. – Nun horcht, damit Ihr wißt,  
Was über Euch bei mir beschlossen ist!  
Dies ist mein Wille, der, bestimmt und fest,  
Durch keinen Einwand sich mehr ändern läßt.  
Nehmt ihn zum Besten auf, wenn's Euch gefällt:  
Wohin Ihr wollt, geht ohne Lösegeld  
Und frei von Furcht vor jeglicher Gefahr  
Mit dem Beding, daß heut' in einem Jahr  
Ein jeder heim mit hundert Rittern kehrt,  
Nach allen Regeln des Turniers bewehrt,  
Und frei gewillt, für sie den Speer zu brechen;  
Und ohne Rückhalt will ich Euch versprechen,

So wahr ich ehrlich und ein Ritter bin,  
Wem von Euch beiden zufällt der Gewinn  
– Und das will sagen, wer von Euch, vereint  
Mit jenen hundert Rittern, seinen Feind  
Erschlagen kann und treiben aus den Schranken –  
Der mag dem Glück die holde Gabe danken,  
Dem sei als Weib Emilia verleiht.

Auf diesem Platz will ich die Schranken ziehn.  
Und wie mir Gott die Sünden mag verzeihn,  
So will ich Euch ein treuer Richter sein.  
Kein andrer Weg bleibt für Euch einzuschlagen;  
Einer muß sterben, oder muß entsagen.  
Hab' ich hierin mit Billigkeit entschieden,  
So stimmt mir bei und gebet Euch zufrieden.  
Was Euch bestimmt, bleibt unabänderlich!«

Wer freute mehr als Palamon nun sich,  
Wer blickte nun vergnügter als Arcit?

Wie kann erzählen, wie besingt mein Lied,  
Den freud'gen Beifall, der im Kreis erscholl,  
Als Theseus schloß so schön und gnadenvoll?  
Hin auf die Knie' sank Jeder in der Runde  
Und gab ihm Dank aus tiefstem Herzensgrunde,  
Und die Thebaner dankten ihm zumeist.

Mit hoffnungsvollem Herzen, frischem Geist  
Dann Abschied nehmend, sah man ohne Weilen  
Zu Thebens alten Wällen Beide eilen.

Man möchte leicht auf mich als lässig schmälen,  
Wollt' ich vom Bau der Schranken Nichts erzählen,  
Den Theseus mit Geschäftigkeit vollbracht.  
Nie ward mit solcher königlichen Pracht  
Auf dieser Welt – das darf mit Recht ich sagen –  
Ein zweiter Schauplatz jemals aufgeschlagen.

Auf eine Meile rings umher umgaben  
Den Platz ein Steinwall und ein breiter Graben.  
Bis sechzig Fuß hoch stiegen rings im Kreise  
Sitzreihen auf, gebaut in solcher Weise,  
Daß unbehindert durch den Vordermann

Von jedem Platz ein Jeder sehen kann.

Aus weißem Marmor ragte je ein Thor  
Nach Osten und nach Westen hin empor.

Um kurz zu schließen, rascher hergestellt  
Ward solch ein Bau nicht in der ganzen Welt,

Es war kein Handwerksmann im ganzen Land,  
Der etwas Meß- und Rechenkunst verstand,  
Kein Mann, der Bilder schnitzte, oder malte,  
Den Theseus nicht verpflegte, nicht bezahlte,  
Den Schauplatz zu entwerfen und gestalten.

Um um den heil'gen Opferdienst zu halten,  
Ward auf dem Thor, das gegen Morgen war,  
Der Liebesgöttin Venus ein Altar  
Nebst einem Tempelschrein erbaut; wogegen  
Ein gleicher Schrein, jedoch nach West gelegen,  
Dem Kriegsgott zum Gedächtniß ward verehrt,  
Der wohl an Gold ein volles Fuder werth.  
Und nordwärts stand in einem Thurm am Walle  
Ein Altar, reich vom Schmuckwerk der Coralle  
Auf weißem Alabastergrund umsäumt,  
Von Theseus für Diana eingeräumt,  
Und ihrer Keuschheit würdig angemessen.

Doch aufzuzählen darf ich nicht vergessen  
Die edlen Bilderwerke, die Sculpturen,  
Form, Haltung und Gestalt von den Figuren,  
Mit denen ausgeschmückt war jede Halle.

Zuvörderst sah man dargestellt am Walle  
Des Venustempels, schrecklich anzuschauen,  
Wehklagen, bittere Seufzer und das Grauen  
Schlafloser Nächte, heil'ge Jammertränen;  
Die Feuersgluth der Brunstbegier von denen,  
Die in der Liebe Diensten einst gestanden,  
Die Schwüre und Versprechen, die sie banden;  
Hoffnung und Lust, Vernarrtheit und Begier,  
Ausschweifung, Reichthum, Schönheit, Jugendzier,  
Gewalt und List, Verführung, Zaubertränke,  
Gold, Schmeichelei und lügenreiche Ränke,

Und Eifersucht, geschmückt mit gelbem Band,  
Und einen Kuckuk haltend in der Hand;  
Musik und Tänze, Feste, wie Gesänge  
Mit aller Art von Lust und von Gepränge.  
Was nur als Zubehör der Liebe gilt,  
Fand, wie befohlen, an der Wand sein Bild,  
Und Manches mehr, als ich erzählen kann.

Geschildert an der Tempelwand sah man  
Sogar den ganzen Berg Cythäron ragen  
Mit allen Gärten, allen Lustanlagen,  
Den Venus sich zum Lieblingssitz erkor.  
Als Pförtner saß der Müßiggang am Thor.  
Man sah Narciß, den Geck der alten Zeit,  
Und Salamonis Gottvergessenheit.  
Nicht fehlte dort vom Herkules die Stärke,  
Noch Circes und Medeas Zauberwerke;  
Der Feuermuth, der Turnus einst beseelte,  
Die Knechtschaft nicht des reichen Krösus fehlte.

So könnt ihr sehen: Muth noch Reichthum ist,  
Noch Stärke, Schönheit, Weisheit oder List  
Vermögend vor der Venus zu bestehn.  
Wie ihr's gefällt, so muß die Welt sich drehn!  
Die Leute, seht! lockt sie ins Netz hinein,  
Und hinterher kommt Seufzen, Noth und Pein.  
Ein Beispiel, mag Euch, oder zwei, genügen,  
Doch tausende wüßt' ich hinzuzufügen.

Das Marmorbild der göttlichen Cythere  
Erhob sich nackend aus dem weiten Meere;  
Krystallenhell sah man die grünen Wellen  
Vom Nabel abwärts ihren Leib umschwellen,  
Und ihre Leyer hielt sie in der Hand;  
Ein frischer, duft'ger Rosenkranz umwand  
Ihr Haupt, um welches ihre Tauben flogen,  
Die, in den Lüften flatternd, sie umzogen.  
Ihr Sohn, Cupido, mit dem Flügelpaar  
An seinen Schultern vor ihr stand, und war  
Auch hier, wie sonst, als Blinder dargestellt,  
Der Pfeil und Bogen in den Händen hält.

Warum soll ich nicht ebenmäßig schildern,  
Wie ausgeschmückt war mit verschiedenen Bildern  
Der Länge und der Breite nach die Wand,  
Wo der Altar des blut'gen Kriegsgotts stand.  
Gleich grauenvoll wie die Estraden war's  
In Thraciens großem Tempelhaus des Mars,  
In jener kalten, frostigen Region,  
Wo Mars errichtet seinen Götterthron.  
Gemalt am Walle stand zunächst ein Wald  
Mit dürrn Bäumen, knotig, knorrig, alt,  
Und morschen Stümpfen, gräulich anzusehen.  
Nicht Mensch noch Thier war ringsum zu erspähen;  
Ein Rascheln und ein Rauschen nur war rege,  
Als ob ein Sturm die Aeste niederfege.  
Und unter einem Hügel stand im Thal,  
Durchaus erbaut aus hartgebranntem Stahl,  
Vom allgewalt'gen Mars das Tempelhaus;  
Eng war der Eingang und sah grausig aus.

Ein heft'ger Zugwind drang daraus hervor  
Und öffnete gewaltsam jedes Thor.  
Es fiel das Nordlicht durch die Thür allein,  
Sonst schien kein Tag in diesen Raum hinein,  
Denn ohne Fenster war ringsum die Wand.  
Aus ewig dauerbarem Adamant  
Bestand die starke Thüre, welche schwer  
Beschlagen war mit Eisen kreuz und quer;  
Und tonnengroße Stahlpilaster stützten  
Den Tempelbau und schimmerten und blitzten.

Dort sah zunächst ich düstre Schauerbilder  
Von todeswürdigen Verbrechen wilder  
Gewalt, des Zornes glüh'nde Feueresse,  
Den Beutelschneider, des Entsetzens Blässe,  
Den Lächler mit dem Messer im Gewand,  
Und Stall und Scheuer, rauchgeschwärzt durch Brand;  
Den Meuchelmord am Schläfer in der Nacht,  
Blutrünst'ge Wunden offner Kriegesschlacht,  
Und scharfes Drohen, blut'gen Messerstreit.  
Ein schaurig Knarren tönte weit und breit;  
Selbstmörder sah ich, deren Haar am Kopf  
Ihr Herzblut färbte, während in den Schopf

Die Hand sich krampfhaft mit den Nägeln krallte;  
Kalt grinste Tod mit offner Mundesspalte;  
Das Unglück in des Tempels Mitte stand,  
Betrübniß und Verzweiflung ihm zur Hand.

Ich sah das Lachen wilder Raserei  
Geläster, Lärm von Waffen und Geschrei,  
Im Busche Leichen, deren Hals durchschnitten,  
Und tausende, die jäh den Tod erlitten,  
Zerstörte Städte, die verkehrt zu Staub;  
Sah den Tyrannen mit der Beute Raub,  
Sah Schiffe flammend auf dem Meere schwanken,  
Erwürgt den Jäger durch des Bären Pranken,  
Das Wiegenkind von Säuen aufgeessen,  
Den Koch verbrüht im selbstgekochten Essen;  
Und zu des Gottes Opfern zählte ferner  
Der von dem Karren überfahrne Kärner,  
Der unterm Rade sich am Boden wand.

Es zählten gleichfalls zu dem Heerverband  
Des grimmen Mars auch noch die Bogenschnitzer,  
Die Panzerschmiede, Schwert- und Degenspitzer.

Hoch über Allen thronte voller Prunk  
Auf Thurmeszinnen die Eroberung;  
Ein scharfes Schwert ob ihrem Haupte schwebte  
Am dünnsten Faden, den die Spinne webte.  
Geschildert war der Mord des Julius,  
Des großen Nero, des Antonius.  
– Obwohl zu dieser Zeit noch ungeboren,  
War schon der Tod, zu dem sie auserkoren,  
Auf Mars' Geheiß im Bilde dargestellt;  
Wie aufgezeichnet auch am Himmelszelt  
Bereits das Schicksal jedes Menschen steht,  
Der einst zu Grund' durch Mord und Liebe geht. –

Genügend sei's ein Beispiel auszuwählen;  
So viele gab's, ich konnte sie nicht zählen.  
Vom wilden Mars sah man auf einem Wagen  
Im Waffenschmuck das grimme Standbild ragen,  
Und über seinem Haupte nahm man wahr  
Zwei Sterngebilde, glänzend, hell und klar,

Rubeus und Puella – oft genannt  
In alten Schriften. – Ihm zu Füßen stand  
Ein rothgeäugter Wolf; in Stücke riß  
Den Leichnam eines Menschen sein Gebiß.

In solcher Weise schmückten Meisterhände,  
Dem Mars zu Ehren, seines Tempels Wände.

Laßt von der züchtigen Diana jetzt  
Den Tempel mich betreten, um zuletzt  
Die Bilder Euch beschreibend darzustellen,  
In denen abgeschildert an den Wällen  
Die Jagdlust war, sowie der Keuschheit Scham.  
Hier sah Kallisto ich in ihrem Gram,  
Und wie sodann in einer Bärin Leib  
Dianas Zorn verwandelt dieses Weib,  
Das jetzt als Leitstern hoch am Himmel strahlt.  
Mehr sag' ich nicht; denn so war es gemalt.  
– Ihr Sohn glänzt auch als Stern im Himmelsraum. –

Die Dane sah verwandelt ich zum Baum.  
– Ich meine nicht die züchtige Diane,  
Vielmehr des Peneus Tochter, Namens Dane. –

Zum Hirsche sah Aktäon ich gemacht,  
Weil er des Leibes unverhüllte Pracht  
Dianas sah, und welcher von den Bissen  
Der eignen Hunde, unerkant, zerrissen.  
Und weiterhin ich noch im Bild erkannte,  
Den wilden Eber jagend, Atalante,  
Den Meleager und, wer sonst empfand  
Qualvolle Leiden durch Dianas Hand.

Was es dort sonst noch gab an Wunderdingen  
Will ich nicht weiter in Erinnerung bringen.

Auf einem Hirsch sah ich die Göttin schweben,  
Von ihren Hunden ringsumher umgeben.  
Zu ihren Füßen sich ein Mond befand,  
Der wachsend zunahm und abnehmend schwand.  
Ein grünliches Gewand den Leib umschloß,  
Sie führte Bogen, Köcher und Geschoß;  
Ihr keuscher Blick fiel nieder zur Region,

Wo aufgerichtet Plutos düstrer Thron;  
Und vor ihr lag in Mutterweh'n ein Weib,  
Das zur Lucina flehte, ihren Leib  
Von seiner schweren Bürde zu befrein.  
»O, hilf mir!« – schrie sie – »Du vermagst's allein!«

Treu wie das Leben dies der Künstler malte,  
Der manchen Gulden für die Farben zahlte.

Die Schranken stehn. – Es ist der Bau vollendet,  
Auf welchen Theseus so viel angewendet;  
Und hocherfreut, sah er die Tempelhallen  
Sowie den Schauplatz herrlich ausgefallen.

Doch nun verlass' ich Theseus eine Weile,  
Daß zu Arcit und Palamon ich eile.

Sehr nah' gerückt war nunmehr schon die Zeit,  
Zu der ein jeder – wie gesagt – zum Streit  
Mit hundert Rittern wiederkehren sollte.  
Und nach Athen – wie der Vertrag es wollte –  
Ein jeder auch mit hundert Rittern kehrt,  
Ganz regelrecht bewaffnet und bewehrt.  
Es dachte Mancher sicherlich im Sinn,  
Daß es wohl nie seit dieser Welt Beginn,  
So weit von Gott das Land und Meer erschaffen,  
Was Ritterthum betrifft und Glanz der Waffen,  
Solch ausgesuchte Compagnie gegeben.  
Denn jeder Ritter, dessen kühnes Streben  
Dem Ruhme galt, verfolgte nur das Ziel,  
Antheil zu nehmen an dem Waffenspiel,  
Und glücklich pries sich jeder Kampfgefährte.

Wenn solch ein Anlaß morgen wiederkehrte,  
Man fände, traun, noch manches Ritterherz  
In England sicherlich, wie anderwärts,  
Wohl kühn genug und *par amour* gewillt,  
Wenn es den Kampf um eine Dame gilt,  
Sich einzustellen. – *Benedicite*  
Solch lust'ges Schauspiel ich gern selber sah'!

So war es auch mit Palamon bestellt,  
Dem sich manch tapfrer Ritter zugesellt.

In einem Harnisch sah man diesen reiten,  
Im Bruststück und im Waffenrock den zweiten;  
Der hat sich in ein Panzerhemd gehüllt,  
Der führt die Tartsche, der ein preußisch Schild;  
Beinschienen hat sich jener angelegt,  
Die Keule dieser, der die Streitaxt trägt,  
Bewaffnet, wie es grade ihm beliebt  
Und ich erzählt, da es nichts Neues giebt,  
Was nicht bekannt im Alterthume schon.  
Zuvörderst könnt Ihr neben Palamon  
Lykurgus, Thraciens König, dort gewahren  
Mit kühnem Antlitz, schwarz von Bart und Haaren.  
Aus seinem großen, runden Augenpaar,  
Das glühend gelb und roth von Farbe war,  
Schien unter langbehaarten Augenbrauen  
Gleich einem Greifen er hervorzuschauen.  
Die Knochen hart, die Glieder reckenhaft,  
Die Schultern breit, die Arme voller Kraft,  
Stand er, wie es Gebrauch in seinem Land,  
Auf einem goldnen Wagen, der bespannt  
Am Zugseil mit vier weißen Stieren war.  
Ein Bärenfell mit kohlenschwarzem Haar  
Auf dem, wie Gold, Metallbeschlag erblitzte,  
Den Harnisch statt des Wappenrockes schützte.  
So glänzend schwarz, wie dunkle Rabenschwingen,  
Tief in den Nacken ihm die Haare hingen.  
Ein schwerer, goldner Kranz, in dem Rubinen  
Und Diamanten funkelten und schienen,  
War armesdick ihm um das Haupt gewunden,  
Und eine Schaar von zwanzig weißen Hunden,  
Bestimmt den Löwen und den Hirsch zu jagen,  
Und groß wie Stiere, folgten seinem Wagen.  
Maulkörbe, sowie Ringe für die Leite,  
Verziert mit reinem Golde, trug die Meute.

Einhundert Ritter folgten als Begleiter,  
Kühnherz'ge, starke wohlbewährte Streiter.

Und mit Arcit kam, wie Berichte künd'gen  
Emetrius, der König von ganz Indien,  
Stolz wie der Kriegsgott Mars auf braunem Roß,  
Um welches sich ein Eisenpanzer schloß,

Von goldgeblühten Decken rings umgeben.  
Den Wappenrock aus tharsischen Geweben  
Umgab ein dicker, weißer Perlensaum,  
Und golden war der Sattel und der Zaum.  
Den Mantel, der von seinen Schultern wehte,  
Rubinenglanz mit Feuer übersä'te.  
Der gelben Haare krauser Lockenkranz  
Erschimmerte wie goldner Sonnenglanz.  
Rund war sein Lippenpaar, die Nase kühn,  
Wie Goldcitronen seiner Augen Glüh'n,  
Mit Purpur war sein Antlitz übergossen  
Und leicht betupft mit braunen Sommersprossen.  
An Alter fünfundzwanzig Jahre kaum,  
Ersproßte mächtig schon des Bartes Flaum.  
Dem wilden Löwen glich sein Blick an Grimme,  
Und wie der Donner schallte seine Stimme.

Ein grüner Lorbeerkranz sein Haupt umwand,  
Gefällig anzuschauen. Auf seiner Hand  
Saß ein gezähmter, lilienweißer Aar,  
Der seine Lust, sowie sein Liebling war.

Einhundert Ritter führt' er im Geleite,  
Von Kopf zu Fuß geharnischt, und zum Streite  
Versehn mit Wehr und Waffen jeder Art.  
Im Kreise, den hier Rittersinn geschaart  
Und Kampfeslust, fand man, fürwahr, nicht wen'ge,  
Die Grafen waren, Fürsten oder Kön'ge;  
Und um den Herrscher sah auf allen Seiten  
Man zahme Leu'n und Leoparden schreiten.

Hin nach Athen lenkten in solcher Weise  
Die edlen Herren sämtlich ihre Reise  
Und langten früh an einem Sonntag an.

Als sie der edle Herzog Theseus dann  
Empfangen und zur Stadt hineingeführt  
Und nach dem Range Jeden einquartirt,  
Gab er sich alle Mühe, um durch Feste  
Zu ehren und erheitern seine Gäste.  
Und keines Mannes Witz – was auch sein Stand –  
Daran – so denk' ich – zu verbessern fand.

Von Minnesängern, Pagen, Edelknaben,  
Den Allen zugetheilten Ehrengaben,  
Mit welcher Pracht man Theseus' Palast schmückte,  
Wen erst', wen letzt' der Ehrensitz beglückte,  
Wer von den Damen dort am besten tanzte,  
Wer im Gesang und Spiele die gewandt'ste,  
Wer am beredt'sten in der Liebessprache,  
Wie groß der Schwarm der Falken unterm Dache,  
Wie zahlreich auf der Flur die Schaar der Hunde,  
Davon geb' ich Euch weiter keine Kunde;  
Am besten bleib' ich bei dem Sachverlauf.

Jetzt kommt der Punkt! Wenn's euch gefällt, paßt auf!

Sonntags zur Nacht, eh' noch der neue Tag  
Hereingebrochen, weckte Lerchenschlag  
Den Palamon; denn, ob zwei Stunden lang  
Die Nacht noch währte, schon die Lerche sang.  
Und Palamon stand auf, mit heil'gen Sinnen  
Und frischem Muth, die Wallfahrt zu beginnen,  
Daß er die segenspendende Cythere  
- Die würd'ge Venus mein' ich - fromm verehere,  
Und lenkte zu der Göttin heil'ger Stunde  
Den Schritt zum Tempel in der Schranken Runde.

Dort niederknie'nd in Demuth zum Gebete,  
Er wunden Herzens mit den Worten flehte:  
»Der Schönen Schönste, Venus, hör' mich an!  
Du Tochter Jovis, Gattin des Vulkan,  
Cythärons Lilie, Du, die liebentbrannt  
Einst Deine Huld Adonis zugewandt,  
Erbarme Dich auch meiner bittern Schmerzen,  
Und nimm mein demuthsvolles Fleh'n zu Herzen!  
Ach! keine Sprache find' ich, auszumalen  
Den Umfang und die Hölle meiner Qualen!  
Mein armes Hirn kann nicht in Worte kleiden  
Des Herzens Harm, der Seele stummes Leiden.  
Erbarmen, hohe Frau! denn unverborgen  
Ist Dir mein Denken, mein geheimstes Sorgen.  
Betrachte dies, und mildere mein Leid!  
Und ich verspreche, mich zu jeder Zeit  
Als Dein getreuer Diener zu bewähren

Und ew'gen Krieg der Keuschheit zu erklären.  
Das ist mein heil'ger Schwur. Nun helfe mir!  
Ich fordre Waffenhülfe nicht von Dir,  
Nicht eitlem Ruhm gilt meines Herzens Sorgen,  
Nicht um den Sieg fleh' ich im Kampf für morgen,  
Um Schutz, um Glück nicht in des Streites Hitze;  
Nein, daß Emilia völlig ich besitze,  
Um ihrem Dienst mich bis zum Tod zu weihn,  
Ersinne Wege, dieses zu verleihn!  
Ich sorge nicht, mir gilt es einerlei,  
Ob ich der Sieger, der Besiegte sei,  
Wenn ich ans Herz nur die Geliebte drücke.  
Denn lenkt auch Mars im Kampfe die Geschicke,  
Kannst Du mir doch, da Deine Macht so groß  
Im Himmel ist, verleihn der Liebe Loos.  
Wo ich auch geh' und stehe, immerdar  
Will ich in Deinem Tempel am Altar  
Die Flammen schüren und Dir Opfer weihn.  
Doch soll dem also, theure Frau, nicht sein,  
So laß Arcit mir morgen mit dem Speere  
Das Herz durchstechen! Diese Gunst gewähre!  
Dann mag sie - mir kann's gleich sein - durch mein Sterben  
Arcit gewinnen und zum Weib erwerben.  
Doch immerhin bleibt mein Gebet zu Dir:  
Du Segensreiche, gieb die Theure mir!«

Nachdem des Palamon Gebet zu Ende,  
Vollzog er demuthsvoll die Opferspende.  
Doch nicht erzählen kann ich Euch vom ganzen  
Ceremoniel und allen Observanzen.  
Zuletzt bewegte sich der Venus Bild,  
Ein Zeichen gebend; und ihm war enthüllt,  
Daß seine Bitte von ihr angenommen.  
War auch das Zeichen zögernd nur gekommen,  
Daß sie sein Fleh'n erhört, war ihm bewußt,  
Drum ging er heim mit froh bewegter Brust.

Als drei Planetenstunden dann entflohn,  
Seitdem zur Venus wallte Palamon,  
Erhob die Sonne sich. Bei ihrem Schein  
Erhob sich auch Emilia, um zum Schrein  
Dianas sich zu wenden, in Begleitung

Der Mägde, die, was nur zur Vorbereitung  
Des Gottesdiensts gehörte, mit sich brachten,  
Wie Feuer, Weihrauch und wie Opfertrachten.  
Und Hörner, nach Gebrauch gefüllt mit Meth.  
Vergessen war kein einziges Geräth.

Im reichbehangnen Tempelhaus begann  
Sie muthbeseelt die Räucherung sodann,  
Und wusch im Quell des Brunnens ihre Glieder.

Doch, wie sie's that, bericht' ich hier nicht wieder;  
Ganz allgemein nur kann ich es berühren,  
So reizend wäre, Alles anzuführen.  
– Dem Reinen, freilich, bleibt ja alles rein;  
Doch hört ein Mann nie auf ein Mann zu sein. –

Des wohlgekämmten Haares reicher Glanz  
Von ihrem Haupte wallte, das ein Kranz  
Von immergrünem Eichenlaub umwand.

Zwei Feuer häufend für den Altarbrand,  
Schritt sie ans Werk, wie uns Bericht gegeben  
In alten Büchern Statius von Theben.  
Und zur Diana sprach sie dann verschämt,  
Das Feuer schürend, was Ihr jetzt vernehmt:

»O, keusche Göttin in dem grünen Hain!  
Erd', Meer und Himmel sieht das Auge Dein,  
Beherrscherin von Plutos düstrem Land,  
Der Mädchen Göttin, die mein Herz erkannt  
Und all sein Wünschen schon seit langen Jahren,  
Nicht Deiner Rache Zorn laß mich erfahren,  
Wie schmerzenvoll Aktäon ihn erfuhr!  
Du keusche Göttin, all mein Sehnen nur  
War, wie Du weist, daß ich stets Jungfrau bliebe,  
Verschont von jeder Ehe, jeder Liebe;  
Da ich als Mädchen und als Jägerin  
Von Deinem Kreise die Gefährtin bin.

Der Wald, die Jagd ist einzig mein Begehren,  
Nicht Weib zu sein und Kinder zu gebären,  
Nicht einem Mann Genossenschaft zu halten!  
Du, die mir beistehn kann in drei Gestalten,

Sei auch zur Hülfe gnädig mir gewillt.  
Erhöre Du mein Flehen, denn es gilt  
Sowohl für Palamon, der mich verehrt,  
Als für Arcit, der gleiche Liebe schwört;  
Gieb Beiden Frieden, Beiden Eintracht sende,  
Und von mir ab der Beiden Herzen wende,  
Daß ihre Qual und heiße Liebesbrunst  
Erlöschen möge, oder ihre Gunst  
Und ihr Verlangen sie auf Andre lenken.  
Doch willst Gehör Du meinem Fleh'n nicht schenken,  
Soll unabänderlich mein Schicksal sein,  
Vermählt zu werden einem von den Zwei'n,  
So gieb mir den, der mich am meisten liebt!  
Sieh, reine, keusche Göttin, wie betrübt  
Auf meine Wangen bittere Zähren fallen!  
Jungfräuliche Regentin von uns Allen,  
Mein Mädchenthum erhalte! dann ergeben  
Bleib' Deinem Dienst ich für mein ganzes Leben!«

Auf dem Altar das Doppelfeuer brannte,  
Als ihr Gebet Emilia aufwärts sandte.  
Doch seltsam war, was plötzlich sie erblickte.  
Das eine von den Feuern rasch erstickte,  
Doch gleich darauf von Neuem roth und hell  
Flammt's wieder auf, indem das andre, schnell  
Erlöschend, starb mit wundersamem Zischen,  
Wie ein Stück Holz, geschnitten aus zu frischen  
Und grünen Aesten, solches oftmals thut;  
Und aus den Enden quoll statt Wasser Blut.

Emilia sah's, und so entsetzt war sie,  
Daß sie vor Schrecken, wie im Wahnsinn, schrie.  
Sie wußte nicht, was die Erscheinung meinte,  
Es war aus Furcht allein, daß sie so weinte  
Und jammernd schrie, wie nie ein Ohr vernahm.

Und währenddem Diana selber kam,  
Als Jägerin, den Bogen in den Händen,  
Und sprach: »O, Tochter, laß Dein Trauern enden!  
Mit ew'gen Worten steht längst aufgeschrieben  
Der hohen Götter Rathschluß, die belieben,  
Dich einem von den Beiden zu vermählen,

Die sich in Leid und Sorgen um Dich quälen.  
Doch wem? ist mir verboten, mitzutheilen.  
Nun, lebe wohl! Nicht länger darf ich weilen;  
Wie auf dem Altar loderten die Feuer,  
So werden sich vom Liebesabenteurer  
Dir die Geschicke dermaleinst entwirren!«

Die Göttin sprach's, und unter hellem Klirren  
Der Pfeile, die sie in dem Köcher trug,  
Ging und entschwand sie. – Doch, erstaunt genug,  
Verblieb Emilia, welche klagend sprach:  
»Was hat dies Alles zu bedeuten? Ach!  
Ich hatte Deinem Schutze mich vertraut,  
Auf Deine Güte, Göttin, fest gebaut!«

Dann brach sie gradeswegs zur Heimkehr auf.  
Mehr sag' ich nicht – doch so war der Verlauf.

Zur Stunde, die zunächst dem Mars geweiht,  
Stand auch Arcit im Tempel schon bereit,  
Dem grimmen Gott sein Opfer darzubringen,  
Wie heidnische Gebräuche dies bedingen.  
Mit andachtsvollem, frommem Herzen flehte  
Er zu dem Mars in folgendem Gebete:

»O, starker Gott, den Thraciens kaltes Reich  
Als Herrscher fürchtet und verehrt zugleich,  
Der Du in jeder Gegend, jedem Land  
Der Waffen Zügel hältst in Deiner Hand,  
Der Du nach Willkür austheilst Gunst und Glück,  
Lenk' auf mein Opfer gnädig Deinen Blick,  
Wenn Du vermeinst, daß mir trotz meiner Jugend  
Zu Deinem Dienst die Kraft nicht fehlt und Tugend!  
Willst Du mich rechnen zu der Deinen Zahl,  
So bitt' ich Dich, erbarm' Dich meiner Qual  
Bei jenen Schmerzen, jenem Gluthverlangen,  
Bei den Begierden, die Dein Herz durchdrangen,  
Als Du den frischen, weißen Leib genossen  
Der schönen, jungen Venus, die umschlossen  
Dein Arm in glühender Umfassung hielt!  
– Wenn Dir auch einmal übel mitgespielt,  
Als Dich die Schlinge des Vulkans umwand,

Und er – o weh! – Dich bei der Gattin fand.–  
Gedenke drum, da Du im eignen Herzen  
Die Qual gefühlt, mitleidig meiner Schmerzen!  
Jung bin ich, unerfahren, wie Du weißt.  
Von allen Erdenwesen wohl zumeist  
Hab' ich der Liebe Kränkungen erduldet;  
Und ihr, die alle meine Qual verschuldet,  
Gilt es dasselbe, ob ich untergehe,  
Ob oben schwimme; und wenn ich bestehe  
Im Kampfe nicht, ist meine Hoffnung hin!  
Ich weiß, wie ohne jede Kraft ich bin,  
Stehst Du mir morgen gnädig nicht zur Seite.  
Sei darum Helfer mir, o Herr, im Streite!

Bei Deiner Liebe, die Dein Herz gefühlt,  
Bei meiner Liebe, die mein Herz durchwühlt,  
Bitt' ich, mir Sieg im Kampfe zu verleihn;  
Mein sei die Arbeit und der Ruhm sei Dein!  
Von allen Göttertempeln hier auf Erden  
Soll höchst verehrt von mir der Deine werden,  
Dich zu erfreuen, will ich Alles thun!  
In Deinem Tempel soll mein Banner ruhn  
Und alle Waffen meiner Kampfgenossen.  
Ich will, bis daß mein Lebenslauf geschlossen,  
Ein ew'ges Altarfeuer Dir errichten,  
Und mich dabei durch einen Schwur verpflichten,  
Des Hauptes langes Haar und meinen Bart  
Dir hinzugeben, ob bislang bewahrt  
Vor Messer und vor Scheere sie geblieben.  
Ich will Dich stets als treuer Diener lieben!  
Nun, Herr, erbarm' Dich meiner Sorgen Schwere,  
Gieb mir den Sieg! Nichts andres ich begehre!«

So endend hatte sein Gebet gesprochen  
Der männliche Arcit, als lautes Pochen  
Am Thor ihn schreckte, sowie helles Klingen  
Und mächt'ges Klirr'n von seinen Eisenringen;  
Und hell beleuchteten die Flammenbrände  
Auf dem Altare rings die Tempelwände,  
Und Wohlgeruch dem Boden sich entwand.  
Als frischen Weihrauch dann mit voller Hand  
Arcit dem Altarfeuer zugesetzt

Und jeden Brauch vollführt, vernahm entsetzt  
Er laut am Bild des Mars den Panzer klirren,  
Und, wie ein dumpfes Murmeln, leises Schwirren,  
Drang in sein Ohr das Wort: »Victoria!«  
Wohl sang dem Mars nun Ehr' und Gloria  
Arcit, der freudevoll und herzensfroh  
Nach Hause kehrte, hoffnungsreich und so  
Vergnügt, wie Vögel in dem Sonnenschein.

Doch um die Gunst, die jedem von den Zwei'n  
Verheißen war, im Himmel sich entzweite  
Die Venus mit dem Mars, und in dem Streite  
Der Liebesgöttin und des Gott's der Waffen  
Versuchte Frieden Jupiter zu schaffen.  
Jedoch nur dem Saturn, dem kalten, bleichen,  
Geschichtenkund'gen und erfahrungsreichen,  
Und schlaugewandten fiel das Mittel ein,  
Den Streit zu schlichten zwischen den Partei'n.  
– An Weisheit, wie an Rath steht oben an  
Das Alter, und der Spruch hat Recht: man kann  
Es überthaten, doch nicht überrathen. –  
Und um den Zank und Streit, in den gerathen  
Die eignen Kinder, wieder beizulegen,  
War auch Saturn nicht um den Weg verlegen.  
»Venus, mein Kind!« – so sprach Saturn zu ihr –  
»Mein langer, weiter Weltenlauf giebt mir  
Weit größere Macht, als viele Menschen denken.  
Mir steht es zu, im Meer sie zu ertränken,  
Mir steht es zu, in Kerker sie zu zwängen,  
Sie zu erdrosseln und sie aufzuhängen.  
Mein ist des Pöbels Murren, die Verschwörung,  
Geheimes Gift und offne Volksempörung;  
Und strafende Vergeltung ich ertheile,  
Wenn in des Löwen Zeichen ich verweile.  
Auf meinen Wink geschieht's, daß stolze Hallen  
Und Thürme stürzen, Mauern niederfallen,  
Des Zimmermanns und Gräbers Tod vermittelnd.  
Ich schlug den Simson, an dem Pfeiler rüttelnd.  
Als Frucht der Kälte ist die Krankheit mein.  
Mein sind Complotte, mein Verrätherei'n!  
Der Pestilenz Erzeuger ist mein Blick!  
Doch weine nicht! Es fällt durch mein Geschick,

Wie Du versprochen, sicherlich zum Lohn  
Der Dame Liebe Deinem Palamon,  
Und seinem Ritter stehe Mars zur Seite!

Nun macht für jetzt ein Ende mit dem Streite,  
Ihr, die an Wesen und Natur verschieden,  
Fast jeden Tag im Himmel stört den Frieden.  
Ich bin Dein Ahn, und Dir zu helfen willig;  
Drum laß das Weinen; Deinen Wunsch erfüll' ich!«

Und hiermit schließ' ich jetzt den Götterstreit  
Durch den sich Venus mit dem Mars entzweit,  
Und melde nun, so einfach wie ich kann,  
Den Haupteffect; denn darauf kommt es an.

Ein großes Fest gab in Athen es heute;  
Und auch die lust'ge Maienzeit erfreute  
Die Herzen Aller so, daß sie den ganzen  
Montag verbrachten unter Spiel und Tanzen,  
Und sich dem Dienst der holden Venus weihten.  
Doch, da es galt, sich morgen schon bei Zeiten  
Vom Lager zu erheben für die Schlacht,  
Ging früh zur Ruhe Jeder in der Nacht.

Am andern Tag, als kaum der Morgen graute,  
Erscholl aus den Quartieren schon das laute  
Geklirr der Panzer und Gestampf der Rosse.  
Auf Hengsten und auf Zeltern zog zum Schlosse  
Die edle Ritterschaft in großer Zahl.  
Da könnt ihr sehen, wie von Gold und Stahl  
Die Rüstungen erglänzen, wie geschickt  
Sie Kunst geformt, verziert hat und bestickt!  
Den Schimmer seht von Schilden, Satteln, Decken,  
Von goldnen Helmen, Panzern, Wappenröcken,  
Die Kleiderpracht der Fürsten auf den Rossen,  
Die Junker und die Ritterschaftsgenossen,  
Die ihre Helme schnallen, Gurte schnüren,  
Die Speere nageln und das Schild poliren,  
Und emsig sich mit ihrem Werk beeilen!  
Seht, Waffenschmiede bohren, hämmern, feilen,  
Seht, wie die Hengste unter goldnen Zäumen  
Vor Ungeduld in die Gebisse schäumen!

Bürger und Bauern, seht, in hellen Haufen  
Mit ihren Stöcken durcheinander laufen.  
Seht, Pauken, Trommeln, Bügelhörner, Flöten,  
Der grausen Schlachten Blutsignaltrompeten!  
Das Volksgedränge, den Palast umschwellend,  
- Hier drei - dort zehn - begierig Fragen stellend:  
Wie wohl der Ausgang zwischen jenen Zwei'n?  
Ob dies, ob das, ob jenes würde sein?  
Hier soll der Schwarzbart sich den Sieg erkaufen,  
Dort Ohnebart, und dort der größte Haufen,  
Dann wieder der mit grimmigem Gesicht;  
Sein Speer - sagt man - hat zwanzig Pfund Gewicht. -

So in der Halle wurde Rath gepflogen,  
Bis hoch die Sonne stand am Himmelsbogen,  
Und dieser Lärm nebst seinem Sängerchor  
Rief Herzog Theseus aus dem Schlaf empor;  
Und im Palaste blieb er dann so lange,  
Bis daß man ihm zu ehrendem Empfange  
Die beiden Ritter vorgeführt aus Theben;  
Und, wie ein Gott, von Glanz und Pracht umgeben,  
Bestieg den Thron am Fenster er sodann.  
Nun drängte sich das Volk an ihn heran,  
Um ihn zu sehen und ihn zu verehren  
Und seinen Willen und Befehl zu hören.

Ein Herold die Tribüne dann bestieg  
Und rief sein »Ho!«, bis daß die Menge schwieg,  
Und gab, als ringsum Alles ruhig war,  
Des Herzogs Botschaft kund und offenbar:

»Des Herren hoher Wille wie Entschließung,  
- In Anbetracht, daß nutzlose Vergießung  
Von edlem Blut es wäre, wenn zur Schlacht  
Auf Leib und Leben dies Turnier gemacht -  
Bestimmt, Gefahr des Todes abzulenken,  
Was einst beschlossen, derart zu beschränken:  
Bei Todesstrafe bleiben ausgeschlossen  
Vom Kampfplatz alle Arten von Geschossen;  
Verboten ist, Streitäxte, Dolche, Klingen,  
Die nur zum Stechen dienen, mitzubringen,  
Bei sich zu führen und damit zu streiten.

Erlaubt ist, auf den Gegner einzureiten,  
Wie auch im Fußkampf sich damit zu wehren,  
– Versteht sich – der Gebrauch von scharfen Speeren.  
Dem, der zuwider handelt dem Gebot,  
Zwar nicht der Tod, jedoch der Pranger droht,  
Und mit Gewalt wird daran ausgestellt,  
Wer diesen Pact von den Partei'n nicht hält.  
Geschieht es, daß der Führer einer Seite  
Gefangen wird, ober besiegt im Streite,  
Geht auf der Stelle das Turnier zu Ende!  
Nun helf euch Gott! und frisch ans Werk die Hände!  
Langschwert und Keule braucht nach Herzensfülle!  
Und nun zieht ab! Dies ist des Herren Wille!«

Des Volkes Beifall bis zum Himmel scholl,  
Mit lauter Stimme rief es freudevoll:  
»Heil unserm Herrscher, der so mild und gut  
Verboten hat Gemetzel bis aufs Blut!«

Als bei den Schmetterklängen der Fanfaren  
In wohlgereihtem Festzug dann die Schaaren  
Den Schranken zu durch alle Straßen rückten,  
Die – Sarsche nicht, nein – Goldgewebe schmückten,  
Sah man voran den edlen Herzog reiten,  
Den die Thebaner rechts und links begleiten,  
Die Königin kam mit Emilia dann,  
Und ihnen schlossen in dem Zug sich an  
Die Uebrigen, gereiht nach Stand und Rang.  
So zogen sie die ganze Stadt entlang  
Und kamen, als des Tages Prime kaum  
Begonnen hatte, zu der Schranken Raum.

Und als man Theseus auf dem Throne sah  
Mit seiner Königin Hippolyta  
Und mit Emilia nebst den Ehrendamen,  
Auch ihre Plätze rasch die Andern nahmen.

Von Westen sprengte durch des Ares Thor  
Mit rothem Banner jetzt Arcit hervor  
Und führte seine Hunderte zum Streite.  
Durchs Thor der Venus auf der Morgenseite  
Sah Palamon zu gleicher Zeit man kühn

Mit weißem Banner in die Schranken ziehn.

- Wenn man die Welt von Anfang bis zu Ende  
Rastlos durchstreifen wollte, schwerlich fände  
Man solche Schaar zum zweitenmal gesellt.  
Es könnte selbst der klügste Mann der Welt  
Nicht sagen, wer die Ueberlegenheit  
Besäß an Alter, Stand und Würdigkeit!  
So ebenbürtig konnten Alle gelten. -

Dann in zwei Gliedern zum Appelle stellten  
Die Schaaren sich. Man rief die Kampfgenossen  
Bei Namen auf, und von den Thoren schlossen  
Sich unter lautem Zuruf dann die Gitter:  
»Thut Eure Pflicht, Ihr jungen, stolzen Ritter!«

Nun sah die Herolde man seitwärts treten,  
Es klangen Hörner, schmetterten Trompeten;  
Was sag' ich mehr? Im Osten wie im West  
Legt schon den Speer zum Anlauf Jeder fest  
Und drückt dem Hengst die Sporen in die Seiten.  
Da sieht man, wer turnieren kann und reiten!  
Hier an den Schilden Speere splitternd brechen,  
Dort einer Rüstung Bruststück sie durchstechen,  
Der Speere Trümmer zwanzig Fuß hoch springen,  
Man zieht die Schwerter, deren Silberklingen  
Zermalmend auf die Helme niederblitzen,  
Das Blut beginnt zu strömen und zu spritzen,  
Und unter Keulenschlägen splintern Knochen.  
Hier hat die Reihen einer schon durchbrochen,  
Dort stürzen starke Pferde, und im Fall  
Rollt sich im Staub der Reiter wie ein Ball.  
Ein Andrer will im Kampf das Messer ziehn,  
Doch aus dem Sattel hebt der Gegner ihn,  
Am Pranger büßt verletzt er und gefangen,  
Was dem Gebot zuwider er begangen.  
Auch einer von der andern Seite duldet  
Das gleiche Loos, weil Gleiches er verschuldet.  
Und Theseus hieß im Kampfgewühl inzwischen  
Bald diesen ruhn, bald jenen sich erfrischen.

Auch die Thebaner fochten oft und lang

Und hatten schon im blut'gen Waffengang  
Vom Sattel gegenseitig sich gestreift.  
Kein Tiger, der Galaphas Thal durchstreift,  
So wüthend das geraubte Junge sucht,  
Als wie Arcit in seiner Eifersucht  
Nach Palamon. – Es war in Belmarie  
So grimmig ein gehetzter Löwe nie,  
Noch sprang mit hungertollerer Begier  
Er jemals nach der Beute, als wie hier  
Jetzt Palamon auf den Arcit eindrang.  
Die Helme dröhnen bei der Streiche Klang,  
Und Ströme Bluts aus ihren Schläfen dringen.

Doch da's ein Ende giebt bei allen Dingen,  
Geschah es, daß im Kampfe mit Arcit  
Dem Palamon, bevor die Sonne schied,  
König Emetrius mit mächt'gem Hieb  
Tief in das Fleisch des Schwertes Schneide trieb.  
Umringt von zwanzigfacher Ueberzahl,  
Ward er gefangen hingeschleppt zum Pfahl.  
Lykurg, der Köng, der ihm helfen wollte,  
Trotz seiner Stärke sich am Boden rollte.  
War aus dem Sattel auch der starke Held  
Emetrius von Palamon geschnellt,  
Auf Schwertes Länge mit gewalt'gem Stoß,  
Was half es ihm? Entschieden war sein Loos!  
Gefangen schleifte man zum Pfahl ihn hin,  
Und, überwunden, muß sein stolzer Sinn,  
Was verbedungen, mit Geduld ertragen.  
Wohl mochte Palamon nun jammernd klagen,  
Er darf zurück ins Kampfgewühl nicht gehn!

Doch Theseus, der den Ausgang angesehen  
Von dem Turniere, rief den Kämpfern zu:  
»Ho! Ho! nicht mehr! Jetzt haltet Waffenruh'!  
Den Schiedsspruch kann ich unparteiisch geben:  
Emilia gehört Arcit von Theben,  
Der durch sein Glück der Schönheit Preis gewann!«

Nun hob im Volk ein buntes Lärmen an.  
Man hörte laute Jubelrufe schallen,  
Als ob die Schranken sollten niederfallen.

Doch, was soll jetzt die holde Venus thun,  
Der Liebe Königin, was sagt sie nun?  
Sie weint, daß Alles ihrem Wunsch entgegen  
Und näßt die Schranken mit der Thränen Regen.  
»Ach! welche Schmach« – sprach sie – »ist mir beschieden?«

Saturnus sagte: »Tochter, halte Frieden!  
Was Mars gewollt, fiel seinem Ritter zu;  
Doch schwör' ich Dir, befriedigt wirst auch Du!«

Trompeten blasen, Minnesänger singen,  
Von Herolden die lauten Stimmen klingen,  
Um ihren Beifall dem Arcit zu spenden.

Doch hört auf mich, und laßt das Lärmen enden,  
Und horcht und lauscht, welch Wunder jetzt geschieht!

Von seinem Haupte nahm den Helm Arcit,  
Schwang sich mit offnem Antlitz auf sein Roß,  
Auf dem er eilends durch die Schranken schoß  
Zum Platze, wo Emilia er erblickte,  
Die freundlich grüßend ihm entgegen nickte.  
– So geht es mit den Weibern allerwärts,  
Wo der Erfolg ist, da ist auch ihr Herz. –

Und als er freudestrahlend vor ihr stand,  
Zerbarst die Erde, und empor sich wand,  
Von Pluto auf Geheiß Saturns geschickt,  
Ein höllisch Ungeheuer. – Es erschrickt  
Das Pferd, springt plötzlich seitwärts, strauchelt, fällt,  
Und aus dem Sattel wird Arcit geschnellt  
Und stürzt vom Pferde nieder auf den Kopf.  
Die Brust zerbrochen durch den Sattelknopf,  
Streckt er wie todt am Boden seine Glieder.  
Schwarz wie die Kohle, wie der Kräh'n Gefieder  
Das dunkle Blut sein Antlitz überfloß.  
Betrübt trug man vom Platz ihn in das Schloß  
Des Theseus hin, und dort ward er in Hast  
Befreit von seiner Rüstung schwerer Last  
Und auf ein weiches Ruhebett gelegt.  
Noch bei Verstand, von Leben noch bewegt,  
Rief unaufhörlich er Emiliens Namen.

Und nach Athen zurückgeritten kamen  
Der Herzog Theseus und der Ritter Menge  
In großem Pomp und reichen Festgepränge.  
Obschon dies Abenteuer vorgefallen,  
Gewährte Trost er und Zerstreung Allen.  
Nicht sei Arcit – so sprach man – in Gefahr,  
Noch böte Hoffnung sich auf Rettung dar;  
Und freudig ward die Nachricht aufgenommen,  
Daß sonst im Kampfe Niemand umgekommen.  
Denn schwer verletzt war einer nur, nicht mehr,  
Dem seine Brust durchbrochen war vom Speer.  
Für andre Wunden, Arm- und Knochenbrüche,  
Dem Salben dienten, jenem Zaubersprüche  
Und diesem Kräutertränke, dem Salbei,  
Damit erhalten Leib und Leben sei.

Der edle Herzog sucht, soviel er kann,  
Zu trösten und erheitern Jedermann,  
Und nach Gebühr die edlen Herr'n zu ehren  
Mit Gasterei'n, die bis zum Morgen währen.  
Kein Uebelwollen ihr Vergnügen störte,  
Allein vom Kampf und vom Turniere hörte  
Man reden, und der Meinung Aller nach  
War es ein Zufall, aber keine Schmach,  
Daß er von zwanzigfacher Ueberzahl  
Gefangen ward und fortgeschleppt zum Pfahl.  
– Stand er allein und ohne Hülfe dort,  
Und zerrten ihn an Arm und Füßen fort,  
Und prügelten mit Stöcken seinen Rappen  
Die Reisigen, die Knechte sammt den Knappen,  
So konnte keine Schande dieses sein,  
Man durfte nimmer ihn der Feigheit zeihn. –

Jedoch, um zu vermeiden Streit und Zank,  
Ließ Herzog Theseus seinen Preis und Dank  
Der einen wie der andern Seite sagen,  
Die sich gleich brav, gleich brüderlich betragen,  
Und theilte reiche Ehrengaben aus.  
Drei Tage schwanden unter Fest und Schmaus,  
Dann gab zur Stadt hinaus auf Tagesweite  
Er allen edlen Fürsten das Geleite.

»Leb' wohl« und »Guten Tag« hieß es sodann  
Und graden Wegs zog heimwärts Jedermann.

Doch von dem Kampfe wendet sich mein Lied  
Zu Palamon zurück und zu Arcit.

Es schwoll die Brust, und weiter stets und weiter  
Umfraß das Herz Arcits der Wunde Eiter.

Das Blut gerann. Die Heilkunst war vergebens,  
Vergiftet war und blieb der Saft des Lebens.

Ihm half kein Aderlaß, kein Blutentzieh'n,  
Nicht Kräutertränke, keine Medicin.

Nicht mehr natürlich wurde fortgeschafft  
Von animalischer Entleerungskraft

Die Giftsubstanz der faulen Eiterungen.

Geschwollen sind die Röhren seiner Lungen;

Die Muskelfasern in der Brust, im Bauche

Sind schon zerfressen von der gift'gen Jauche,

Und ohne jede Wirkung sich erproben

Laxiren unten und Erbrechen oben.

Sein ganzer Leib ist eine Wunde nur.

Zu Ende geht die Herrschaft der Natur.

- Und wo Natur nicht länger helfen kann,

Leb' wohl Arznei! Zur Kirche tragt den Mann! -

Die Wahrheit ist, er lag im Sterben schon.

Und zu Emilia und zu Palamon

Entsandte Botschaft er, um von den Beiden,

Wie Ihr von mir jetzt hören sollt, zu scheiden:

»Nicht fassen kann mein schwermuthsvolles Herz

In klare Worte meiner Sorgen Schmerz,

Und kurze Frist bleibt mir zu leben nur.

O, Theure, die von jeder Creatur

Auf dieser Welt ich stets geliebt zumeist,

Deinem Gebet empfehl' ich meinen Geist!

Emilia! - ach, o weh mir! - welche Plagen

Hab' ich um Dich so lange schon ertragen!

Weh mir! ich sterbe! ach, Emilia mein!

Muß ich von Dir so bald geschieden sein?

Ach, theures Weib, ach, Herzenskönigin,

Mein Schatz und meines Lebens Enderin!

Was ist die Welt? Was ist des Menschen Loos?

Vom Schoß der Liebe sinkt er in den Schoß  
Des kalten Grabes einsam und allein.  
Leb' wohl, mein Lieb! leb' wohl, Emilia mein!  
Mit Deinen weichen Armen mich umwinde,  
Und liebst Du Gott, so hör', was ich verkünde:  
Mit meinem theuren Vetter Palamon  
Lag ich in Zank und Streit seit lange schon  
Aus Liebe, wie aus Eifersucht um Dich,  
Doch stehe Jupiter mir bei, daß ich  
Dir eines Dieners Werth in voller Klarheit  
Jetzt schildern möge nach Verdienst und Wahrheit.  
Denn Ehre, Klugheit, Treue, Rittermuth,  
Demuth und Freisinn, Rang und edles Blut,  
Jedwede Tugend ist an ihm zu preisen;  
Nie möge Jupiter mir Heil erweisen,  
Wenn einen Mann ich weiß, der hier auf Erden  
Verdiente mehr, von Dir geliebt zu werden,  
Als Palamon, der Dir geweiht sein Leben;  
Und willst Du je Dich einem Mann ergeben,  
Erinnre Dich des edlen Palamon!«

Bei diesen Worten brach der Stimme Ton,  
Und von den Füßen nach der Brust entlang  
Des Todes Kälte durch die Glieder drang.  
Die Lebenskraft entwich. Ihm wurden Hände  
Und Arme steif. Das Leben ging zu Ende.  
Es schlummerte Bewußtsein und Verstand  
Allmählich ein und aus dem Herzen schwand  
Ihm die Empfindung bei des Todes Nah'n;  
Sein Athem stockte! doch zur Theuren sahn,  
Im Brechen noch die Augen fort und fort,  
Und »Dank Emilia!« war sein letztes Wort.

So seine Wohnung wechselnd floh der Geist  
Und ging, wohin noch niemals ich gereist;  
Drum nicht errathen kann ich's noch erzählen;  
Ich führe kein Register über Seelen,  
Noch mitzuthemen fühl' ich mich getrieben  
Die Meinung derer, die den Ort beschrieben.  
Arcit ist kalt; sei Mars der Seele gnädig!  
Und fernerhin nun von Emilia red' ich.

Es heulte Palamon, Emilia schrie,  
Und Theseus trug auf seinen Armen die  
Besinnungslose aus der Leichenkammer.  
Was hilft es mir vom tagelangen Jammer  
Der Beiden gleichfalls tagelang zu klagen?  
– Schwer hat ein Weib in solchem Fall zu tragen;  
Wird ihr der Gatte durch den Tod genommen,  
So fühlt ihr Herz sich sorgenvoll beklommen  
Und Krankheit folgt nicht selten auf das Leid,  
Von dem zuletzt sie nur der Tod befreit. –

Endlos die Schmerzen und die Thränen waren  
Von altem Volk und Volk in jungen Jahren  
Um des Thebaners Tod im weiten Kreise  
Der ganzen Stadt. – Die Kinder wie die Greise  
Beweinten ihn. Gewiß, seit man erschlagen  
Vor Troja Hektor, wurden solche Klagen  
Nicht mehr gehört. – Die Wangen sich zerfleischend,  
Das Haar zerrauhend, schrieten Weiber kreischend:  
»Warum traf Dich der Tod? Du hattest Gold  
Im Ueberfluß; Dir war Emilia hold!«  
Theseus zu trösten war allein im Stand  
Sein alter Vater Aegeus. Er verstand,  
Daß in des Lebens buntem Wechselspiel  
Noch immerdar die Wage stieg und fiel.  
Daß Lust dem Leid und Leid der Freude weiche,  
Bewies er durch Belege, durch Vergleiche.  
»Wie Niemand« – sprach er – »je gestorben ist,  
Der nicht zuvor gelebt hat eine Frist,  
So lebt auch« – sprach er – »Niemand hier auf Erden,  
Der nicht dem Tode muß zur Beute werden.  
Die Welt ist eine Wallfahrt voller Leiden!  
Wir sind die Pilger, kommen, wandern, scheiden;  
Die Sorgen endet nur der Tod allein.«

Er schärfte dies dem Volk verständig ein  
Nebst manchem Andern, um es zu belehren,  
Im Unglück Trost dem Herrscher zu gewähren.

Aufs Eifrigste war Theseus nun bemüht,  
Den Platz zu wählen, welcher für Arcit  
Zur Ruhestatt von seinen Erdenresten

Dem Range des Verstorbenen nach am besten  
Und passendsten und würdigsten erscheine.  
Und er beschloß, in jenem grünen Haine,  
Wo einst Arcit und Palamon entzweit  
Gerungen hatten in der Liebe Streit,  
Zu dem Arcit in Liebesgluth oft wallte,  
Wo seines Herzens Klage wiederhallte,  
Den Scheiterhaufen für Arcit zu schichten,  
Und dort die Leichenfeier zu verrichten.

Die alten Eichen ließ er niederhauen  
Und niederhacken und befahl zu bauen  
Aus ihren Stämmen einen Flammenstoß.  
Nun war die Eile seiner Diener groß,  
Um Alles herzurichten, wie befohlen.

Dann ließ die Leichenbahre Theseus holen  
Und mit den reichsten, schwersten Goldgeweben,  
So herrlich er sie nur besaß, umgeben.  
Es lag in Gold gekleidet auf das Gleiche,  
Mit weißen Handschuh'n angethan, die Leiche,  
Um deren Haupt ein Lorbeerkrantz sich wand,  
Mit blankem, scharfem Schwerte in der Hand.  
Ihr Angesicht enthüllte Theseus dann  
Und fing vor Rührung laut zu weinen an.

Und als der Morgen anbrach, ward für Alle  
Zur Schau gestellt sein Leichnam in der Halle,  
Und rings ertönte Jammer und Geschrei.  
Und schmerzbewegt kam Palamon herbei,  
Im schwarzen Kleid, von Thränen ganz benetzt,  
Das Haar voll Asche, seinen Bart zerfetzt,  
Denn nach der weinenden Emilia war  
Kein Jammervoll'rer in der ganzen Schaar.

Damit der Trauerzug dem Rang der Leiche  
An Pomp und Pracht zur höchsten Ehr' gereiche,  
Ließ Theseus auf drei großen, weißen Rossen,  
Von blanken Eisenpanzern rings umschlossen  
Und mit dem Wappen von Arcit geziert,  
Die Waffen, die im Leben er geführt,  
Von Reitern tragen; und der erste Reiter

Hielt seinen Speer und seinen Schild ein zweiter;  
Ein dritter führte seinen türk'schen Bogen  
Und seinen Köcher, reich mit Gold bezogen.

So ritten still mit trübem Angesichte  
Sie zu dem Haine, wie ich nun berichte:

Getragen ward die Bahre mit der Leiche  
Vom höchsten Adel aus dem Griechenreiche;  
Dem Hauptweg folgend, lenkten sie mit nassen,  
Verweinten Augen langsam durch die Gassen  
Der gänzlich schwarz behängten Stadt entlang,  
Die überall zu trauern schien, den Gang.  
Aegeus, der alte, ging zur rechten Hand,  
Zu seiner linken Theseus sich befand,  
Und Goldgefäße hielten sie in Händen,  
Um Honig, Wein und Milch und Blut zu spenden.  
Dann folgte Palamon im Freundeskreise;  
Und in den Händen, wie es Brauch und Weise,  
Zum Leichendienst die Feuerbrände tragend,  
Zuletzt Emilia, schmerzerfüllt und klagend.

Lang war die Arbeit und die Mühe groß,  
Bis aufgerichtet war der Flammenstoß,  
Der grüne Wipfel bis zum Himmel reckte  
Und zwanzig Faden breit die Arme streckte,  
Das heißt: die Aeste hatten solche Länge.

Den Grund zu legen, wurde Stroh in Menge  
Herbeigeschafft. Doch, wie die Gluth geschürt  
Und welchen Namen jeder Baum geführt,  
Den man gefällt, wie Fichte, Rüster, Eiche,  
Platane, Linde, Dorn- und Haselsträuche,  
Kastanie, Pappel, Esche, Lorbeer, Eibe,  
Euch näher zu erzählen, unterbleibe.  
Auch wo, von ihren Wohnungen vertrieben,  
Die obdachlosen Waldesgötter blieben,  
Und wie am Ort, wo sie gelebt in Frieden,  
Hamadryaden, Faune, Nymphen schieden;  
Wie Vögel und Gethier, von Furcht gepackt,  
Geflohen, als die Bäume man gehackt;  
Wie Waldesgrund, einst dicht belaubt, jetzt kahl,

Mit Schrecken sah den ersten Sonnenstrahl;  
Wie Unterlagen man von Stroh errichtet,  
Und trockne Reiser dreifach aufgeschichtet  
Und grünes Holz, und wie von Specerei'n  
Und goldnen Tüchern, kostbarem Gestein  
Und blumenreichen Kränzen Alles voll;  
Wie Duft aus Weihrauch und aus Myrrhen quoll,  
Wie von Arcit darin die Erdenhülle  
Gelegt in ihres Schmuckes reicher Fülle,  
Wie nach dem Brauch der Zeit Emiliens Hand  
Zuerst entzündete des Feuers Brand,  
Wie sie in Ohnmacht fiel, als dies gethan,  
Was sie gesprochen und geschrien im Wahn;  
Wie sich die Flammen rasend rasch vermehrt,  
Und was an Edelsteinen und an Werth,  
Was sie an Kleidern, Schilden und an scharfen  
Und langen Speeren in das Feuer warfen,  
Wie becherweise Wein und Milch und Blut  
Gegossen in des Feuers wilde Gluth;  
Wie dreimal dann in weitgedehntem Bogen  
Die Griechen reitend um das Feuer zogen,  
Es links umkreisend, und wie dreimal tönte  
Ihr Wehgeschrei, ihr Speergerassel dröhnte;  
Wie dreimal scholl der Weiber Jammerklagen;  
Wie heimwärts man Emilia getragen,  
Und wie Arcit zu Aschenstaub zerfiel;  
Wie in der Nacht darauf mit manchem Spiel  
Die Griechen kürzten ihre Leichenwache –  
Das zu erzählen, ist nicht meine Sache;  
Noch wer von ihnen in des Ringkampfes Gang  
Sich, nackt und ölgetränkt, den Preis errang;  
Auch meld' ich nicht, wie nach Athen zu Haus  
Ein Jeder zog, sobald die Feier aus;  
Denn rasch zum Schlusse denk' ich hinzuwenden,  
Das lang Erzählte nunmehr kurz zu enden.

Im Lauf der Jahre trocknete die Zeit  
Der Griechen Thränen, und der Trauer Kleid  
Beschloß man männiglich nicht mehr zu tragen;  
Und in Athen – scheint mir – begann zu tagen  
Ein Parlament, das mancherlei erwog  
Und auch ein Bündniß in Betrachtung zog

Mit andern Staaten, falls dem anzuschließen  
Sich die Thebaner willig finden ließen.

Vor Theseus zu erscheinen unverweilt,  
Ward daher Palamon Befehl ertheilt,  
Der, ahnungslos, weßhalb nach ihm gesandt,  
Mit trauervollem Herzen und Gewand  
Sich nach Athen begab, wie ihm befohlen.  
– Doch für Emilia ließ ihn Theseus holen. –  
Als Alle Platz genommen, Jeder stumm,  
Und Herzog Theseus seinen Blick ringsum  
Zunächst geworfen eine Weile lang,  
Eh' sich ein Laut der weisen Brust entrang,  
Begann betrübt zu seufzen er im Stillen,  
Und kündete dann also seinen Willen:

»Als einst der allerhöchste Lenker droben  
Der Liebe schöne Kette hat gewoben,  
War groß sein Ziel und seine Absicht klug;  
Er wußte wohl, was er im Sinne trug.  
Denn mit der schönen Liebeskette band  
Er dauernd Feuer, Wasser, Luft und Land  
In fester Gränzen wandellosem Ort.  
Derselbe Fürst und Lenker« – fuhr er fort –  
»Hat zugetheilt in dieser Welt voll Trauer  
Besondern Tagen auch bestimmte Dauer  
Für alle, die geboren sind auf Erden;  
Und diese können nicht verlängert werden,  
Wenn ihre Frist man auch beschränken kann.  
Ich führe nicht Autoritäten an;  
Denn längst hat die Erfahrung es gelehrt;  
Indeß auch meine Meinung sei erklärt.

Wie man aus dieser Ordnung leicht erkennt,  
Steht fest und ewig Gottes Regiment,  
Und Jeder weiß, sofern er nicht ein Thor,  
Daß aus dem Ganzen geht der Theil hervor.  
Denn nicht ein Theil, ein Bruchstück ist's gewesen,  
Woraus Natur entstand, vielmehr ein Wesen  
Von steter Dauer und Vollkommenheit;  
Nur nach und nach sank sie zur Endlichkeit.

Mit weiser Vorsicht hat der Herr der Welt  
So gut durch seine Satzung festgestellt,  
Daß jedes Ding nach Classe wie nach Art  
Durch Folge nur die Dauer sich bewahrt,  
Und nicht auf ewig in sich fortbesteht,  
Wie Ihr mit eignen Augen es erseht.  
Zur Eiche blickt: wie war ihr Wachsthum lang  
Seit aus dem Keime sie zuerst entsprang.  
Lang ist ihr Leben, wie wir alle sehn,  
Und doch – zuletzt muß dieser Baum vergehn!  
Denkt: auch der harte Stein, den Tag für Tag  
Der Fuß betritt, verschwindet nach und nach  
Und liegt zuletzt uns nicht im Wege mehr.  
Der breite Strom wird oftmals wasserleer,  
Die großen Städte fallen und verschwinden;  
Ihr seht es – Alles muß ein Ende finden.  
Kein Mann, kein Weib kann diesem Loos entfliehn  
Es kennt der Tod nicht zweierlei Termin;  
Das heißt: ob alt ob jung, bedeutet wenig,  
Denn sterben muß der Page wie der König!  
Der stirbt im Bett, der wird des Meeres Beute,  
Der bleibt im Feld – das wissen alle Leute.  
Den gleichen Weg geht Alles in der Welt;  
Wohl mag ich sagen, jedes Ding zerfällt.  
Ist es nicht so von Jupiter beschlossen?  
Er ist der Herr, dem jedes Ding entsprossen,  
Der über Alles, was durch ihn gestaltet,  
Bekanntlich auch nach eignem Willen schaltet.  
Und kein Geschöpf kann diesem widerstreben,  
Was auch sein Rang auf Erden und im Leben.  
Mir scheint, es ist so weise, wie gescheidt,  
Macht man zur Tugend die Nothwendigkeit.  
Fügt Euch darin, daß noch kein Mensch hienieden  
Dem Loos entrann, das ihm vorher beschieden.  
Wer dies bemurrt, der lehnt sich als ein Thor  
Und ein Rebelle gegen Gott empor.

Die größte Ehre sich ein Mann erwirbt,  
Der in der Blüthe seiner Würde stirbt.  
Dann bleibt sein guter Ruf ihm stets gewahrt,  
Und Schmach den Freunden und ihm selbst erspart.  
Weit freudiger sei dessen Tod begrüßt,

Der ehrenvoll ein junges Dasein schließt,  
Als der des Greises, wenn erblaßt sein Ruhm  
Und längst vergessen ist sein Ritterthum.  
Den rühmlichsten und besten Tod erleidet,  
Wer in dem Vollglanz seines Ruhmes scheidet.

Nur Eigensinn kann diesem widerstreben!  
Was murren wir, anstatt uns zu ergeben,  
Daß uns Arcit, des Ritterthumes Blume,  
Entrissen ward in seinen höchsten Ruhme,  
Als er des Leibes fauler Haft entflohn?  
Weßwegen will sein Vetter Palamon,  
Sein liebend Weib ihm dieses Glück nicht gönnen?  
Weiß Gott, wie soll er ihnen danken können,  
Daß sie sich selbst und seinen Geist so kränken?  
- Doch kaum vermögen Andres sie zu denken! -

Was ist der langen Rede letzter Schluß?  
Ich denke: Freude folge dem Verdruß!

Dankbar empor laßt uns die Hände heben  
Zu Jupiter, eh' wir uns fortbegeben.  
Wir machen - rath' ich - aus zwei dunklen Sorgen  
Für immerdar den hellsten Freudenmorgen!  
Und seht, wo diese Sorge ist am größten,  
Da will zuerst auch helfen ich und trösten!

Schwester!« - so sprach er - »es ist fest beschlossen  
Durch Beistimmung der Parlaments-Genossen,  
Daß Deinem edlen Ritter Palamon,  
Der Dir gedient so lange Jahre schon,  
Seit Du ihn kennst, mit Willen, Herz und Hand,  
Nun Deine Gnade werde zugewandt,  
Um ihn als Gatten und als Herrn zu ehren!  
Reich' mir die Hand, denn so ist mein Begehren!  
Zeig' weiblich Mitleid! Als der Bruderssohn  
Von einem Könige verdient er's schon.  
Wenn er ein armer Junggesell einst schien,  
Und widerwärtig das Geschick für ihn,  
So dient' er Dir doch manches liebe Jahr,  
Das mußt Du in Erwägung ziehn, fürwahr!  
Drum sei auch Gnade jetzt für Recht erkannt!«

Zum edlen Ritter Palamon gewandt,  
Sprach er: »Mich dünkt's, nicht lange muß ich pred'gen,  
Um zwischen uns die Sache zu erled'gen!  
Komm her, und nimm die Dame bei der Hand!«

Und somit ward geschlossen jenes Band,  
Das manchmal Ehe heißt und manchmal Heirath!  
Und die Barone gaben ihren Beirath.  
So mit Musik und aller Seligkeit  
Hat Palamon Emilia gefreit.  
Und Gott, der alle Welt gemacht und lenkt,  
Hat nach Verdienst mit Segen sie beschenkt;  
Denn Palamon auf immerdar zu Theil  
Ward Freude, Reichthum und jedweddes Heil;  
Stets zärtlich blieb Emilia ihm ergeben,  
Und ihrem Dienste war geweiht sein Leben.  
Nie Eifersucht und nie ein böses Wort,  
Nie trübte Leid ihr Lebensglück hinfort.

So sei von Beiden mein Bericht geschlossen.  
Behüt' Euch Gott, Ihr Pilgerfahrtsgenossen!

### **Der Prolog des Müllers.**

*Vers 3111-3186.*

Als so der Ritter den Bericht geendet,  
Ward der Erzählung Beifall rings gespendet.  
Schön sei und werth der Rückerinnerung,  
Was vorgetragen – sprachen Alt und Jung,  
Besonders aber alle feinern Herr'n;  
Und lachend schwur der Wirth: »So hab' ich's gern!«  
Das lob' ich mir; der Sack ist aufgethan!  
Laßt sehn, wer kommt als Folgender daran?  
Das Spiel ist gut begonnen, das gesteh' ich!  
Kommt her, Herr Mönch, und seid Ihr dazu fähig,  
Macht's der Erzählung unsres Ritters gleich.

Der Müller, der, vor Trunkenheit ganz bleich,  
Auf seinem Gaule turkelnd hing im Sitze,  
Zog nicht den Hut und rückte nicht die Mütze,  
Denn höflich gegen irgend wen war nie er.  
Mit einer Stimme, wie Pilatus, schrie er  
Und schwur bei Armen und bei Blut und Bein:

»Die herrlichste Geschichte fällt mir ein,  
Durch welche die des Ritters übertroffen!«

Der Gastwirth sah, daß er in Bier besoffen  
Und sprach: »Mein lieber Robert, laß es sein!  
Räum' einem Besseren den Vorrang ein,  
Hör' auf, und halte Frieden jetzt und Ruh'!«

Er aber sprach: »Gott straf' mich, wenn ich's thu!  
Laß mich erzählen, oder ich geh' fort!«

»Zum Teufel,« – sprach der Wirth – »behalt' das Wort!  
Du bist ein Narr und hirnverwirrt im Rausche!«

»Nun« – sprach der Müller – »All' und Jeder lausche!  
Jedoch zunächst erklär' ich Euch ganz offen,  
– Die Stimme sagt es mir – ich bin besoffen,  
Und sollt' ich mich versprechen und mißsagen,  
Das Bier von Southwark bitt' ich anzuklagen.

Zum Besten laßt Legende mich und Leben  
Vom Zimmermann und seinem Weibe geben,  
Dem ein Scholar zurecht gerückt die Kappe.«

Der Landverwalter rief: »Schließ' Deine Klappe!  
Laß die besoff'ne, garst'ge Zoterei!  
Denn sündhaft ist's und große Narrenthei,  
Jemanden zu beschimpfen und zu kränken  
Und üblen Nachruf auf die Frau'n zu lenken.  
Dir bleibt genug von Anderm zu erzählen!«

An Antwort ließ der Müller es nicht fehlen  
Und sprach: »Nun, Oswald, lieber Bruder mein!  
Wer keine Frau hat, kann kein Hahnrei sein!  
Doch sag' ich nicht, so sei's mit Dir bestellt!  
Viel gute Weiber leben auf der Welt.  
Was nimmst an meinem Wort Du Aergerniß?  
Ich hab' ein Weib, so gut wie Du, gewiß;  
Jedoch für meine Stiere vor dem Pflug  
Nähm' ich auf mich nicht mehr, als was genug,  
Und denke von mir selbst nicht, ich sei einer,  
Viel lieber will ich glauben, ich sei keiner.  
Denn spürt ein Ehemann nicht zu genau

In Gottes Heimlichkeit und die der Frau,  
Wird ihm auch Gottes Ueberfluß nie fehlen,  
Und um den Rest braucht er sich nicht zu quälen.«

Der Müller wollte – um mich kurz zu fassen –  
In seinen Worten sich nicht meistern lassen,  
Und er erzählte seine Schandgeschichte,  
Die ich Euch nunmehr wortgetreu berichte.  
Indessen bitt' ich, nehm' kein Ehrenmann  
– Um Gotteswillen – Aergerniß daran.  
Was Jeder vorgetragen, muß ich eben,  
Ob's gut, ob's schlecht, getreulich wiedergeben,  
Will ich den Inhalt nicht zu sehr verkehren.

Drum, wer nicht Lust hat, weiter zuzuhören,  
Schlag' um das Blatt und treffe seine Wahl;  
Denn kurz und lang sind hier in großer Zahl  
Auch ehrbare Geschichten vorerzählt,  
Worin Moral und Heiligkeit nicht fehlt.  
Und greift Ihr fehl, legt es nicht mir zur Last!  
Ihr wißt, der Müller war ein schlimmer Gast  
Wie der Verwalter und manch' Andre leider,  
Und zotenhaft sind die Geschichten Beider.  
Ihr seid gewarnt, daher müßt Ihr nicht schelten;  
Was nur ein Spaß ist, darf als Ernst nicht gelten.

### **Die Erzählung des Müllers.**

*Vers 3187–3852.*

In frühern Zeiten war in Oxenford  
Ein reicher Filz und Zimmermann, der dort  
Ein Kosthaus hielt, in welches ein Scholar  
Von wenig Mitteln eingezogen war.  
Er war der Kunst beflissen, doch daneben  
Höchst eifrig der Astrologie ergeben,  
Und gab, befragt darum zur rechten Stunde,  
Auch durch gewisse Schlüsse sichre Kunde,  
Ob Regen käme, oder Sonnenschein;  
Und er verstand genau zu prophezei'n  
Das künftige Geschick von Jedermann,  
Ja, vieles mehr, als ich erwähnen kann.  
Den flinken Niklaus hieß man den Scholaren;

In Liebeshändeln war er wohlerfahren  
Und ein höchst schlauer und verschwiegener Gast,  
Doch mädchenhaft in seinem Aeußern fast;  
Und ohne Mitbewohner, ganz allein  
Nahm er ein Zimmer in dem Kosthaus ein.  
Mit süßen Kräutern war bedeckt die Flur;  
Er selbst war süßer, als das Süßholz nur  
Und Baldrian es irgend sind. – Man fand  
Den Almagest und manchen Bücherband,  
Ein Astrolabium, seiner Kunst geweiht,  
Nebst Algorithmensteinen, wohl gereiht,  
Im Sims zu Kopf des Bettes an der Wand;  
Und roth behangen war sein Kleiderstand.  
Und oben drüber hing die lust'ge Laute,  
An deren Spiel er Abends sich erbaute.  
Gar lieblich durch das ganze Zimmer klang,  
Wenn *Angelus ad virginem* er sang  
Und hinterdrein das Königslied begann;  
Und Jeder pries sein lust'ges Stimmorgan;  
Und so verging die Zeit für den Studenten  
Nach Maße der Stipendien und Renten.

Der Zimmermann, seit kurzem erst vermählt,  
War toll verliebt ins Weib, das er erwählt,  
Und da sie – glaub' ich – achtzehn Jahre kaum,  
Hielt er aus Eifersucht sie scharf im Zaum.  
Denn sie war wild und jung und er war alt,  
Und Hörner wüchsen – dacht' er – allzubald.  
Roh an Verstand, war fremd ihm Catos Lehre,  
Daß sich am besten Gleich und Gleich bewähre;  
Man müsse sich stets angemessen paaren,  
Oft läge Jung und Alt sich in den Haaren.

Doch in die Falle war der Mann gerathen  
Und trug die Last, wie's vor ihm Andre thaten.

Schön von Gesicht war seine junge Frau  
Und, wie ein Wiesel, zart und schlank von Bau.  
Von Seide war der Gürtel, den sie trug.  
Und weiß, wie Morgenmilch, ihr Schürzentuch,  
Das um die Lenden faltenreich geschlagen.  
Bestickt, so vorn wie hinten, war am Kragen

Ihr weißes Hemd mit kohlenschwarzer Seide,  
Und passend zu der Farbe von dem Kleide  
War ausgesucht nicht minder auch das Band,  
Das ihre weiße Haube rings umwand,  
Die breite Seidenschleifen oben kränzten.

Doch wahrlich! lüstern ihre Augen glänzten.  
Die beiden Brauen waren scharf gezogen,  
Schwarz wie die Schlehen, lang und leicht gebogen,  
Und schöner als ein junger Birnenbaum  
Und zarter als des Widders Wollenflaum,  
War sie für Jeden eine Augenweide.  
Bestickt mit Messingperlen und mit Seide  
Hing von dem Gurt die Lederbörse nieder;  
Und Niemand sah, wenn er auch hin und wieder  
Die ganze Welt entlang zu suchen ging',  
Solch lust'ges Weibsbild, solchen Schmetterling.  
Und ihrer Wangen Farbe glänzte mehr  
Als Rosenobel, frisch vom Tower her,  
Und ihr Gesang scholl lustiger und freier,  
Als selbst das Lied der Schwalben in der Scheuer.  
Gern spielte sie und hüpfte höher selber  
Als um die Mütter Zicklein oder Kälber;  
Ihr Mund war süß, wie Meth und Honigbräu  
Und Lageräpfel unter Stroh und Heu.  
Vor Wohligkeit sie, wie ein Füllen, sprang,  
Kein Pfeil war grader und kein Mast so schlank.  
Ein Busenschloß, das wie ein Schildknopf breit,  
Befestigte den Kragen an das Kleid,  
Und hohe Schnürschuh' trug sie an den Beinchen.  
Sie war ein Primelchen, ein Herzensschweinchen  
Für große Herr'n, im Bett mit ihr zu spaßen,  
Und gut als Weib für jeden Hintersassen.

Nun, Herr, und nochmals, Herr, so fiel es aus,  
Daß eine Tags der flinke Nikolaus  
Mit dieser Frau verliebten Scherz begann,  
Derweil in Osney war ihr Ehemann;  
Und da die Schreiber voller Kniff' und Pfiffe,  
So macht' er heimlich bei ihr Untergriffe  
Und sagte: »Sei, Süßliebchen, mir zu Willen,  
Ich muß vergehn, kann ich die Brunst nicht stillen!«

Um ihre Hüften seinen Arm er schlang,  
Und sprach: »Herzliebste, sperre Dich nicht lang',  
Sonst geh', bei meiner Seligkeit, ich drauf!«

Doch, wie ein wildes Füllen sprang sie auf,  
Und rasch versteckte sie ihr Angesicht,  
Und sprach: »Auf Ehre, küssen will ich nicht!  
Laß sein, o Niklaus!« – rief sie – »laß es sein,  
Soll ich nicht Holla! und zu Hülfe schrein!  
Weg mit den Händen; guter Sitte wegen!«

Nun mußte Niklaus sich aufs Bitten legen  
Und sprach mit solcher Ueberredungskunst,  
Daß sie zuletzt ihm zugestand die Gunst.  
Beim heil'gen Tom von Kent schwur sie den Eid,  
Bei nächster, passender Gelegenheit,  
Die sie erspähe, sei sie ihm zu Willen.  
»Mein Mann« – sprach sie – »hat eifersücht'ge Grillen;  
Drum sei verschwiegen und gedulde Dich,  
Sonst fürcht' ich sicher noch zu Tode mich!  
Treib' hierbei Alles heimlich und verborgen!«

»Nein,« – sagte Niklaus – »sei ganz ohne Sorgen;  
Wer einem Zimmermann nicht Nasen dreht,  
Der ging umsonst zur Universität!«  
Darauf versprachen nochmals sie und schwörten,  
Der Zeit zu warten, wie bereits wir hörten.  
Als Nikolaus es so geführt zu Ende,  
Schlang er den Arm ihr zärtlich um die Lende,  
Ergriff die Laute, küßte herzlich sie  
Und spielte dann die schönste Melodie.

Mit dieser guten Frau begab's sich nun,  
Daß sie, um Christi eignes Werk zu thun,  
Zur Kirche ging an einem Feiertage.  
Ganz frisch gewaschen nach der Arbeit Plage,  
Schien neben ihr der helle Tag selbst düster.

Nun war in jener Kirche auch ein Küster,  
Mit Namen Absalon. – Sein krauses Haar  
Schien hell, wie Gold, und wie ein Fächer war  
Es ausgespreizt in weitem, hohem Bogen,

Und zierlich war ein Scheitel durchgezogen.  
Die Haut war roth, die Augen gänsegrau;  
Paulsfenster trugen seine Schuh' zur Schau,  
In rothen Strümpfen er einherstolzirte.  
Und das mit Spitzen reich und dick verzierte  
Lichtblaue Wamms, das er am Leibe trug,  
War voller Schick und saß ihm eng genug.  
Darüber trug ein Chorhemd er, so weiß  
Und glänzend, wie der Blüthenschnee am Reis.  
Bei meiner Seel'! er war ein lust'ger Racker,  
Schnitt Haar, rasirte, ließ zur Ader wacker,  
War Quittungssteller und Verträgemacher,  
Und tanzen konnt' er in wohl zwanzigfacher  
Manier – nach Oxfords Schule will das heißen –  
Und auf und nieder seine Beine schmeißen.  
Er spielte die Ribebe, die Ginterne  
Und dazu sang so häufig er, wie gerne,  
Mit lauter Stimme seine lust'gen Schwänke;  
Und in der Stadt gab's Wirthshaus nicht noch Schenke,  
Wo er nicht seinen Schabernack vollführte,  
Wenn eine schmucke Biermagd er dort spürte.  
Doch leider ist zu sagen mir geboten,  
Er f...te häßlich und riß schlimme Zoten.  
Doch, trieb auch Absalon oft Scherz und Spaß,  
Am Sonntag schwang er fromm das Räucherfaß,  
Vor allen Kirchspiels-Frau'n, indem er scharf  
Verliebte Blicke hin zu jeder warf,  
Und auf das Weib vom Zimmermann vor Allen.  
Sie anzusehen, war sein Wohlgefallen;  
Sie sah so sauber, süß und lecker aus,  
Ich wette, wie ein Kater auf die Maus,  
Wär' er auf sie gern schnurstracks zugesprungen.  
Von liebendem Verlangen ganz durchdrungen,  
Schien Absalon, der Küster, sich zu schämen,  
Der Weiber Opfertgaben anzunehmen;  
Aus Höflichkeit – so sagt' er – woll' er keine.

Es kam die Nacht. – Beim hellen Mondenscheine  
Nahm die Ginterne Absalon zur Hand.  
Und, seinen Sinn auf Liebeslust gewandt,  
Zog er höchst lüstern und begehrllich aus  
Und schlich sich vor des Zimmermeisters Haus.

Und bald darauf, bevor gekräht der Hahn,  
Schlich er zur Fensterlade sich heran,  
Die in der Wand des Hauses angebracht,  
Und sang mit zarter Stimme sanft und sacht:  
»Herzliebchen mein – ist es der Wille Dein,  
Gedenke mein – in Huld und sag' nicht nein!«  
Und dazu ließ er die Ginterne klingen.

Auf wacht der Zimmermann und hört ihn singen  
Und ruft sein Weib und spricht: »Was, Alison,  
Ist das da draußen nicht der Absalon,  
Der an der Mauer singt von unserm Bau?«

Und ihrem Mann erwiderte die Frau:  
»Weiß Gott, Johann! ich hör' ihn Wort für Wort.« –

Wie Ihr es denken könnt, so ging es fort.  
Von Tag zu Tage ward in sie verliebter  
Der lust'ge Absalon, so daß betrübt er  
Die ganze Nacht mitsammt dem Tag durchwachte,  
Die Locken kämmt' und sich fein sauber machte.  
Er warb um sie durch Kuppler und durch Mägde,  
Er schwur, ihr eigener Knecht zu sein, und pflegte  
So trillerud wie die Nachtigall zu singen,  
Ließ Nadeln, Meth und würzig Bier ihr bringen  
Und heiße Waffeln; ja, er bot sogar  
Selbst Gold ihr an, da sie ein Stadtkind war.  
– Denn manches Weib gewinnt man nur durch Gaben,  
Und dies will Küsse, jenes Prügel haben. –

Daß er vor ihr mit seiner Kunst sich brüste,  
Spielt' er Herodes auf dem Schaugerüste.  
Vergeblich blieb's in diesem Fall indessen,  
Sie war in ihren Niklaus zu versessen;  
Und Absalon konnt' in das Bockshorn blasen;  
Für alle Mühe drehte sie ihm Nasen,  
All seinen Ernst verkehrte sie in Hohn  
Und narrt' und äffte stets nur Absalon.  
Das Sprüchwort lügt nicht, es bleibt wahr genug,  
Wenn es besagt: Wer nah' ist, der ist klug  
Und kann dem Fernen oft gefährlich werden.

Wohl mochte toll sich Absalon geberden,

Denn, da er fern von ihrem Angesicht,  
Stand ihm der nahe Niklaus stets im Licht.  
– Nun, zarter Niklaus, möge Dir's gelingen,  
Und Absalon laß Klagelieder singen! –

Und es geschah an einem Samstag nun,  
Derweil ihr Mann in Osenay zu thun,  
Daß Alison mit ihrem Nikolaus  
Beisammen saß; und Beide machten aus,  
Es solle Niklaus eine List erspähn,  
Den eifersücht'gen Mann zu hintergehn,  
Um, wenn das Spiel in guten Gang gebracht,  
Bei ihr zu ruhn die liebe, lange Nacht.  
– Darin glich sein Verlangen ganz dem ihren. –

Und ohne viele Worte zu verlieren,  
Trug Nikolaus, der nicht zu zögern dachte,  
In seine Kammer vorsorglich und sachte  
Für einen Tag bis zweie Trank und Speisung.  
Und sollte – so gab er ihr Unterweisung –  
Nach Nikolaus der Eheherr sie fragen,  
So müsse sie ihm unbefangen sagen:  
Sie wisse Nichts. – Sie hätte tageslang  
Ihn nicht gesehen; sicher sei er krank,  
Da selbst der Dienstmagd Rufen und Geschrei  
Noch sonder Antwort stets geblieben sei.  
Und still verhielt vom Samstag an im Zimmer  
Sich Nikolaus und that und trieb, was immer  
Ihm wohlgefiel; er aß und schlief und trank  
Den Sonntag durch bis Sonnenuntergang.

Schier Wunder nahm's den dummen Zimmermann,  
Was Niklaus fehle; und er sprach sodann:  
»Beim heil'gen Thomas! ich befürchte sehr,  
Mit unserm Niklaus geht es schief und quer!  
Verhüt' es Gott, daß er nicht plötzlich end'ge!  
Fürwahr, die Welt ist jetzt solch unbeständ'ge;  
Als Leiche stand heut' in der Kirche da  
Ein Mann, den Montags noch beim Werk ich sah!  
Steh' auf,« – sprach er zum Knecht – »nimm einen Stein,  
Klopf' an die Thür, beginne laut zu schrein!  
Sieh', wie es steht, und bringe kühn Bescheid!«

Empor sofort in aller Schnelligkeit  
Der Knecht vor seine Kammerthüre lief  
Und klopfte dann wie toll und schrie und rief:  
»Was thut Ihr, Meister Niklaus? Werdet wach!  
Wie könnt Ihr schlafen nur den ganzen Tag?«

Es war umsonst. Nichts regte sich. Jedoch  
Er sah ganz unten an der Thür ein Loch,  
Durch das die Katze hin und wieder lief;  
In dieses steckte seinen Kopf er tief,  
Bis er zuletzt ihn wirklich sah und fand.

Zum Himmel starrte Niklaus unverwandt,  
Als ob er sich den neuen Mond betrachte.

Hinunter stieg der Knecht und hinterbrachte  
Sofort dem Herrn, wie er gesehn den Mann.  
Der Zimmermeister schlug sein Kreuz sodann  
Und sprach: »Nun hilf uns, heil'ge Friedewid'!  
Der Mensch weiß wenig, was mit ihm geschieht!  
Der Mann fiel sicher durch Astronomie  
In Tollheit oder sonst in Agonie!  
Ich dachte lange schon, so würd' es gehn.  
In Gottes Heimlichkeit soll Niemand spähn;  
Und stets gesegnet sei der schlichte Mann,  
Der gar nichts Andres als sein Credo kann.  
Man mag's an jenem Astronomen lernen,  
Der auf das Feld einst ging, um nach den Sternen  
Zu gucken, um daraus zu prophezeien,  
Und in die Mergelgrube fiel hinein.  
Die sah er nicht. – Doch leid thut mir, fürwahr!  
Beim heil'gen Thomas! unser Herr Scholar;  
Bald soll vergehn ihm die Studirerei,  
Steht mir der Himmelskönig Jesus bei!

Gieb einen Stock zum Unterstemmen mir,  
Du aber, Robert, hebst zugleich die Thür;  
Aus seinen Studien will ich ihn schon bringen!«

Und zu der Kammerthüre Beide gingen.  
Es war der Knecht ein kräftiger Gesell,  
Aus ihren Angeln hob die Thür er schnell,

Und in das Zimmer fiel sie stracks hinein.

Doch still und stumm saß Niklaus, wie ein Stein,  
Und auf gen Himmel starrt' er unverrückt.

Der Zimmermeister hielt ihn für verzückt,  
Erfasste bei den Schultern ihn mit Macht  
Und schrie, ihn heftig schüttelnd, aufgebracht:  
»Was Nikolaus?! Was Mann?! Schau' doch zur Erde!  
Wach' auf! an Christi Noth denk' und Beschwerde!  
Vor Elf und Hex' bekreuz' ich Dich!« – Und dann  
Begann sofort er diesen Zauberbann,  
Zuerst nach jeder Seite der vier Wälle  
Und dann noch schließlich draußen vor der Schwelle:  
»St. Benedict und Christus, Herr und Meister!  
Beschützt dies Haus vor Nachtpuk und vor Geister!  
Vorm weißen Gottseibeius schenket Ruh!  
St. Peters Schwester, sprich, wo wohnest Du?«

Zuletzt begann der flinke Nikolaus  
Zu seufzen, und er sagte: »Welch ein Graus!  
Ist denn das Ende dieser Welt so nah'?«

Der Zimmermeister schrie: »Was sagst Du da?  
Denk', wie wir Handwerksleute, doch an Gott!«

»Hol' einen Trunk mir!« – Nikolaus gebot –  
»Dann sollst Du Dinge hören, die für Dich  
So wichtig sind, gewißlich, wie für mich,  
Und die bestimmt sind für kein andres Ohr!«

Der Zimmermeister ging, und kam empor  
Mit starkem Bier in einem großen Krug;  
Und als genommen Jeder seinen Zug,  
Schloß Nikolaus die Kammerthüre wieder  
Und setzte mit dem Zimmermann sich nieder  
Und sagte: »Lieber, bester Wirth, Johann,  
Bei Deinem Glauben schwöre mir, fortan  
Streng mein Geheimniß bei Dir zu bewahren,  
Denn Christi Rathschluß will ich offenbaren.  
Und plauderst Du, soll es Dir schlimm bekommen!  
Zur Strafe wird Dir der Verstand genommen,  
Verräthst Du mich. – Drum sei auf Deiner Hut!«

»Verhüt' es Christ, bei seinem heil'gen Blut!«  
– So sprach der dumme Mann – »Ich bin kein Wäscher  
Und – sag' ich's selbst gleich – auch kein Zungendrescher.  
Sprich, was Du willst, bei mir ist's gut verwahrt  
Vor Weib und Kind, bei Christi Höllenfahrt!«

»Johann!« – sprach Niklaus – »Wahrheit liebt mein Mund!  
Es wurde durch Astrologie mir kund,  
Als ich den hellen Mond mir angeschaut,  
Daß nächsten Montag, eh' der Morgen graut,  
Ein Regen fällt von solcher Macht und Wuth,  
Nicht halb so schlimm ging's her bei Noas Fluth.  
In Zeit von einer Stunde wird die Welt  
Ertränkt, sobald der grause Schauer fällt.  
Der ganzen Menschheit geht es an den Leib!«

Der Zimmermeister schrie: »O, weh! mein Weib!  
Weh, meine Alison! Soll sie ertrinken?!«  
– Zu Boden wollt' er schier vor Sorge sinken –  
»Ist nichts zu thun dagegen?« – rief er aus.

»O, ja, weiß Gott!« – besagte Nikolaus –  
»Wenn Du nach meinem Rath zu Werke gehst,  
Und nicht auf Deinem eignen Kopf bestehst.  
Was Salamo gesprochen hat, bleibt wahr:  
Wer Rath annimmt, den reut es nimmerdar.  
Willst Du Dich meiner Weisung anbequemen,  
So will ich Euch zu retten unternehmen,  
Sie, Dich und mich. Nicht Segel braucht's, noch Mast.  
Von Noas Rettung Du gehört wohl hast?  
Ward er nicht von dem Herrn gewarnt, es werde  
Durch Wasser ausgetilgt die ganze Erde?«

»Ja,« – sprach der Zimmermann – »das weiß ich lange.«  
»Und hörtest Du« – frug Nikolaus – »wie bange  
Und angst ihn damals seine Frau gemacht,  
Bevor er glücklich sie ins Schiff gebracht?  
Er hätte dazumal, bei meinem Leben!  
All' seine schwarzen Widder drum gegeben,  
Wenn sie besessen ihren eignen Kahn.  
Und weißt Du, was daher der beste Plan?  
Das Ding geht hastig, und wir müssen eilen.

Ich kann nicht länger predigen und weilen,  
 Drum schaffe gleich – und richt' es eilig aus –  
 Backtröge Du und Bünnen in das Haus,  
 Für jeden eine, aber groß und gut,  
 Daß, wie im Schiff, wir schwimmen durch die Fluth!  
 Pack' Nahrung bei, doch nur genügend eben  
 Für einen Tag. Das Weitre wird sich geben.  
 Sobald hereinbricht erst die Tageshelle,  
 Verlaufen auch die Wasser in der Schnelle.  
 Doch schwatze nicht zu Robert aus der Schule!  
 Denn Deinen Knecht und Deine Magd, die Jule,  
 Kann ich nicht retten. – Frage nicht, warum?  
 Gott ist geheimnißvoll, und ich – bin stumm.  
 Sei nicht verrückt und gebe Dich zufrieden,  
 Daß Dir, wie Noa, solche Huld beschieden.  
 Dein Weib errett' ich, Du kannst ruhig sein!  
 Nun trolle Dich, und richt' es schicklich ein!  
 Und wenn für sie und Dich und mich herbei  
 Geschleppt Du hast die Kübel, alle drei,  
 Dann hängst Du untern Dachstuhl unsre Tröge,  
 Damit, was vorgeht, Niemand sehen möge!  
 Und hast Du Alles, was ich sprach, bedacht  
 Und Lebensmittel auch herbei gebracht  
 Sowie ein Beil, die Stricke zu durchtrennen,  
 Damit, wenn's Wasser kommt, wir schwimmen können,  
 Dann brich ein Loch hoch in den Giebelwall  
 Dicht bei dem Zaun vom Garten überm Stall,  
 Damit wir wissen, unsern Weg zu finden,  
 Sobald das Wasser anfängt zu verschwinden.  
 Flott schwimmst Du dann im nassen Elemente  
 So wie ein Entrich hinter seiner Ente.«  
 Dann ruf' ich: »He, Johann! He, Alison!  
 Seid guten Muth's! die Fluth verläuft sich schon!«  
 Und »Heil Dir, Meister Niklaus!« wirst Du sagen,  
 »Schön, guten Morgen! es beginnt zu tagen!«  
 »Und wie einst Noa und sein Weib, so werden  
 Wir Herren sein vom ganzen Land auf Erden.  
 Jedoch ein einz'ges Ding hab' wohl in Acht,  
 Sei ernst gewarnt, daß in der ganzen Nacht,  
 Sobald gegangen wir selbdrei an Bord,  
 Keiner von uns verlauten läßt ein Wort,  
 Noch schrei und rufe, sondern bete stille;

Zu unserm Besten ist das Gottes Wille.  
Du mußt von Deiner Frau gesondert hängen,  
Denn Sünde darf sich zwischen Euch nicht drängen,  
In Worten nicht, und auch nicht in der That.  
Laß Dir's gesagt sein. – Halte Dich parat!  
Und morgen steigen wir, sobald es Nacht  
Und alles schläft, in unsere Bütten sacht  
Und bau'n auf Gottes Grundbarmherzigkeit. –  
Doch nun geh' fort. Ich habe nicht mehr Zeit  
Hierüber lang und breit zu radebrechen.  
Man sagt: den Weisen sende, statt zu sprechen.  
Du bist so weise, Du brauchst keine Lehren;  
Daß Du uns rettetest, ist mein Hauptbegehren.«

Mit Ach und Weh zu seufzen nun begann  
In seiner Noth der dumme Zimmermann,  
Und im Vertrau'n erzählt' er's seiner Frau.  
Doch sie verstand weit mehr als er genau,  
Wohin die wunderliche Sache zielte.  
Die bis zum Tod Erschrockene sie spielte  
Und schrie: »O, Wehe! mach' Dich schnell von hinnen,  
Wir sind des Todes, wenn wir nicht entrinnen.  
Ich bin Dein Weib und Dir getreu ergeben,  
Geh', lieber Mann, und rette unser Leben!«

Was hat die Liebe für gewalt'ge Macht!  
Wie Einbildung schon Manchen umgebracht  
Mit ihrem tiefen Eindruck auf die Geister,  
So jammerte der dumme Zimmermeister.  
Es dünkte wirklich ihm, daß wogen er  
Schon Noas Sintfluth sähe, wie das Meer,  
Und sein Süßliebchen, Alison, ertrunken.  
Er jammerte, in Traurigkeit versunken,  
Und ächzte, weinte, seufzte, stöhnte, fluchte;  
Er machte sich rasch auf den Weg und suchte  
Sich Bottich, Kübel dann und Backtrog aus  
Und schaffte sie verstohlen in sein Haus,  
Wo er am Dachstuhl heimlich fest sie band.  
Drei Leitern fertigt er mit eigener Hand  
Um auf den Sprossen zwischen beiden Stangen  
Zum Balken in die Tröge zu gelangen,  
Und füllte darauf jede der drei Wann

Mit Käse, Brod und gutem Bier in Kannen;  
Genug, um einen Tag davon zu leben.  
Jedoch, bevor er sich ans Werk begeben,  
Entsandt' er seine Magd und den Gesellen  
Nach London, eine Botschaft zu bestellen.  
Und als der Montag endlich ging zur Ruh',  
Schloß ohne Licht er seine Haustür zu  
Und sah aufs Beste jede Sache vor.  
Bald stiegen dann sie alle Drei empor  
Und saßen stille für geraume Frist.

»Nun, Paternoster!« – sagte Niklaus – »Pst!«  
Und »Pst!« sprach Jan, und »Pst!« sprach Alison.  
Es murmelte Gebet und Devotion  
Der Zimmermeister leise dann und lauschte  
Und horchte, ob der Regen draußen rauschte?  
Doch wie ein Bär schlief nach des Tages Müh'  
Der Zimmermeister fest und tief schon früh,  
Als – denk' ich – kaum die Abendglocke tönnte.  
Im Herzen war er schwer bedrückt und stöhnte,  
Und schnarchte häufig, denn sein Kopf lag schief.

Hinab die Leiter Niklaus schleunig lief,  
Zog Alison ganz leise mit sich fort  
Zu sich ins Bett und redete kein Wort.  
Und, wo der Zimmermann gewohnt zu liegen,  
Da trieben ihren Scherz und ihr Vergnügen  
Jetzt fröhlich Alison und Nikolaus,  
Und hielten wacker bei der Arbeit aus,  
Bis daß die Glocken morgens »*Laudes*« rangen  
Und Klosterbrüder vor dem Altar sangen.

Doch Absalon, dem Küster, der zur Zeit  
Noch voller Liebe war und Liebesleid,  
Gefiel es, diesen Montag mit viel Andern  
Zum Zeitvertreib nach Osenay zu wandern.  
Dort traf er einen Klosterbruder an  
Und frug ihn heimlich nach dem Zimmermann.  
Ihm aus der Kirche folgte rasch abseits  
Der Mönch und sprach: »Seit Samstag sah bereits  
Ich ihn beim Werk nicht. Möglich, daß befohlen  
Ihm unser Abt hat, Zimmerholz zu holen.

Er ist gewohnt, nach Bauholz auszugehen  
Und in der Scheuer über Nacht zu stehn.  
Doch mag er auch in seinem Hause weilen;  
Denn sichere Auskunft kann ich nicht ertheilen.«

Wohl war nun Absalon voll Fröhlichkeit.  
»Die Nacht« – sprach er – »durchwach' ich! Jetzt ist's Zeit!  
Denn das ist sicher, schon seit Tageslicht  
Sah ich den Mann vor seiner Haustür nicht.  
Es muß gelingen! Nach dem ersten Krähen  
Des Hahns will leise vor ihr Haus ich gehen;  
Dort klopf' ich heimlich an ihr Fenster an,  
Und meiner Alison erzähl' ich dann  
All meine Liebesnoth, und – wie ich denke –  
Wird mindestens ein Kuß mir zum Geschenke;  
Denn eine Gunst mich sicherlich beglückt,  
Mir hat der Mund den ganzen Tag gejückt;  
Und einen Kuß will dies gewiß besagen.  
Auch träumt' ich in der Nacht von Festgelagen;  
Drum schlaf' ich jetzt ein Stündchen oder mehr,  
Und heute Nacht geht's wach und lustig her!«

Als kaum der erste Hahn gekräht, stieg schon  
Aus seinem Bett der lust'ge Absalon  
Und zog sich an, um prächtig auszuschaun;  
Süßholz und Körner fing er an zu kauen,  
Um schön zu riechen, wenn er bei ihr wäre,  
Nahm in den Mund noch eine Liebesbeere,  
Das sähe – dacht' er – gar so zierlich aus,  
Und schlich sich vor des Zimmermeisters Haus,  
Vorm Fenster wartend, welches in der Wand  
Nur etwa brusthoch überm Boden stand.  
Er hustete und sprach im Flüsterton:  
»Wie steht's, mein Honigscheibchen, Alison?  
Mein Vögelchen, mein süßer Zimmetstengel,  
Wach' auf mein Schatz, und sprich mit mir, mein Engel!  
Du denkst wohl kaum an all mein Leid und Wehe,  
Indeß vor Lieb' ich schwitze, wo ich gehe;  
Und wahrlich, Wunder ist's nicht, daß ich schwitze.  
Ich trau're, wie ein Lämmlein nach der Zitze!  
An Treu' und Sehnsucht bin ich, Liebchen glaube,  
Und an Verlangen wie die Turteltaube,

Und appetitlos wie ein Mädchen werd' ich!«

»Hansnarre!« – sprach sie – »Gleich vom Fenster scheer' Dich!  
Hilf Gott, Gevatter, steh' doch ab davon;  
Bei Christ, zu tadeln wär' ich, Absalon!  
Du weißt, daß einem andern ich gewogen;  
Drum trolle Dich; sonst kommt ein Stein geflogen!  
Zum Teufel auch! laß schlafen mich und geh'!«

»Ach, ach!« – sprach Absalon – »und alle Weh'!  
Daß solchen Lohn die Treue finden muß!  
Gieb mir zum mindesten doch einen Kuß,  
Zu Liebe mir und bei der Liebe Christi!«

»Und willst Du dann Dich packen?« – frug mit List sie.

»Ja, sicherlich, mein Schatz!« – sprach Absalon.

»Dann mach' Dich fertig, denn ich komme schon.«

Auf seine Knie' warf Absalon sich hin  
Und sprach: »Welch Glückskind ich doch immer bin!  
Denn hinterdrein giebt's sicherlich noch mehr! –  
Komm' lieber Schatz, mein Vögelchen, komm' her!«

Sie aber warf das Fenster auf im Nu,  
»Nun rasch und eilig!« – rief sie »mache zu!  
Sonst kommen noch die Nachbarn uns dazwischen.«

Den Mund begann sich Absalon zu wischen  
– Pechkohlschwarze, dunkle Nacht war's noch –  
Und aus dem Fenster steckte sie ihr L...

Wie's gehen mußte, ging es auch. – Wahrhaftig,  
Er küßte sie vorm bloßen H..... saftig,  
Bevor er seines Irrthums noch gewiß. –  
Zurück sprang er und frug sich: »Ging ich miß?«  
Er wußte ja, daß Frauen ohne Bart,  
Und dennoch war das Ding ganz rauh behaart.  
»Pfui!« schrie er auf. – »Was that ich nur? O, weh!«

Rasch schloß das Fenster sie und rief: »Ade!«  
Und Absalon zog trüb' des Weges weiter –

»Ein Bart, ein Bart!« – schrie Nikolaus nun heiter –  
»Pottsknochen! besser konnt' es gar nicht gehn!«

Doch jedes Wort konnt' Absalon verstehn  
Und sprach, indem er sich die Lippen biß  
Vor Wuth und Scham: »Dir zahl' ich's heim, gewiß!«  
Wer rieb, wer scheuerte den Mund je so  
Mit Sand und Staub, mit Lappen, Tuch und Stroh,  
Wie Absalon jetzt sonder Unterlaß?  
»Mich hole« – sprach er – »gleich der Satanas!  
Weit lieber als die ganze Stadt – so dächt' ich –  
Wär's mir, wenn meinen Schimpf nur erst gerächt ich!  
O, weh! o, weh! wie war ich so verblendet!«

Die Liebe war erloschen und verendet  
Seit jener Zeit, wo ihren A.... geküßt er,  
Und keinen Deut gab für sie mehr der Küster.  
Es war die Liebesabenteuersucht vorüber,  
So gründlich war geheilt er von dem Fieber;  
Er heulte nur wie ein geschlagnes Kind.  
Hin durch die Straßen lief er dann geschwind  
Zu einem Schmied, Gervasius geheißten,  
Der in der Schmiede stets mit Pflügeschweißen  
Und Messerschärfen mancherlei zu thun.  
Und Absalon pocht an die Thüre nun  
Und spricht: »Gervasius, öffne mir das Thor!«  
»Wer bist denn Du?« – »Absalon steht davor!«  
»Was, Absalon? Bei Christi Kreuzbeschwer!  
Ei, *benedicite*, wo kommst Du her?  
Was fehlt Dir nur? Gott weiß es, sicherlich  
Hast Du ein schönes Mädchen auf dem Strich;  
Bei St. Neot! Du weißt schon, was ich meine.«

Doch Absalon bewegte keine Steine  
Von seinem Spiel und stand ihm keine Rede.  
An seinem Rocken hatt' er weit mehr Heede,  
Als jener dachte. – »Lieber Freund, erweisen  
Kannst Du mir eine Gunst. Das heiße Eisen  
In Deiner Esse« – sprach er – »leih' mir schnell,  
Ich brauch's und bring' es wieder auf der Stell'.«

»Und wär' es Gold« – so sprach Gervasius rasch –

»Und ungezählte Nobel in der Tasch',  
Dein soll es sein, so wahr wie ich ein Schmied!  
Ei, Christi Fuß; was willst Du nur damit?«

»Das laß« – sprach Absalon – »Dich jetzt nicht quälen.  
Ich werd' es eines Tages Dir erzählen.«  
Am kalten Ende faßte mit der Hand er  
Das Eisen an, und aus der Thür verschwand er  
Und ging zurück zum Haus vom Zimmermann,  
Und an die Fensterlade pocht' er an  
Und hustete, wie er gethan zuvor.  
Und Alison rief aus: »Wer steht davor?  
Wer klopft hier an? – Ich glaub', es ist ein Dieb!«

»Nein, Nein« – sprach er – »weiß Gott, mein süßes Lieb,  
Es ist Dein Absalon, Dein Schmetterling!  
Von Golde« – sprach er – »bring' ich einen Ring.  
Die Mutter gab ihn mir. Bei meinem Leben!  
Hochfein ist er und schön gravirt daneben.  
Ich schenk' ihn Dir, willst Du mich nochmals küssen!«

Niklaus, der eben aufstand, um zu p.....,  
Beschloß ihn rasch, bevor er ging, zu necken  
Und seinen A... zum Kuß hinauszustecken.  
Er hatte rasch das Fenster aufgestoßen,  
Und aus demselben hielt er seinen bloßen  
Und dicken St... bis an die Schenkelknochen.  
Und gleich darauf, als Absalon gesprochen:  
»Wo bist Du Vöglein? – Ich kann Dich nicht sehn!«  
Ließ einen F... der flinke Niklaus gehn,  
Als wär' ein Donnerbolzen abgesendet.

War Absalon auch schier vom Streich geblendet,  
Hielt er das Eisen dennoch fest, und heiß  
Stieß er dasselbe Niklaus in den St...  
Rings um die Kerbe, breit wie eine Hand  
War ihm die Haut vom heißen Stahl verbrannt.  
In Todesängsten schrie er jammervoll  
Und zeterte vor Schmerz und Qual wie toll:  
»Hilf! Wasser! Wasser! – Gott und alle Geister!«

Aus seinem Schlummer fuhr der Zimmermeister  
Und hörte »Wasser!« schrein. Und kurz und gut,

Er dachte: »Weh' mir! jetzt kommt Noas Fluth!«  
Er sprang empor und hieb im Augenblicke  
Mit seinem Beile mitten durch die Stricke.  
Pardautz! Mit Brod und Bier und Allem fuhr  
Der Zimmermann hernieder auf die Flur  
Und lag besinnungslos dort auf der Schwelle.

Holla! Heraus! Herbei! schrie'n, auf der Stelle  
Aufspringend, Alison und Nikolaus;  
Schnell lief die ganze Nachbarschaft ins Haus,  
So groß, wie klein, und gaffte staunend an  
Den bleichen und besinnungslosen Mann,  
Der durch den Fall gebrochen seinen Arm.

Doch mußte tragen er allein den Harm.  
Denn, wenn er sprach, so widersprachen schon  
Sofort ihm Nikolaus und Alison,  
Und sagten jedem, er sei gänzlich toll.  
Vor Noas Fluth sei er besorgnißvoll  
Seit langer Zeit gewesen und im Wahn  
Hätt' er geschafft drei große Fässer an  
Und oben in dem Dachstuhl aufgehängt,  
Und sie um Gotteswillen arg bedrängt,  
Mit ihm zu sitzen drin in Compagnie.

Und Alle lachten ob der Phantasie,  
Und guckten dann und gafften hin zum Dach  
Und trieben Scherz mit seinem Ungemach.  
Was auch der Zimmermeister sprach und sagte,  
Kein einz'ger war, der nach den Gründen fragte.  
Durch Fluchen, Schwören, gänzlich unterdrückt,  
Galt in der ganzen Stadt er für verrückt.  
Sah ein Student den andern auf dem Wege,  
Hieß es: »Der Mann ist toll, mein Herr College!«  
Und Alle lachten über diese Possen.

So war des Weibes süßer Leib genossen,  
Dem eifersücht'gen Zimmermann zum Torte,  
Geküßt hat Abs'lon ihre Hinterpforte  
Und a.. verbrannt ist Meister Nikolaus!

Glück auf die Reise! – mein Bericht ist aus.

## Der Prolog des Landverwalters.

*Vers 3853–3918.*

Nachdem das Volk belacht den lust'gen Spaß  
Vom Absalon und flinken Nikolas,  
Gab's zwar verschiedne Meinung bei den Leuten,  
Obschon die Meisten lachten und sich freuten;  
Und wohl gefiel im Ganzen der Bericht;  
Nur einzig Oswald, dem Verwalter, nicht,  
Dem etwas Groll im Herzen sitzen blieb,  
Dieweil er selbst das Zimmerhandwerk trieb.  
Und er begann zu tadeln und zu schelten:  
»Mit einem Müller könnt' ich Dir's vergelten,  
Den man trotz seines Hochmuths hintergangen,  
Trüg' ich nach liederlichem Zeug Verlangen.  
Zu alt bin ich, um mitzuthun, indessen,  
Graszeit ist hin, und Heu ist jetzt mein Fressen.  
Dies weiße Haupt spricht laut von meinen Jahren,  
Und mit dem Herzen steht's wie mit den Haaren.  
Doch, wie die Mispel hat die Eigenart,  
Daß sie erst schmeckt, wenn man sie aufbewahrt  
Und faulen läßt in Dünger oder Stroh,  
Geht es uns Alten, fürcht' ich, ebenso.  
Bevor wir faul sind, sind wir nicht gereift,  
Wir tanzen stets, so lang' die Welt uns pfeift.  
Der Lust ist nie der Prickel auszuziehn;  
Der Kopf wird weiß, doch bleibt der Stengel grün  
Wie bei dem Lauch. – Ist uns die Kraft vergangen,  
Vergeht doch nicht das Wollen und Verlangen.  
Fehlt uns das Können, greifen wir zum Wort,  
Denn in der Asche glüht das Feuer fort;  
Es glimmen nämlich von den Funken vier,  
Prahlsucht und Zorn und Lügen und Begier,  
Bis in das Greisenalter noch beständig,  
Und machen unsre Glieder gar unbändig,  
Und werden, meiner Treu, auch nicht erkalten.  
So hab' auch ich den Füllenzahn behalten.  
Seit langen Jahren ist mein Lebensfaß  
Schon angezapft und abwärts fließt das Naß.  
Als ich geboren, schlug bereits Freund Hein  
Das Spundloch auf und stieß den Zapfen ein.  
Rasch rann der Strom des Lebens stets seither,

Daß nahezu mein ganzes Faß schon leer,  
Es tropft und sickert nur mehr von den Dauben.  
Die dumme Zunge nur kann sich erlauben,  
Von Jugendsünden, die uns einst erfreuten,  
Kindisch zu schwätzen, bei uns alten Leuten.«

Als unser Wirth ersah, daß der Sermon  
Zu Ende war, sprach er im Herrscherton:  
»Was ist der langen Rede Zweck gewesen?  
Willst Du den ganzen Tag die Bibel lesen?  
Der Teufel macht Verwalter zu Pastoren  
Und Schuhflicker zu Schiffern und Doctoren!  
Erzähle frisch und zög're nicht und stocke!  
Dort ist schon Deptford und halb acht die Glocke!  
Dort Greewich, wo manch böses Volk zu Haus!  
Daß Du beginnst, erheischt die Zeit durchaus.«

»Nun, Herren!« – der Verwalter Oswald sprach –  
»Ich bitt' Euch alle, tragt es mir nicht nach,  
Wenn ich den Hut zurecht ihm etwas setze.  
Für Hiebe, Hiebe – so steht's im Gesetze!«

Vom trunknen Müller uns gemeldet ward,  
Wie einen Zimmermeister man genarrt;  
Aus Spott wohl, denn ein solcher bin ich eben.  
Doch, mit Verlaub, ich will's ihm wiedergeben  
Und grade wie der Flegel will ich sprechen!  
Mög' er – Gott geb' es! – seinen Nacken brechen!  
Nach Splintern will in meinem Aug' er spähn,  
Und kann den Balken nicht im eignen sehn!

### **Die Erzählung des Landverwalters.**

*Vers 3919–4322.*

Bei Trumpington nicht fern von Cambridge fließt  
Ein Bach; und unweit einer Brücke siehst  
Du eine Mühle liegen an dem Bache.  
Dort war – ich melde eine wahre Sache –  
Seit langer Zeit ein Müller schon zu Haus.  
Er spreizte stolz sich wie ein Pfauhahn aus;  
Er konnte pfeifen, fischen, schießen, ringen,  
Die Netze flicken und den Becher schwingen.  
Eine Pavade von gewalt'ger Länge

Trug, scharfgeschliffen, er am Wehrgehänge.  
Im Hosensack er einen Puffer führte,  
Und in Gefahr kam, wer ihn nur berührte.  
Ein Sheffield-Messer trug er in dem Strumpf.  
Sein Kopf war rund und seine Nase stumpf.  
Kahl war sein Schädel wie ein Affensteiß.  
Auf jedem Markt schrob er empor den Preis.  
Wenn man ihn nur berührte mit der Hand,  
Schwur er gleich Rache, die man bald empfand.  
Selbstredend war ein Dieb von Korn und Mehl er,  
Doch ein geriebner und durchtriebner Stehler.  
Den stolzen Simkins hieß man ihn mit Namen.  
Ein Weib besaß er aus höchst edlem Samen;  
Ihr Vater war der Pfaffe von dem Städtchen,  
Erziehen ließ im Kloster er das Mädchen  
Und gab ihr mit viel kupferne Geschirre,  
Damit er Simkins, sie zu freien, kirre;  
Denn, da er Freisaß, sei ihm Standes wegen  
– Sprach Simkins – sehr an Jungfernschaft gelegen,  
Und ohne Mitgift wollt' er keine frein.  
Stolz war sein Weib und wie ein Elsterlein  
So schwatzhaft. – Aber herrlich war die Schau,  
Wenn – er voran und hinterdrein die Frau –  
An Fest- und Feiertagen alle beide  
Zur Kirche gingen, sie im rothen Kleide  
Und hochbemüht in rothen Strümpfen er.  
Wenn je ein Bursch so frech gewesen wär',  
Sie anders wie »Madam« zu tituliren,  
Mit ihr zu scherzen oder zu charmiren,  
Erschlagen hätte Simkins solchen Strolch  
Mit seinem Degen, Messer oder Dolch.  
– Gefährlich ist der Eifersücht'gen Grimm,  
Und ihre Weiber haben's immer schlimm. –  
Zwar etwas schmierig, doch voll Dignität  
War sie wie Wasser, das im Graben steht.  
Geneigt war sie zum Aerger und zum Schelten,  
Und dachte jeder Dame gleich zu gelten  
An Herkunft, und weil Bildung sie empfing  
Im Nonnenstift, wo sie zur Schule ging.  
Ein Töchterchen von zwanzig Jahren hatten  
In ihrer Ehe nur erzeugt die Gatten,  
Den Buben in der Wiege ausgenommen,

Der vor sechs Monden hinterdrein gekommen.  
Dick war das Mädchen und von gutem Bau,  
Die Nase stumpf, die Augen klar und grau,  
Die Hüften breit, die Brüste rund und voll,  
Und schön ihr Haar, wenn ich nicht lügen soll.  
Zur Erbin hatte, da das Kind so schön,  
Der Pfaffe sein Großtöchterchen ersehnt,  
Auch ihr an Vieh und Gütern jeder Art  
Im Heirathsfall das Eigenrecht gewahrt.  
Er wünschte für sie einen Eh'genossen,  
Aus altem Blut und gutem Haus entsprossen.

Antheil gebührt vom heil'gen Kirchengut  
Der Descendenz vom heil'gen Kirchenblut.  
Ihm schien's, sein heilig Kirchenblut zu ehren,  
Erlaubt, vom heil'gen Kirchengut zu zehren.

Des Müllers Mahlverdienst war zweifellos  
An Malz und Weizen rings im Lande groß.  
Besonders war in Cambridge dies der Fall,  
Wo ein Colleg, genannt die Söller Hall',  
Zur Mühle sämmtliches Getreide sandte.  
Indessen eine schwere Krankheit bannte  
Den Schaffner an sein Bett, und Jedermann  
Sah seinen Tod als unvermeidlich an.  
War nun der Müller schon vorher ein Stehler,  
So stahl jetzt hundertfach an Korn und Mehl er,  
Und wenn er's früher noch mit Maß betrieb,  
So war er jetzt der unverschämt'ste Dieb.  
Doch ob der Rector schalt und schrie Hallo!  
Das kümmerte den Müller nicht ein Stroh;  
Er schwur und tobte, Lügner seien Alle!

Nun wohnten damals in der Söller Halle,  
Von der ich schon gesprochen, zwei Scholaren,  
Die arm, doch jung und übermüthig waren,  
Und die, stets aufgelegt zu Scherz und Spaß,  
Den Rector quälten sonder Unterlaß,  
Mit ihrem Korn zur Mühle hin zu gehn,  
Um sich das Mahlen selber anzusehn.  
Sie beide wollten ihren Hals dran setzen,  
Im Falle durch Gewalt und List beim Metzen

Der Müller sie nur um ein Maß beraubte.  
So kam es, daß der Rector es erlaubte.  
Johann und Alein hießen die Scholaren,  
Aus Strother, hoch vom Norden her, sie waren,  
Doch, wo die Stadt liegt, ist mir unbekannt.

Als Alein darauf Alles nun in Stand  
Gerichtet, lud er seinen Sack aufs Pferd,  
Und Hans und er ergriffen Schild und Schwert,  
Und, da der Wege kundig war Johannes,  
Ging ohne Führer eilig fort sodann es,  
Bis an die Mühle sie den Sack gebracht.

Und Alein sprach: »Heil, Simon! Ei, was macht  
Dein schmuckes Weib und Töchterlein? Sag' an!«

»Willkommen mir, Herr Alein und Johann!  
Nun, meiner Treu,« – sprach Simkins – »was soll's geben?«

»Simon,« – sprach Hans – »die Noth lehrt beten eben;  
Sich selbst bedient, wer eines Knechts entbehrt,  
Sonst ist ein Narr er, wie der Weise lehrt.  
Der Küchenmeister stirbt bald, wie ich wähne,  
Ihm wackeln schon im Kopf die Backenzähne,  
Weßhalb statt seiner ich und Alein gingen,  
Das Korn gemahlen wieder heim zu bringen.  
Wir bitten, eile! denn es drängt uns fort.«

»Das wird besorgt« – sprach Simkins – »auf mein Wort!  
Doch wie wollt Ihr Euch nur die Zeit vertreiben?«

»Bei Gott!« – sprach Hans – »ich will am Trichter bleiben;  
Ich sah noch nie, bei meines Vaters Blut!  
Wie man das Korn hinunterschütten thut,  
Und wie's im Trichter schüttelt hin und her!«

»Nun, Hans!« – sprach Alein – »ist das Dein Begehr,  
Mach' ich's wie Du und stell', bei meiner Seel!  
Mich unten auf, zu sehen, wie das Mehl  
Zum Loch hinaus und in den Kasten fällt;  
Denn, wie mit Dir, ist es mit mir bestellt:  
Ich bin als Müller fast so dumm wie Du!«

Der Müller aber hörte lachend zu

Und dachte: »Das sind alles nichts als Lügen,  
Sie denken, Niemand könne sie betrügen;  
Doch, meiner Treu'! ich übertölp'le sie  
Trotz aller Schlaueit und Philosophie!  
Je mehr sie kommen mit solch krummen Schlichen,  
Je mehr und mehr wird von mir eingestrichen,  
Und statt des Mehls bekommen sie die Klei'!  
Daß ein Gelehrter nicht der Schlau'ste sei,  
Ward schon dem Wolf bewiesen durch das Pferd.  
All' ihre Kunst ist keinen Strohalm werth.«

Und aus der Thüre schlich der Müller sachte,  
Sobald er sah, daß es kein Aufsehn machte,  
Und spähte hin und her, bis er gefunden,  
Wo der Scholar das Rößlein angebunden,  
Das hinten unter einer Laube stand.  
Rasch schlich er sich heran und strich gewandt  
Dem Gaule dann rasch übern Kopf den Zaum.  
Der Hengst begann durch dick und dünn, als kaum  
Er frei sich spürte, wiehernd fort zu springen  
Dem Moore zu, wo wilde Mähren gingen.

Der Müller kehrte heim und sprach kein Wort,  
In seiner Arbeit fuhr er munter fort  
Und trieb mit den Studenten Schabernack.

Kaum war das Mehl gemahlen und im Sack,  
Ging Hans hinaus, daß nach dem Gaul er sähe;  
Doch der war fort, und Hans schrie: »Alle Wehe!  
Ach, Alein, eile, komm' in aller Schnelle!  
Um Gottes Willen, hilf mir auf der Stelle!  
Ach! unser Rector hat sein Pferd verlorn!«

Im Augenblicke gingen Mehl und Korn  
Und jede Vorsicht Alein aus dem Sinn;  
»Wo ist der Gaul?« – schrie er – »wo lief er hin?«

Gleichzeitig rann die Müllerin hervor:  
»Da läuft, so rasch es laufen kann, im Moor«  
– Rief sie – »mit wilden Mähren Euer Pferd!  
Und andern Lohn ist auch die Hand nicht werth,  
Die es so liederlich hier angebunden!«

»Alein,« – rief Hans – »wirf doch, bei Christi Wunden!  
Dein Schwert von Dir; es wiegt, Gott mag es wissen,  
Schwer wie ein Reh! Ich hab' es weggeschmissen!  
Es darf, bei Gott, das Pferd uns nicht entkommen!  
Warum hast Du's nicht in den Stall genommen?  
Verdammter Alein! ach, Du bist ein Thor!«  
In Hast und Eile rannten hin zum Moor  
Die zwei Scholaren, Alein und Johann.

Der Müller sah's, und ging sogleich daran,  
Ein halbes Scheffel Mehl sich auszusacken  
Und hieß der Frau draus einen Kuchen backen.  
Er sprach: »Wie schlau auch der Studenten Art,  
Ein Müller putzt selbst ihnen noch den Bart  
Trotz ihrer Weisheit! – Kinder, viel Vergnügen!  
Da gehn sie hin! Nur immerzu! – Sie kriegen,  
Bei meiner Treu', so leicht den Gaul nicht wieder!«

Die dummen Schüler liefen auf und nieder  
Mit »Halt! – Steh' still! – Komm, komm! – Hussa, mein Thier!  
Geh', pfeife Du, ich steh' und fass' ihn hier!«

Doch, kurz und gut, es war schon finstre Nacht,  
Bevor sie noch trotz aller Müh' und Macht  
In einen Graben ihren Gaul gehetzt  
Und eingefangen ihn zuguterletzt.

So matt und naß wie Thiere nach dem Regen,  
Kroch Hans hervor mit Alein, dem Collegen.  
»Weh' sei dem Tag,« – sprach Hans – »der mich geboren!  
Zu Schimpf und Schande sind wir auserkoren!  
Gestohlen ist das Korn! Mit Spott beladen  
Wird uns der Rector und die Kameraden,  
Und ach! der Müller wohl vor allen Dingen!« –

So klagte Hans, als Beide fürbaß gingen  
Der Mühle zu, den Braunen an der Hand,  
Derweil der Müller vor dem Feuer stand.  
Im Dunkeln konnten sie nicht weiter ziehn,  
Drum baten sie um Gotteswillen ihn  
Um Essen und um Herberg für ihr Geld.

Der Müller sagte: »Nun, wie's steht und fällt,

Und wie es ist, sei es Euch gern gewährt.  
Mein Haus ist eng, doch Ihr seid hochgelehrt;  
Durch Argumente dehnt Ihr einen Raum  
Zur Meile aus, der zwanzig Fuß breit kaum.  
Wir wollen sehn, ob Euch der Platz gereicht?  
Sonst sprecht ihn größer, Eurer Kunst ist's leicht!«

Hans sagte: »Simon, bei St. Cuthberts Blut!  
Dein Witz ist trefflich und die Antwort gut;  
Ich hörte sagen: ist die Wahl bedingt,  
Nimm, was Du findest oder man Dir bringt;  
Doch, lieber Wirth, ich bitte Dich, jetzt denke  
Vor allem an die Speisen und Getränke.  
Sieh', hier ist Geld, das willig wir verspenden,  
– Man lockt die Falken nicht mit leeren Händen –  
Und unsern vollen Preis bezahlen wir.«

Der Müller schickte gleich nach Brod und Bier  
Zur Stadt die Tochter und hing an den Heerd  
Die fette Gans und band dann fest ihr Pferd.  
Mit Tüchern von Chalons und feinem Leinen  
Bedeckt' er drauf ihr Bett, das von dem seinen  
Zehn bis zwölf Fuß etwa entfernt nur war. –  
Nun schlief – in ihrem eignen Bette zwar –  
Doch dicht dabei im selben Kämmerlein  
Die Tochter, und nicht anders konnt' es sein,  
Denn Herbergzimmer waren nicht im Hause.

Vergnüglich saßen sie beim Abendschmause  
Und tranken weidlich starkes Bier dazu,  
Und gingen gegen Mitternacht zur Ruh'.

Der Müller hatte mächtig pokulirt,  
Nicht roth, nein weiß war sein Gesicht lackirt;  
Mit Schlucken sprach er und mit Nasenzwang,  
Als sei an Schnupfen er und Leibweh krank,  
Und ganz betrunken sich zu Bette wälzt' er.  
Auch seine Frau stieg, plappernd wie die Elster,  
Vergnügt und lustig in das Bett geschwind.  
Zu Füßen stand die Wiege mit dem Kind,  
Um es zu tränken und in Schlaf zu wiegen;  
Und, da kein Tropfen Bier mehr in den Krügen,

Ging auch zu Bett die Tochter, und alsdann  
Zu Bette gingen Alein und Johann.  
Auf keinen Schlaftrunk konnten sie mehr hoffen;  
Rein war das Bier vom Müller ausgesoffen,  
So daß er schnarchte wie ein Gaul im Traum;  
Und auch sein Schwanzend hielt er nicht im Zaum.  
Sein Weib sang kräftig ihren Rundreim mit,  
Man hörte schnarchen sie auf tausend Schritt',  
Und auch die Dirne schnarcht *par compagnie*.

Ins Ohr drang Alein diese Melodie,  
Er weckte Hans und sprach: »Wie? schläfst denn Du?  
Horchtest Du je solch einem Singsang zu?  
Welch ein Concert wird aufgeführt von Allen!  
Auf ihre Leiber möge Feuer fallen!  
So Gräuliches hab' ich noch nie vernommen,  
Doch soll es ihnen schließlich schlimm bekommen!  
Für diese Nacht ist nicht an Schlaf zu denken;  
Jedoch, was thut's? Mich soll es wenig kränken;  
Denn, Hans,« – sprach er – »der Kuckuk soll mich holen!  
Gelingt's mir nicht, die Dirne zu versohlen.  
Wir dürfen uns entschädigen, Johann,  
Denn ein Gesetz besagt: ein Jeder kann,  
Sofern ein Unrecht man an ihm begangen,  
Mit Fug und Recht dafür Ersatz verlangen.  
Der Müller stahl das Korn uns, das ist klar,  
Und da ein Unrecht zugefügt mir war,  
Gebührt mir ein Ersatz auch, unbestritten,  
Für meinen Schaden, welchen ich erlitten;  
Bei Gottes Seele, das ist ausgemacht!«

»Nun, Alein,« – sagte Hans – »nimm Dich in Acht,  
Der Müller kommt mir höchst gefährlich vor,  
Störst Du ihn plötzlich aus dem Schlaf empor,  
Spielt er uns beiden sicher eine Tücke!«

»Das kümmert mich« – sprach Alein – »keine Mücke!«  
Stand auf und kroch zur Dirne in das Nest.  
Auf ihrem Rücken schlief sie tief und fest,  
Und bei ihr war er, ehe sie's erspät,  
Und, um zu schreien, war es schon zu spät,  
Denn – kurz und gut – sie gingen gleich daran.

Vergnügtes Spiel! – Jetzt sprech' ich von Johann.

Ganz still lag Hans für eine kurze Zeit  
Und machte sich viel Weh' und Herzeleid.  
»Ach!« – sprach er – »dieses ist ein Schelmenstreich!  
Ich selber – dünkt mich – bin dem Affen gleich.  
Mein Freund entschädigt sich für seinen Harm,  
Des Müllers Tochter hält er in dem Arm,  
Und für sein Wagestück hat er Vergnügen,  
Doch wie ein Strohsack muß im Bett ich liegen,  
Wird eines Tags erzählt der lust'ge Scherz,  
Gelt' ich als Narr und Dummbart allerwärts.  
Bei meiner Treu'! auch ich will etwas wagen;  
Denn wer nicht wagt, gewinnt nicht, hört' ich sagen.«

So stand er auf und schlich zur Wiege sachte,  
Hob sie empor mit leiser Hand und brachte  
Sie zu den Füßen seines Betts behende.

Bald machte mit dem Schnarchen auch ein Ende  
Die Müllerin, verließ das Bett und p.....  
Und tappte sich zurück, jedoch vermißte  
Die Wiege, denn die stand nicht länger da.  
»O, weh!« – sprach sie – »ich irrte mich beinah',  
Ums Haar stieg ich ins Bett zu den Scholaren!  
Grundgüt'ger Gott! da wär' ich faul gefahren!«  
So ging sie fort, bis sie die Wiege fand  
Und tappte dann sich weiter mit der Hand  
Zum Bette hin, der Wiege nebenbei;  
Und dachte nun, daß sie ganz richtig sei;  
Denn, da es dunkel, war sie nicht im Klaren,  
Doch – kurz und gut – sie kroch zu dem Scholaren  
Und lag ganz still und fing zu schlafen an.  
Nach kurzer Zeit erhob sich dann Johann  
Und kniete sich mit Macht aufs gute Weib.  
Nicht oft genoß sie solchen Zeitvertreib,  
Denn hart und tief stieß er hinein wie toll.

So lebten die Scholaren freudenvoll,  
Bis daß der Hahn zum dritten Mal gekräht.  
Und Allein, der die ganze Nacht genäht,  
War matt geworden um die Morgenzeit,

Und sprach: »Mein Miekchen, meine süße Maid!  
Leb' wohl! ich muß von hinnen; es wird Tag.  
Doch, wo ich reiten oder gehen mag,  
Der Deine bleib, bei meiner Seligkeit, ich!«

»Nun, mein Herzliebster,« – sprach sie – »Gott geleit' Dich!  
Doch, eh' Du gehst, sag' ich Dir noch ein Wort.  
Eilst heimwärts Du aus unsrer Mühle fort,  
Vergiß nicht, bei der Thür umher zu suchen.  
Du findest hinter dieser einen Kuchen,  
Halbscheffelgroß aus Deinem Mehl gebacken.  
Ich selbst half Vater es bei Seite packen.  
Gott schütze Dich, Du herzeliebter Mann!«  
Und mit dem Wort fing sie zu weinen an.

Und Alein geht und denkt, bevor es helle,  
Kriech' ich zu Hans in meine Lagerstelle.  
Doch, da er dort die Wiege stehen fand,  
Sprach er: »Gott weiß! ich habe mich verrannt!  
Mein Kopf ist wüst; ich trieb es gar zu fleißig  
Die Nacht hindurch; drum ging ich fehl, das weiß ich,  
Denn an der Wiege merk' ich ganz genau:  
Hier schläft der Müller und die Müllersfrau.«

Er tastete dann teufelmäßig schief  
Sich hin zum Lager, wo der Müller schlief;  
Und in dem Glauben, bei Johann zu sein,  
Stieg zu dem Müller er ins Bett hinein,  
Und schüttelt' ihn und faßt' ihn bei dem Schopf  
Und sprach: »Johann, wach' auf, Du Schweinekopf!  
Bei Christi Seel'! das war ein Hauptvergnügen!  
Beim heiligen Jakobus! ohne Lügen  
Hab' dreimal ich in dieser kurzen Nacht  
Des Müllers Tochter kerzengrad bedacht,  
Indessen feige Deine Zeit verpaßt Du!«

»Ha! falscher Buhler!« – schrie der Müller – »hast Du?!  
O, falscher Erzverräther von Student!  
Ich bring' Dich um, bei Gottes Sakrament!  
Wie? zu entehren hast Du Dich erfrecht  
Mein Kind aus solchem nobelen Geschlecht?!«

Und damit griff er Alein an den Hals,

Doch grimmig faßte der ihn ebenfalls,  
Schlug mit der Faust ihm auf die Nase, daß  
Sofort von Blut die ganze Brust ihm naß;  
Und mit zerbrochnem Mund und Nasenbeine  
Wälzten sich Beide wie im Dreck die Schweine.  
Herüber und hinüber ging das Spiel,  
Bis über einen Stein der Müller fiel,  
Und rücklings auf das eigne Weib hinsank.

Die wußte Nichts von diesem dummen Zank,  
Denn eben eingeschlafen war sie tief  
Bei Hans, der selbst die ganze Nacht nicht schlief.  
Doch plötzlich wurde durch den Fall sie wach.

»Beim heil'gen Kreuz von Bromeholm!« – sie sprach –  
»*In manus tuas*, Herr! – Ich bitte Dich,  
Simon! wach' auf! der Böse reitet mich!  
Ich bin halb todt; mir ist das Herz gebrochen!  
Es liegt mir schwer auf Leib und Kopf und Knochen!  
Hilf Simon! die Studenten sind in Streit!«

Zum Bett hinaus sprang Hans mit Schnelligkeit,  
Und hin und her begriff er alle Wände,  
Zu fühlen, ob er einen Stock nicht fände.  
Auch sie sprang auf und, besser mit dem Ort  
Als Hans bekannt, fand sie den Stock sofort.  
Und sie erspähte – denn ein Schimmerschein  
Fiel von dem Monde durch ein Loch hinein –  
Am Boden zwei Gestalten bei dem Licht,  
Doch sie erkannte, wer sie waren, nicht.  
Ein weißes Ding nur sah ihr Auge funkeln,  
Und da nun dieses weiße Ding im Dunkeln  
Einer Scholarenzipfelnachtmütz' glich,  
Sie mit dem Stocke nah' und näher schlich;  
Doch statt auf Alein, dem es zgedacht,  
Schlug auf des Müllers Kahlkopf sie mit Macht.  
Zu Boden fallend, rief er: »Ach, ich sterbe!«

Doch die Scholaren prügelten ihn derbe  
Und gingen fort, um Pferd und Mehl zu suchen,  
Und holten bei der Thüre sich den Kuchen,  
Halbscheffelgroß aus ihrem Mehl gebacken,

Und kehrten flugs der Mühle ihre Nacken.

So ward's dem stolzen Müller heimgezahlt.  
Es war das Korn von ihm umsonst gemahlt,  
Den Abendschmaus bestritt er ganz allein  
Und Beider Prügel hatt' er obendrein,  
Und Weib und Tochter waren ihm geschändet.

Seht! wie die Falschheit eines Müllers endet!  
Und daher ist das Sprüchwort keine Lüge:  
Daß ein Betrüger sich stets selbst betrüge,  
Sowie: daß unrecht Gut nicht gut gedeihe!

Nun, Gott in seiner Majestät verleihe  
Euch seinen Segen. – Rückgezahlt hiemit  
Hab' ich's dem Müller – und jetzt sind wir quitt!

### **Der Prolog des Kochs.**

*Vers 4323–4362.*

Der Koch aus London lauschte voll Entzücken,  
Als kratzte der Verwalter ihm den Rücken.  
»Aha!« – rief er – »bei Christi Kreuz und Wunden!  
Der Müller hat es scharf herausgefunden,  
Was schließlich werth ist alle Gastfreiheit.  
Wohl sprach schon Salamo vor langer Zeit:  
Jedwedem Herberg geben in der Nacht,  
Hat Manchen manchmal in Gefahr gebracht;  
Und wohl ist es der Ueberlegung werth,  
Wem man den Zutritt in sein Haus gewährt.

Doch schlage mich mit Sorgen Gottes Hand!  
Hört' ich, seitdem ich Hodge von Ware genannt,  
Von einem Müller, den man mehr geneckt,  
Und der im Dunkeln besser zugedeckt!

Doch Gott verhüte, daß wir hiemit enden!  
Seid Ihr geneigt, auch mir Gehör zu spenden,  
Erzähl' ich Euch, obschon ein armer Mann,  
Jetzt einen Schwank, so gut ich weiß und kann,  
Der einst in unsrer Stadt sich zugetragen.«

»Das sei gewährt!« – begann der Wirth zu sagen –

»Erzähle, Roger! aber mach' es gut!  
Bei Dir floß für Pasteten manches Blut,  
Bei Dir stand zweimal kalt und zweimal heiß  
Schon mancher Jack von Dover zum Verschleiß!  
Ob Deiner Petersilie Dich verfluchte  
Schon mancher Pilger; und, wer je versuchte  
Von Deiner Stoppelgans, der fluchte schlimmer,  
Denn voller Fliegen war Dein Laden immer.  
Ich bitte, edler Roger, komm' zur Sache,  
Und sei nicht böse, wenn ich Späße mache;  
Die Wahrheit ist in Scherz und Spiel erlaubt!«

»Ganz wahr!« – sprach Roger – »doch bei meinem Haupt!  
Auf vlämisch sagt man: Wahr Spiel, *quade spel!*  
Drum, Harry Bailly, hoff' ich, meiner Seel!  
Daß von Dir selbst nicht übel aufgefaßt wird,  
Sprech', eh' wir scheiden, ich von einem Gastwirth.  
Ich zahl' es Dir, wenn nicht im Augenblick,  
Vor unsrer Trennung sicherlich zurück.«  
Und dabei lustig lachend, hob er dann,  
Wie nunmehr folgt, mit der Erzählung an.

### **Die Erzählung des Kochs.**

*Vers 4363–4420.*

In einem Laden und Proviantverkauf  
In unsrer Stadt hielt sich ein Lehrling auf;  
Ein kleiner, strammer Bursch voll loser Streiche  
Und lustig wie ein Goldfisch in dem Teiche,  
Braun wie die Beere, schwarzgelockt von Haaren;  
Und da er in der Tanzkunst wohl erfahren,  
So wurde Schwärmer Perkin er genannt.  
Dabei saß er so voller Liebstand,  
Wie je voll Honig eine Wabe saß,  
Und gerne trieben Dirnen mit ihm Spaß.

Er sang und sprang auf allen Hochzeitsfesten.  
Das Wirthshaus liebt' er; aber nicht zum besten  
Den Laden. Gab's in Chepe was zu sehn,  
So lief er fort und ließ den Laden stehn,  
Und sah' sich's an, und drehte sich im Tanz;  
Doch heimzukehren, das vergaß er ganz.

Er sammelte dann seine Schwefelbände  
Und tanzte, sang und trieb viel Affenschande  
Und kam auch häufig für ein Stelldichein  
Zum Würfelspiel mit ihnen überein.

Denn keinen Lehrling in der Stadt man fand,  
Der je so gut das Würfelspiel verstand,  
Wie Perkin that; auch war er nebenbei  
Mit dem gemausten Gelde äußerst frei;  
Denn in dem Laden fand zu seinem Schrecken  
Sein Meister oftmals gänzlich leer die Trecken.  
Denn, sicher, wenn ein Lehrling gerne schwärmt,  
Die Würfel und die Dirnen liebt und lärmt,  
Das wird im Laden bald bemerkt vom Herrn,  
Hält er auch selbst sich von dem Treiben fern.  
Zu Diebereien führen Saufgelage,  
Ob man Ginterne, ob Ribebe schlage;  
Und Schwärmerei und Ehrlichkeit bestehn  
Nicht lang zusammen, das kann Jeder sehn.

Vom lust'gen Lehrling war jedoch im Haus  
Des Meisters nahezu die Lehrzeit aus,  
In der gescholten er bei Tag und Nacht  
Und oft nach Newgate wegen Lärms gebracht.  
Doch ward von seinem Herrn zuguterletzt  
Ihm eines Tags der Laufpaß aufgesetzt;  
Denn der besann sich auf das alte Wort:  
Den faulen Apfel wirf vom Lager fort,  
Wenn Du den Rest vor Fäulniß willst bewahren.  
Auch beim Gesinde kann man dies erfahren;  
Besser entläßt man einen bösen Knecht,  
Eh' alle andern ebenmäßig schlecht.  
Weßhalb den Lehrling auch sein Herr entließ  
Und ihn mit Schimpf aus seinem Hause stieß.  
So ward der lust'ge Lehrling fortgejagt,  
Und mag nun lärmern, wie es ihm behagt.

Doch, wie dem Stehler nie der Hehler fehlt,  
Der ihm, wo was zu mausen ist, erzählt  
Und der ihm borgt und der mit ihm verschwendet,  
So wurden schleunigst Zeug und Bett verpfändet  
An einen solchen Gauner und Cuman,

Der stets bei allem Unfug oben an,  
Und dessen Frau, trieb sie auch scheinbar Handel,  
Ihr Brod gewann durch schlechten Lebenswandel.

\* \* \* \* \*

*(Unvollendet geblieben.)*

### **Der Prolog des Gechtsgelehrten.**

*Vers 4421–4518.*

Der Wirth ersah, daß ihren Tagesbogen  
Die Sonne schon zum vierten Theil durchzogen,  
Seit etwas mehr, als einer halben Stunde.  
Nicht hochgelehrt, besaß er dennoch Kunde,  
Daß es der achtundzwanzigste heut' sei,  
Vom Mond April, dem Herolde vom Mai;  
Und da er sah, daß aller Bäume Schatten  
Dasselbe Maß in ihrer Länge hatten  
Wie ihre Körper, die der Schatten Grund,  
So ward durch diesen Umstand es ihm kund,  
Daß Phöbus, leuchtend an dem Himmelspfade,  
Erklommen hatte fünfundvierzig Grade;  
Und daher, in Betracht von Zeit und Ort,  
Sei es zehn Uhr, so schloß er weiter fort.

Den Gaul umwendend, hielt er plötzlich an  
Und sprach: »Ihr Herr'n, ich warn' Euch, Mann für Mann,  
Vergangen ist des Tages vierter Theil!  
Bei Sanct Johann und Gottes Gnadenheil,  
So viel Ihr könnt, nehmt wohl der Zeit in acht!  
Sie wird, Ihr Herr'n, verschwendet Tag und Nacht;  
Wir lassen sie, ob wir im Schlafe liegen,  
Ob sorglos wachen, ungenützt verfliegen,  
Und, wie der Strom, der von den Bergen nieder  
Zur Ebne läuft, so kehrt sie niemals wieder.  
Denn Seneca und andre Weisen sagen,  
Daß schwerer Zeit- als Geldverlust zu tragen;  
Verloren Gut sei wieder zu erringen,  
Die Zeit verlieren, müsse Schande bringen.  
So spricht er. Nun, fürwahr, zurückgeschafft  
Wird Zeit so wenig wie die Jungfernschaft,  
War Lisbeth lüstern ihrer überdrüssig;

Und darum laßt uns faul nicht sein und müßig!

Herr Rechtsgelehrter, bei dem Heil der Seelen!  
Ihr müßt,« – sprach er – »wie ausgemacht, erzählen.  
Aus freien Stücken habt Ihr beigepflichtet,  
Und so bin ich's, der in der Sache richtet.  
Das Wort, das Ihr verpfändet, löset ein,  
Wollt pflichtgetreu Ihr bis ans Ende sein!«

»*De par dieu! jeo assente!* mein Versprechen,  
Herr Wirth,« – sprach er – »pflieg' ich nicht leicht zu brechen.  
Versprechen gleichen Schulden, und bezahlen  
Will ich die meinen, ohne viel zu prahlen.  
Denn, wer den Andern will Gesetze geben,  
Der muß zunächst auch selber danach leben.«  
So steht's im Text. – Indessen sag' ich frei,  
Im Augenblick fällt mir nichts Gutes bei.

Denn Chaucer hat – obwohl im Versebau  
Und Reim oft liederlich und ungenau –  
In solchem Englisch, wie er eben kann,  
Erzählt schon Alles. Das weiß Jedermann.  
Und, lieber Freund, steht's nicht in einer Schrift,  
In einer andern man es sicher trifft.

Denn über Liebe hat er mehr gedichtet,  
Als selbst Ovid vor langer Zeit berichtet  
In den *Epistolis*. – Soll ich mich quälen,  
Was schon erzählt ist, nochmals zu erzählen?

»Halcyone und Ceix« schrieb zur Zeit  
Der Jugend er, und später weit und breit  
Von Liebe vieler edler Herr'n und Damen.  
Schaut in sein dickes Buch hinein, mit Namen  
»Die Heiligen-Legende von Cupido«.  
»Thisbe von Babylon, das Schwert der Dido,  
Die um Aeneas starb, Lucretias Wunden,  
Der Baum der Phyllis, die den Tod gefunden,  
Durch Dich, Demophoon, sind vorgetragen  
Der Dejanira, der Hermione Klagen,  
Der Ariadne, der Hypsipyle –  
Das wüste Eiland mitten in der See;  
Leander, der für Hero starb im Meer;

Schön' Helena, betrübt und thränenschwer;  
Der Briseis, der Laodomia Leid,  
Der Königin Medea Grausamkeit  
An ihren Kindern, welche sie erhenkt,  
Weil, falscher Jason, Du sie schwer gekränkt;  
Die Tugend der Penelope, Alceste  
Und Hypermnestra preist er dort aufs beste.

Doch, sicherlich, mit keinem Wort beschrieben  
Seht Ihr von ihm, was Canace getrieben,  
Und wie gesündigt mit dem Bruder sie.

- Zu solchen Schandgeschichten sag' ich: Pfui! -  
Auch nicht von Tyrius Appolonius,  
Noch wie das Scheusal, Fürst Antiochus,  
Der eignen Tochter Schänder ist gewesen;  
Denn nur mit Schaudern kann man davon lesen,  
Wie er sie hingeschmissen auf das Pflaster.  
Weßhalb mit Absicht den Entschluß gefaßt er,  
Nie wolle von so gräulichen Geschichten  
In seinen Schriften er ein Wort berichten.

Drum wiederholen möcht' ich solche nicht.

Jedoch, was trag' ich heute vor? - Verglicht  
Ihr mich den Musen, die man Pieriden  
Genannt hat, wär' ich kaum damit zufrieden.  
- *Metamorphoseos* wissen, wie's gemeint. -

Doch keinen Knochen scheert's mich, wenn es scheint,  
Als trät' ich in die Spur von Chaucers Ferse.  
Ich spreche Prosa, ihm laß ich die Verse.«

Und ernst begann mit freundlichem Gesichte  
Er, wie Ihr hören werdet, die Geschichte.

### **Die Erzählung des Gechtsgelehrten.**

*Vers 4519-5582.*

O herbes Leid der Armuth! mit den Schmerzen  
Von Hunger, Durst und Kälte stets verbunden  
Betteln zu gehn, beschämt Dich tief im Herzen,  
Und thust Du's nicht, wird die verhüllten Wunden

Die Noth entblößen und der Welt bekunden.  
Trotz allem Stolz mußt Du Dein Brod mit Sorgen  
Erbetteln, stehlen oder Dir erborgen.

Du tadelst Christum und erbittert klagst Du,  
Unrecht vertheilt sei alles Gut im Leben.  
Sündhaft beneidend Deinen Nachbar, sagst Du:  
Ihm sei so viel und Dir sei nichts gegeben.  
Noch oft – sprichst Du – wird er mit Zähnebeben  
Bereuen, wenn ihn Höllenflammen fassen,  
Daß er den Dürft'gen in der Noth gelassen.

Von einem Weisen höre die Betrachtung:  
Wohl, der zum Tod, Weh', der zur Noth erkoren,  
Dein eigener Nachbar straft Dich mit Verachtung,  
Dein Ansehn ist, sobald Du arm, verloren!  
Dem Spruch des Weisen öffne Deine Ohren:  
Betrübt und elend sind der Armuth Tage,  
Drum hüte Dich vor solcher scharfen Plage!

Den Armen alle seine Brüder hassen,  
Und seine Freunde halten sich ihm fern!  
O, reiche Kaufherr'n! fröhlich könnt Ihr prassen,  
O, kluges Volk! o, hochgelehrte Herr'n!  
In Eurem Becher fehlt die Eins; doch gern  
Werft Ihr die Sechse, und gewinnt das Ganze,  
Und geht an Weihnachtstagen froh zu Tanze.

Nach Land nur sucht und stets strebt nach Gewinn Ihr,  
Ihr seid die Väter jeder Neuigkeit,  
Regierungen und Fürsten habt im Sinn Ihr,  
Und sprecht von Frieden und erzählt von Streit.  
Ich käme wahrlich in Verlegenheit,  
Hätt' ich von einem Kaufmann nicht vor Jahren,  
Was ich Euch jetzt erzählen will, erfahren.

In Syrien wohnten einstmals Trafikanten,  
Die reich, doch treu und ehrlich auch dabei,  
Weit in das Ausland bunte Seide sandten  
Nebst Goldbrokat und feiner Spezerei;  
Und da die Waare trefflich war und neu,  
Trieb auch mit ihnen aus der Näh' und Ferne  
So Kauf wie Verkauf Jedermann stets gerne.

Und es geschah, daß einst auf ihren Zügen  
Die Handelsleute sich nach Rom gewandt,  
Bedacht auf Kundschaft, sowie zum Vergnügen.  
Sie hatten keine Botschaft hingesandt,  
Nein, nahmen selber das Geschäft in Hand,  
Und hatten, als in Rom sie angekommen,  
Dort nach Gefallen ihr Quartier genommen.

So lebten diese Kaufherr'n eine Zeit  
In jener Stadt nach Neigung und Gefallen,  
Und hörten von Constantias Herrlichkeit,  
Der Kaiserstochter, aus dem Mund von Allen  
Fast Tag für Tag das höchste Lob erschallen;  
Denn Jedermann war voll von ihrem Preise,  
Und alle sprachen in derselben Weise.

Denn rings im Volke pflegte man zu sagen:  
Es hat der Kaiser, welchen Gott behüte,  
Ein Töchterlein, wie seit den Schöpfungstagen  
Gewiß nicht eine zweite jemals blühte  
An Leibesschönheit und an Herzensgüte.  
Ich wollte, Gott blieb' Schirmer ihrer Ehre,  
Und daß Europas Königin sie wäre.

In ihr ist Schönheit ohne Stolz; und Jugend  
Ganz ohne Uebermuth und Ziererei,  
Denn ihres Wandels Führerin ist Tugend  
Und Demuth Zähmerin der Tyrannei.  
Von Höflichkeit ist sie das Konterfei,  
Ihr edles Herz ist eine heil'ge Kammer  
Und ihre Hand die Trösterin im Jammer.

Getreu wie Gott war, was sie hinterbrachten.  
– Doch laßt zur Sache mich zurück jetzt gehn! –  
Die Kaufherr'n ließen rasch ihr Schiff befrachten,  
Nachdem dies edle Wesen sie gesehn,  
Und heim nach Syrien ihre Segel wehn;  
Und trieben ihr Geschäft dort wie vorher  
Und lebten froh – was braucht's der Worte mehr?

Nun standen aber diese Handelsherr'n  
Bei Syriens Sultan hoch in Gunst und Gnaden.

Zu Lust und Kurzweil hatt' er oft und gern  
Sie, wenn sie heimgekehrt von ihren Pfaden,  
Freundlich und höflich zu sich eingeladen,  
Um zu erzählen, was in fremden Landen  
Sie Wunderbares und Besondres fanden.

So sprachen unter manchen andern Dingen  
Auch von Constantia diese Kaufherr'n dort,  
In deren Lob sie rühmend sich ergingen.  
Der Sultan, eifrig lauschend ihrem Wort,  
Gewann sie lieb und lieber immerfort,  
Ihr Bild beständig ihm vor Augen schwebte,  
An sie nur dacht' er, nur für sie er lebte.

Vielleicht war es im großen Buch geschrieben,  
Das man den Himmel nennt, bevor zur Welt  
Er selbst gekommen, daß durch treues Lieben  
Des Todes Loos ihm in der Zukunft fällt.  
Denn spiegelklar ist an dem Sternenzelt  
Vorausgesagt für den, der lesen kann es,  
- Bei Gott! - das Schicksal eines jeden Mannes.

In Sternenschrift war, ehe sie gewesen,  
Von Julius und Pompejus demgemäß,  
Von Hector und Achill der Tod zu lesen,  
Von Simson, Turnus und von Sokrates,  
Von Thebens Helden und von Herkules.  
Doch Menschenwitz entbehrt zu sehr der Schlaueit,  
Und Niemand liest sein Schicksal mit Genauheit.

Der Sultan seinen Rath zusammenrief  
Und - daß ich's Euch mit kurzen Worten sage -  
Er machte kund, daß so unendlich tief  
Er Lustverlangen nach Constantia trage,  
Daß ihr Besitz nur, oder Tod die Frage;  
Gemessene Befehle gab er Allen,  
Rasch auf ein Rettungsmittel zu verfallen.

Verschiedne riethen zu verschiedenen Dingen,  
Die Argumente flogen hin und her;  
Man wußte scharfe Gründe vorzubringen,  
Der rieth zur List, und zur Magie rieth der.  
Doch kam man schließlich überein, daß er,

Dieweil ein jedes andre Mittel fehle,  
Am besten thäte, wenn er sich vermähle.

Doch sahen sie auch hierin Schwierigkeiten,  
Und aus verschiedenen Rechtsbedenken zwar;  
Denn zwischen beiden gäb's Verschiedenheiten  
In ihrem Glauben, machten sie ihm klar.  
Ein Christenfürst gestatte nicht, fürwahr,  
Es seinem Kinde, im Gesetz zu leben,  
Das Mohamed, unser Prophet, gegeben.

Er sprach: »Eh' ich Constantia verliere,  
So tret' ich selber in der Christen Bund.  
Ich traf die Wahl; ich bin und bleib' der Ihre,  
Mit Gegengründen haltet Euren Mund!  
Mein Leben rettet, und macht mich gesund!  
Besitz' ich sie, so find' ich auch Genesung,  
Sonst bringt mein Leid mir Tod noch und Verwesung.«

Was braucht es hier noch langer Redewendung?  
Durch Botschaft und Verhandlung ward gemacht,  
Daß durch des Papstes eigene Verwendung  
Und durch der Kirche und der Ritter Macht  
– Die stets um Christi willen sind bedacht,  
Den Mohamedanismus zu zerstören –  
Man den Vertrag schloß, der sogleich zu hören

Der Sultan, die Barone und wer zähle  
Zu den Vasallen müßten Christen sein,  
Bevor er mit Constantia sich vermähle;  
Gewisses Gold – wie viel, fällt mir nicht ein –  
Sei ihm gewährt durch wohlverbürgten Schein.  
Das sei Vertrag, so schwur man beiderseitig.  
– Leb' wohl Constantia! Gottes Hand geleit' Dich!

Schon Mancher – glaub' ich – sich im Voraus freute,  
Zu hören von der Pracht und von dem Glanze,  
Welche der Kaiser und die Edelleute  
Ersonnen für sein Töchterlein Constanze.  
Doch unausführbar ist, daß ich das ganze  
Hierbei ins Werk gesetzte Festgepränge  
In kurze Worte hier zusammendränge.

Bischöfe, Ritter und aus höchsten Ständen  
Viel Herr'n und Damen ihr zu Seite gehn  
Nebst anderm Volk – und damit laßt mich enden. –  
Der Stadt gab man zu wissen und verstehn,  
In größter Andacht solle jeder flehn  
Zu Christ, damit er gnädig sich bewaise  
Dem Ehebund, und segne ihre Reise.

Es kam für sie der Trennungstag heran.  
Der Tag des Unheils – sag' ich – war gekommen,  
Und ohne Zögern hatte Jedermann  
Die Rüstung für die Reise vorgenommen.  
Constantia, bleich und sorgenvoll beklommen,  
Stand auf vom Lager, um sich anzukleiden,  
In das ergeben, was nicht zu vermeiden.

Ach! kann es Wunder nehmen, daß sie weinte?  
Zu fremdem Volk ward sie hinausgesandt,  
Fern von der Freundschaft, die es zärtlich meinte,  
Und hingegeben in Gewalt und Hand  
Von einem Manne, den sie nie gekannt.  
– Gut sind und waren Gatten von jeher,  
Das wissen Frau'n. – Was brauch't's der Worte mehr? –

»Vater,« – sprach sie – »Dein armes Kind Constanze,  
Dein Töchterlein, das Dir so lieb und werth;  
Und Mutter, die nach Christ mehr als die ganze  
Und weite Welt ich folgsam stets verehrt,  
Constantia bittet, Eure Huld gewährt  
Ihr fernerhin! – Nach Syrien muß ich gehen!  
Und nimmer, ach, werd' ich Euch wiedersehen!«

»Ach! unter den Barbaren soll ich leben!  
Und ich muß thun, was Euer Wille ist.  
Wie uns Dein Tod Erlösung hat gegeben,  
So gieb mir Stärke zur Erfüllung, Christ!  
Elend bin ich für meines Lebens Frist,  
Zu Leid und Knechtschaft ist das Weib geboren,  
Und einem Mann zur Sclavin auserkoren.«

Gewiß, als Pyrrhus brach durch Trojas Wall,  
Als Ilion brannte, Theben man bezwungen,  
Als Rom erzitterte vor Hannibal,

Der dreimal Sieg im Römerkampf errungen,  
Ward nicht soviel und nicht so schmerzdurchdrungen  
Geweint, als bei dem Abschied in der Kammer;  
Doch Scheiden galt's. Was half da aller Jammer?

O, grause Macht, Bewegerin der Sphären,  
Die täglich Alles wirbelnd mit sich reißt,  
Und strebt, von Ost nach Westen zu verkehren,  
Was die Natur auf andre Wege weist.  
Im wilden Aufruhr, der am Himmel kreist,  
Verkündete im Voraus schon beim Scheiden  
Der grimme Mars der Ehe künft'ge Leiden.

O, unheilvollste Ascedenz von allen,  
Wo der Regent, ach, hülflos und entthront,  
Vom Winkel in das dunkle Haus gefallen!  
O, Mars! o, Atazir! – Du, bleicher Mond,  
Von Unglück bleibt nicht Deine Bahn verschont!  
Wo Du Dich zudrängst, ist für Dich kein Bleiben,  
Wo Du gern bliebest, mußt Du weiter treiben!

Kaiser von Rom! Du handeltest nicht weise.  
War denn kein Philosoph in Deinem Land?  
Ist jeder Tag denn gleich? Wählt man zur Reise  
Für Leute von so hohem Rang und Stand  
Die Zeit nicht aus? War gänzlich unbekannt  
Die Wurzel der Geburt in diesem Falle?  
– Ach, dumm und träge sind wir leider Alle! –

Zu Schiffe war man feierlich gezogen  
Mit der betrübten, schwermuthsvollen Maid.  
»Nun bleibe Jesus Christus Euch gewogen!«  
Sprach sie und zwang sich zur Gelassenheit.  
»Leb' wohl Constantia!« – scholl es weit und breit.  
Und so verlass' ich sie auf Meerespfaden  
Und spinne weiter der Geschichte Faden.

Längst hatte schon des Sultans lastervolle  
Und böse Mutter ausgespäht, daß er  
Den alten Opferbrauch verlassen wolle,  
Und ihre Rätthe rief sie zu sich her.  
Ein jeder kam und frug, was ihr Begehr.  
Und als mit Ehrfurcht Alles stand im Kreise,

Ließ sie sich nieder und sprach solcher Weise:

»Ihr wißt es, Herr'n! mein Sohn« – so hub sie an –  
»Steht auf dem Punkte, in den Staub zu treten  
Die heil'gen Satzungen des Alkoran  
Von Mohamed, dem göttlichen Propheten.  
Bei Gott beschwör' ich's! Wahrlich, besser thäten  
Sie, aus dem Leibe mir das Herz zu reißen,  
Als aus der Brust, was Mohamed geheißent!«

»Für Körperknechtschaft sollten wir und Pein  
Nach diesen neuen christlichen Gesetzen  
Und für der Hölle Qualen hinterdrein  
Den alten Glauben Mohameds verletzen?!  
Nein! wollt Ihr, Herr'n, Vertrauen in mich setzen,  
Und willig sein, zu thun, was ich Euch sage,  
Befrei' ich Euch für immer aus der Lage!«

Und Jeder stimmte bei im ganzen Kreise.  
Auf Tod und Leben stets ihr beizustehn,  
Beschworen sie, und in der besten Weise  
Mit Rath und That ihr an die Hand zu gehn,  
Um auszuführen, was sie vorgesehn,  
Und ihren Plan enthüll' ich einem Jeden,  
Denn solcher Weise fuhr sie fort zu reden:

»Laßt scheinbar uns zum Christenthum bekehren!  
– Kalt Wasser wird uns wenig drückend sein –  
Durch Schmauserei'n will ich den Sultan ehren;  
Doch tränk' ich es ihm hoffentlich noch ein.  
Denn, mag sein Weib getauft sein noch so rein,  
Nicht leicht soll sie des Blutes Roth verwaschen,  
Und hätte sie voll Quellen ihre Taschen!«

O, Sultanin! boshafte Ungeheuer,  
Semiramis die Zweite! – Mannweib! – gleich  
Der Schlange, die gebannt ins Höllenfeuer,  
Bist eine Schlange Du im Weiberreich!  
Heimtückisch Weib! Was immer unschuldsreich  
Und tugendhaft nur ist, verfolgst Du wüthend,  
Stets Bosheit in dem Lasterneste brütend!

O, Satan! seit der Zeit, da Du vertrieben

Aus unserm Erbtheil, ist Dein Neid stets wach;  
Du lenkst noch stets die Weiber nach Belieben,  
Du triebst durch Eva uns in Tod und Schmach!  
Jetzt stellst Du dieser Christenehe nach!  
Wenn Du betrügen willst – beklagt's und merkt's Euch! –  
Gebrauchst die Weiber immer Du als Werkzeug!

Die Sultanin, auf die ich also schmäle,  
Ließ seines Weges weiterziehn den Rath,  
Und hatte – daß ich's kurz und gut erzähle –  
Dem Sultan eines Tages sich genaht,  
Und sagte: sie bereue in der That  
Ihr langes Heidenthum und trüg' Verlangen,  
Aus Priesters Hand die Taufe zu empfangen.

Und bat ihn, daß er ihr die Ehre gönne,  
Für alle Christen eine Festlichkeit  
Ins Werk zu setzen, wie sie bestens könne.  
– Der Sultan war zu kommen gern bereit,  
Und, niederknieend voller Dankbarkeit,  
Konnt' er vor Freude kaum auf Worte sinnen.  
Sie küßte ihn und ging alsdann von hinnen.

In Syrien stieg indeß im Feierzuge  
Die Christenschaar vom Schiff hinab zum Strand.  
Zu seiner Mutter ward im raschen Fluge  
Und rings durchs Reich des Sultans Wort gesandt:  
Es zöge zweifellos sein Weib ins Land,  
Und zu des Reiches Ehre ließ er bitten,  
Daß ihrer Herrin sie entgegenritten.

Welch ein Gedränge! welche Augenweide!  
Als Syrer nun vereint mit Römern sind.  
Des Sultans Mutter, strahlend von Geschmeide,  
Erwies sich ihr so liebevoll gesinnt,  
Wie eine Mutter ihrem liebsten Kind;  
Und hin zur Stadt, die nahebei gelegen,  
Sah man den Zug sich feierlich bewegen.

Selbst der Triumph des Julius, – so dächt' ich –  
Obschon Lucan viel Lärmens macht davon,  
War nicht so sehenswerth und nicht so prächtig,  
Wie die Versammlung dieser Procession.

Die Sultanin, die Hexe, der Scorpion,  
Indessen wetzte, Schmeichelei'n im Munde,  
Bereits den Stachel für die Todeswunde.

Der Sultan selber kam nach kurzer Zeit  
In einer Pracht, die schwerlich zu beschreiben,  
Er grüßte sie mit Lust und Seligkeit;  
Und Beide mögen sich die Zeit vertreiben;  
Mich aber laßt beim Kern der Sache bleiben.  
Am Ende meinte Jedermann, er hätte  
Genug geschwärmt, und Alles ging zu Bette.

Bald war die Zeit zu dem erwähnten Feste  
Der alten Sultanin herangerückt;  
Und alle Christen hatten sich aufs Beste,  
So alt wie jung, für dieses Fest geschmückt.  
Doch nicht den Prunk, der jedes Aug' entzückt,  
Noch alle Leckerbissen kann ich malen.  
- Nur allzuthuer mußten sie's bezahlen. -

O, unverhofftes Leid! vom Glück des Lebens  
Die stete Folgerin, mit Bitterkeit  
Vermischst du alle Freudigkeit des Strebens,  
Als Enderin von unsrer Fröhlichkeit!  
Hört meinen Rath! - zu eigener Sicherheit  
Tragt es im Sinn: - es folgt auf frohe Tage  
Stets Leid und Weh und unverhoffte Plage!

Mit einem Worte sei es ausgesprochen:  
Der Sultan und die Christen, Mann für Mann,  
Wurden beim Fest erschlagen und erstochen,  
Obschon dem Tod Constantia entrann.  
Die Sultanin, das böse Weib ersann  
Mit ihrer Freunde Hülfe diese Schandthat,  
Durch die sie jetzt das Reich in ihrer Hand hat.

Die Syrer, welche an dem Sultan hingen  
Und seinen Glaubenswechsel mitgemacht,  
Erschlug man gleichfalls. Da galt kein Entspringen!  
Constantia aber - Gott! wer hätt's gedacht? -  
Ward in ein steuerloses Schiff gebracht,  
Und man befrag sie: ob den Weg sie wüßte  
Von Syrien heimwärts nach Italiens Küste?

Mit ihren Schätzen, die sie mit sich brachte  
Und ihren Kleidern – wie ich zugesteh' –  
Und Nahrungsmitteln man sie reich bedachte,  
Und dann ging's in die salz'ge Fluth der See.  
Constantia, holde, gütereiche Fee,  
O, Kaiserstochter, mir so lieb und theuer,  
Es sei der Herr, der Alles lenkt, Dein Steuer!

Sich segnend, weinte jammernd sie und schrie:  
Empor zu Christi heil'gem Kreuzesstamme:  
»O heilig Holz! Du Gnadenquelle! wie  
Erbarmungsvoll mit rothem Blut vom Lamme  
Die Welt gereinigt ward vom Sündenschlamme,  
So aus des Bösen Klauen mich errette,  
Wird Meerestiefe mir zum Todtenbette!«

»Siegreicher Baum, der Treue Schutz und Hort!  
Der Du allein, zu tragen, werth befunden,  
Das weiße Lamm, vom Speeresstich durchbohrt,  
Den Himmelskönig mit den frischen Wunden;  
Der Du die Höllenfeinde überwunden,  
Du Gliederträger ew'ger Lieb' und Treue,  
Errette mich und gieb mir Zeit zur Reue!«

Vom griech'schen Meer bis zu Marokkos Thor  
Schwamm Jahr und Tag die Creatur indessen,  
Wie sie das Schicksal dazu auserkor.  
Mit mancher Thräne netzte sie ihr Essen,  
Bald todesbang, von Hoffnung bald besessen,  
Sie triebe durch der Wogen wilde Brandung  
Dem Ufer zu, das ihr bestimmt zur Landung.

Wie kam's, daß sie entrann? wird Mancher sagen;  
Wie kam's, daß sie nicht gleichfalls umgebracht?  
Doch laßt zur Antwort mich dagegen fragen:  
Wer hat denn Daniel aus der Grube Nacht  
Errettet? Wer den Löwen zahm gemacht,  
Der außer ihm nicht Herrn noch Knecht verschonte?  
Niemand als Gott, der ihm im Herzen wohnte!

Damit wir sähen seine mächt'gen Werke,  
Hat Gott an ihr in Wundern sich bewährt.

O, Jesus Christus! Theriakstrank voll Stärke!  
Du kennst – das weiß, wer in der Schrift gelehrt –  
Die Mittel, daß zum guten Ende kehrt  
Ein jedes Ding, ob's noch so dunkel läge.  
Doch Menschenwitz begreift nicht Deine Wege.

Nun, da sie auf dem Feste nicht erschlagen,  
Wer schützte vorm Ertrinken sie zur See?  
Wer schützte Jonas in des Fisches Magen,  
Bis daß er ausgespie'n bei Niniveh?  
Niemand als Gott! – das wisse, das versteh'! –  
Er schützte die Hebräer vor den Wogen,  
Als trocken Fußes sie durchs Meer gezogen!

Wer lenkt die Sturmesgeister durch sein Wort,  
Wenn ihre Macht durch Land und Meere wüthet,  
Aus Ost und West, aus Süden und aus Nord?  
Wer hat die See, das Land, den Baum behütet?  
Gewiß nur Er! denn Er allein gebietet.  
Und so war Er auch dieses Weibes Retter  
Bei Tag und Nacht in jedem Sturm und Wetter.

Ging Trank und Speise denn zu Ende nie,  
Daß länger als drei Jahr' ihr Vorrath währte?  
Wer speiste die ägyptische Marie  
In Wüstenklüften? – Jesus Christ! – Er nährte  
Fünftausend Mann, als wunderbar er mehrte  
Die beiden Fische und fünf Laibe Brod.  
Gott gab dem Weibe Füll' in ihrer Noth!

So trieb hinein in unsern Ocean,  
Durch unser weites Meer sie bis zum Strande  
Von einem Ort, den ich nicht nennen kann;  
Doch war es oben im Northumberlande,  
Wo sich ihr Schiff so festgerannt im Sande,  
Daß es durch keine Fluth mehr loszutreiben.  
Gott war gewillt, dort sollte sie verbleiben.

Der Commandant des nahen Schlosses kam  
Das Wrack zu untersuchen, zu besehen;  
Und vor sich fand dies Weibsbild voller Gram  
Er dort inmitten ihrer Schätze stehen.  
In ihrer Sprache bat sie unter Flehen,

Ihn um die Gnade, sie sofort zu tödten  
Und zu befreien aus allen ihren Nöthen.

Ein mangelhaft Latein nur sprach sie freilich;  
Jedennoch sie der Commandant verstand.  
Rasch sein Geschäft beschließend, nahm er eilig  
Das arme Weibsbild mit sich an das Land.  
Dem Gottessohne dankte sie am Strand  
Auf ihren Knie'n. Doch Güte nicht, noch Schrecken  
Bewog sie, ihre Herkunft zu entdecken.

Sie sprach: ihr Sinn sei so verwirrt im Meer,  
Und dunkel sei ihr Alles, was verflossen.  
Der Commandant war so gerührt, daß er,  
Sowie sein Weib, in Thränen sich ergossen.  
Stets fleißig, suchte sie, ganz unverdrossen,  
Jedem zu dienen, Jedem zu gefallen,  
Und, kaum gesehn, war sie beliebt bei Allen.

Der Mann, sein Weib Hermgilde, wie das ganze  
Gebiet lag noch in Heidenthum und Nacht.  
Doch zärtlich liebte Hermegild' Constanze,  
Die in Gebeten ihre Zeit verbracht,  
Und unter bittren Thränen oft gewacht,  
Bis Jesus Christ in Gnaden ihr gewährte,  
Daß sich die Dame Hermegild' bekehrte.

Doch Christen wurden nicht im Land gelitten.  
Längst trieben sie aus dieser Gegend fort  
Die Heiden, als die Herrschaft sie erstritten  
Zu Land und Meer vom ganzen flachen Nord.  
Und Wallis wählte sich zum Zufluchtsort,  
Um mittlerweile dort im Land zu wohnen,  
Das Volk der alten, christlichen Bretonen.

Doch waren sie nicht Mann für Mann vertrieben.  
Es gab noch einige, die Gott dem Herrn  
Im Heidenlande heimlich treu geblieben,  
Und dreie wohnten von dem Schloß nicht fern.  
Blind war der eine. Doch der Augenstern,  
Der in der Blindheit Nacht noch leuchtend funkelt,  
Das Licht der Seele war ihm nicht verdunkelt.

An einem Sommertag, als hell im Glanze  
Die Sonne schien, ergingen sich am Meer  
Der Commandant, sein Weib, sowie Constanze;  
Und es begab sich, als sie froh umher  
Dort wanderten, daß sie von ungefähr  
Den armen und vor Alter tief gebückten,  
Stockblinden Mann auf ihrem Weg erblickten.

»Gieb, Hermegilde!« – sprach der blinde Britte –  
»In Christi Namen, meinen Augen Licht!«  
Die Dame fuhr zusammen bei der Bitte;  
Ihr Gatte wußte, daß sie Christin, nicht;  
Und sie zu tödten, war vielleicht ihm Pflicht.  
Doch kühn hieß sie Constanze, Christi Willen  
Als Tochter seiner Kirche zu erfüllen.

Erschrocken sah ihr Werk der Commandant  
Und frug: »Was hat dies Alles zu bedeuten?«  
Constanze sprach: »Herr! das ist Christi Hand!  
Er kommt als Retter zu Euch Heidenleuten!«  
Und sie begann, den Glauben ihm zu deuten,  
Und, eh' die Sonne niedersank, bekehrte  
Sie diesen Mann, daß Christus er verehrte.

Der Commandant, zwar Herr nicht und Gebieter  
Von jenem Platz, wo er Constantia fand,  
War lange Winter schon der Veste Hüter  
Für König Alla von Northumberland,  
Den klugen Herrscher, dessen mächt'ge Hand  
Schottland bezwang, wie Mancher wohl vernommen;  
Doch auf die Sache laßt zurück mich kommen.

Satan, stets auf der Lauer zu betrügen,  
Sah von Constantia die Vortrefflichkeit,  
Und hatte, um ihr Unheil zuzufügen,  
In jener Stadt die Saat der Lüsternheit  
In eines jungen Ritters Herz gestreut,  
So daß es ihm unmöglich schien, er lebe,  
Wenn sie ihm nicht zu Willen sich ergäbe.

Er warb um sie; doch da er nichts gewann,  
Und sie zu keiner Sünde zu verleiten,  
Beschloß er sich zu rächen und ersann

Den Plan, ihr Tod und Schande zu bereiten.  
Heimlich bei Nacht wußt' er ins Haus zu gleiten  
– Der Commandant war fort, erfuhr er sicher –  
Und in die Kammer Hermegildens schlich er.

Ermüdet von Gebeten, schlief indessen  
Constantia; auch Hermegilde schlief.  
Der Ritter, der vom Satanas besessen,  
Schlich an ihr Bett, und dann durchschnitt er tief  
Die Gurgel Hermegildens, und entlief,  
Das Messer lassend an Constantias Seite,  
– Ihn möge Gott verdammen! – in das Weite.

Es kam, als sich dies eben zugetragen,  
Mit König Alla heim der Commandant,  
Und sah sein Weib erbarmungslos erschlagen;  
Und weinend und die Hände ringend stand  
Er vor dem Bett, als er das Messer fand,  
Mit Blut besudelt, in Constantias Nähe,  
Die sprachlos lag und sinnverwirrt vor Wehe.

Dem König Alla ward darauf der ganze  
Umstand erzählt, nebst wo und wie und wann  
Im Schiff er aufgefunden einst Constanze,  
Wie ich dies alles Euch schon kund gethan.  
Der König hörte mitleidsvoll es an,  
Und war betrübt, daß dieses holde Wesen,  
Zu solchem herben Mißgeschick erlesen.

So wie ein Lamm zur Schlachtbank trat geduldig  
Die Unschuldsvolle vor den König hin.  
Der falsche Ritter, selbst der Mordthat schuldig,  
Verklagte sie als Missethäterin.  
Die Leute murrten; denn nach ihrem Sinn  
War es unmöglich, daß die Allbeliebte  
– So sprachen sie – solch schnöde That verübte.

Man wußte, sie war immer tugendhaft,  
Und Niemand liebte Hermegilde besser.  
Das ganze Haus trug davon Zeugenschaft,  
Nur der nicht, dessen Hand geführt das Messer.  
Verdächtig schien dem König dies. Indeß er  
Beschloß, der Sache auf den Grund zu dringen

Und so die Wahrheit an das Licht zu bringen.

Nicht kämpfen kannst Du, und, o weh', kein Ritter,  
Arme Constantia, sich für Dich erbot!  
Nur einer bleibt Dir. – Für die Menschheit litt er,  
Satanas bindend, den Erlösungstod.  
Er sei Dein starker Ritter in der Noth!  
Denn, Unschuldsvolle, hilft Dir Christ nicht heute  
Mit Wunderhand, bist Du des Todes Beute!

Und betend, kniet zu Boden sie und klagt:  
»O, ew'ger Gott! Erretter der Susanna  
Vor falschem Leumund! Gnadenreiche Magd!  
– Maria, mein' ich, – Tochter von St. Anna,  
Vor deren Kind die Engel ihr Hosiannah  
Gesungen, lasse schuldlos mich nicht sterben!  
Sei Du mein Schutz; denn sonst muß ich verderben!«

Sah't Ihr bisweilen nicht im Volksgewühl  
Ein Angesicht, erblaßt und fahl und bange?  
Der muß es sein! – Für Jedermanns Gefühl  
Verkündet es die Farbe seiner Wange –  
Der Hoffnungslose auf dem letzten Gange!  
Und unter den Gesichtern rings im Kreise  
Blickte Constantia in derselben Weise.

O, Königinnen, die Ihr lebt im Glücke,  
O, Fürstinnen und Damen insgemein,  
Zeigt etwas Mitleid ihrem Mißgeschicke!  
Seht! eines Kaisers Tochter steht allein,  
Und Niemand mag ihr Rath und Hülfe leihn!  
Ein Königsblut, von Land und Freund geschieden,  
Bleibt in der Noth verlassen und gemieden!

Der König Alla, edel stets und bieder,  
Das tiefste Mitleid in dem Herzen trug;  
Das Wasser rann ihm aus den Augen nieder.  
Rasch brachte man auf sein Geheiß ein Buch.  
»Beschwört der Ritter,« – sprach er – »daß erschlug  
Constantia dieses arme Weib, so will ich  
Mein Urtheil fällen, wie es recht und billig!«

Und auf das Buch, gefüllt mit heil'gen Zeichen,

Das man gebracht, beschwor der Ritter dann  
Constantias Schuld. – Doch, Wunder sonder Gleichen!  
Seht! – eine Hand packt ihn beim Nacken an,  
Und wie ein Stein zu Boden fällt der Mann!  
Die Augen, berstend, sich im Kopf verdrehen  
Im Beisein Aller, die im Kreise stehen!

Und eine Stimme hört man nah' und fern,  
Die spricht: »Du hast verläumdert durch Dein Lügen  
Der Kirche heil'ge Tochter vor dem Herrn;  
Das thatest Du! und dies mag Dir genügen!«  
Rings malt Entsetzen sich in allen Zügen,  
Vor Furcht und Schrecken weiß sich kaum zu fassen  
Das Volk, und nur Constantia bleibt gelassen.

Groß war die Furcht und groß war auch die Reue  
Von denen, die bereits sie schuldig hießen  
Und angezweifelt hatten ihre Treue.  
Und durch dies Wunder – um es kurz zu schließen –  
Und durch Vermittlung von Constanze ließen  
Der König und viel Andre sich bekehren;  
Wofür wir Christum dankerfüllt verehren.

Dann ward, wie König Alla dies geboten,  
Der falsche Ritter rasch dem Tod geweiht.  
– Und doch – Constantia weinte um den Todten! –  
Von Alla aber wurde mit der Zeit  
Durch Christi Gnade feierlich gefreit  
Dies fromme Weib im reinsten Schönheitsglanze.  
– So machte Christ zur Königin Constanze.

Wer war von Zorn und Haß wohl je so wild,  
Wie – daß ich strenge bei der Wahrheit bleibe –  
Des Königs böse Mutter Donegild!  
Ihr brach schier das verruchte Herz im Leibe,  
Als sie erfuhr, daß sich ihr Sohn zum Weibe  
Ein unbekanntes und wildfremdes Wesen  
Ihr zum Verdruß und Aerger auserlesen.

Mich drängt es nicht, von Spreu und Stroh so langen  
Bericht zu machen wie von Kern und Korn.  
Soll ich erzählen von dem Prunk und Prangen  
Der Hochzeit? und wer hinten ging, wer vorn?

Wer die Trompete blies und wer das Horn?  
Bleibt der Beschreibung Frucht nicht stets im Ganzen  
Nur: Essen, Trinken, Singen, Spielen, Tanzen?

Zu Bett sie gingen, wie der Pflicht sie's schuldig.  
– Wenn's sein muß, fügt trotz aller Heiligkeit  
Ein jedes Weib sich in der Nacht geduldig,  
Wird das Vergnügen zur Nothwendigkeit. –  
Für Leute, die mit Ringen sich gefreit,  
Ist es erlaubt, daß sie der Sache wegen  
Die Heiligkeit etwas bei Seite legen.

Ein männlich Kind empfing sofort ihr Leib.  
Doch, da in Schottland Krieg und Streit entglommen,  
Zog Alla vor den Feind, indeß sein Weib,  
Vom Commandanten in das Haus genommen,  
In eines Bischofs Schutze, angstbeklommen,  
Doch fromm und gottergeben, so wie immer,  
Des Kindsbetts harrte still in ihrem Zimmer.

Die Zeit war da. – Ein Knabe kam zur Welt,  
Den in der Taufe sie Mauritius nannte.  
Die Freudenbotschaft schrieb sogleich ins Feld  
Dem Könige der treue Commandante.  
Indem er nebenbei ihm Meldung sandte,  
Wie Alles ginge und wie Alles stände;  
Und gab den Brief in eines Boten Hände.

Der Bote, der auf seinen Vortheil sann,  
Ritt zu des Königs Mutter mit der Kunde.  
»Madam!« – hub er mit Schmeichelgrüßen an –  
»Gewiß, Ihr segnet tausendmal die Stunde,  
Und danket Gott mit Herzen und mit Munde!  
Ein Knäblein wiegt die Königin im Schoß,  
Und Glück und Jubel sind im Lande groß.«

»Seht, diesen Brief, in dem von allen Dingen  
Die Meldung wohlversiegelt ist gemacht,  
Soll ich dem König schleunigst überbringen:  
Euch treu ergeben bleib' ich Tag und Nacht!«  
Donilde sprach: »So ist's nicht abgemacht!  
Bis morgen sollst Du hier der Ruhe pflegen,  
Und mir das Weitre will ich überlegen.«

Der Bote trank sich steif in Bier und Wein,  
Und heimlich ward aus seinem Sack gehoben  
Ihm dieser Brief. – So feste schlief das Schwein! –  
Ein Konterfei, von Lügen ganz durchwoben,  
Ward schlau gemacht und schleunigst unterschoben,  
Und an den König Alla abgesandt;  
Und hören sollt ihr, was im Briefe stand.

Es sei – so schrieb man ihm – sein Weib entbunden  
Von einer solchen Teufelscreatur:  
Bei ihr zu bleiben, sei im Schloß befunden  
Nicht Einer von so muthiger Natur.  
Durch Hexerei und Zauberkünste nur  
Sei's möglich, daß ihr dieser Balg beschieden.  
Sie sei verhaßt und ringsumher gemieden.

Der König las den Brief. Jedoch kein Wort  
Verrieth den Kummer, der sein Herz bedrängte,  
Und eigenhändig schrieb er heim sofort:  
»Willkommen sei, was immer Christ mir schenkte!  
Recht ist gelenkt, was Gottes Hand je lenkte,  
Für den, der glaubt; denn unser Wunsch und Neigen  
Muß, Herr und Gott, vor Deinem Willen schweigen!«

»Sorgt für mein Kind, ob's schön, ob's garstig ist!  
Sorgt für mein Weib, bis wir nach Hause kehren!  
Den Erben, der mir mehr gefällt, kann Christ  
Durch seine Gnade immer noch bescheeren!«  
Er siegelte dann unter stillen Zähren  
Den Brief und gab ihn in des Boten Hände.  
– Der Bote ging, und damit war's zu Ende.

O, Bote, Jammerbild der Trunkenheit!  
Dick ist Dein Hauch, es zittern Deine Glieder!  
Du bist Verräther jeder Heimlichkeit  
Und plapperst Alles wie die Elster wieder!  
Dein Angesicht wird blässer stets und müder,  
Dein Sinn ist fort und bei Dir, zweifelsohne,  
Sitzt Trunkenheit als Herrscherin im Throne.

O, Donegilde! nicht in Worte fass' ich  
All Deine Bosheit, Deine Tyrannei!

Dem Bösen in der Hölle überlass' ich  
Dich und die Schildrung der Verrätherei!  
Pfui! Unmensch! Pfui! – bei Gott, ich sag' es frei –  
Du wallst auf Erden, aber, pfui! Du Hexe,  
Dein böser Geist ist höllisches Gewächse!

Der Bote lenkte wieder auf der Reise  
Zum Hof der Königmutter seinen Gang.  
Und froh gewährte sie in jeder Weise  
Ihm wiederum den ehrendsten Empfang.  
Er füllte sich den Bauch mit Speis' und Trank.  
Und schnob und schnarchte, und im Schlaf verbrachte  
Die ganze Nacht er, bis der Morgen lachte.

Und wiederum ward ihm der Brief gestohlen,  
Und wiederum schrieb man ein Konterfei:  
Daß es dem Commandanten anbefohlen  
Vom Könige bei Galgenstrafe sei,  
Es hätte, wenn dahin der Tage drei  
Und noch drei Stunden ohne weit'res Säumen  
Constantia des Königs Land zu räumen.

An Bord des Schiffs, das sie gebracht ans Land,  
Sei sie, ihr Sohn, und was ihr eigen wäre,  
Ins Meer hinauszustoßen von dem Strand,  
Und zu bedrohn, daß sie nie wiederkehre. –  
Constantia, ach! Dich haben sicher schwere  
Und trübe Träume jene Nacht umspinnen,  
Als Donegilde dieses ausgesonnen!

Der Bote ging, sobald er Morgens wachte,  
Zum Commandanten nächsten Wegs aufs Schloß,  
Dem er den Brief des Königs überbrachte.  
Er las das Schreiben, und sein Schmerz war groß.  
»O, weh' mir!« – rief er – »welches herbe Loos!  
Wie kann die Welt nur, Herr und Christ, bestehen,  
Wenn, ach! so Viele sündhaft sich vergehen?«

»Allmächt'ger Gott! wie kann's Dein Wille sein,  
Der Du doch Allen ein gerechter Richter,  
Daß Unschuld leide solche Noth und Pein,  
Und stets im Glücke sitzen Bösewichter!  
Gute Constantia! Weh' ist mir!« – so spricht er –

»Schmachvoll zu sterben, oder Dich zu quälen,  
Kein anderer Weg bleibt übrig mir zu wählen!«

Im Schlosse weinten Alt und Jung vor Sorgen,  
Als man des Herrn verfluchten Brief empfing,  
Zum Schiff indessen an dem dritten Morgen  
Constantia bleich, doch gottergeben, ging;  
Und trug, was Christus über sie verhing.  
Am Strande knie'nd, sprach sie zu Gott gewendet:  
»Willkommen sei, was mir der Herr gesendet!«

»Als unter Euch ich hier gelebt im Lande  
War vor Verläumdung schon mein Retter Er!  
Er kann mein Retter sein aus Noth und Schande,  
Ist mir das Wie auch unklar, auf dem Meer;  
Er ist so stark noch heute wie seither!  
O, Gott und Mutter, Beide mir so theuer,  
Seid Ihr mein Segel und seid Ihr mein Steuer!«

Der kleine Sohn lag weinend ihr im Arm,  
Und, knieend, sprach sie mitleidsvoll zum Kinde:  
»Still! Söhnchen, stille! – Dir geschieht kein Harm!«  
Vom Kopf zog sie den Schleier, daß als Binde  
Sie schützend ihn um seine Aeuglein winde,  
Und lullte wiegend in den Schlaf ihn dann,  
Und warf die Blicke flehend himmeln an.

»Mutter!« – sprach sie – »Maria, keusche Magd!  
Weil eines Weibes Sünde das Verderben  
So wie den Tod in diese Welt gebracht,  
Sahst Du am Kreuze Deinen Sohn und Erben  
Mit eignen Augen hängen, leiden, sterben!  
Kann alles Weh und alles Leid auf Erden  
Mit Deinem Schmerze je verglichen werden?«

»Vor Deinen Augen ward Dein Kind erschlagen!  
Und meines lebt noch! – Jungfrau, hehr und mild,  
Zu der Betrübe ihren Jammer klagen,  
Du heller Tagesstern, Du Zufluchtsschild,  
Du schöner Mai, Du reinster Keuschheit Bild!  
Beschütz' mein Kind! Du schüttest mit Erbarmen  
Die Schutzbedürft'gen, Leidenden und Armen.«

»Mein lieber, kleiner Sohn! – O, weh'! was that er,  
Auf dem doch wahrlich keine Sünde ruht,  
Daß ihn ins Elend stieß sein harter Vater?  
Ach, Commandant!« – sprach sie – »sei lieb und gut,  
Mein Söhnchen nimm zu Dir in Haus und Hut!  
Und darfst Du's nicht, und mußt Du mir's verneinen,  
Küss' in des Vaters Namen meinen Kleinen!«

»Leb' wohl, erbarmungsloser Mann!« – so sagend,  
Warf sie die Blicke rückwärts in das Land,  
Sprang auf, und, kosend in den Armen tragend  
Ihr kleines Kind, ging sie zum Schiff am Strand,  
Wo alles Volk, nachdrängend, sie umstand.  
Sich fromm bekreuzend, rief ein Abschiedswort  
Sie Allen zu, und stieg sodann an Bord.

Nicht an Proviant gebrach es für die Zeit  
Der langen Reise durch die Meerespfade,  
Und was auch sonst noch von Nothwendigkeit  
Enthielt das Schiff – gedankt sei Gottes Gnade! –  
Nun, führ' sie heim, allmächt'ger Gott! – Nicht schade  
Ihr Wind und Wetter! – Diesen Wunsch gewähre,  
Treibt ihres Wegs sie weiter durch die Meere!

Es kam, nachdem sich dieses zugetragen,  
Zu dem besagten Schloß der König bald.  
Nach Weib und Kind begann er gleich zu fragen.  
Den Kommandanten überlief es kalt;  
Er meldete den ganzen Sachverhalt,  
Mit welchem ich bereits bekannt Euch machte,  
Und Brief und Siegel er dem König brachte.

Und sprach: »Mein Herr, wie Ihr es anbefohlen  
Bei Todesstrafe, so hab' ich's gemacht!«  
Die Folter ließ man für den Boten holen,  
Und zum Geständniß ward er rasch gebracht,  
Wo er sich aufgehalten Nacht für Nacht;  
Und aus der Untersuchung bald erhellte,  
Wo dieser Born des Mißgeschickes quellte.

Man wußte, welche Hand den Brief geschrieben,  
Und wer die giftig böse That ersann  
Zwar ist das Wie mir unbekannt geblieben,

Doch lesen kann die Folgen Jedermann:  
Als Hochverräth'rin ward der Mutter dann  
Vom Könige der Todesstreich gegeben.  
– So elend schloß Frau Donegildes Leben! –

Die Sorge, welche König Alla quälte  
Bei Tag und Nacht um Gattin und um Kind,  
Wohl keine Zunge je getreu erzählte.  
Drum zu Constanze wend' ich mich geschwind.  
Die Leidensvolle trieb durchs Meer der Wind  
Fünf Jahr' und länger, eh' durch Christi Gnade  
Ihr Nachen sich genähert dem Gestade.

Es trieb zu einem heidnischen Kastelle  
– Von dem mein Text den Namen nicht enthält –  
Constantia und ihr Kind zuletzt die Welle.  
Allmächt'ger Gott! Erretter aller Welt!  
Beschütze sie mit ihrem Kind! sonst fällt  
Sie in der Heiden Hand und büßt ihr Leben  
Vielleicht dort ein. – Doch hört, was sich begeben.

Vom Schloß herab stieg Mancher und beschaute  
Das Schiff, in dem Constantia sich genaht;  
Und eines Tages, als der Abend graute,  
Bestieg – Gott strafe seine Missethat! –  
Des Fürsten Vogt, ein Dieb und Renegat,  
Das Schiff, damit zu schnöder Lust und Minne  
Er durch Gewalt und Drohung sie gewinne.

Wohl schrie mit ihrem Kind das wehbedrängte  
Und arme Weib. Jedoch nicht hülflos blieb  
Sie in der Noth. – Die heil'ge Jungfrau schenkte  
Ihr Kraft und Muth, und, mächtig ringend, trieb  
Sie bis zum Rand des Schiffes jenen Dieb,  
Der über Bord fiel und ertrank im Meere;  
Und unbefleckt erhielt ihr Christ die Ehre.

O, faule Lust der Ueppigkeit, hier endest  
Du nach Verdienst! Du bringest Schmach und Tod  
Dem Leib sowohl, wie Du den Sinn verblendest;  
Auf blinde Lüste folgen Pein und Noth!  
Wohl mag der Mensch bedenken, was ihm droht.  
Nicht nur die That, nein, schon die That zu denken,

Kann Tod und Elend auf den Schuld'gen lenken!

Wer stahlte für den Kampf des Weibes Nerven,  
Als mit ihr rang der falsche Renegat?  
Wie konnte David je zu Boden werfen  
Den unermesslich langen Goliath,  
Wie er es jung und ungerüstet that?  
Wie blickte furchtlos er empor zum Riesen?  
Nun - durch die Gnade, die ihm Gott bewiesen.

Wer flößte Judith Muth und Kühnheit ein,  
Als Holofernes sie erschlug im Zelte,  
Um Gottes Volk vom Elend zu befreien?  
Die Antwort auf die Fragen, die ich stellte,  
Bleibt immer die: den Geist der Kraft gesellte  
Zu ihnen Gott, und, wie zu ihrem Werke,  
Gab auch Constantia Er die Kraft und Stärke!

Es trieb ihr Schiff dann durch die Meeresenge  
Von Jubaltar und Septa weiter fort,  
Und schwamm umher der Breite nach und Länge  
Manch lieben Tag gen Ost, West, Süd und Nord;  
Bis Christi Mutter, der Bedrängten Hort,  
Endloser Güte voll, es so gewendet,  
Daß sich die Zeit naht, wann ihr Leiden endet.

Auf kurze Frist sei nunmehr von Constanze  
Nach Rom um Kaiser unser Blick gewandt,  
Dem längst der Christen Mord, sowie das ganze  
Geschick der Seinen brieflich schon bekannt;  
Und was sein Kind durch die Verrätherhand  
Der alten Mutter Sultanin ertragen,  
Als auf dem Fest sie allesammt erschlagen.

Der Kaiser gab dann Vollmacht und befahl  
Einem der Senatoren, daß als Führer  
Mit manchen Herr'n - Gott weiß, wie groß die Zahl? -  
Zu Feld' er zög' zur Züchtigung der Syrer.  
Worauf mit Mord und Brand auch nach Gebühr er  
Das Land manch lieben langen Tag verheerte,  
Bis er dann schließlich wieder heimwärts kehrte.

So segelte nach Rom in voller Glorie

Als Sieger der Senator mit dem Heer,  
Und traf das Schiff – so meldet die Historie –,  
Worin Constanze, treibend auf dem Meer.  
Indessen, wer sie sei und wo sie her,  
Erfuhr er nicht; denn nicht verrathen wollte  
Sie ihren Stand, und wenn sie sterben sollte.

Es brachte sie nach Rom zu seinem Weibe  
Mit ihrem Kinde der Senator hin,  
Daß sie bei ihnen wohne und verbleibe.  
So zog aus Leid die Himmelskönigin,  
Wie manche vor ihr, diese Dulderin,  
Die, heil'gen Werken immer hingegeben,  
Noch lange führte dort ein frommes Leben.

Daß des Senators Weib verwandt ihr sei  
Und ihre Muhme, konnte sie nicht wähen;  
Und ich erzähl' es hier nur nebenbei.  
Zu König Alla muß ich, der mit Thränen  
Sein Weib bejammert unter stetem Sehnen,  
Indem Constantia ich in Schutz und Händen  
Von dem Senator lasse, nun mich wenden.

Es fühlte sein Gewissen eines Tages  
Der König durch den Muttermord bedrängt,  
Und hatte – daß ich kurz und schlicht Euch sag' es –  
Nach Rom zur Sühne seinen Schritt gelenkt,  
Um dort zu büßen, was der Papst verhängt,  
Und um von Christ für das, was er begangen,  
Durch sein Gebet Verzeihung zu erlangen.

Durch Höflinge, die ihm Quartier bereitet,  
War das Gerücht von Allas Pilgerfahrt  
Rasch durch die ganze Stadt hindurch verbreitet;  
Und der Senator, dem sich beigeschaart  
Viel Edelleute, ritt nach Brauch und Art  
Dem König der Ehr' und Ehrfurcht wegen  
Und Pompes halber aus der Stadt entgegen.

Geehrt ward König Alla auf das Beste  
Von dem Senator, ob der König schon  
Darin nicht nachstand; denn zu einem Feste  
Lud er ihn ein, bevor zwei Tage flohn;

Und in Begleitung von Constantias Sohn  
– Daß ich es kurz Euch nach der Wahrheit sage –  
Ging der Senator zu dem Festgelage.

Zwar ist behauptet worden, daß Constanze  
Sich vom Senator diese Gunst erbat.  
Nun, das mag sein, mag nicht sein; denn das Ganze  
Kommt drauf hinaus: zum Fest ging in der That  
Constantias Sohn, und nach der Mutter Rath  
Hielt er beim Mahle, wenn ein Gang geendet,  
Stets auf den König seinen Blick gewendet.

Der König sah verwundert auf den Knaben,  
Und den Senator sprach er also an:  
»Wen mag dies schöne Kind zum Vater haben?«  
Und jener sprach: »Bei Gott und St. Johann!  
Die Mutter kenn' ich, aber nicht den Mann.«  
Und dann gab er dem König Alla Kunde  
Von diesem Knaben und von seinem Funde.

»Bezeug' es Gott!« – sprach der Senator – »nie  
Sah oder fand ich noch in meinem Leben  
Weib, Wittwe, Mädchen oder Frau, wie sie  
So tugendhaft und also Gott ergeben.  
Weit lieber würde sonder Furcht und Beben  
Sie sich den Dolch in ihren Busen senken,  
Als einem Manne ihre Gunst je schenken!«

Wohl kaum ein Wesen auf dem Erdenrunde  
So seiner Mutter, wie der Knabe, glich.  
Und Alla, welcher tief im Herzensgrunde  
Constantias Bild bewahrte, dachte sich,  
Daß sie des Kindes Mutter; und er schlich  
Von dem Bankette seufzend dann von hinnen,  
Um in der Stille weiter nachzusinnen.

»Fürwahr, Phantome des erhitzten Blutes  
Verwirren mir« – so sprach er – »den Verstand!  
Mein Weib ist todt, und in der Salzfluth ruht es.«  
Doch Gegengründe lagen auch zur Hand.  
»Wer weiß,« – sprach er – »ob Christus, der gesandt  
Mein Weib mir einst zur See, aus meinem Lande  
Sie nicht geführt hat abermals zu Strande?«

Und der Senator ging mit Alla dann  
Des Abends heim, dies Wunder aufzuklären;  
Und eilig schickte zu Constantia man,  
Den König zu empfangen und zu ehren.  
- Zu tanzen - glaubt mir - trug sie kein Begehren,  
Die Füße wollten ihr den Dienst versagen,  
Als diese Botschaft man ihr zugetragen. -

Als weinend sich vor diesem Weib verbeugte  
Der König, blieb kein Auge thränenleer,  
Der erste Blick auf sie ihn überzeugte,  
Sie war sein Weib, da galt kein Zweifel mehr.  
Doch stumm verblieb sie wie ein Baum; denn schwer  
Und trüb das Herz ihr die Erinnerung machte,  
Als sie des unbarmherz'gen Manns gedachte.

Bewußtlos sank sie zweimal hin zur Erde;  
Und, sich entschuld'gend, schrie er jämmerlich:  
»Von Gott und allen seinen Heil'gen werde  
Nie meiner Seele Gnade, fühle mich  
An Deinem Harm nicht ganz so schuldlos ich,  
Wie unser Sohn, das Abbild Deiner Züge!  
Und hole mich der Böse, wenn ich lüge!«

Lang' schluchzten sie, eh' Ruh' in ihre Herzen  
Nach so viel Gram und Leid zurückgekehrt.  
Groß war das Mitleid; aber ihre Schmerzen  
Das Klagen und das Jammern nur vermehrt.  
Mir sei, davon zu schweigen, drum gewährt;  
Denn überdrüssig bin ich, von den Sorgen  
Euch zu erzählen bis zum nächsten Morgen.

Doch als die Wahrheit endlich ihr bewußt,  
Daß Alla schuldlos war an ihren Leiden,  
Drückt' sie ihn hundertmal an ihre Brust,  
Und, abgesehn von ew'gen Himmelsfreuden,  
Genoß je solche Wonne wie die Beiden  
Gewiß kein Mensch, noch sah, noch wird er sehen  
Ein gleiches Glück, so lang' die Welten stehen.

Die Pein zu enden, welche sie erlitten,  
Ersuchte sie in Demuth den Gemahl,

Er möge dringend ihren Vater bitten,  
Es wolle nächsten Tages, je nach Wahl,  
In Gnaden ihm zu einem Mittagsmahl  
Die Ehre Seine Majestät erzeigen,  
Jedoch von ihr, bat sie ihn, streng zu schweigen.

Man sagt zwar, daß Mauritius mit der Bitte  
Zum Kaiser ging. – Mir aber scheint es klar,  
Der König Alla wußte wohl, was Sitte.  
Für solchen hohen Souverain, fürwahr,  
Die Blüthe der gesammten Christenschaar,  
Wird doch kein Kind zum Boten auserlesen!  
Er selbst ging hin. – So, denk' ich, ist's gewesen.

Der Kaiser, diese Bitte gern gewährend,  
Versprach, zum Mahl zu kommen. Doch sein Blick  
Fiel – wie ich las – auf jenes Kind fortwährend,  
Und an die Tochter dacht' er oft zurück.  
Und Alla kehrte heim, daß mit Geschick,  
So weit es möglich, Alles auf das Beste  
Er ordnend vorbereite zu dem Feste.

Der Tag ist da. – Im Festschmuck hoch zu Rosse  
Dem Kaiser frohen Sinns entgegenzieh'n  
Sowohl Constantia wie ihr Eh'genosse.  
Doch kaum erspäht sie auf der Gasse ihn,  
Springt sie vom Pferd und ruft auf ihren Knie'n:  
»Ging, Vater, die Erinnerung ganz verloren  
Dir an die Tochter, die Dein Weib geboren?«

»Ich bin die Tochter!« – spricht sie – »bin Constanze,  
Die in das Land der Syrer Du gesandt.  
Ich bin es, Vater, die im Wellentanze  
Den Tod, den man mir zugebracht, nicht fand!  
Reich mir in Gnaden Deine Vaterhand!  
Du wirst mich nicht zu Heiden wieder senden;  
Nein! Alla Dank für seine Güte spenden!«

Vom Wiedersehn der Drei vermag ich nicht  
Die Rührung und die Freude mitzutheilen.  
Zu Ende bringen muß ich den Bericht;  
Der Tag rückt vor, zum Schlusse will ich eilen!  
Beim Mittagmahle lass' ich sie verweilen

In tausendfachem, größerem Entzücken,  
Als ich vermag in Worten auszudrücken.

Doch wie zum Kaiser späterhin im Leben  
Vom Papst das Kind Mauritius gemacht,  
Wie, Christi Kirche ehrend, fromm ergeben  
Gelebt er hat, das laß ich außer Acht;  
Allein Constantia kommt hier in Betracht.  
In alten Römergesten steht indessen  
Mauritius' Leben; doch ich hab's vergessen.

Und mittlerweile war der Tag gekommen,  
An welchem Alla sich zurückgewandt  
Nach Engeland, wo er mit seinem frommen,  
Geliebten Weibe Glück und Ruhe fand.  
Doch, glaubt mir, nur von flüchtigem Bestand  
Ist Erdenglück. Es kommt und ist geschwunden  
Wie Meeresfluth im Wechselspiel der Stunden.

Wer freut sich dauernd ungetrübter Tage,  
An denen sein Gewissen ruhig schlägt,  
Von Zorn und Drang und anverwandter Plage,  
Von Neid und Stolz und Hitze nicht bewegt?  
Ich habe die Betrachtung eingelegt,  
Weil auch für Alla und Constanze Frieden  
Und Seligkeit nur kurze Zeit beschieden.

Tribut dem Tod muß Hoch und Niedrig geben!  
Und so schied etwa auch nach Jahresfrist  
Der König Alla aus dem Erdenleben,  
Von seinem Weib betrauert und vermißt.  
Sei seiner Seele gnädig, Gott und Christ!  
Von ihr bleibt mir nur schließlich mitzuthemen,  
Daß sie beschloß, nach Rom zurückzueilen.

Hier fand das fromme Wesen alle theuern  
Und lieben Freunde lebend und gesund.  
Hier fand sie Ruhe nach den Abenteuern,  
Sah ihren lieben Vater wieder, und  
Sank in die Kniee nieder auf den Grund,  
Und dankte hunderttausendmal mit Rührung  
Und unter Thränen Gott für seine Führung.

Es lebten Alle fromm und tugendsam,  
Beständig heil'gen Werken zugewendet,  
Bis schließlich sie der Tod von hinnen nahm.  
Und so lebt wohl! – Denn die Erzählung endet.  
Nun, Jesus Christus, dessen Hand uns sendet  
Nach Leiden Freuden, schenke Huld und Gnade  
Auch uns Gefährten auf dem Pilgerpfade!

### **Der Prolog des Schiffers.**

*Vers 5583–5610.*

Hoch in den Bügeln stand der Wirth und sprach:  
»Hört, guten Leute, meiner Meinung nach  
War die Erzählung überaus gelungen.  
Herr Pfarrer!« – rief er – »tragt, wie ausbedungen,  
Uns etwas vor! Denn – bei des Herrn Gebein! –  
Manch guter Schwank fällt Euch Gelehrten ein  
– Bei Gottes Würde! – wie ich wohl erseh'!«

Der Pfarrer sprach: »Ei, *benedicite!*  
Was fehlt dem Mann, so lästerlich zu schwören?«

»O!« – schrie der Wirth – »Mein Hans! läßt Du Dich hören?  
Ich witt're, gute Herren, in der Luft  
Von einem Lollhard, scheint es mir, den Duft.  
Bei Christi Seelenleiden! gebet Acht,  
Mit einer Predigt werden wir bedacht  
Noch allesammt von diesem Lollhard hier!«

»Nein,« – rief der Schiffer – »das verbitt' ich mir!  
Bei meines Vaters Seele! mit Sermonen  
Und Bibelglossen soll er uns verschonen.  
Wir glauben Alle hier an Gott, den Herrn.  
Er aber möchte Streit und Hader gern  
Und Unkraut säen in die reine Saat.

Fürwahr, mein Wirth, mir scheint's der beste Rath:  
Ich, lust'ger Kerl, erzähle nunmehr weiter  
Und rasseln mit der Schelle will ich heiter,  
Daß munter bleibt die ganze Compagnie.  
Ich werde sicher von Philosophie,  
Juristerei und Medicin Nichts sagen,  
Denn viel Latein beschwert nicht meinen Magen!«

## Die Erzählung des Schiffers.

*Vers 5611–6044.*

Einst war ein Herr in St. Denis,  
Dem vieles Geld den Ruf der Weisheit lieb.  
Von wunderbarer Schönheit war sein Weib  
Und höchst erpicht auf Lust und Zeitvertreib;  
Was weit mehr kostet, als die Reverenzen  
Und Artigkeiten junger Herrn bei Tänzen  
Und Festen werth sind. Denn von Unbestand  
Und flücht'ger, als der Schatten an der Wand,  
Ist solches Mienenspiel und solcher Gruß.  
Doch wehe dem, der dafür zahlen muß!  
Ein dummer Ehemann muß dennoch zahlen!  
Er muß uns kleiden, daß im Schmuck wir strahlen,  
Und schön geputzt uns seiner Ehre wegen  
In solchem Staat beim lust'gen Tanz bewegen.  
Sollt' er die Mittel uns dazu versagen,  
Und über Kosten und Verluste klagen,  
Vielleicht sogar uns der Verschwendung zeihn,  
So muß ein Anderer schenken oder leihn  
Uns Gold dazu – und das bringt oft Gefahr.

Es ging beim edlen Kaufmann eine Schaar  
Verschiedner Gäste täglich ein und aus.  
Kein Wunder war es. Stattlich war sein Haus  
Und schön sein Weib. – Doch lauschet meinem Wort!  
Man konnte neben andern Gästen dort  
Auch einen schönen, kecken Mönch gewahren,  
Dem Alter nach von etwa dreißig Jahren,  
Der dieses Haus stets zu besuchen pflegte.

Zu diesem jungen, schönen Mönche hegte  
So große Neigung jener gute Mann,  
Seit die Bekanntschaft beiderseits begann,  
Daß dieser Mann dort so vertraut verkehrte,  
Wie man es je dem besten Freund gewährte.

Und da noch fernerweitig dieses Paar  
In einem Dorf zur Welt gekommen war,  
So redete der Mönch den guten Mann  
Beständig nur als seinen Vetter an,

Und dieser widersprach ihm darin nicht.  
Nein, wie der Vogel, wenn der Tag anbricht,  
War er vergnügt und froh von Herzensgrund.

So hatten miteinander sie den Bund  
Geschlossen und ihr Wort darauf gegeben,  
In Brüderschaft für immerdar zu leben.

Höchst generös war immer Dan Johann,  
Zumal in jenem Hause, und er sann  
Auf das, was Kosten und Vergnügen machte.  
Bis auf den letzten Pagen hin bedachte  
Er nach dem Rang das ganze Hausgesinde  
Mitsammt dem Herrn und gab als Angebinde,  
Was passend war, betrat er nur die Schwelle;  
Und wie ein Vogel bei der Morgenhelle  
War Jedermann, sobald er kam, vergnügt.  
Nichts mehr davon! – was ich gesagt, genügt.

Einst schickte nun sich dieser Handelsmann  
Geschäfte halber zu verreisen an;  
Nach Brügge dachte nämlich er zu gehn,  
Um dort verschiedne Waaren zu erstehn.  
Doch vorher sandt' er Botschaft nach Paris  
An Dan Johann, den er ersuchen ließ,  
Mit ihm und seiner Frau auf alle Weise  
Noch ein paar Tage vor der Brügger Reise  
In St. Denis vergnüglich hinzubringen.

Der Abt des Klosters ließ in solchen Dingen  
Stets dem besagten Mönche freie Hand.  
Ihm war, als einem Manne von Verstand,  
Das Amt verliehen, zu verschiednen Zeiten  
Die Scheunen und Gehöfte zu bereiten;  
Und somit kam nach St. Denis er schnell.

Wie sehr war der galante Junggesell,  
Der theure Vetter Hans, daselbst willkommen!  
Geflügel hatt' er für sie mitgenommen,  
Ein Krüglein Malvasier, ein Fläschchen auch  
Voll Toskerwein. – Ei, ja! das war sein Brauch. –  
Und damit überlaß ich auf zwei Tage  
Den Mönch und Kaufmann ihrem Zechgelage.

Es überschlug sodann am dritten Morgen  
Der Kaufmann seinen Geldbedarf mit Sorgen.  
Drum ging er eilig in sein Lagerhaus  
Und rechnete dort wohlbedächtig aus,  
Wie es in diesem Jahre mit ihm stand,  
Und wie sein Geld verthan und angewandt,  
Und ob er »Gut« behalten oder »Schuld«.  
Er legte nieder auf sein Rechenpult  
Viel Bücher und viel Beutel voller Geld.  
Doch Schatz und Kasse fand er reich bestellt.  
Drum schloß er eiligst seine Thüre zu,  
Damit er ohne Störung, ganz in Ruh,  
Vollenden könne seine Rechnerei;  
Und saß daran bis Primezeit vorbei.

Auch Dan Johann war früh am Morgen wach  
Und ging im Garten auf und ab und sprach  
Sein Frühgebet in salbungsvoller Weise.

Zum Garten aber, wo er ging, schlich leise  
Das gute Weibchen etwas später auch  
Und grüßte dort ihn nach gewohntem Brauch.  
Ein kleines Mädchen hatte zur Begleitung  
Sie an der Hand, das sie in Zucht und Leitung  
Noch leicht zu halten wußte mit der Ruthe.

»Ach, Dan Johann, ist Euch nicht wohl zu Muthe,  
Daß Ihr so zeitig« – frug sie – »aufgewacht«?  
»Fünf Stunden Schlaf genügen in der Nacht,  
Geliebte Nichte,« – sprach er – »ganz vollkommen,  
Die bleichen Ehekrüppel ausgenommen;  
Solch' alte Kerle liegen freilich fest  
Wie abgehetzte Hasen in dem Nest,  
Wenn sie von Hunden rings umgeben sind.  
Doch sprich, warum so blaß, mein liebes Kind?  
Du bist gewiß von unserm guten Mann  
So strapazirt, seitdem die Nacht begann,  
Daß Du nunmehr der Ruhe pflegen mußt.«  
Und bei dem Scherze lacht er voller Lust  
Und ward ganz roth vom Einfall, den er hegte.

Die Schöne schüttelnd ihren Kopf bewegte

Und sprach: »Weiß Gott, mein theurer Vetter, Ihr  
Habt Euch geirrt. So steht es nicht mit mir.  
Bei Gott, der mir gegeben Seel' und Leib,  
Im ganzen, weiten Frankreich hat kein Weib  
Geringre Lust zu solchen bösen Dingen.  
Ich aber habe Weh und Ach zu singen,  
Daß ich zur Welt kam. Doch ich darf nicht wagen,  
Was mich bedrückt, je einem Mann zu klagen.  
Entfliehen möcht' ich wahrlich aus dem Land,  
Ja, mich entleiben mit der eignen Hand,  
So quält und ängstigt mich mein Mißgeschick!«

Starr richtete der Mönch auf sie den Blick  
Und sprach: »Ach, Nichte, wollte Gott verwehren,  
Daß Du, weil Furcht und Sorgen Dich beschweren,  
Dich selbst entleibtest! Nein, Du mußt erzählen,  
Was Dich bedrängt. Dir soll mein Rath nicht fehlen.  
Ich helfe Dir, vertraust Du mir die Sorgen.  
Bei mir ist Dein Geheimniß gut geborgen.  
Ich schwöre Dir auf mein Brevier den Eid  
Der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit,  
So lang ich lebe; mag, was will, geschehn!«

»Dazu« – sprach sie – »will ich mich auch verstehn!  
Bei Gott beschwör' ich und auf Dein Brevier  
Ich werde nie, was mir vertraut von Dir,  
Verrathen, ob man mich in Stücke risse,  
Ja, führ' ich selbst zur Hölle. – Dennoch wisse  
Daß Vetterschaft und bloße Freundschaft nicht,  
Nein Liebe nur und Neigung aus mir spricht.«

So schwuren und so küßten sich die zwei  
Und dann begann sofort die Plauderei.  
»Mein Vetter« – sprach sie – »wäre hier der Ort  
Und hätt' ich Zeit, so theilt' ich Dir sofort  
Jetzt die Legende meines Lebens mit,  
Und Alles, was im Ehestand ich litt,  
Wenngleich mein Mann Dein eigner Vetter ist.«

»Beim Heiligen Martinus und bei Christ!«  
– Entgegnete der Mönch – »er ist mein Vetter  
Nicht mehr, als an den Bäumen hier die Blätter!

Bei St. Denis von Frankreich! so genannt  
Hab' ich ihn nur, weil ich mit Dir bekannt  
Zu werden wünschte. Denn auf Erden giebt  
Es keine Frau, die ich wie Dich geliebt.«  
Bei meiner Profession will ich's beschwören!  
Doch eh' Dein Mann herunter kommt, laß hören,  
Was Dich bedrängt? Komm, spute Dich! Erzähle!

»O Hans!« – sprach sie – »Geliebter meiner Seele,  
Weit lieber schwieg' ich, als mein Leid zu klagen,  
Doch muß heraus, was länger nicht zu tragen.«  
Mein Gatte, dünkt mich, ist der schlimmste Mann,  
Den's je gegeben, seit die Welt begann.  
Doch schickt sich's nicht, daß ich als Ehefrau  
Dir unsre Heimlichkeiten anvertrau.  
Gott schütze mich, es jemals zu verrathen,  
Was wir im Bett und sonst mitsammen thaten;  
Da eine Frau nur das, was ehrenvoll,  
Von ihrem Ehemann erzählen soll.  
Nur Dir allein, so wahr mich Gott beschütze.  
Will ich vertraun: er ist zu gar nichts nütze  
Und überhaupt nicht eine Fliege werth.  
Der größte Geizhals ist er, und gewährt  
Mir keinen Wunsch in Hinsicht der sechs Sachen,  
Die mich so froh, wie alle Weiber, machen.  
Wir wünschen nämlich, unser Gatte sei  
Reich, weise, keck und mit dem Gelde frei,  
Treu seinem Weibchen und im Bette munter.  
Doch bei dem Herrn, der für uns litt, mitunter  
Muß ich mich putzen seiner Ehre wegen,  
Und bin um hundert Franken jetzt verlegen,  
Die nächsten Sonntag ich bezahlen muß.  
Ach, wär' ich nie geboren! Der Verdruß  
Bringt mich noch um. Denn, wenn's mein Mann vernimmt  
– Und Schwätzereien giebt es ganz bestimmt –  
Bin ich verloren. Lasse Dich erflehn!  
Leih' mir das Geld, sonst ist's um mich geschehn!  
Ich sage, Herr, leih mir die hundert Franken!  
Pardi! ich will Dir redlich dafür danken,  
Nur mußst Du mir die Bitte nicht versagen.  
Auf Tag und Stunde wird es abgetragen.  
Ich stehe Dir zu Diensten jeder Zeit

Und bin zu Allem, was Du willst, bereit.  
Und Gott bestrafe, brech' ich Dir mein Wort,  
Wie Ganelon von Frankreich mich sofort.

Der edle Mönch gab Antwort ihr und rief:  
»Geliebte, theure Frau, ich trage tief  
In meinem Herzen um Dich Schmerz und Leid,  
Und ich verspreche Dir auf Wort und Eid,  
Sobald Dein Mann nach Flandern geht von dannen,  
Will ich sofort all' Deine Sorgen bannen,  
Und hundert Franken hast Du in den Händen.«

Und damit griff er sie an beide Lenden  
Und herzte sie und küßte sie und sprach:  
»Geh' fort in aller Stille, und hernach  
Mach' unser Essen möglichst rasch bereit,  
Denn mein Cylinder zeigt schon Primezeit;  
Und traue mir, wie ich auf Dich vertrau'!«

»Das walte Gott!« – erwiderte die Frau,  
Und so vergnügt wie eine Elster lief  
Sie schnell zu ihren Köchen hin und rief,  
Sich zu beeilen mit dem Mittagsschmaus.  
Dann rannte schleunigst sie zum Lagerhaus,  
Zu ihrem Mann und klopfte kräftig an.  
Und »*Qui est là?*« erwiderte der Mann.

»Ich bin es, Peter!« – sprach sie – »Ei, wie lange  
Willst Du noch fasten? Bist Du stets im Gange  
Mit Deinen Büchern, Zahlen und Papieren?  
Der Teufel möge rechnen und addiren!  
Zufrieden sei mit dem, was Gott Dir gab;  
Laß Deine Beutel stehn und komm' herab.  
Schämst Du Dich nicht, daß Dan Johann so spät  
Am hellen Tage stets noch nüchtern geht?  
Komm! hör' die Messe, und zu Tische dann.«

»Weib, Du kannst nicht begreifen« – sprach ihr Mann –  
»Wie wunderbar oft die Geschäfte gehn.  
Sieh', von uns Handelsleuten finden zehn  
– Gott und St. Ivo können Zeugen sein –  
Von zwanzigen nur höchstens ihr Gedeihn,  
Selbst wenn wir uns bis an das Alter plagen.

Doch scheinbar fröhlich müssen wir uns schlagen,  
So gut es eben gehn will, durch die Welt,  
Und Niemand weiß, wie es um uns bestellt,  
Bis daß wir sterben, oder uns ganz leise  
Unter dem Vorwand einer Pilgerreise  
Von dannen drücken. Drum, scharf aufzupassen  
In dieser Welt, darf ich nicht unterlassen,  
Denn Glück und Unglück gehn im Handelsstand  
Zu unserm Schrecken immer Hand in Hand.  
Ich reise morgen in der Früh' nach Flandern  
Und werde heim, sobald als möglich, wandern.  
Drum, liebes Weibchen, nimm mein Hab und Gut,  
Ich bitte Dich, in Obacht und in Hut.  
Sei frei und freundlich gegen Deine Gäste  
Und lenk' und leite Du das Haus aufs Beste.  
Dein Vorrath reicht in jeder Hinsicht aus,  
Um sparsam zu verwalten uns das Haus –  
Es fehlt Dir nicht an Kleidern und Proviant,  
Und Silbergeld bekommst Du in die Hand.«

Und mit den Worten schloß er seine Thür,  
Stieg rasch hinab und hörte nach Gebühr  
In aller Eile dann die Messe sagen.  
Nun wurden flink die Speisen aufgetragen;  
Man setzte sich, und reichlich ward sein Essen  
Dem würd'gen Mönch vom Kaufmann zugemessen.

Nach Tisch nahm Dan Johann den Handelsmann  
Ganz insgeheim bei Seite und begann:  
»Mein lieber Vetter, wie die Sachen stehn,  
Hast Du im Sinn nach Brügge fortzugehn.  
Mag Dich St. Augustin und Gott geleiten!  
Mit Vorsicht, Vetter, bitt' ich Dich zu reiten,  
Und halte bei der heißen Jahreszeit  
Stets auf Diät und große Mäßigkeit.  
Doch wozu sollen viele Worte nützen?  
Leb' wohl, mein Vetter, mag Dich Gott beschützen!  
Fällt etwas vor, darfst Du bei Tag und Nacht,  
Vorausgesehen, daß in meiner Macht  
Die Sache liegt, frei über mich befehlen.  
Du kannst in jeder Hinsicht auf mich zählen.

Doch eines noch! Sollt' es Dir möglich sein,  
Mir hundert Franken, eh' Du gehst, zu leihn,  
So möcht' ich auf zwei Wochen sie erborg'n.  
Ich habe einen Viehkauf zu besorgen  
Für eine unsrer Klostermeierei'n  
– Ach gäbe Gott, es könnte Deine sein. –  
Für tausend Franken ließ ich nicht verstreichen  
Nur einen Tag, die Schulden zu begleichen.  
Doch bitte, schweige von der Sache still,  
Da ich das Vieh noch heute kaufen will.  
Und damit, lieber Vetter, gute Reise!  
*Grand mercy* für Bewirthung und für Speise!«

»O, lieber, bester Vetter Hans!« – begann  
Mit Freundlichkeit der edle Handelsmann –  
»Die Bitte scheint mir in der That sehr klein.  
So viel an Gold Du immer willst, ist Dein.  
Gold oder Waaren, Alles steht Dir frei,  
Und – schütz' Dich Gott! – nicht gar zu blöde sei!  
Indessen eins ist Dir bekannt genug:  
Für einen Kaufmann ist das Geld sein Pflug.  
Soliden Namen wird gern creditirt,  
Doch ist's kein Spaß, wenn man sein Geld verliert.  
Erstatte mir's zur bestgelegnen Zeit,  
Soweit ich kann, bin ich gern dienstbereit.«

Die hundert Franken ging er dann zu holen  
Und gab das Geld an Dan Johann verstohlen,  
So daß vom Darlehn nie ein Mensch erfuhr,  
Wie Dan Johann und unser Kaufmann nur.  
Es tranken, schwatzten, scherzten dann die Zwei,  
Bis Dan Johann zurückritt zur Abtei.

Der Morgen kam, und hin nach Flandern ritt  
Der Handelsmann und nahm den Lehrling mit.  
Vergnügten Sinns kam er in Brügge an,  
Wo unverzüglich sein Geschäft begann;  
Er zahlte bar, nahm Waaren auf Credit,  
Wogegen Tanz und Würfel er vermied,  
Denn, kurz gesagt, kaufmännisch war sein Wandel;  
Und weiter nachgehn mög' er seinem Handel!

Sobald der Kaufmann länger nicht am Platze,  
Kam, blank rasirt mit wohlgeschorner Glatze,  
Am nächsten Sonntag Dan Johann sofort  
Nach St. Denis; und froh war Jeder dort  
- Der kleinste Page selbst nicht ausgenommen -,  
Daß Dan Johann sobald zurückgekommen.  
Und kurz und gut, bald war es ausgemacht,  
Für hundert Franken solle diese Nacht  
Das schöne Weib er in die Arme schließen  
Und sein Vergnügen frei mit ihr genießen.  
Und rasch war ausgeführt, was sie beschlossen.  
Sie trieben lustig ihre Liebespossen  
Die ganze Nacht; und als der Morgen tagte,  
Ging Dan Johann, und dem Gesinde sagte  
Er Lebewohl; doch machte sich im Haus,  
Noch in der Stadt kein Mensch ein Arg daraus.

- Zum Kloster reiten, und wohin er will,  
Mag Dan Johann. Ich schweige von ihm still. -  
Der Kaufmann kehrte, als die Messe aus,  
Nach St. Denis zurück und ließ im Haus  
Es sich bei seinem Weibe wohl behagen,  
Erzählte, wie den Preis man aufgeschlagen,  
Und daß für zwanzigtausend Thaler Geld  
Er einen Wechsel auf sich ausgestellt,  
Für dessen Zahlung er nunmehr zu sorgen.

Das Geld von seinen Freunden zu erborgen,  
Hin nach Paris der Kaufmann daher ritt  
Und nahm die Barschaft, die er hatte, mit.

Jedoch, da Freundschaft ihm nicht Ruhe ließ,  
Beschloß er, angekommen in Paris,  
Zu allernächst zum Vetter Hans zu gehn,  
Nicht um auf seine Forderung zu bestehn,  
Nein, um zu wissen, wie er sich befände,  
Und ihm zu sagen, wie sein Handel stände,  
Wie Freunde thun, wenn sie zusammen kommen.

Von Dan Johann höchst gastfrei aufgenommen,  
Begann er zu erzählen breit und lang:  
Er habe seine Waaren - Gott sei Dank! -

Zu mäß'gem Preis erkaufte und auch geborgen;  
Doch müsse Wechsel er sich noch besorgen,  
Wie's bestens ginge. Wenn ihm das geglückt,  
Sei er vergnügt und länger nicht gedrückt.

Und Dan Johann sprach: »Nun, erfreulich ist,  
Daß Du gesund zurückgekommen bist.  
Auf Seligkeit! Ich gäbe Dir sogleich  
Gern zwanzigtausend Thaler, wär' ich reich!  
Du liehst Dein Gold so freundlich mir und gern  
Noch kurz zuvor. Ich sage bei dem Herrn  
Und bei St. Jakob Dir den besten Dank!  
Doch heimgezahlt hab' ich in Deine Bank  
Dasselbe Gold an unsre gnäd'ge Frau;  
Dein Weib wird sich der Sache noch genau  
Durch Zeichen, die ich nennen kann, entsinnen.  
Doch, mit Erlaubniß, jetzt muß ich von hinnen.  
Mein Abt hat vor, gleich in die Stadt zu gehn,  
Und ich muß mit. Leb' wohl, auf Wiedersehn!  
Mein lieber Vetter; meinen Gruß entrichte  
An Deine Gattin, meine süße Nichte!«

Der kluge, höchst geriebne Handelsmann  
Erborgte Geld sich in Paris sodann,  
Und kaufte dafür Wechsel oder Schein  
Sich gegen bar von Lombardhändlern ein.  
Und wie ein Specht so froh und wohlgemuth  
Zog er nach Haus. – Die Sachen standen gut;  
Denn durch die Reise macht' er immerhin  
Wohl netto tausend Franken an Gewinn.

Sein Weib lief ihm entgegen bis zum Thor,  
Wie es ihr Brauch gewesen stets zuvor,  
Und fröhlich waren in der Nacht die zwei;  
Denn er war reich und gänzlich schuldenfrei.  
Und noch einmal umschlang beim Tageslicht  
Der Kaufmann sie und küßt' ihr Angesicht,  
Und trieb von Neuem hart mit ihr sein Spiel.

»Nicht mehr!« – rief sie – »Bei Gott, es wird zu viel!«  
Und regte doch ihn stets von Frischem an.

Zuletzt jedoch ergriff das Wort ihr Mann

Und sprach: »Bei Gott! ich bin auf Dich nicht gut  
Zu sprechen, Frau, wie leid es mir auch thut.  
Weißt Du warum? Mir scheint, bei Gott, Du bist  
Allein die Schuld, daß beinah' einen Zwist  
Ich heute mit dem Vetter angefangen.  
Warum verschwiegst Du, eh' ich fortgegangen,  
Daß er mit seinem Zeichen hundert Franken  
Dir heimgezahlt? Er schien mir's schlecht zu danken,  
Daß ich zu ihm von meinen Wechselln sprach  
– So mußst' ich glauben seiner Miene nach. –  
Denn ihn daran zu mahnen, lag, beim Herrn  
Und Himmelskönig, mir die Absicht fern.  
Ich bitte, Frau, dergleichen thu' nicht mehr!  
Erzähle mir bei jeder Wiederkehr,  
Ob Dir ein Schuldner etwa unterdessen  
Sein Geld bezahlt hat. – Solltest Du's vergessen,  
Könnt' ich es leicht zum zweitenmal verlangen.«

Sein Weib jedoch blieb ohne Furcht und Bangen.  
»Mein Zeugniß stell' ich« – sagte sie verwegen –  
»Dem falschen Mönche, Dan Johann, entgegen.  
Von seinem Zeichen hab' ich nichts gesehn.  
Er gab mir Geld, das muß ich zugestehn.  
– Daß ihm ins Maul das Donnerwetter schlage! –  
Denn, weiß es Gott, ich dachte sonder Frage,  
Er gäbe, seiner Freundschaft eingedenk,  
Das Geld mir ehrenhalber zum Geschenk  
Aus Vitterschaft, sowie für *belle chère*,  
Die er bei uns genossen hat zeither.  
Jetzt seh' ich, daß auf Irrthum es beruht;  
Von mir die Antwort ist drum kurz und gut:  
Saumsel'ge Schuldner hast Du mehr, als mich,  
Doch abgetragen wird es sicherlich  
Von Tag zu Tag, und sollt' es unterbleiben,  
Kannst Deiner Frau Du es aufs Kerbholz schreiben.  
Ich zahl' es Dir, sobald ich irgend kann;  
Denn Alles wandt' ich, meiner Treu', schon an  
Zu Schmuck und Putz. – Ich habe Nichts verschwendet,  
Nein, Alles Dir zu Ehren nur verwendet.  
Um Gottes willen, sei nicht böse weiter,  
Nein, küsse mich und sei vergnügt und heiter,  
Laß meinen frischen Leib Dir wohlbehagen,

Denn nur im Bette denk' ich's abzutragen.  
Mein lieber, theurer Gatte, ach, vergieb,  
Komm' dreh' Dich um und hab' mich wieder lieb!«

Der Kaufmann sah, ihm hülfe hier kein Schelten,  
Und ließ als Thorheit eine Sache gelten,  
Die für ihn unabänderlich erschien.

»Nun, liebe Frau,« – sprach er – »Dir sei verziehn!  
Doch hüte Dich, willst Du nicht kläglich enden,  
Mein Hab und Gut in Zukunft zu verschwenden.«

Und damit schließ' ich. – Aber Gott erfreue  
Uns mit Geschichten lebenslang aufs Neue.

### **Der Prolog der Priorin.**

*Vers 6045–6062.*

»Sehr gut erzählt, beim *Corpus Domini!*  
Mein edler Schiffer!« – unser Gastwirth schrie. –  
»Lang' lasse Gott die Küsten Dich befahren,  
Doch eine Last von tausend schlimmen Jahren  
Geb' er dem Mönch! – Aha, Gefährten, seht,  
Welch eine Nase diesem Mann gedreht  
Und seiner Frau. Beim heil'gen Augustin!  
In Euer Haus sucht keinen Mönch zu ziehn!

Genug davon! Jetzt gilt es, auszuwählen,  
Wen trifft zunächst die Reihe zum Erzählen  
Aus unserm Kreise.« Und mit diesem Wort  
Fuhr er so höflich wie ein Fräulein fort:

»Frau Priorin, wollt Ihr die Gunst uns schenken;  
Und sollte mein Ersuchen Euch nicht kränken,  
So möcht' ich wännen, es sei angezeigt,  
Daß Ihr erzählt, falls Ihr dazu geneigt.  
Wollt Ihr Euch, edle Frau, dazu bequemen?«

»Recht gern!« – sprach sie und ließ sich so vernehmen.

### **Die Erzählung der Priorin.**

*Vers 6063–6300.*

Herr, unser Herr! wie weithin ist gedrungen

Durch alle Lande auf dem Erdenrund  
Dein heil'ger Name. Dir wird Lob gesungen  
Von würd'gen Männern, und es macht der Mund  
Der jungen Kinder Deine Güte kund.  
Zu Deinem Preise lallt oft unbewußt  
Bereits der Säugling an der Mutter Brust.

Drum sei, soweit mir Kraft dazu gegeben,  
Erzählt die folgende Begebenheit,  
Dich und die weiße Lilie zu erheben,  
Die Dich gebar als unbefleckte Maid;  
Mehrt auch mein Lob nicht ihre Herrlichkeit;  
Denn sie ist nach dem Heiland, ihrem Sohne,  
Der Güte Wurzel und der Ehre Krone.

O, Maid und Mutter! Flammenbusch des Moses,  
Im Feuer lodernd, und doch unversehrt!  
Du, der die Gottheit durch ein makellostes  
Empfängniß ihren heil'gen Geist gewährt,  
Wodurch des Vaters Weisheit Dir bescheert,  
Als er erleuchtet Deine reine Seele;  
O, helfe mir, daß ich Dein Lob erzähle!

O, Jungfrau, keiner Zunge kann gelingen,  
Je Deine Demuth, Tugend und Geduld  
Und Herrlichkeit und Güte zu besingen.  
Oft kommst Du uns zuvor in Deiner Huld,  
Noch eh' wir bitten, und Du führst aus Schuld  
Durch Dein Gebet mit gütereichem Sinn  
Zu Deinem lieben, theuren Sohn uns hin.

O, Segensherrin, wie soll mir es glücken,  
Zu preisen Deine Würde, wie Gewalt?  
Ich bin zu schwach. Mich wird die Last erdrücken,  
Denn wie ein Kind, das kaum zwölf Monat' alt,  
Anstatt zu sprechen, unverständlich lallt,  
So geht es mir. Drum, bitt' ich Dich, gewähre  
Mir Deinen Beistand, daß mein Lied Dich ehre!

In einer Stadt von christlichen Asiaten  
Lag einst ein Judenviertel, welches zwar  
Geduldet ward vom Landespotentaten  
Aus Wucherei und Goldgier; doch es war

Verhaßt bei Gott und seiner Christen Schaar.  
Man konnte durch die Gasse gehn und reiten,  
Die offen war und frei nach beiden Seiten.

Zu einer kleinen Schule, die dort in der  
Erwähnten Gasse ganz am Ende stand,  
Ward Jahr für Jahr ein Haufen junger Kinder  
Aus christlichem Geblüte hingsandt,  
Und lernte dort, was Sitte war im Land,  
Und das besagt: zu singen und zu lesen,  
Wie stets bei Kindern dieses Brauch gewesen.

Zu dieser Schule pflegte, unter andern,  
Auch einer Wittwe siebenjähr'ger Sohn  
Als kleiner Zögling Tag für Tag zu wandern;  
Und vor dem Bild der Jungfrau beugte schon,  
Wenn er vorüber ging, mit Devotion  
Der Knabe, wie man ihm gelehrt, das Knie,  
Und betete: Gegrüßt sei'st Du, Marie.

Die theure Mutter Christi zu verehren,  
War von der Wittwe schon ihm eingeprägt;  
Und er vergaß es nicht, da frühe Lehren  
Ein schlichtes Kind leicht zu behalten pflegt.  
Jedoch in mir erwacht hierbei und regt  
Sich an St. Niklaus die Erinnerung,  
Der unsern Herrn gepriesen schon so jung.

Mit seinem ABCbuch saß fortwährend  
Der Knabe in der Schule auf der Bank,  
Wenn man, den Kindern die Response lehrend,  
Dasselbst das »*Alma redemptoris*« sang.  
Er lauschte, näher rückend, oft und lang  
Auf Worte, wie auf Noten eifrig hin,  
Und rasch blieb ihm der erste Vers im Sinn.

Doch die Bedeutung war ihm noch verschlossen.  
Er war zu jung, Lateinisch zu verstehn.  
Drum bat er einstmals einen Schulgenossen  
Auf seinen Knieen unter heißem Flehn,  
Als Uebersetzer ihm zur Hand zu gehn,  
Das Lied in seiner Mundart ihm zu lehren,  
Und den Gebrauch desselben zu erklären.

Der Bursche, welcher älter war an Jahren  
Als jener, sprach: »Die heil'ge Jungfrau preist  
Man durch dies Lied, soweit ich es erfahren.  
Es ist ein Gruß, doch ein Gebet zumeist,  
Das hülfreich sich in Todesnoth erweist,  
Doch viel versteh' ich nicht von diesen Dingen.  
Ich lerne nicht Grammatik, sondern Singen.«

»Wie?« – frug die kleine Unschuld – »ist zum Preise  
Der Mutter Christi dieses Lied gemacht?  
Dann will ich Alles thun, mir Wort und Weise  
Noch einzuprägen vor der heil'gen Nacht.  
Ja, würde täglich dreimal eine Tracht  
Von Prügeln mir beim ABC gegeben,  
Ich lern' es doch, die Jungfrau zu erheben.«

Nun lehrte auf dem Schulweg alle Tage  
Ihm sein Gefährte heimlich den Gesang,  
Bis er die Worte nebst der Töne Lage  
Wohl aufgefaßt, und es mit reinem Klang  
Aus voller Kehle täglich zweimal sang,  
Heim von der Schule und zur Schule hin;  
Denn Christi Mutter lag ihm stets im Sinn.

Wie schon erwähnt ist, mußte nothgedrungen  
Zur Schule durch das jüdische Quartier  
Der Kleine gehn, und heiter ward gesungen  
Von ihm auch »*Alma redemptoris*« hier.  
Sein ganzes Herz war so erfüllt von ihr,  
Daß unwillkürlich er den Weg entlang  
Zur Mutter Christi betete und sang.

Der Urfeind, Satan, aber, diese Schlange,  
Die sich zum Wespennest der Juden Herz  
Erkoren hat, schwoll auf und sprach: »Wie lange,  
Ebräer, duldet ihr den frechen Scherz,  
Daß durch die Gassen auf- und niederwärts  
Zu Eurem Hohn ein Bube solche Lieder  
Zu singen wagt, die dem Gesetz zuwider?«

Den unschuldsvollen Knaben zu ermorden,  
Verschwor die Judenschaft sich alsobald.

Es lag ein Mörder, der gedungen worden,  
In einer Gasse schon im Hinterhalt.  
Der Knabe kam. – Ihn packte mit Gewalt  
Und schnitt ihm seine Gurgel ab der Bube  
Und warf den Leichnam in die nächste Grube.

Ja, in ein Senkloch, wo des Koths entluden  
Sich die Ebräer, warf er ihn hinein.  
O, Ihr Herodesse! Verfluchte Juden!  
Was wird die Strafe solches Frevels sein?  
Mord will heraus – und hier zumal wird schrein  
Das Blut zum Himmel, damit Gottes Ehre  
Sich auf der Welt verbreite und vermehre.

O, Märtyrer, der unbefleckt geblieben,  
Du gehst nunmehr dem weißen Lamm voran,  
Und stimmst – wie dies in Patmos aufgeschrieben  
Vom großen Evangelisten St. Johann –  
Ein neues Lied im Himmel vor ihm an  
Mit jenen Auserwählten im Verband,  
Die nimmerdar ein fleischlich Weib erkannt.

Die ganze Nacht durchwachte, harrend immer,  
Die arme Wittwe. – Doch ihr Kind blieb fort.  
Und bleich vor Furcht ging sie beim Tagesschimmer  
Zur Schule hin und suchte rings im Ort  
Nach ihrem Kleinen emsig hier und dort.  
Und so erfuhr sie schließlich durch ihr Spähen,  
Daß man im Ghetto ihn zuletzt gesehen.

Im Mutterbusen Leid und Jammer hegend,  
Und halb von Sinnen, ging die Wittwe dann  
Auf Suche aus, jedweden Ort erwägend,  
Wo sie den Kleinen etwa finden kann,  
Und rief die gut'ge Mutter Christi an;  
Bis sie, entschlossen, nach ihm das verfluchte  
Quartier der Juden noch zuletzt durchsuchte.

Dort hub sie an, zu fragen und zu flehen,  
Und ging in jedes Judenhaus hinein  
Und bat zu sagen, ob sie nicht gesehen  
Ihr kleines Kind? Und Alle sprachen: Nein!  
Doch gab ihr Jesus den Gedanken ein,

Nach ihm zu rufen nahe bei der Stelle,  
Wohin geschleppt ihn jener Mordgeselle.

O, großer Gott! zum Herold Deines Ruhmes  
Machst Du der Unschuld Mund. Sieh! Deine Macht  
Wird von dem Glanzrubin des Märtyrthumes,  
Der Keuschheit reinstem Demant und Smaragd,  
Selbst mit zerschnittner Kehle kund gemacht!  
Denn laut und deutlich durch den Platz erklingt,  
Wie er sein »*Alma redemptoris*« singt.

Da dieses alle christlichen Genossen,  
Die durch die Straßen gingen, Wunder nahm,  
So sandten sie sofort zu dem Profoßen  
Der augenblicklich auch zur Stelle kam,  
Und Christ, den Himmelskönig lobesam,  
Mit seiner allverehrten Mutter pries,  
Und dann die Juden schleunigst binden ließ.

Emporgehoben unter Jammerklagen  
Ward dann das Kind, das stets mit lautem Ton  
Sein Lied noch sang, und zur Abtei getragen  
In großer, feierlicher Procession.  
Ohnmächtig lag die Mutter bei dem Sohn,  
Und schwer nur schien den Leuten zu gelingen,  
Die neue Rahel von ihm fortzubringen.

Durch einen Tod, der voller Schimpf und Qualen,  
Ließ der Profoß sofort die Judenbrut,  
Die darum wußte, für den Mord bezahlen.  
Zu dulden war nicht solcher Frevelmuth;  
Und den trifft Uebel, welcher Uebel thut.  
Nach dem Gesetze ward von wilden Pferden  
Das Pack geschleift, um dann gehängt zu werden.

Die kleine Unschuld lag auf seiner Bahre,  
Und, ehe man die Leiche beigesetzt,  
Sang mit den Klosterbrüdern vorm Altare  
Der Abt die Messe; und dann ward zuletzt  
Das Kind mit heil'gem Wasser noch benetzt.  
Doch kaum fiel der geweihte Tropfen nieder,  
Sang es: »*O, Alma redemptoris*« wieder.

Der Abt, ein Mönch von heilig frommen Sitten,  
Wie Mönche oft – wenn auch nicht immer – sind,  
Beschwor den Kleinen und hub an zu bitten:  
»Bei dem dreiein'gen Gotte, sag' geschwind,  
Was ist Dir widerfahren, liebes Kind?  
Durchschnitten ist Dir – seh' ich – Deine Kehle.  
Was ist der Grund, daß Du noch singst? Erzähle!«

»Bis auf den Wirbel ist mein Hals durchschnitten!«  
– Sprach dieses Kind – »Längst hätt' ich nach der Art  
Der Menschenkinder schon den Tod erlitten,  
Doch Christus – wie die Schrift Euch offenbart –  
Will, daß sein Ruhm für ew'ge Zeit gewahrt,  
Und läßt mich, mein Gebet ihr darzubringen,  
Der theuren Mutter, noch: ›O, *Alma*‹ singen.«

»Die Mutter Gottes, diese Gnadenquelle,  
Hab' ich verehrt aufs Höchste lebenslang.  
Sie war bei meiner Todesnoth zur Stelle,  
Und hieß mich singen ihren Lobgesang.  
Doch schien es mir, als ich im Tode rang,  
Und ich das Lied sang, wie ich immer pflegte,  
Daß sie ein Korn mir auf die Zunge legte.«

»Und deßhalb muß ich singen, immer singen  
Zur Ehre dieser segensreichen Magd,  
Bis von der Zunge dieses Korn zu bringen  
Gelungen ist.« »Ich will« – hat sie gesagt –  
»Dich nicht verlassen, sei nur unverzagt,  
Mein lieber Sohn. Ich hole Dich bestimmt,  
Wenn man das Korn von Deiner Zunge nimmt.«

Gleich nahm der heil'ge Mönch, der Abt vom Kloster,  
Das Korn von seiner Zunge, und sodann  
Schied von der Erde friedlich und getrost er.  
Starr sah', indem wie Regen niederrann  
Sein Thränenstrom, der Abt dies Wunder an,  
Und fiel in Ohnmacht, und wie angekettet  
Lag er bewußtlos auf der Flur gebettet.

Und weinend sanken alle Mönche nieder  
Und priesen Christi Mutter im Verein.  
Und hinterher erhoben sie sich wieder,

Und in ein Grab von weißem Marmelstein  
Versenkten sie des Märtyrers Gebein.  
Dort ruht er sanft. Und möge Gott uns segnen,  
Daß ihm im Himmel einst auch wir begegnen!

O, junger Hugh von Lincoln, uns entrissen  
Nicht minder durch verfluchter Juden Hand  
In jüngstvergangnen Zeiten, wie wir wissen,  
Sei für uns Sünder voller Unbestand  
Dein Fürgebet zum gnäd'gen Gott gesandt,  
In uns die Gnadengabe zu vermehren,  
Maria, seine Mutter, zu verehren!

### **Prolog zu Sire Thopas.**

*Vers 6301-6321.*

Ernst zum Verwundern blickte vor sich nieder  
Beim Schlusse des Mirakels Jedermann.  
Zuerst gewann der Wirth die Fassung wieder,  
Sah mich zunächst mit seinen Blicken an  
Und frug darauf: »Was bist Du für ein Mann?  
Du scheinst mir einem Hasen auf der Spur,  
Denn auf die Erde starrst Du immer nur.

Komm', rücke näher und erheitre Dich!  
Ich bitte, Herr'n, räumt ihm ein Plätzchen ein:  
Von Leibesumfang ist er ganz wie ich.  
Dies muß für jedes Weibsbild, schmuck und fein,  
Die wahre Puppe zum Umarmen sein!  
Doch Koboldhaftes liegt in seinen Zügen,  
Mit keinem Scherze macht er uns Vergnügen.

Gieb uns sofort, wie es die Andern thaten,  
Zum besten einen lustigen Bericht!«  
»Mein Wirth!« – sprach ich – »da bist Du schlecht berathen,  
Denn andere Geschichten weiß ich nicht,  
Wie höchstens nur ein altes Reimgedicht.«  
»Schon gut!« – sprach er – »ich seh' an Deinen Mienen,  
Du wirst uns schon mit guter Kost bedienen.«

### **Der Keim von Sire Thopas.**

*Vers 6322-6526.*

Ihr Herren, hört mich gütigst an,  
Denn melden will ich *verament*,  
Euch einen lust'gen Spaß.  
Von einem braven Rittersmann,  
Der manchen Streit und Strauß gewann,  
Mit Namen Sire Thopas.

Zur Welt kam er am fernen Strand  
Jenseits des Meers im Flanderland,  
Die Stadt hieß Popering.  
Es war ein Mann von freiem Stand  
Sein Vater, der aus Gottes Hand  
Die Herrschaft dort empfing.

Sire Thopas war ein tapfrer Wicht,  
Wie Franzbrod weiß war sein Gesicht,  
Und scharlachroth sein Blut;  
Und rosig war – ich lüge nicht –  
Sein Mund, und war die Nase schlicht,  
So stand sie ihm doch gut.

Von Corduan sein Schuhwerk war  
Und saffrangelb hing Bart und Haar  
Bis auf den Gurt ihm kraus.  
Aus Brügge kam sein Hosenpaar,  
Für seinen Goldrock gab er baar  
Viel Genueser aus.

Das wilde Reh zu jagen, strich  
Und auf der Falkenbeize schlich  
Er überall umher.  
Als Bogenschütz ihm keiner glich,  
Bei jedem Ringkampf, sicherlich,  
Gewann den Hammel er.

Nach ihm hat manche schöne Maid,  
Anstatt zu schlafen, voller Leid  
Aus *par amour* gegirrt.  
Doch glich an süßer Züchtigkeit  
Dem Blümchen er, das mit der Zeit  
Zur Hagebutte wird.

Erzählen will ich Euch nunmehr,

Wie eines Tags von ungefähr  
Sire Thopas stieg zu Pferd.  
Auf seinem grauen Hengst ritt er,  
Und trug in seiner Hand den Speer  
Und in dem Gurt das Schwert.

So ritt durch einen Wald er fort  
– Viel wilde Thiere gab es dort,  
Ja, Hasen gab's und Reh' –.  
Er ritt nach Ost, er ritt nach Nord  
Und ihm passirte – auf mein Wort! –  
Beinah' ein großes Weh.

Dort wuchsen Kräuter groß und klein  
Bei Baldrian und Nägelein  
Und Süßholz und Muskat,  
Von dem die Nuß ins Bier hinein  
– Mag's frisch, mag's abgestanden sein –  
Ich Euch zu werfen rath'.

Dort tönte lust'ger Vögel Sang;  
Es pfiß den ganzen Tag entlang  
Der Specht, sowie der Fink,  
Die Melodie der Drossel klang,  
Von Ast zu Ast sich gurrend schwang  
Die Turteltaube flink.

Und als der Drossel Lied erscholl  
Ward windelweich und liebevoll  
Es Sire Thopas zu Muth.  
Er stachelte sein Roß wie toll,  
Und von den Flanken rieselnd quoll  
Dem Gaule Schweiß und Blut.

Doch müde ward Sire Thopas bald,  
Zu reiten durch den grünen Wald  
Mit solchem Ungestüm.  
An einem Platze macht' er Halt,  
Und als sein Roß er angeschnallt,  
Gab er auch Futter ihm.

»Heil'ge Maria, ach, erbarm'  
Dich meiner in dem Liebesharm,

Der mich bedrängt so schwer.  
Ich träumte Nachts, ich hielte warm  
Die Elfenkönigin im Arm,  
Und daß mein Schatz sie wär'.«

»Es ist die Elfenkönigin,  
Der ich in Lieb' ergeben bin.  
Auf keine andre lenk' ich hin – die Wahl,  
Kein Weib im Land begehrt mein Sinn,  
Nur nach der Elfenkönigin  
Durchreit' ich Berg und Thal.«

Dann stieg zu Roß und jagte keck  
Er wieder durch Morast und Dreck,  
Und suchte zu erspähn  
Der Elfenkönigin Versteck,  
Und kam nach langem Ritt zum Zweck  
Und fand das Land der Fee'n.

Dort war er nun nach Nord und Süd  
Mit seinem Mund zu spähn bemüht  
In manchen wilden Wald.  
Doch Keinen fand er; denn es mied  
So Weib wie Kind in dem Gebiet  
Aus Furcht den Aufenthalt.

Bis er vor einem Riesen stand;  
Es nannte sich Sire Olephant,  
Der Wütherich und sprach:  
»Räumst Du mein Reich nicht, junger Fant,  
Ist's um Dein Roß – bei Termagant! –  
Durch einen Keulenschlag – geschehn;  
Bei Harfenspiel und Symphonie  
Und Pfeifenklängen wohnt allhie  
Die Königin der Feen.«

Sire Thopas sprach: »Mit Schild und Wehr  
Komm' morgen früh ich wieder her  
Zum Kampfe, meiner Treu'!  
Und, *par ma foi*, ich hoffe sehr  
Du fühlst durch meinen lust'gen Speer  
Noch bitterliche Reu. – Den Bauch  
Durchstech' ich Dir, wenn mir's gelingt,

Und mache Dich, eh' Abend sinkt,  
Zu meinem Slaven auch.«

Sire Thopas eilte rasch zurück.  
Ihm schleuderte manch Felsenstück  
Der Riese hinterdrein.  
Sire Thopas aber mied mit Glück,  
Durch Gottes Huld und sein Geschick,  
Vorsichtig jeden Stein.

Doch hört, Ihr Herr'n, denn mehr ergötzt  
Als Nachtigallensang Euch jetzt  
Ganz sicherlich mein Reim.  
Sire Thopas spornt den Gaul und hetzt  
Durch Berg und Thal, bis er zuletzt  
Gelangte wieder heim.

Die Sänger rief er dann herbei,  
Damit er aufgeheitert sei,  
Bekämpf' er im Turnier  
Den Riesen mit den Köpfen drei  
Aus *par amour* und nebenbei  
Der Dame zum Pläsir.

»Ihr Sänger,« – sprach er – »seid bereit  
Und singt, zu kürzen mir die Zeit,  
Umgürt' ich mich mit Stahl,  
Romanzen voller Liebesleid  
Und Lieder voller Herrlichkeit  
Von Papst und Cardinal.«

Die Becher trugen sie hinein,  
Sie holten Meth, sie brachten Wein  
Und Backwerk allerhand,  
Wie Honigbrod voll Spezerei'n,  
Süßholz und Kümmel und sehr fein  
Gestoßnen Zuckerand.

Er kleidete mit eigener Hand  
Den Leib in feinste Leinwand,  
Und Arm und Beine steckt'  
In Wamms und Hosen er und band  
Den Harnisch über sein Gewand,

Damit die Brust gedeckt.

Ein Panzerhemd er drüber that,  
Das aus dem stärksten Eisendraht  
Von Judenhand gemacht.  
Zum Schmucke zog er fernerweit  
Ein lilienweißes Wappenkleid  
Darüber für die Schlacht.

Im Schilde, das wie Gold so roth,  
Mit Augen von Karfunkeln droht  
Ein Eberkopf voll Groll.  
Er schwur bei Bier, er schwur bei Brod,  
Den Riesen schlug' er sicher todt,  
Es komme, was da woll'!

Es war gemacht sein Stiefelpaar  
Aus *cuirbouly*, aus Messing war  
Sein Helm; aus Elfenbein  
Des Schwertes Scheide, und fürwahr  
Sein Fischbein-Sattel glänzte klar,  
Wie Mond und Sonnenschein.

Sein Speer, ganz haarscharf zugespitzt  
Und aus Cypressenholz geschnitzt,  
Statt Frieden Krieg versprach.  
Sein Roß war apfelgrau und ging  
Auf seinem Wege sanft und flink  
Im Trabe wohlgemach – einher.  
Und hiermit schließt mein erster Sang,  
Doch dünkt's Euch Herren nicht zu lang,  
Erzähl' ich Euch noch mehr.

*Par charité!* nicht länger plauscht,  
Ihr Herr'n und Damen, hört und lauscht  
Jetzt sämmtlich auf mein Wort.  
Von Schlachten und von Rittersinn,  
Von Galant'rie und Weiberminn'  
Bericht' ich Euch sofort.

Sprecht von Romanzen Ihr, gewiß  
Erwähnt Ihr Hornchild, Ipotis,  
Sire Libeux, Pleindamour,

Sire Guy, Sire Bevis; doch die Blum',  
Der Stolz, die Zier vom Ritterthum,  
Das ist Sire Thopas nur.

Er schwang sich auf sein gutes Roß  
Und eilends er von hinnen schoß  
Wie Funken aus dem Schlot.  
Sein Helmschmuck war und Wappenknauf  
Ein Thurm mit einer Lilie drauf.  
- Beschütz' ihn Gott in Noth! -

Da er auf Abenteuer aus  
Gezogen war, schlief statt im Haus  
Er stets im Mantel nur.  
Sein Kopfpfuhl war sein Helm. Sein Roß  
Stand ihm zur Seite und genoß  
Die Kräuter auf der Flur.

Er selbst trank Wasser aus dem Quell,  
Wie einst der Ritter Percivell,  
Der Ehrenmann, gethan;  
Bis eines Tags - - -

### **Der Prolog zu Melibeus.**

*Vers 6527-6574.*

»Bei Gottes Würdigkeit, nichts mehr davon!«  
- Rief unser Wirth - »Ich bin so müde schon  
Von Deiner dummen, faden Leierei,  
Daß meine Ohren - stehe Gott mir bei! -  
Mir schmerzen von den abgeschmackten Sachen.  
Der Teufel möge solche Reime machen!  
Das nenn' ich Knüppelreime!« - sprach der Wirth.

»Wie so?« - frug ich - »Soll ich denn unbeirrt  
Nicht forterzählen, wie ein andrer Mann,  
Da dies der beste Reim ist, den ich kann?«

»Bei Gott!« - rief er - »ganz grad' heraus erklärt,  
Nicht einen Deut ist Dein Gereime werth,  
Nur Zeitverschwendung ist's! Mit einem Wort,  
Mein lieber Herr, Du reimst nicht weiter fort.  
Laß sehen, weißt Du keine Thatgeschichten,

Und sei es auch in Prosa, zu berichten,  
Die lehrhaft sind und lustig obendrein?«

»Recht gern,« – sprach ich – »bei Christi süßer Pein!  
In Prosa weiß ich etwas vorzutragen,  
Und, wie ich denke, soll es Euch behagen,  
Sitzt Ihr nicht allzustrenge zu Gerichte.  
Es ist die sittsamste Moralgeschichte;  
Doch daß sie auch von Andern wird erzählt  
In anderer Weise, sei Euch nicht verhehlt.  
Ihr wißt gar wohl, daß jeder Evang'list  
Vom Leiden unsres Herren, Jesu Christ,  
Nicht immer grade wie der andre schreibt,  
Wenn ihre Meinung auch dieselbe bleibt.  
Sie stimmen in den Sachen überein,  
Mag auch ihr Ausdruck oft verschieden sein.  
Der schildert kurz, und jener schildert lang  
Uns Christi jammervollen Kreuzesgang,  
Doch gleichen Sinns, wie man nicht zweifeln kann,  
Sind Mark, Matthäus, Lukas und Johann.  
Und daher bitt' ich insgesamt Euch, Herr'n,  
Zeih't mich nicht gleich der Willkür, insofern  
Mehr Sprüche, als Ihr früherhin vernommen,  
In der Erzählung Euch zu Ohren kommen.  
Dem kleinen Schriftstück dadurch mehr Effect  
Zu geben, hab' ich einzig nur bezweckt.  
Hört Ihr mich drum mit andern Worten reden  
Wie Ihr gewohnt seid, bitt' ich dennoch Jeden  
Mich darum nicht zu tadeln; denn ich weiche  
Vom Sinn nicht ab. Die Meinung ist die gleiche  
Mit jener kleinen Abhandlung geblieben,  
Nach welcher ich dies lust'ge Stück geschrieben.  
Drum, darf ich bitten, was ich sage, hört,  
Und auserzählen laßt mich ungestört!«

### **Die Erzählung von Melibeus.**

Ein junger Mann, mit Namen Melibeus, reich und mächtig, zeugte mit seinem Weibe, Prudentia mit Namen, eine Tochter, die man Sophia hieß. Und eines Tages geschah, daß er zum Zeitvertreib aufs Feld hinaus, sich zu ergötzen, ging. Er ließ sein Weib und Töchterlein im Hause, von dem die Thüren fest verschlossen waren. Vier seiner alten Feinde hatten es erspäht und setzten Leitern an des Hauses Wände und durch die Fenster stiegen sie hinein; und dann verwundeten sie seine Tochter an fünf

verschiedenen Stellen tödtlich mit fünf Wunden, das heißt an ihren Füßen, ihren Händen, an ihren Ohren und an Mund und Nase, und ließen sie für todt und gingen fort. Als Melibeus, wieder heimgekehrt, das Unglück sah, zerriß er wie ein Toller seine Kleider und hub zu weinen und zu schreien an.

Prudentia, sein Weib, so weit sie's wagen durfte, ersuchte ihn mit Weinen aufzuhören; indeß er schrie und weinte immer mehr.

Dies edle Weib, Prudentia, besann sich auf eine Stelle im Ovid, aus jenem Buche, genannt der Liebe Heilung, worin er sagt: der ist ein Narr, der eine Mutter stört, wenn sie des Kindes Tod beweint, eh' sie sich eine Zeit lang satt geweint; und dann soll sich der Mann befleißigen, sie zu trösten mit Liebesworten, und er soll sie bitten, mit Weinen aufzuhören.

Aus welchem Grunde dieses edle Weib, Prudentia, geduldig es ertrug, daß eine Weile lang ihr Gatte schrie und weinte. Und als sie ihre Zeit gekommen sah, sprach sie zu ihm in dieser Art:

»Ach, Herr! Du machst Dich selber einem Narren gleich! Gewiß es ziemt nicht einem weisen Manne, daß er sich solche große Sorgen mache.« Denn deine Tochter wird durch Gottes Gnade genesen und es überstehn. Und ständ' es so, daß sie gestorben wäre, darfst Du Dich doch nicht selbst um ihren Tod zerstören. Denn so spricht Seneka: »Ein weiser Mann soll nicht zu sehr den Tod von seinen Kindern bejammern, sondern mit Geduld ihn tragen, so gut wie er den eigenen Tod erwarten muß.«

Doch Melibeus Antwort gab und sprach: »Wer könnte wohl das Weinen unterlassen, wenn also groß der Grund zum Weinen ist. Selbst Jesus Christus, unser Herr, beweinte den Tod von seinem Freunde Lazarus.«

Prudentia entgegnete: »Fürwahr, ich weiß, gemäßigt Weinen ist uns nicht verboten. Darf man betrübt mit den Betrübten sein, so ist gewiß zu weinen auch erlaubt. Apostel Paulus an die Römer schreibt: Der Mensch soll sich erfreuen mit den Frohen und weinen mit dem Volke, welches weint. Doch wenn gemäßigt Weinen auch erlaubt ist, ist ungemäßigt Weinen doch verboten. Im Weinen ist das rechte Maß zu halten, gemäß dem Spruch, den Seneka uns lehrt. Ist todt Dein Freund – so spricht er – so laß Dein Auge nicht zu feucht von Thränen, noch zu trocken sein; und wenn die Thränen Dir ins Auge kommen, so lasse sie nicht fallen. Und wenn ein Freund von Dir geschieden ist, so suche einen andern Freund zu finden. Denn das ist größere Weisheit, als zu weinen um Deinen Freund, den Du verloren hast. Was kann Dir dieses nützen? Und deßhalb – läßt Du Dich durch Weisheit leiten – treib Deine Sorgen aus dem Herzen fort! Erwinnere Dich, was Jesus Sirach sagt: Ein fröhlich Herz macht das Alter lustig, doch ein betrübter Muth vertrocknet das Gebein. Auch sagt er: Sorgen in dem Herzen haben schon um sein Leben manchen Mann gebracht. Salamo sagt: Wie Motten in der Schafe Pelz die Kleider schädigen und der kleine Wurm den Baum, so schädigt Sorge auch das Herz des Menschen. Deswegen sollen wir den Tod von unsern Kindern so wie von unserm zeitlichen Besitz mit Langmuth tragen. Erwinnere des geduldigen Hiob Dich. Als seine Kinder er verloren hatte und sein irdisch Gut, sprach dennoch er: Von meinem Herren ward es mir gegeben, von meinem Herren ward es mir genommen; wie es mein Herr gewollt hat, so ist's recht; gesegnet sei der Name meines Herrn!«

Auf alle diese Sachen seinem Weibe, Prudentia, Antwort gebend, Melibeus sprach: »All' Deine Worte sind so wahr wie nützlich.« Doch ist mein Herz also von Sorgen schwer, daß ich nicht weiß, was ich beginnen soll.

»Laß rufen« – sprach Prudentia – »alle treuen Freunde und wer von der Verwandtschaft weise ist. Erzähle ihnen Deinen Fall und horche, was sie im Rathe Dir zu sagen haben, und richte Dich nach ihrem Urtheilsspruch. Salamo sagt: Befolgst Du weisen Rath in allen Dingen, wirst Du es niemals zu bereuen haben.«

Auf diesen Rathschlag seines Weibes, Prudentia, ließ Melibeus eine Versammlung dann zusammenrufen von unterschiedenen Leuten, wie Doktoren und Aerzten, alt und

jungem Volke und einigen von seinen alten Feinden, die – ausgesöhnt mit ihm, so wie es schien – in seiner Gunst und Gnade wieder standen. Und gleicher Weise kamen auch zu ihm etwelche seiner Nachbarn, die ihn aus Furcht mehr als aus Liebe ehrten, wie solches oft geschieht. Auch manche zungenfert'ge Schmeichler kamen und im Gesetz gelehrte, kluge Advokaten.

Und als dies ganze Volk vorsammelt war, erklärte Melibeus ihm in sorgenvoller Weise seinen Fall. Und nach der Art von seinem Vortrag schien es, als ob er grimmen Zorn im Herzen trage, bereit an seinen Feinden sich zu rächen, und wünsche, daß sofort der Krieg beginne.

Nichtsdestoweniger erbat er sich doch ihren Rathschlag in Betreff der Sache.

Ein Wundarzt trat hervor und mit Erlaubniß und Genehmigung von denen, welche weise waren, sprach er zu Melibeus, was Ihr hören sollt: »Herr! –« sagte er – »uns Aerzten steht es an, daß wir an Jedermann das Beste thun, was wir vermögen, wenn herbeigerufen, und daß wir den Patienten keinen Schaden thun. Daher geschieht es manches Mal, daß, wenn zwei Leute gegenseitig sich verwundet haben, derselbe Wundarzt beide heilt; und so ist's nicht mit unsrer Kunst verträglich, Partei zu nehmen und den Streit zu nähren. Doch sicherlich, was Eurer Tochter Heilung anbetrifft, so werden wir bei Tage wie bei Nacht stets unsere Pflicht so aufmerksam erfüllen, daß sie mit Gottes Hilfe bald gesund und heil soll werden, wenn es möglich ist.«

Ganz in derselben Weise sprachen die Doktoren, indeß gebrauchten sie der Worte mehr und sagten: wie durch Gegensätze man die Krankheit banne, so sei auch Streit in gleicher Art zu heilen.

Die Neider unter seinen Nachbarsleuten und seine heuchlerischen Freunde, die sich zum Scheine mit ihm ausgesöhnt und seine Schmeichler heuchelten zu weinen und übertrieben und vergrößerten in reichem Maße seine Sache, indem sie Melibeus höchlichst priesen ob seiner Kraft und seiner Mächtigkeit, ob seiner Freunde und ob seiner Güter, und seiner Gegner Macht verachteten; und ohne Rückhalt riethen sie ihm an, er müsse sich an seinen Feinden rächen und gegen sie sofort den Krieg beginnen.

Ein weiser Advokat erhob sich dann und mit Erlaubniß und Genehmigung von denen, so weise waren, sprach er: »Die Angelegenheit, die uns an diesem Ort vereint, ist ein gar schwer gewichtig Ding und sehr bedeutungsvoll, sowohl der Schlechtigkeit und Bosheit wegen, so ausgeübt, als auch nicht minder aus dem Grunde, daß großer Nachtheil noch aus dieser Sache in späterer Zeit vielleicht entstehen kann, sowie auch ferner in Betracht des Reichthums und der Macht der gegenseitigen Parteien. Aus welchem Grund es höchst gefährlich wäre, in dieser Sache sich zu irren. Daher ist dieses unsre Meinung, Melibeus: Wir rathen Dir vor allen Dingen, daß Du gleich Dein Bestes thust, um Deine eigene Person zu sichern in solcher Weise, daß es an Kundschaft nicht noch Wache Dir ermangle, um Deinen Leib zu schützen. Und darnach rathen wir Dir an, Dein Haus hinreichend mit Besatzung zu versehen, die wohl im Stande ist, nicht minder Deinen Leib als Deine Wohnung zu vertheidigen. Indessen, ob es nützlich, Krieg zu führen und unverzüglich Rache auszuüben, dar über können in so kurzer Zeit wir nicht entscheiden. Deßwegen bitten wir um Frist und Muße zur Ueberlegung, ehe wir entscheiden. Denn sagt nicht das gemeine Sprüchwort schon: Wer rasch entscheidet, wird es rasch bereuen. Auch spricht das Volk: Der ist ein weiser Richter, der rasch die Sache aufzufassen weiß, indessen Zeit sich zur Entscheidung gönnt. Zwar geb' ich zu, daß alles Zögern höchst verdrießlich ist, jedoch wenn man sein Urtheil geben soll, so ist es nicht zu tadeln; dann ist es angemessen und durchaus vernünftig. Das zeigte Jesus Christus, unser Herr, durch eignes Beispiel. Denn als man das auf Ehebruch ertappte Weib ihm gegenüber stellte, war er sich zweifelsohne wohl bewußt, was er als Antwort ihnen sagen wollte; jedoch nicht plötzlich wollte er sie geben und darum schrieb er, Untersuchung pflegend, zuvor erst zweimal in den Sand. Aus diesen Gründen bitten wir um Ueberlegung und darauf werden wir mit Gottes Gnade Dir etwas rathen, was Dir nützen soll.«

Das junge Volk erhob sich wie ein Mann, und der Versammlung Mehrzahl spottete des alten weisen Mannes und fing zu lärmern an und sagte: »Recht so, wie man das Eisen schmieden muß, so lang es warm, recht so soll auch ein Mann die Unbill rächen, so lang' dieselbe frisch und neu noch ist«; und dann mit lauter Stimme schrienen sie: »Krieg, Krieg!« Auf sprang indessen einer jener alten Weisen, und gab mit seiner Hand ein Zeichen, daß alles schweige und Gehör ihm schenke. »Ihr Herren!« – sprach er – »es giebt manchen Mann, der schreit: Krieg! Krieg! und weiß dabei nur wenig, was Krieg besagen will. Anfangs hat Krieg so großen, weiten Eingang, daß Jeder, dem gelüftet Krieg zu führen, ein solches leicht vermag: indessen wie das Ende sich gestalten werde, ist sicherlich so leicht zu wissen nicht: Fürwahr, wenn erst ein Krieg begonnen hat, so findet manches ungeborne Kind der Mutter durch eben diesen Krieg den Tod schon früh, oder lebt sorgenvoll und stirbt im Elend; und darum sollte, eh' ein Krieg begonnen wird, man große Ueberlegung pflegen und großen Rath zuvor darüber halten.« Und als der alte Mann dann seine Rede durch weitre Gründe zu verstärken dachte, begann mit einemmal beinah' das ganze Volk sich zu erheben, und, seine Rede unterbrechend, hießen sie ihm oftmals seine Worte abzukürzen. Wer zu dem Volk von einer Sache spricht, die es nicht hören mag, deß Predigt wird dem Volke stets mißfallen. Denn Jesus Sirach sagt: Musik im Trauerhause sei ein lustig Ding. Das heißt: Man redet vor dem Volk vergeblich, wenn ihm die Rede nicht gefällt, wie man vergeblich singt, vor dem, der weint.

Und als daher der alte Mann ersah, daß ihm die Hörer fehlen würden, so setzte er sich schamvoll nie der. Denn es sagt Salamo: Wenn man Dir nicht Gehör schenkt, spare Deine Worte. »Ich sehe wohl,« – sprach dieser weise Mann – »daß das gemeine Sprüchwort Recht behält: es fehlt an gutem Rathe, wenn man ihn bedarf.«

Doch waren in des Melibeus Rath auch manche Leute, die ihm heimlich in das Ohr zu dieser oder jener Sache riethen, dagegen öffentlich ihm grade widerriethen. Als Melibeus nun gehört, daß sich der größte Theil von seiner Rathversammlung in Uebereinstimmung befand, daß er den Krieg beginnen solle, trat er sofort auch ihrer Meinung bei und billigte den Urtheilsspruch vollkommen.

Als aber Frau Prudentia ersah, daß ihres Mannes Absicht dahin ziele, an seinen Feinden sich zu rächen und Krieg mit ihnen anzufangen, sprach diese Worte sie zu ihm: »Mein Herr!« – so sagte sie – »ich bitte Dich, so herzlich als ich kann und darf, verfare nicht mit übergroßer Hast und gieb um jeden Preis auch mir Gehör. Petrus Alphonsus sagt: Wenn man Dir Gutes oder Uebles thut, so eile nicht, es wieder zu vergelten, denn Du wirst Deine Freunde dann behalten und Deine Feinde haben länger Furcht. Das Sprüchwort sagt: Am besten eilt, wer klug zu warten weiß, und Böses erntet, wer das Böse sä't.«

Worauf indessen Melibeus seinem Weibe Prudentia zur Antwort gab: »Ich denke nicht, nach Deinem Rathe mich zu richten aus mancher Ursache und manchen Gründen. Denn Jeder würde sicher von mir denken, ich sei ein Thor, wenn ich um Deines Rathes willen an Sachen ändern wollte, die von so vielen weisen Leuten beschlossen sind und ausgemacht. Zum zweiten aber sage ich, ein jedes Weib ist böse und nicht ein einziges gutes unter allen. Denn unter tausend Männern – so sagt Salamo – hab' ich wohl einen guten Mann gefunden; doch unter allen Weibern fand ich nie ein gutes. – Wenn ich von Deinem Rath mich leiten ließe, so würd' es sicher außerdem noch scheinen, als ob ich Dir die Herrschaft über mir gegeben, und Gott verhüte, daß dem also sei. Denn Jesus Sirach sagt: Sobald ein Weib die Oberherrschaft hat, so handelt ihrem Manne sie zuwider; und Salamo sagt: Gieb nie in Deinem Leben Deinem Weibe, noch Deinen Kindern oder Freunden Macht über Dich, denn besser ist es, daß Deine Kinder Dich um ihre Nothdurft bitten, als daß Du selbst in Deiner Kinder Hand Dich giebst.

Und wollte ich in dieser Sache jetzt nach Deinem Rathe auch zu Werke gehn, so müßte es so lang' verschwiegen bleiben, bis daß die Zeit kommt, wo man's wissen darf. Und dieses dürfte kaum geschehen können, wenn ich von Dir berathen worden bin. [Geschrieben steht: Geschwätzigkeit der Weiber verbirgt nur das, was ihnen unbekannt

ist. Auch sagt der Philosoph noch fernerweit: In bösem Rath sind alle Weiber den Männern weit voraus; und das sind meine Gründe, weßhalb ich Deinen Rathschlag nicht begehre.«]

Als Frau Prudentia voller Freundlichkeit mit großer Sanftmuth alles angehört, was ihr zu sagen ihrem Mann beliebte, erbat sie sich von ihm Erlaubniß, auch ihrerseits zu reden und sprach in dieser Art: »Mein Herr, – begann sie – was den ersten Eurer Gründe anbelangt, so ist darauf die Antwort leicht gegeben. Denn ich behaupte, es sei keine Thorheit, Entschlüsse dann zu ändern, wenn sich die Sache selbst geändert hat, oder in einem andern Lichte uns erscheint, denn zuvor. Und ich behaupte ferner noch, daß, hättet Ihr gelobt selbst und geschworen, ein Unternehmen auszuführen, jedoch gerechter Ursach' willen solches unterlaßt, aus diesem Grunde dennoch Niemand sagen soll, daß Ihr eidbrüchig und ein Lügner seid. Das Buch besagt: Ein weiser Mann verliere nichts dabei, wenn er den Sinn zu etwas Besserm kehre. Auch in dem Fall, daß Euer Unternehmen von einer großen Menge Volks berathen und beschlossen worden ist, befolgt ihr dennoch, was Euch vorgeschlagen, nur insofern Euch solches selbst behagt; denn jeder Sache Nützlichkeit und Wahrheit wird besser von den Wenigen erkannt, die weise und vernünftig sind, als von der Menge, in der Jeder schreit und Beifall dem klascht, welches ihm gefällt. Fürwahr, solch große Menge ist nicht ehrlich. Und nun zu Eurem zweiten Grunde: Wenn Ihr besagt, daß alle Weiber böse seien, dann – mit Verlaub – müßt Ihr auch folgerichtig sie allesammt verachten; dagegen sagt das Buch: Wer Jedermann verachtet, der mißfällt auch Jedem. Und Seneka besagt: Wer nach der Weisheit streben will, muß Niemanden mißachten, dagegen frohen Sinns und ohne Stolz und Anmaßung die Kenntniß lehren, die ihm eigen ist, und sich nicht schämen, Dinge, die er nicht versteht, von Leuten zu erfahren und zu lernen, welche geringer als er selber sind. Und, Herr, daß manches gute Weib gelebt hat, ist leichtlich zu erweisen. Denn, Herr, gewißlich, der Herr Jesus Christ würde sich nimmermehr erniedrigt haben, daß durch ein Weibsbild er geboren würde, wenn alle Weiber schlecht gewesen wären. Und hinterher, der großen Güte wegen, die in Weibern ist, erschien auch der Herr Jesus Christ, als er vom Tod zum Leben auferstanden war, noch einem Weibe lieber als den Jüngern. Und wenn auch Salamo besagt, er hätte nie ein gutes Weib gefunden, so folgt daraus noch keineswegs, daß alle Weiber böse sind. Denn ob er nie ein gutes Weib gefunden, so fand, gewißlich, mancher andre Mann doch manches Weib voll Güte und voll Treue. Wahrscheinlich aber war die Meinung Salamos, daß er kein Weib von ganz vollkommner Güte gefunden habe; das heißt: kein Wesen ist vollkommen gut, als Gott allein, wie er es selbst im Evangelium lehrt. Denn da ist keine Creatur so gut, daß ihr an der Vollkommenheit von ihrem Gott und Schöpfer nicht etwas mangle. – Der dritte Eurer Gründe ist dann dieser: Ihr sagt, wenn Ihr durch meinen Rath Euch leiten ließe, so würde es erscheinen, als ob Ihr mir die Herrschaft und Regierung gegeben hättet über Euere Person. Herr! mit Verlaub, dem ist nicht so. Denn dürfte man sich nur von solchen rathen lassen, die über unsere Person die Herrschaft und Regierung haben, so würde man nicht oft berathen sein. Denn wer sich Rath zu einem Zweck erbittet, der hat noch stets die freie Wahl, ob er dem Rathe folgen will, ob nicht. Und nun zum vierten Grunde, wo Ihr sagt, daß die Geschwätzigkeit der Weiber nur das, was ihnen unbekannt, verberge. Herr! Diese Worte gelten nur für Weiber, die Schwätzerinnen und verdorben sind, von denen man gesagt hat, daß drei Dinge den Mann aus seinem eigenen Hause jagen, nämlich: Rauch, Regen und die bösen Weiber. Von solchen Weibern sagt auch Salamo: es sei weit besser, daß man in der Wüste, als mit der Zänkerin beisammen wohne. Und mit Erlaubniß, Herr! das bin ich nicht. Denn oft genug habt Ihr erprobt, wie viel Geduld und Schweigsamkeit ich habe und wie ich solche Sachen hüten kann und wahren, die man geheimnißvoll verbergen soll. Und nunmehr, was den fünften Grund betrifft. Obschon Ihr sagt, daß in bösem Rathe die Weiber überlegen sind den Männern, so hält – weiß Gott! – hier dieser Grund nicht Stich. Denn so müßt Ihr's verstehen. Ihr fragt um Rath, was Böses zu begehen, und wenn Ihr Böses unternehmen wollt, und Euer

Weib hält Euch von dieser bösen Absicht dann zurück, so ist, gewißlich, Euer Weib dafür weit mehr zu loben als zu tadeln. So müßt den Philosophen ihr verstehn, wenn er besagt, daß bei bösem Rathe das Weib dem Manne überlegen sei. Wenn Ihr ein jedes Weib und ihre Gründe tadelt, so kann ich Euch durch manches Beispiel zeigen, daß viele gute Weiber lebten und noch leben, und daß ihr Rath heilsam und nützlich ist. Seht Jakob an, der durch Rebekkas, seiner Mutter, Rath den Segen seines Vaters sich gewann, sowie die Herrschaft über seine Brüder. Durch ihren guten Rath befreite Judith die Stadt Bethulia, in der sie wohnte, aus Holofernes' Hand, der sie belagerte und ganz zerstören wollte. Abigail befreite Nabal, ihren Mann, vom König David, der ihn tödten wollte, und sie beruhigte den Zorn des Königs durch ihren Witz und ihren guten Rath. Esther hob Gottes Volk durch guten Rathschlag hoch empor unter der Herrschaft Königs Ahasverus. Auch noch von manchen andern guten Weibern, die gleichfalls reich an gutem Rath gewesen, vermöchte man zu lesen und zu sprechen. Und fernerweit: als unser Herr den Adam, den Vater unsres Stamms erschaffen hatte, sprach er in dieser Weise: Es ist nicht gut, ein Mann allein zu sein; laßt uns darum ihm eine Hülfe machen, welche ihm selber gleich ist. Hieraus könnt Ihr ersehen, wären Weiber nicht gut und nicht ihr Rathschlag werth und nützlich, so würde Gott sie nicht erschaffen haben und hätte sie anstatt Gehülffinnen des Mannes vielmehr Verderberinnen des Manns genannt. Und einst sprach in zwei Versen ein Gelehrter: Was ist besser als Gold? – Jasper! – Was ist besser als Jasper? – Weisheit! Was ist besser als Weisheit? – Das Weib! – Und was ist besser als ein gutes Weib? – Nichts!! – Und Herr! aus manchen andern Gründen könnt Ihr sehn, daß viele Weiber gut sind und daß ihr Rath heilsam und nützlich ist. Und deßhalb, Herr! wollt meinem Rath Ihr traun, so will ich Eure Tochter heil und gesund zurück Euch geben, und werde manches andre für Euch thun, von dem Ihr große Ehre haben sollt.«

Als Melibeus diese Worte seines Weibes Prudentia vernommen hatte, sprach er: »Ich sehe wohl, das Wort von Salamo hat Recht: Ein freundlich Wort zu guter Zeit ist Honigseim; denn es ist für die Seele Süßigkeit und giebt Gesundheit unserm Leibe. Und, Weib! um Deiner süßen Worte willen und weil ich Deine große Weisheit und Deine große Treue erprobt und wohl bewährt gefunden habe, will ich in allen Dingen mich nach Deinem Rathe richten.«

»Nein, Herr!« – sprach Frau Prudentia – »da Ihr mir versprecht, daß Ihr durch meinen Rath Euch leiten lassen wollt, will ich Euch lehren, wie bei der Wahl von Rätthen zu verfahren sei. Zunächst erfleht vom lieben Gott, in Demuth bei allen Werken Euer Rath zu sein; und daß er seinen Rath und Trost Euch gebe, betragt Euch so, wie es Tobias seinem Sohne lehrte: Gott, Deinen Herren, segne jeder Zeit und bitte ihn, Dich auf dem graden Wege zu erhalten, und all Dein Denken sei in ihm auf immerdar. Auch St. Jakobus sagt: Ermangelt Jemand unter Euch der Weisheit, so bittet Gott darum.

Und hinterher müßt Rath Ihr bei Euch selber pflegen und die eigenen Gedanken wohl erwägen in solchen Dingen, die Euch nützlich scheinen. Das aber müßt Ihr aus dem Herzen bannen, was gutem Rath zuwider ist, und das heißt: Zorn und Neid und Uebereilung. Zum ersten: wer bei sich selbst zu Rathe gehen will, muß ohne Zorn sein; das ist sicherlich aus manchen Gründen nöthig. Der erste ist: daß, wer von Zorn erfüllt und rachbegierig ist, der glaubt, er könne thun, was unthunlich ist. Und zweitens: wenn man zornig ist und böse, kann man nicht überlegen, und wo die Ueberlegung fehlt, fehlt Rath. Zum dritten aber sagt uns Seneka, daß der, so zornig ist und wuthentbrannt, nur tadelnswerthe Dinge spricht und Andere durch schlimme Worte zu Zorn und Aerger reizt. Und Herr! Begehrlichkeit treibt gleichfalls aus dem Herzen fort. Denn der Apostel spricht, daß die Begehrlichkeit die Wurzel alles Uebels sei. Und glaubt mir wohl: ein habsücht'ger Mann denkt an nichts weiter, als an das Ziel von seiner Habsucht zu gelangen, und sicher wird er nie befriedigt sein; denn mit dem Ueberfluß an Reichthum wächst auch die Begehrlichkeit noch mehr. Und Herr! auch Uebereilung müßt Ihr aus dem Herzen bannen, denn für das Beste könnt Ihr sicherlich nicht den Gedanken halten, der plötzlich sich in Eurem Herzen regt; vielmehr müßt Ihr ihn oftmals überlegen, denn,

wie ich vorhin schon gesagt, das Sprüchwort heißt: Wer rasch entscheidet, der wird rasch bereun. Herr! Ihr seid nicht immer in der gleichen Stimmung, denn, sicherlich, Ihr haltet eine Sache oft für gut, die später Euch als Gegentheil erscheint. Und habt Ihr bei Euch selber Rath gepflogen und dann durch weise Ueberlegung ausgefunden, was Euch das Beste scheint, dann rath' ich Euch, es ganz geheim zu halten. Vertrauet Keinem Eure Absicht an, wenn Ihr nicht sicher glaubt, daß Ihr durch Mittheilung die eigne Lage sehr verbessern könnt. Denn Jesus Sirach sagt: Nicht Deinem Freunde noch Deinem Feinde offenbare Dein Geheimniß je und Deine Thorheit; denn man hört Dir wohl zu und merket drauf und stimmt Dir bei in Deiner Gegenwart, doch spottet Deiner, wenn Du nicht zugegen. Ein anderer Gelehrter sagt: daß Du nur selten Jemand finden wirst, der Dein Geheimniß zu bewahren weiß. Das Buch besagt: Hältst Du in Deinem Herzen den Entschluß, bewahrst Du ihn in einem sichern Kerker; doch theilst Du ihn an Jemand anders mit, so wird er Dich in seiner Schlinge haben. Und deßhalb thut Ihr besser, Euren Rath im Herzen zu verbergen, als Jemanden zu bitten, was Ihr ihm vertraut, geheim zu halten und davon zu schweigen. Denn so sagt Seneka: Kannst Du nicht Deinen eignen Rath bei Dir behalten, wie wagst Du, einen Andern dann zu bitten, daß Dein Geheimniß er bei sich bewahre? Indessen, wenn Du wirklich glaubst, daß Deine Lage durch die Mittheilung an Andere sich günstiger gestalten kann, so solltest Du in dieser Weise reden: Zunächst darfst Du Dir nicht den Anschein geben, ob Krieg, ob Frieden, oder dies und das Dir lieber sei; nein, Deine Absicht darfst Du ihm nicht zeigen. Vertraue darauf, daß im Allgemeinen die Rathgeber auch Schmeichler sind und namentlich die Rätthe großer Herren; denn sie sind stets weit mehr bemüht, in wohlgefäll'gen Worten das zu sagen, was ihrer Herren Neigung meist entspricht, als Worte, welche treu und nützlich sind, und daher sagt man, daß der reiche Mann, der sich nicht selbst zu rathen weiß, nur selten einen guten Rathschlag höre. Sodann zieh' in Betracht, wer Deine Freunde, Deine Feinde sind. Und was die Freunde anbetrifft, bedenke, wer wohl der treuste und klügste sei, der älteste und best' im Rath erprobt. Bei ihnen suche Rath, wie es der Fall erheischt. Ich sage: Zu den treuen Freunden geht zunächst, Euch Rath zu holen. Denn so spricht Salamo: Wie sich das Herz des Wohlgeruches freut, so lieblich ist des treuen Freundes Rath der Seele. Und gleichfalls sagt er: Nichts ist dem treuen Freunde zu vergleichen; denn sicher Gold und Silber haben nicht den Werth, wie eines treuen Freundes guter Wille. Und ferner sagt er: Ein treuer Freund ist eine feste Burg, und wer ihn findet, findet einen Schatz. Dann müßt Ihr darauf sehen, daß Eure treuen Freunde klug und schweigsam sind; denn – sagt das Buch – frag' immer die um Rath, so weise sind. Und aus demselben Grunde sollt Ihr zu Eurem Rathe Freunde rufen, die alt genug und viel erfahren sind und wohl erprobt, um guten Rath zu geben. Denn – wie das Buch sagt – ist alle Weisheit bei den alten Leuten und alle Klugheit in der langen Zeit. Und Tullius sagt: daß große Dinge nicht durch Kraft verrichtet werden, noch durch Geschicklichkeit des Leibes, sondern durch guten Rath, durch Ansehn der Personen und durch Wissen, drei Dinge, welche nicht das Alter schwächt, die sich vielmehr von Tag zu Tag vermehren und verstärken. Dann soll Euch dies zur allgemeinen Richtschnur dienen: Zuerst müßt Ihr in Euren Rath nur wenige vertraute Freunde rufen. Denn Salamo sagt: Viele Freunde nenne Dein; doch unter tausenden erwähle einen zum Berather. Denn wenn Du anfangs Deine Absicht auch nur wenigen vertraust, kannst Du doch später, wenn es nöthig ist, sie manchen andern Leuten noch erzählen. Doch siehe stets darauf, daß Deine Rathgeber die drei Bedingungen erfüllen, welche ich erwähnt, das heißt, daß weise sie und treu und voll Erfahrung sind. Und handle nicht in jeder Noth nach einem Rath allein; denn oftmals ist es nützlich, daß Viele Dich berathen. Denn Salamo besagt: Wo viele Rathgeber sind, da ist das Heil. Nun, da ich Euch gesagt, bei welchen Leuten Ihr Euch Rath erholen sollt, will ich Euch lehren, welcher Rath zu meiden ist. Zunächst müßt Ihr den Rath der Thoren fliehn. Denn Salamo sagt: Nimm keinen Rath von einem Thoren an; denn er rätth Dir nach eigener Lust und Neigung. Das Buch besagt: des Thoren Eigenschaft ist diese: Er denkt von einem Jeden alles Schlimme

und alles Gute denkt er von sich selbst. So sollst Du auch den Rath von Schmeichlern fliehen, die sich mehr Mühe nehmen, Dein eignes Ich zu preisen, als Dir der Dinge Wahrheit kund zu thun. Deßhalb sagt Tullius: die größte Pest der Freundschaft ist die Schmeichelei. Und daher thut es Noth, daß mehr als irgend wen Du Schmeichler meidest. Das Buch sagt: flüchte und fliehe eher vor süßen Worten schmeichlerischer Preiser, als vor den bitteren Worten Deines Freundes, der Dir die Wahrheit sagt. Salamo spricht: Des Schmeichlers Worte sind der Unschuld Schlinge; und ferner noch: Wer seinem Freunde süße Schmeichelworte giebt, der legt ein Fangnetz ihm vor seine Füße. Und daher sagt auch Tullius: Leih' nicht Dein Ohr den Leuten, die Dir schmeicheln und laß durch ihre Worte Dich nicht leiten. Und Cato sagt: Sieh Dich wohl vor und fliehe süße und gefäll'ge Redensarten und meide Deiner alten Feinde Rath, selbst wenn Du Dich mit ihnen ausgesöhnt hast. Das Buch sagt: Niemand kehrt mit Sicherheit in seines alten Feindes Gunst zurück. Und Aesop spricht: Vertraue nicht dem Manne, mit welchem Du in Krieg und Feindschaft lebstest, und sage ihm von Deiner Absicht nichts. Und Seneka sagt uns den Grund, warum: Dort, wo ein großes Feuer lang gewährt – so spricht er – bleibt etwas Dunst und Hitze stets zurück. Und deßhalb räth uns Salamo: Auf Deinen alten Feind vertraue nimmermehr. Denn sicherlich, selbst dann, wenn sich Dein alter Feind mit Dir versöhnt hat und Dir die demuthsvollste Miene zeigt und selbst vor Dir sein Haupt beugt, trau' ihm nimmer.

Denn solchen Schein der Demuth nimmt er zu sei nem eignen Nutzen an, nicht weil er Liebe für Dich hegt; nur weil er glaubt durch solchen Schein der Haltung den Sieg davon zu tragen, welchen über Dich in Kampf und Streit er nicht gewinnen konnte. Petrus Alphonsus sagt: Schließ keinen Bund mit Deinen alten Feinden, denn Freundlichkeit, die ihnen Du erweist, verkehren sie in Bosheit. Und ebenso mußt Du den Rath von Denen meiden, die Deine Diener sind und große Ehrerbietung Dir erzeugen, die sie vielleicht aus Furcht nur heucheln, nicht aus Liebe hegen. Und daher spricht ein Philosoph: Niemand ist dem vollkommen treu ergeben, vor dem er sich in hohem Maße fürchtet. Und Tullius sagt: Kein Kaiser hat so große Macht, daß er bestehen kann, wenn nicht sein Volk mehr Liebe zu ihm hat, als Furcht. Den Rath Betrunkener mußt Du gleichfalls meiden, denn kein Geheimniß können sie verbergen. Salamo sagt: Kein Schweigen ist, wo Trunkenheit regiert. Auch hege stets Verdacht bei Rathschlägen von solchen Leuten, die im Geheimen Dir zu einer Sache und öffentlich zum Gegentheile rathen. Denn Cassiodorus sagt: Die Art, den Feind zu hindern, sei höchst schlaue, wenn heimlich man das Gegentheil bezwecke von dem, was öffentlich zu thun man scheine. Du sollst ingleichen Argwohn hegen bei den Rathschlägen der Bösen, denn ihr Rath ist immer voll Betrug. Und David sagt: Gesegnet ist der Mann, der nicht dem Rathe böser Leute folgt. Auch sollst den Rath von jungem Volk Du meiden, dieweil – wie Salamo uns sagt – ihr Rath nicht reif ist. Nun Herr! da ich gezeigt Euch habe, von welchen Leuten Ihr nicht Rath sollt holen und welcher Leute Rath Ihr fliehen sollt, will ich Euch weisen, wie Ihr nach der Lehre des Tullius Euren Rath prüfen sollt. Was Eure Rathgeber betrifft, so müßt Ihr manche Dinge in Erwägung ziehn. Zu allererst müßt Du erwägen, daß in der Sache, so Du vorhast und für welche Du Rath Dir holen willst, Du nur die reine Wahrheit sprichst und aufrethältst. Das heißt: erzähle treulich Deine Angelegenheit, denn, wer falsch redet, kann in einer Sache, in der er lügt, nicht wohl berathen werden.

Und darnach müßt die Dinge Du bedenken, die Deinem Zweck entsprechen; wie weit Du handeln willst nach Deiner Freunde Rath und inwiefern es der Vernunft gemäß und Deine Macht dazu genügend ist und ob der größte und der bess're Theil von Deinen Räthen Dir in der Sache beistimmt oder nicht? Und dann bedenke, was dem Rathe folgt, ob etwa Friede, Krieg, Haß, Gnade, Nutzen oder Schaden und was noch sonst, und unter allen wähle Dir das Beste und laß das Andere ruhn. Sodann bedenke, worin der Grund der Sache liegt, die Du berathen hast, und welche Frucht daraus entspringen mag und reifen? Und auch den Grund der Sache müßt Du untersuchen. Und hast Du den Beschluß geprüft, wie ich gesagt, und welche Seite besser und mehr nützlich sei, und

hast durch kluge, alte Leute es erprobt, dann bedenke, ob Du es auch vollführen und zum guten Ende bringen kannst? Denn gute Gründe giebt es, daß man nichts unternehmen soll, was man nicht auch vollbringen kann, wie sich's gebührt; nein, keine Last darf Jemand auf sich nehmen, die er zu tragen nicht im Stande ist. Denn – wie das Sprüchwort sagt: Wer allzuviel umfaßt, bringt wenig heim. Und Cato sagt: Versuche nur zu thun, wozu die Kraft Du hast, damit die Last nicht allsosehr Dich drücke, daß Du die Sache liegen lassen mußt, die Du begonnen. Und bist Du zweifelhaft, ob Du ein Ding vollführen kannst, ob nicht, dann laß es lieber, als es anzufangen. Und Petrus Alfonso sagt: Hast Du die Macht, ein Ding zu thun, das Dich gereuen kann, so ist es besser: nein als ja. Das heißt: weit besser ist, die Zunge still zu halten, als zu sprechen. Denn, wenn Dich bess're Gründe überzeugen, daß ein Werk, das Du die Macht zu thun hast, Dich späterhin gereuen werde, so laß es liegen und beginn' es nicht. Recht haben die, so Jedermann verbieten, eine Sache zu unternehmen, wenn es in Zweifel steht, ob ausführbar dieselbe ist, ob nicht. Und wenn Ihr Euren Rath alsdann geprüft habt, wie ich vorhin gezeigt, und wohl wißt, daß Ihr im Stande seid, das Unternehmen durchzuführen, dann nehmt es ernstlich, bis das Ziel erreicht ist.

Nun ist es Grund und Zeit, daß ich Euch zeige, wann und weßwegen Ihr ohne Tadel Euern Entschluß verändern könnt. Gewiß, man darf die Absicht und den Rath dann ändern, sobald der Grund dazu hinwegfällt und sobald ein neuer Grund dafür sich weist. Denn das Gesetz besagt: Für Sachen, welche neu entstanden sind, geziemt sich neuer Rath. Es sagt auch Seneka: Wenn Dein Entschluß zu Deiner Feinde Ohren kommt, so ändre Deinen Rath. Und Deine Ansicht magst Du dann auch wechseln, wenn Du gefunden hast, daß – sei's durch Irrthum oder andre Gründe – Schaden und Harm Dir daraus kommen kann. Auch in dem Falle, daß Dein Beschluß und seine Gründe nicht ehrenwerther Art sind, ändre Deinen Rath; denn die Gesetze sagen: Im Fall ein Vorhaben ehrlos, desgleichen unausführbar sei, daß es gehalten und vollbracht nicht könne werden, so habe es auch keinen Werth. Und dies nimm für die allgemeine Regel: Jeder Beschluß, der also stark befestigt worden ist, daß er aus keinem Grund – was auch geschehen möge; – sich wieder ändern läßt, solch ein Beschluß – ich sage es – ist schlecht.«

Als dieser Melibeus nun die Lehren von seiner Frau Prudentia vernommen hatte, gab er in dieser Weise Antwort: »Frau!« – hub er an – »Ihr habt mich bis zu dieser Zeit im Allgemeinen wohl und passend unterrichtet, wie bei der Wahl und bei dem Ausschluß meiner Rätthe ich handeln soll; nun aber möcht' ich gern, daß Ihr geneigtet, mir insbesondere noch zu sagen, was Euch bedünkt und was Ihr von den Rätthen haltet, die wir in unsrer gegenwärt'gen Lage wählten«. »Mein Herr!« – sprach sie – »ich bitte Euch in aller Demuth, daß Ihr nicht hartnäckig Euch gegen meine Gründe auflehnt und Euch nicht mißvergnügt im Herzen macht, selbst wenn ich sagte, was Euch nicht gefiele. Gott weiß, nach meiner Absicht sprech' ich nur zu Eurem Besten, zu Eurer Ehre, Eurem Nutzen und daher hoffe ich auch fest, daß Eure Güte in Geduld es aufzunehmen wissen werde. Und darin traut mir« – sprach sie – »daß in diesem Falle Ihr den gepflognen Rath nicht eigentlich Berathung nennen könnt, vielmehr nur einen Vorschlag und Beschluß der Thorheit, wobei in mancher Weise Ihr geirrt habt. Zunächst und fernerhin habt Ihr geirrt in der Berufung Eurer Rathgeber, da Ihr zuerst nur wenig Leute zu Eurer Berathung hättet wählen sollen, um späterhin, im Fall es nöthig war, an mehrere die Sache kund zu thun. Doch sicher ist, Ihr rief in Euren Rath urplötzlich eine Menge Volks, sehr lästig und verdrießlich anzuhören. Daher habt Ihr geirrt; denn da, wo Ihr zu Eurem Rath nur Eure treuen, alten, weisen Freunde laden solltet, habt Ihr fremdes, junges Volk herbeigerufen, nebst falschen Schmeichlern, ausgesöhnten Feinden und Leuten, die Euch Ehrfurcht zollen, doch nicht lieben. Und auch darin habt Ihr geirrt, daß Ihr zu der Berathung Zorn, Neid und Uebereilung mitgebracht habt, die alle dreie einem nützlichen und ehrenhaften Rath zuwiderlaufen, und weder Ihr noch Eure Rätthe habt, wie Ihr solltet, diese dreie ausgerottet und zerstört. Und dann habt Ihr geirrt, daß Euren

Räthen Ihr Eure Lust und Neigung offenbart habt, gleich Krieg zu führen und Euch gleich zu rächen; und da aus Euren Worten sie erspäht, auf welche Seite ihr Euch neigtet, so riethen sie Euch mehr nach Eurer Neigung und weniger zu Eurem Nutzen. Ihr irrtet auch, dieweil es scheint, daß Euch genügend war, Euch nur von diesen Räthen Rath zu holen und das mit wenig Vorsicht; wogegen in so ernster, schwerer Frage wohl mehre Rathgeber und weitre Ueberlegung nöthig waren, um Euer Unternehmen auszuführen.

Ihr irrtet auch, denn Ihr habt Euren Rath nicht in der Art und in der vorbesagten Weise geprüft, wie es für diese Sache sich gebührt. Ihr irrtet auch, dieweil Ihr zwischen Euren Räthen nicht einen Unterschied gemacht habt; das heißt: nicht zwischen treuen Freunden und Euren Räthen voll Verstellungskunst. Ihr kanntet nicht die Meinung Eurer treuen Freunde, welche alt und weise sind; in einen Mischmasch warft Ihr alle Worte und schenktet Euer Herz der Mehrzahl und der stärkeren Partei, und stimmte dieser zu. Und sintemal Ihr wißt, daß man beständig eine größere Zahl von Thoren als von Weisen findet und daß man bei Berathungen mit Schaaren und mit Massen Volks weit eher auf die Zahl als auf die Weisheit der Personen achtet, so seht Ihr wohl, daß stets die Thoren in solchen Rathversammlungen die Oberhand behalten.«

Und Melibeus antwortete und sprach: »Wohl will ich eingestehn, daß ich geirrt. Doch da Du vorhin mir erzählt hast, daß der nicht tadelnswerth ist, welcher den Entschluß aus guten Gründen in gewissen Fällen wechselt, bin ich bereit, nach Deinem Rathe auch meinen abzuändern. Das Sprüchwort sagt: zu sündigen ist menschlich; doch lange in der Sünde zu beharren, ist wohl ein Werk des Teufels sicherlich.«

Auf dieses Wort entgegnete die Frau Prudentia und sprach: »Nun untersucht Euren Rath genau, und laßt uns sehn, wer am vernünftigsten gesprochen hat und wer die beste Lehre uns gegeben? Und insoweit die Prüfung nöthig ist, laßt mit den Aerzten und Doctoren uns beginnen, die in der Angelegenheit zuerst gesprochen haben. Ich sage, daß die Aerzte und Doctoren Euch so verständig Rath ertheilten, wie sie sollten; auch haben sie in ihrer Rede weislich gesagt, daß es zu ihrem Berufe gehöre, Jedem Ehre und Nutzen zu schaffen, Niemanden zu kränken und nach ihrer Kunst sich zu befleißigen, diejenigen zu heilen, so in ihrer Obhut stehn. Und, Herr, wie sie Dir weislich und verständig Antwort gaben, so sage ich nicht minder, daß sie auch hoch und königlich für ihre edle Rede belohnt werden sollten, auch aus dem Grunde, daß sie um so mehr Aufmerksamkeit und Thätigkeit zur Heilung Eurer lieben Tochter aufwenden mögen. Denn obschon sie Eure Freunde sind, solltet Ihr es nicht leiden, daß sie Euch umsonst dienen, sondern Ihr solltet sie um so mehr belohnen und ihnen Eure Großmuth zeigen. Und was die Meinung anbelangt, die von den Aerzten in diesem Fall geäußert wurde; nämlich, daß man in Krankheitsfällen den Gegensatz durch Gegensatz verbannt, so möchte ich gern wissen, wie Ihr den Text versteht und was Ihr von ihm denkt.«

»Nun,« - sagte Melibeus - »ich habe es in dieser Art verstanden, daß grade wie sie mir ein Leides zugefügt, ich sie mit einem andern treffen sollte, und wie sie sich an mir gerächt und mich beleidigt haben, so soll auch ich mich rächen und ihnen Schaden thun; dann heile ich ein Leiden durch das andre.«

»Schau! Schau!« - rief Frau Prudentia - »wie leicht ist Jedermann bereit, nach eigener Lust und Neigung zu verfahren.

Gewiß in dieser Art darf nicht der Aerzte Wort verstanden werden. Denn Schlechtigkeit ist nicht der Gegensatz von Schlechtigkeit, Gewalt nicht von Gewalt und Unrecht nicht von Unrecht; sie sind vielmehr nur Aehnlichkeiten; deßhalb wird eine Gewaltthat nicht durch eine andere verbannt, ein Unrecht durch ein zweites Unrecht nicht, denn jedes dieses verschlimmert und vermehrt das andere nur. Nein, sicherlich, der Aerzte Wort muß dieser Art verstanden werden: das Gute und das Ueble sind zwei Gegensätze, der Krieg und Frieden sind es, Rache ist's und Dulden, Eintracht und Zwietracht, sowie vieles Andre. Und diesen stimmt St. Paulus, der Apostel, an manchen Stellen bei. Er sagt: Vergeltet Böses nicht mit Bösem und Fluch mit Fluch; sondern überwindet das Böse durch das Gute und segnet die, so Euch verfolgen. Und an vielen andern Stellen räth er

zum Frieden und zur Eintracht. Doch nun will ich zu Euch vom Rathschlag sprechen, der durch den Advokaten Euch gegeben ward und von den weisen und den alten Leuten, die alle übereingestimmt in dem, was Ihr zuvor gehört, daß nämlich Ihr vor allen Dingen Euch befeiß'gen solltet, Euch selbst zu schützen und Euer Haus in guten Stand zu setzen, und welche sagten, daß Ihr in diesem Falle mit Vorbedacht und reifer Ueberlegung zu Werke gehen müßtet. Und Herr, was nun den ersten Punkt betrifft, auf welche Art Ihr Euere Person zu schützen habt, so müßt Ihr klar begreifen, daß, wer Krieg führt, auch desto mehr vor allen Dingen andächtig und in Demuth beten sollte, daß Jesus Christ in seiner Gnade ihm solchen Schutz verleihe, und ihm der höchste Helfer sei in seiner Noth. Denn, sicherlich, in dieser Welt ist Niemand, der wohlberathen wäre ohne den Beistand unseres Herren, Jesu Christ. Mit dieser Meinung stimmt David, der Prophet, auch überein, indem er sagt: wenn Gott die Stadt nicht schützt, so wachet der Wächter umsonst. Nun, Herr, darauf sollt ihr den Schutz Euerer Person, Eueren treuen Freunden anvertrauen, die als erprobt erkannt sind, und von ihnen sollt Ihr Beistand begehren, um Euere Person zu schützen. Denn Cato sagt: Bedarfst Du Hülfe in der Noth, frag' Deinen Freund, denn es giebt keinen bessern Arzt, als einen treuen Freund. Und dann müßt Ihr Euch fern von fremden Leuten und von Lügneren halten, deren Gemeinschaft Euch verdächtig scheinen sollte. Denn Petrus Alphonsus sagt: Geh' niemals eines Weges mit dem fremden Mann, wenn Du ihn nicht geraume Zeit gekannt hast; und fällst durch Zufall ohne Deinen Willen Du mit ihm in Gesellschaft, so forsche schlau, wie Du vermagst, durch Unterhaltung sein früheres Leben aus und halte Deinen Weg vor ihm geheim, indem Du sprichst: Du wollest dahin gehen, wohin Du nicht willst; und hält er einen Speer, so gehe ihm zur Rechten, und führet er ein Schwert, so geh' zur linken Seite.

Und fernerhin müßt Ihr Euch vorsorglich vor allem solchen Volke hüten, von dem ich vorhin sprach, und sie und ihren Rathschlag meiden. Und außerdem betragt Euch in der Art, daß Ihr aus Ueberschätzung Eurer eignen Kraft die Gegner nicht verachtet und ihre Macht nicht zu gering veranschlagt und nicht den Schutz der eigenen Person aus Uebermuth versäumt; denn jeder Weise fürchtet seinen Feind. Salamo sagt: Wohl dem, der sich vor allem fürchtet; denn wahrlich, wer durch seines Herzens Hartnäckigkeit und seinen Steifsinn zu große Anmaßung besitzt, dem wird es übel gehen. Dann müßt Ihr ferner allen Hinterhalten und aller Auskundschafterei zuvorzukommen suchen. Denn Seneka sagt: daß der weise Mann, welcher Unheil kommen sieht, das Unheil vermeide, und in Gefahr komme nicht der, so die Gefahr zu fliehen wisse. Und ob es Dir gleich scheint, daß Du an einem sichern Platze seist, so sollst Du dennoch stets Dein Bestes thun, Dich selbst zu schützen, das heißt: versäume nicht, für Deine Sicherheit zu sorgen, nicht nur bei Deinem größten Feinde, nein, bei dem kleinsten auch. Ovid besagt: Das kleine Wiesel tödtet den großen Bullen und den wilden Hirsch. Und das Buch sagt: Ein kleiner Dorn sticht selbst den König und selbst ein Hündchen packt das wilde Schwein. Indessen sag' ich nicht, Du sollst so feige sein, und ungegründete Besorgniß hegen. Das Buch sagt: daß Manche die Betrüger selbst belehren aus übergroßer Angst, daß sie betrogen werden könnten. Doch sieh' Dich vor, nicht vergiftet zu werden, und meide deßhalb die Gemeinschaft der Spötter, denn – sagt das Buch – zieh' mit den Spöttern nicht desselben Weges und meide ihre Worte wie das Gift.

Was nun den zweiten Punkt betrifft, daß Eure weisen Rätthe Euch ermahnten, das Haus mit ganzem Fleiße auszurüsten, so möchte ich gern wissen, wie diese Worte Ihr verstanden habt und was Euch von denselben dünkt?«

Melibeus sprach und gab zur Antwort: »Gewiß, in dieser Art verstand ich es, daß ich mein Haus mit Thürmen versehen sollte, wie sie Schlösser und derartige Gebäude haben, und auch mit Waffen und Geschütz, durch welche ich mich selber und mein Haus so schützen und vertheid'gen kann, daß sich die Feinde fürchten sollten ihm zu nah.«

Hierauf entgegnete sogleich Prudentia: »Die Ausrüstung von hohen Thürmen und von hohen Bauten erfordert große Kosten und viel Arbeit; und wenn Ihr sie vollendet habt, so sind sie keinen Strohalm werth, falls sie nicht auch von treuen, alten, weisen Freunden vertheidigt werden. Und lerne zu verstehen, daß die größte und stärkste Besatzung, die ein weiser Mann sich halten kann, um sich und seine Habe zu beschützen, darin besteht, daß er beliebt bei seinen Unterthanen und seinen Nachbarn ist. Denn Tullius sagt: es gäbe keine Garnison, welche man nicht besiegen und vernichten könne, und Herr sei, wer der Bürger und des Volkes Liebe habe.

Nun, Herr, zum dritten Punkt! Als Eure alten, weisen Rätthe sagten, daß Ihr nicht rasch und übereilt in dieser Sache verfahren solltet, dagegen Euch mit großem Fleiß und großer Ueberlegung wohl rüsten und versorgen, da sprachen sie – so dünkt mich – durchaus wahr und äußerst weise. Denn Tullius sagt: Zu jeder Sache, eh' Du sie beginnst, bereite Dich mit großem Fleiße vor.

Drum rathe ich und sage Dir: im Rache nehmen, wie in Krieg und Schlacht und in der Zurüstung bereite Dich wohl vor, eh' Du beginnst, und thue es mit großer Ueberlegung. Denn Tullius sagt: Bei langer Vorbereitung auf die Schlacht erfolgt der Sieg in Kürze. Und Cassiodorus sagt: Je länger die Besatzung in Bereitschaft steht, je stärker ist sie.

Nun laßt uns von dem Rathschlage sprechen, den Eure Nachbarn gaben, die Euch zwar Ehrfurcht zollen, doch nicht lieben, und Eure alten Feinde, die sich ausgesöhnt, die Schmeichler, die Euch öffentlich zu diesem und insgeheim zum Gegentheile rathen, und auch das junge Volk, das Euch anrieth, Euch zu rächen und Krieg im Augenblicke zu beginnen. Gewiß, mein Herr, wie ich zuvor gesagt, Ihr habt Euch sehr geirrt, in solcher Weise derartig Volk in Euren Rath zu rufen, da diese Rathgeber durch die zuvor erwähnten Gründe genügsam schon getadelt sind. Doch nunmehr laßt uns darauf näher eingehn.

Zunächst müßt Ihr der Lehre des Tullius folgen. Es thut gewiß nicht Noth, der Wahrheit dieser Sache oder dem Grunde der Berathung näher nachzuforschen, denn wohl bekannt ist, wer sie waren, so Euch die Unbill und die Bosheit zugefügt, wie hoch die Zahl der Uebelthäter war, und wie sie alles Unrecht und alle Schlechtigkeit vollbracht. Ihr müßt nunmehr die andere Bewandtniß prüfen, von welcher eben dieser Tullius das folgende hinzufügt. Denn Tullius macht es klar, was unter ›*Consentaneum*‹ zu verstehen sei; das heißt: wer sie und was sie und wieviel sie waren, die Deinem Rath in Deinem Eigensinn, Dich ungesäumt zu rächen, beigestimmt. Und laßt uns auch betrachten, wer sie und was sie und wieviel sie waren, die Euren Widersachern zugestimmt. Was nun den ersten Punkt betrifft, so ist es wohl bekannt, welch eine Sorte Volk es war, die Deinem Eigensinne beigestimmt. Denn, wahrlich, alle, die zu raschem Krieg Euch riethen, sind nicht Eure Freunde. Laßt uns nun erwägen, wer sie sind, die Ihr als Freunde Eurer Person so hoch geschätzt habt. Denn mögt Ihr noch so mächtig und so reich sein, so steht Ihr doch allein. Gewiß, Ihr habt kein andres Kind als Eure Tochter, Ihr habt nicht Brüder, Vettern, andre nahe Anverwandte, um derenwillen Eure Feinde aus Furcht es unterlassen sollten, mit Euch zu streiten und Euch zu vernichten. Auch wißt Ihr, das Ihr Euren Reichthum unter manche Genossen zu vertheilen habt und daß, wenn Jeder erst sein Theil erhalten hat, sie sich nur wenig darum kümmern werden, Euren Tod zu rächen. Doch Deiner Feinde Zahl ist drei, und sie besitzen viele Brüder, Kinder, Vettern und andre nahe Sippe; und hättest Du von ihnen selbst auch zwei bis drei erschlagen, so bleiben doch genug, um ihren Tod zu rächen und Dich zu tödten. Und sollte Euere Verwandtschaft auch weit zuverlässiger und sicherer sein, als die von Euren Gegnern, so ist sie doch nur weitläufig mit Dir verwandt; sie ist entfernte Sippe, während die Angehörigen von Deinen Feinden zu ihrer nahen Sippe zählen. Und wahrlich in der Beziehung ist ihre Lage besser als die Eure. Dann laßt uns auch betrachten, ob der Rath von denen, so Euch zu rascher Rache riethen, wohl der Vernunft entspricht? Nun, wie Ihr wißt, das thut er sicher nicht; denn nach Vernunft und Recht darf Keiner selbst an Jemand Rache nehmen, sondern nur der Richter, unter dessen Gerichtsherrschaft es

steht, und der ermächtigt ist, Vergeltung bald schnell, bald langsam auszuüben, je wie es das Gesetz verlangt. Und überher mußt Du bei diesem Worte, das Tullius ›*Consentaneum*‹ nennt, noch erwägen, ob Deine Kraft und Macht ausreichend und genügend seien zu Deinem Eigensinn und dem von Deinen Räthen. Und hier, wahrhaftig, kannst Du wieder sagen: Nein! Denn es gebührt sich wohl mit Recht zu sagen, daß wir nur das vollführen sollten, was uns mit Recht zu thun erlaubt ist; und daher dürfen wir aus eigener Machtvollkommenheit auch rechtlich niemals Rache nehmen. Drum müßt Ihr einsehn, daß Eure Macht für Euren Eigensinn nicht hinreicht, noch sich mit ihm verträgt.

Nun lasset uns den dritten Punkt noch prüfen, den Tullius ›*Consequens*‹ benennt. Du mußt verstehen, daß die Rache, welche Du zu nehmen beabsichtigst, die Consequenz hat, daß weitre Rache daraus folgt, sowie Gefahr und Streit und mancherlei von Schäden sonder Zahl, die wir für jetzt nicht übersehen können.

Und was den vierten Punkt betrifft, den Tullius ›*quid gignatur*‹ nennt, mußt Du betrachten, daß dieses Unrecht, welches man Dir zugefügt, durch den Haß Deiner Feinde erzeugt worden ist, und daß die Rache dafür wiederum andere Rache erzeugt und viele Sorgen und Verschwendung reichen Gutes, wie ich zuvor gesagt. Nun, Herr, in Anbetracht des Punktes, den Tullius ›*causa*‹ nennt und der der letzte Punkt ist, mußt Du verstehen, daß dieses Unrecht, welches Du empfindest, verschiedene Gründe hat, welche die Gelehrten *oriens* und *efficiens* nennen und *causa longinqua* und *causa propinqua*; das heißt: der ferne und der nahe Grund. Der ferne Grund ist der allmächt'ge Gott, da Er der Grund von allen Dingen ist. Der nahe Grund sind Deine drei Feinde. Der zufällige Grund war Haß, der wesentliche Grund sind die fünf Wunden Deiner Tochter, und der formale Grund die Weise ihres Handelns, sofern sie Leitern nahmen und in Deine Fenster stiegen. Und der finale Grund war die Ermordung Deiner Tochter, obschon nicht alles ausgeführt ward, was in der Absicht lag. Indeß vom fernen Grund zu sagen, zu welchem Ende sie dies führen wird und was aus ihnen in diesem Falle schließlich werden mag, das bin ich nur zu rathen und vorauszusetzen fähig. Doch wohl darf ich vermuthen, daß sie zu einem schlimmen Ende kommen werden, denn das Buch der Verordnungen sagt: Selten und mit großer Mühe werden Sachen zu einem guten Ende gebracht, welche schlecht begonnen wurden. Nun, Herr, wenn man mich fragen wollte, warum Gott es zugelassen hat, daß Euch Menschen solche Schlechtigkeit zugefügt haben, so kann ich keine Antwort darauf geben, weil mir die Wahrheit darüber unbekannt ist. Denn der Apostel sagt: Von großer Tiefe ist die Weisheit und Erkenntniß unseres Herrn, des allmächtigen Gottes; unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege. Indessen durch verschiedene Erwägungen und Schlüsse halte ich daran fest und glaube, daß Gott, der voller Gerechtigkeit und Weisheit ist, dieses Ereigniß aus gerechten und vernünftigen Gründen zugelassen habe.

Deine Name ist Melibeus; das heißt: ein Mann, der Honig trinkt. Du hast so vielen Honig der süßen, zeitlichen Reichthümer und der Freuden und Ehren dieser Welt getrunken, daß Du berauscht bist, und Jesus Christ, Deinen Schöpfer, vergessen hast. Du hast ihm nicht die Achtung und Ehrerbietung erwiesen, die Du ihm schuldest; noch hast Du das Wort Ovids beachtet, welcher sagt: Unter dem Honig Deiner leiblichen Güter ist das Gift verborgen, welches die Seele tödtet. Und Salamo sagt: Findest Du Honig, so iß sein genug; denn issest Du im Uebermaß, so wirst Du ihn ausspeien und dürftig und arm sein. Und vielleicht verachtet Dich Christ und hat sein Antlitz und seine Ohren der Barmherzigkeit von Dir abgewendet und hat zugegeben, daß Du in dieser Weise für dasjenige gestraft werdest, worin Du gesündigt hast. Du hast gesündigt gegen unsern Herrn, Jesus Christus; denn sicherlich hast Du erlaubt den drei Feinden der Menschheit, das heißt: dem Fleische der Welt und dem Teufel in Dein Herz einzusteigen durch die Fenster Deines Körpers und hast Dich nicht hinreichend vertheidigt gegen ihre Angriffe und Versuchungen, so daß sie Deine Seele an fünf Stellen verwundet haben; das heißt: die Todsünden sind durch die fünf Sinne in Dein Herz eingestiegen; und in gleicher

Weise hat unser Herr, Jesus Christus, es gewollt und zugegeben, daß Deine drei Feinde durch die Fenster Deines Hauses eingestiegen sind und Deine Tochter in der bereits erwähnten Art verwundet haben.«

»Gewiß,« – sprach Melibeus – »ich sehe wohl, daß Ihr Euch große Mühe gebt, in dieser Art mich zu bereden, daß ich mich nicht an meinen Feinden rächen soll, indem Ihr hin auf die Gefahren und die Uebel weist, die aus der Rache kommen können. Doch wer bei jeder Rache alle Uebel und Gefahren bedenken will, so aus dem Rachenehmen kommen können, der würde niemals Rache nehmen, und dieses wäre schlimm. Denn durch Vergeltung werden die bösen Menschen von den guten abgesondert; und die, so bösen Willen hegen, bezähmen ihre böse Absicht, wenn sie die Strafe und die Züchtigung von Uebelthätern sehen.«

Hierauf erwiderte Prudentia: »Ich stimme Euch gewißlich bei, daß durch Vergeltung viel Uebel und viel Gutes kommen mag. Jedoch Vergeltung steht nicht Jedem zu, vielmehr allein den Richtern, sowie denen, an die Gewalt verliehen gegen Missethäter ist; und überdies behaupte ich, daß gradeso wie einer sich versündigt, der Rache gegen einen Andern nimmt, nicht minder auch der Richter sündigt, wenn er nicht die straft, welche es verdienen. Denn dies sagt Seneca: Das ist ein guter Meister, der die Widerspenstigen straft! Und Cassiodorus sagt: Ein Mensch hütet sich vor Ausschreitungen, wenn er weiß, daß solche den Richtern mißfallen und den Fürsten. Ein Anderer sagt: Der Richter, welcher Furcht hegt Recht zu sprechen, macht die Leute widerspenstig. Und der Apostel Paulus sagt in seinem Briefe, den er an die Römer schrieb: Die Obrigkeit trägt nicht den Speer umsonst, sondern um die zu strafen, welche Böses thun, und um die guten Menschen zu beschützen. Wenn Ihr an Euren Feinden Rache nehmen wollt, müßt Ihr Euch an den Richter wenden der über sie Gewalt besitzt, und er wird sie bestrafen, so wie es das Gesetz verlangt und fordert.«

»Ach!« – sagte Melibeus – »solche Rache gefällt mir nicht, Da ich mich jetzt entsinne und bedenke, wie mich das Glück von Kindheit an gehegt und mir in mancher Fährlichkeit geholfen hat, so will ich es erproben und, wie ich denke, wird es mit Gottes Hülfe mir zur Seite stehn, um meine Schmach zu rächen.« Prudentia sprach: »Fürwahr, wollt Ihr nach meinem Rath zu Werke gehn, so sollt Ihr keineswegs das Glück versuchen, nein, Ihr dürft nicht dem Glücke trauen, noch vor ihm Euch beugen, denn nach den Worten Senekas gelangen Dinge, die thöricht und in Hoffnung auf das Glück begonnen sind, zu keinem guten Ende. Und eben dieser Seneka besagt: Je heller und je glänzender das Glück ist, um desto eher und desto rascher bricht es. Vertrauet nicht darauf; es ist nicht treu noch standfest; denn meist Du seiner Hülfe sicher und gewiß zu sein, so wird es Dich verlassen und betrügen. Und wenn Ihr sagt, daß Euch das Glück von Kindheit an gehegt hat, so sage ich, daß dieserhalb Ihr umsomehr ihm sowie seinem Witz nicht trauen solltet. Denn es sagt Seneka: Der Mann, der durch das Glück verhätschelt ist, macht sich zu einem großen Thoren. Nun, da Ihr Euch zu rächen wünschet und verlangt, und Rache, welche durch den Richter ausgeübt wird, Euch mißfällt, und solche Rache, die in der Hoffnung auf das Glück genommen wird, gefährlich ist und ungewiß, so bleibt Euch kein andres Mittel, als Eure Zuflucht bei dem höchsten Richter zu nehmen, der alle Schlechtigkeit und Bosheit rächt. Er wird Euch rächen, wie er selbst bezeugt, indem er spricht: Mir laßt die Rache, ich will sie vollziehen!«

Zur Antwort gab ihr Melibeus: »Wenn ich die Schlechtigkeit nicht räche, die mir von Menschen angethan ist, so lade ich dadurch die Leute ein, die Unrecht mir gethan, und fordre dadurch auch die andern auf, mir wieder etwas Böses zuzufügen. Denn geschrieben steht: Wenn Du für alles Unrecht keine Rache nimmst, so ladest Du die Gegner ein, Dir eine neue Bosheit zuzufügen; und wenn ich ruhig es ertrüge, so würde man mir soviel Böses thun, daß ich es weder tragen noch ertragen könnte, und würde tief erniedrigt sein und so gehalten werden. Denn Manche sagen: Wer viel erträgt, dem wird so Manches überkommen, daß er es schließlich nicht mehr tragen kann.«

Prudentia sprach: »Fürwahr, ich räume ein, daß übermäß'ge Duldung zwar nicht gut ist, indessen daraus folget nicht, daß Jedermann, dem Böses zugefügt ist, die Rache auf sich selber nehmen sollte, denn sie gehört und sie gebührt allein den Richtern, die Ungerechtigkeit und Kränkung strafen sollen, und daher sind die beiden Schriftbelege, die Ihr zuvor erwähnt habt, in Hinsicht auf die Richter nur verstanden; denn wenn sie gegen Schlechtigkeit und Unrecht sich übermäßig duldsam zeigen, so fordern sie nicht nur die Leute auf, ein neues Unrecht zu begehen, nein, sie befehlen ihnen solches an; wie auch ein weiser Mann sagt, daß der Richter, wenn er die Sünder nicht bestraft, den Leuten anbefiehlt und heißt, zu sündigen. Und die Richter und die Obrigkeiten könnten in ihrem Lande soviel von den Widerspenstigen und Uebelthätern zu leiden haben, daß diese durch solche Duldung im Laufe der Zeit an Stärke und Macht so wachsen würden, daß sie im Stande wären, die Richter und die Obrigkeit von ihren Stellen zu verdrängen und sich zuletzt von ihrer Oberherrschaft loszusagen. Doch setzen wir den Fall, daß es Euch freigestellt sei, Euch zu rächen, so sage ich, daß Ihr nicht Kraft und Macht genug besitzt, es jetzt zu thun. Denn zieht Ihr in Vergleichung Eurer Gegner Macht, so werdet Ihr in mancher Hinsicht finden, daß ihre Lage, wie ich Euch zuvor gezeigt, weit besser als die Eure ist; und daher sage ich, daß es für Euch jetzt gut sei, zu ertragen und in Geduld zu warten. Ihr wißt auch ferner, daß ein allgemeiner Spruch besagt: daß es Tollkühnheit sei für einen Mann, mit Mächtigen und Stärkeren zu kämpfen, und gegen einen Mann von gleicher Macht zu streiten, und das will sagen, der an Stärke gleich ist, sei gefährlich; und mit dem Schwächeren zu streiten, das sei Thorheit; weßhalb ein Mann den Streit vermeiden soll, soviel er kann. Denn Salamo sagt: Dem Mann gereicht zur großen Ehre, wenn er von Lärm und Streit sich freihält. Und kommt es vor, daß Dich ein Mann beleidigt hat, der mächt'ger ist, als Du bist, so bemühe und beleißige Dich lieber, das Uebel zu heilen als Dich dafür zu rächen. Denn Seneka sagt, daß derjenige sich einer großen Gefahr aussetze, welcher mit einem größeren Mann, als er selber, streite. Und Cato sagt: Wenn ein Mann von höherem Rang und Stande oder von größrer Macht, als Du, Dich kränkt und Dich beleidigt, dulde es; denn der Dich einst gekränkt hat, mag in späterer Zeit Dir helfen und Dich unterstützen. Indes gesetzt, Ihr hättet Macht und Freiheit Euch zu rächen, so sag' ich doch, es giebt gar manche Gründe, um Euch zurückzuhalten, Rache auszuüben und Euch geneigt zu machen, das Unrecht, welches man Euch angethan hat, in Geduld zu tragen. Zuerst und fernerhin betrachtet wohl die Fehler Eurer eigenen Person, für welche Gott, wie ich zuvor gesagt, Euch diese Trübsal dulden läßt. Es sagt der Dichter, daß wir in Geduld die Widerwärtigkeiten, so uns überkommen, tragen sollen und wohl bedenken und erwägen, daß wir es wohl verdient, wenn sie uns treffen. Und St. Gregorius sagt, daß einem Manne, welcher die Anzahl seiner Sünden und seiner Fehler wohl erwägt, die Trübsal, die er leidet, weit geringer scheine. Und je mehr er seine Sünde für schwer und drückend hält, je leichter und je sanfter wird die Strafe ihm erscheinen. Daher muß Du Dein Herz bezwingen und es beugen, das Joch von unserm Herren, Jesus Christ, zu tragen, wie es St. Peter sagt in seinen Briefen. Jesus Christ hat für uns gelitten – sagt er – und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen, welcher keine Sünde gethan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden. Welcher nicht wieder schalt, da er gescholten wurde, nicht dräuete, da er litt. Auch die Ergebung, welche die Heiligen im Paradiese in Trübsal zeigten, so ohne Schuld und ohne Fehler sie traf, sollte in Euch Geduld erwecken. Und ferner sollt Ihr Euch beleißigen, Geduld zu lernen, weil die Trübsal dieser Welt nur eine kurze Weile währt und bald vorbei ist, die Freude aber, die der Mensch durch Geduld im Leiden erlangt, von langer Dauer ist. Darum spricht in seinem Briefe der Apostel: Die Freude Gottes ist von langer Dauer, und das will sagen, sie ist immerwährend. Deßwegen glaubt und haltet fest: der ist nicht gut gepflegt, noch gut erzogen, der nicht Geduld besitzt, noch lernen will. Denn Salamo sagt, daß Weisheit und Verstand des Mannes erkannt nur werde durch Geduld. Und andern Ortes sagt er, daß wer geduldig sei, mit großer Klugheit auch sich selbst regiere. Und eben dieser selbe

Salamo sagt auch: Der zornige und grimmige Mann macht Lärm, doch der geduld'ge stillt und beschwichtigt ihn. Auch sagt er: Es ist werthvoller, Geduld zu haben, als sehr stark zu sein. Und der sein eignes Herz in Herrschaft hält, ist mehr zu preisen, als der durch Kraft und Stärke große Städte nimmt. Und daher sagt in seinem Briefe der heilige Jakobus, daß die Geduld das große Mittel sei, vollkommen uns zu machen.«

»Gewiß,« - sprach Melibeus - »ich gestehe zu, Prudentia, daß die Geduld Vollkommenheit bewirkt; indessen kann nicht Jeder sein, wie Ihr es wünscht. Nein, ich gehöre nicht zur Zahl der ganz vollkommenen Menschen, dieweil mein Herz nicht eher Frieden hat, bis daß die Zeit für meine Rache da ist. Und wenn für meine Feinde höchst gefährlich war, mir Uebles anzuthun, so achteten sie der Gefahr doch nicht und führten muthig ihre Absicht aus; und deßhalb, dünkt mich, sollte man auch mich nicht tadeln, wenn ich mich um meiner Rache willen in unbedeutende Gefahr begeben, obschon ich eine große Ausschreitung begehe, indem ich nämlich einen Schimpf durch einen andern räche.«

»Ach!« - sagte Frau Prudentia - »Ihr sprecht, was Euch gefällt. Jedoch in keinem Fall der Welt soll je ein Mann Gewalt und Ausschreitung begehen, um sich zu rächen. Denn Cassiodorus sagt: Wer durch Gewalt sich rächt, der thut nicht minder übel, als jener, der Gewalt zuerst verübt. Darum sollt Ihr Euch nach des Rechtes Ordnung rächen, das heißt durch das Gesetz und nicht durch Ausschreitung und durch Gewalt. Und wollt Ihr die Gewaltthat Eurer Gegner auf andre Weise rächen, als das Recht befiehlt, so sündigt Ihr. Daher sagt Seneka, daß Bosheit nie ein Mann durch Bosheit rächen solle. Und wenn Ihr sagt, das Recht erlaube einem Mann, sich vor Gewaltthat durch Gewalt zu schützen, und gegen Kampf durch Kampf, so habt Ihr dann gewißlich Recht, wenn die Vertheidigung sofort geschehen ist und ohne Aufschub oder langes Zögern, und nur um sich zu schützen, nicht zu rächen. Und es gebührt sich, daß ein Mann in seiner Selbstvertheidigung so mäßig sich beweise, daß Niemand Grund hat, ihn zu tadeln wegen Unfug und Gewalt, wenn er sich selbst beschützt hat; denn solches wäre wider die Vernunft. Pardi! Ihr wißt sehr wohl, daß Ihr Euch jetzt nicht zu vertheidigen denkt zu Eurem Schutz, vielmehr Euch rächen wollt. Und Ihr beweist, daß Ihr nicht Willens seid, in Eurem Thun gemäßigt zu verfahren; und dafür ist Geduld - so denk' ich - gut. Denn Salamo besagt: Wer nicht geduldig ist, hat großen Harm zu tragen.«

»Gewiß,« - sprach Melibeus - »ich gebe zu, wenn man ungeduldig und böse über Sachen wird, die uns nichts angehen, so ist's kein Wunder, wenn uns Harm geschieht. Denn das Gesetz besagt, daß Jener schuldig sei, der ungerufen sich in etwas mengt; und es sagt Salamo: Der Mann, der sich in Zank und Streit von Andern mischt, gleicht Jemandem, der einen fremden Hund beim Ohre faßt. Denn, wie der Mann, der einen fremden Hund beim Ohre faßt, von ihm gebissen wird, ganz in derselben Weise ist es auch natürlich, daß den Schaden trägt, wer sich aus Ungeduld in anderer Leute Zank hineinmengt, der ihn nichts angeht. Doch Ihr wißt wohl, daß mir diese That, mein Kummer und mein Leiden will das sagen, sehr nahe geht; und deßhalb ist es nicht verwunderlich, wenn ich ungeduldig und böse bin; und - mit Verlaub - ich kann nicht sehn, wie es mir schaden könnte, wenn ich Rache nehme, denn ich bin reicher, sowie mächtiger, als meine Feinde sind. Auch ist es Euch bekannt, daß Alles auf der Welt durch Geld und den Besitz von vieler Habe regiert wird; und Salamo sagt: Jedes Ding gehorcht dem Gelde.«

Doch als Prudentia hörte, wie ihr Gatte sich seines Reichthums und seines Geldes, der Gegner Macht verkleinernd, selber rühmte, nahm sie das Wort und sprach in dieser Weise: »Gewißlich, lieber Herr, ich gebe zu, daß Ihr so reich wie mächtig seid, und auch daß Reichthum gut ist, sofern auf rechte Weise er erlangt ward und gut verwendet wird. Denn wie der Körper des Menschen nicht ohne Seele leben kann, so kann man ohne zeitlichen Besitz nicht leben, und Reichthum kann uns große Freunde schaffen. Und daher sagt Pamphilus: Ist eines Rinderhirten Tochter reich, so kann sie unter tausend Männern wählen, wen sie zu ihrem Gatten haben will; sie wird von Tausenden dann nicht verschmäht und abgewiesen werden. Und dieser Pamphilus sagt auch: Wenn Du

recht glücklich bist, das heißt, sehr reich, so wirst Du viele Freunde und Genossen finden; doch wechselt einst das Glück und wirst Du arm, dann Freundschaft und Genossenschaft lebt wohl! Du wirst allein stehn oder zur Gesellschaft nur die Armen haben. Und außerdem sagt Pamphilus, daß man die Leute, die durch Familienbände mit uns verknüpft sind, durch Reichthum adeln und erheben könne. Und wie durch Reichthum vieles Gute kommt, so kommt durch Armuth manches Leid und Uebel; denn große Armuth zwingt den Menschen oft das Uebele zu thun. Und Cassiodorus nennt daher die Armuth eine Mutter des Verderbens, das heißt: die Mutter von unsrer Schande und von unserm Untergange. Petrus Alphonsus sagt daher: Wohl ist die größte Widerwärtigkeit der Welt, wenn ein durch Stamm und Abkunft freier Mann, gezwungen durch die Armuth, die Gaben seiner Feinde essen muß. Und gleicher Weise sagt auch Innocenz in einem seiner Bücher, indem er spricht: Die Lage eines armen Bettlers ist kummervoll und unglücklich; denn bettelt er nicht um sein Brod, so muß er Hungers sterben, und bettelt er, stirbt er vor Scham, und doch die Noth wird ihn, zu betteln, zwingen. Und darum sagt auch Salamo, daß Sterben besser sei, als solche Armuth. Und dieser selbe Salamo sagt ferner: Weit besser ist's, den bittern Tod zu sterben, als solcher Art zu leben. Durch diese Gründe, die ich Euch genannt und noch durch viele andre, die ich nennen könnte, gesteh' ich zu, daß Reichthum gut für jene sei, die solchen wohl erworben haben und ihn in rechter Art zu brauchen wissen; und ich will Euch deßwegen zeigen, wie Ihr verfahren müßt, um Reichthum anzusammeln und welcher Art Ihr ihn gebrauchen sollt. Zuerst sollt Ihr ihn ohne große Gier erlangen mit guter Weile, nach und nach, nicht aber überhastig; denn ein Mann, den es nach Reichthum allzusehr verlangt, ergiebt sich leicht dem Diebstahl oder andern Uebelthaten. Und darum sagt uns Salamo: Wer zu sehr eilt, um schleunig reich zu werden, kann seine Unschuld nicht bewahren. Auch sagt er: Reichthum, welcher eilig kommt, vergeht auch schnell; indessen Reichthum, welcher nach und nach gesammelt ist, stets wachsen und sich mehren wird. Und Reichthum, Herr, sollt Ihr erwerben durch Eueren Verstand und Eure Arbeit zu Eurem Nutzen und ohne irgend einem andern Menschen deßwegen Unrecht oder Harm zu thun. Denn das Gesetz spricht: Es macht sich Niemand selber reich, wenn er einem Andern Schaden thut, das heißt, daß es Natur mit Recht verbiete und verwehre, durch Schaden Anderer sich reich zu machen. Und Tullius sagt, daß Sorge nicht, noch Todesfurcht, noch was dem Menschen sonst begegnen kann, so gegen die Natur geht, als wenn ein Mensch durch Schaden Anderer den eignen Nutzen zu vermehren suche. Und wenn auch zwar die Mächtigen und Großen leichter als Du zu Reichthum kommen, so sollst Du doch nicht faul und langsam sein, Dir Vortheil zu erschaffen, denn dieser Art wirst Du dem Müßiggang entfliehn. Denn Salamo sagt, daß Müßiggang viel Böses lehre. Derselbe Salamo besagt: Wer arbeitet und seinen Acker baut, wird Brod essen, doch wer träge ist und sich zu keinem Handel und Geschäfte hält, der wird in Armuth sinken und vor Hunger sterben. Und der, so faul und lässig ist, kann nie die rechte Zeit für seinen Vortheil finden. Ein Versemacher sagt, daß sich der Faule im Winter entschuldige, dieweil es kalt sei, und im Sommer der starken Hitze wegen. Aus diesem Grunde redet Cato: Wachtet und gebt Euch nicht zu vielem Schläfe hin, denn Uebermaß an Ruhe nährt und brütet manches Laster. Und deßhalb sagt der heilige Hieronymus: Thut etwas Gutes, damit Euch nicht der Teufel, unser Feind, im Müßiggange finde, denn nicht zu seinen Werken nimmt der Teufel leicht, wen er in guten Werken thätig findet. Daher müßt Ihr, um Reichthümer zu erlangen, die Trägheit fliehen. Und hinterher sollt Ihr den Reichthum, den Ihr durch Arbeit und Verstand gewonnen habt, in solcher Weise brauchen, daß Euch die Menschen nicht für karg und allzu sparsam halten, und nicht für thöricht großartig, das heißt, verschwenderisch; denn wie man einen geiz'gen Menschen ob seiner Filzigkeit und Kargheit tadelt, so ist auch der zu tadeln, der verschwendet. Und drum sagt Cato: Gebrauche Deinen Reichthum, den Du gewonnen hast, in solcher Art, daß Niemand Grund hat, Dich einen Geizhals oder Filz zu nennen, denn eine große Schande ist für Jeden: ein leeres Herz bei einer vollen Börse. Auch sagt er noch: Die

Güter, welche Du erworben hast, gebrauch' mit Maß, und das will heißen: gieb sie mäßig aus; denn die, so ihre Habe thöricht verthuen und verschwenden, werden, wenn gar nichts mehr ihr eigen ist, die Güter andrer Leute wegzunehmen suchen. Ich sage nun, daß Ihr den Geiz vermeiden sollt, indem Ihr solcher Art den Reichthum braucht, daß man nicht sagen kann, es läge Euer Schatz begraben, nein daß Ihr ihn in Eurer Macht und Euren Händen habt. Denn ein weiser Mann tadelte den Geizigen durch diese beiden Verse: Weißwegen und wozu begräbt ein Mann sein Gut aus großem Geiz, wenn ihm bewußt ist, daß er sterben muß? denn in dem gegenwärt'gen Leben ist das Ende eines jeden Manns der Tod. Und warum und zu welchem Zwecke verbindet und verknüpft er sich so fest mit seinem Gut, daß, ihn davon zu trennen und zu scheiden, sein sämmtlicher Verstand nicht fähig ist, obwohl er weiß, daß er bei seinem Tode aus dieser Welt gar nichts von hinnen trägt? Und daher sagt St. Augustin, daß ein Geiziger der Hölle gleiche, die auch, je mehr sie schluckt, je mehr Begierde hat, zu schlucken und zu schlingen. Und so wie Ihr zu meiden sucht, ein Geizhals oder Filz genannt zu werden, so sollt Ihr Euch auch derart halten und betragen, daß man Euch nicht ›Herr Hans Verschwender‹ heißt. Daher sagt Tullius: Die Güter Deines Hauses sollten niemals so fest und so geheim gehalten werden, daß sie die Güte und das Mitleid nicht zu öffnen wüßten, das heißt: sie unter die Bedürftigen zu theilen; noch sollte Deine Habe je so offen sein, daß sie zum Gut der Allgemeinheit werde. Auch müßt Ihr ferner beim Erlangen und beim Gebrauche Eures Reichthums drei Dinge stets in Eurem Herzen haben, und diese sind: Gott, unser Herr, Gewissen und ein guter Ruf. Erst sollt Ihr Gott in Eurem Herzen tragen, und nicht für Schätze dürft Ihr etwas thun, das Gott, unserm Schöpfer, irgend wie mißfallen könnte. Denn nach dem Worte Salamos ist es weit besser, bei Gottes Liebe wenig Gut zu haben, als durch das viele Gut die Liebe unsres Herrn und Gottes zu verlieren. Und der Prophet sagt, daß es besser sei, ein guter Mann zu sein und wenig Gut und Geld zu haben, als ein Bösewicht bei großem Reichthum. Doch sag' ich ferner, daß Ihr Euch stets bestreben solltet, reich zu werden, sofern Ihr dabei Euch ein gutes Gewissen bewahrt. Und der Apostel sagt, daß in der Welt uns Nichts so große Freude machen sollte, als wenn uns das Gewissen ein gutes Zeugniß giebt. Auch sagt der Weise: Das Innere des Menschen ist sehr gut, wenn im Gewissen keine Sünde steckt. Sodann müßt Ihr bei dem Erwerb und dem Gebrauch von Reichthum sehr große Sorge tragen und Euch streng bemühen, daß Ihr den guten Namen Euch erhaltet und bewahrt. Denn Salamo sagt: Ein gut Gerücht ist köstlicher, denn großer Reichthum; und so sagt er an einer andern Stelle: Bestrebe Dich mit großem Fleiß, Dir Deinen guten Namen und Deine Freunde zu erhalten, denn diese halten länger bei Dir aus als Schätze und ob sie noch so kostbar sind. Und sicherlich, ein Edelmann kann der nicht heißen, der unterläßt, nächst Gott und ruhigem Gewissen auch seinen guten Namen zu bewahren. Und Cassiodorus sagt, daß es ein Merkmal eines edlen Herzens sei, wenn Jemand liebe und den Wunsch besäße, sich einen guten Namen zu erhalten. Und deßhalb sagt St. Augustin: zwei Dinge seien nöthig und erforderlich: ein gut Gewissen und ein guter Ruf; das heißt: ein gut Gewissen für Dich selber und guter Ruf für Deine Nachbarn draußen. Und wer dem eignen ruhigen Gewissen so sehr vertraut, daß er darüber seinen guten Namen oder Ruf geringschätzt und nicht achtet und unbesorgt ist, diesen zu bewahren, ist nur ein roher Kerl. Nun, Herr, ist Euch von mir gezeigt, wie Ihr verfahren sollt, um Reichthum zu erwerben und wie Ihr ihn gebrauchten sollt; und wohl ersehe ich, daß bei dem Vertrau'n, das Ihr auf Euren Reichthum habt, Ihr Willens seid, zu kriegen und zu kämpfen. Ich rathe Euch, daß Ihr nicht Krieg und Schlacht beginnt in dem Vertrau'n auf Euren Reichthum, denn er genügt nicht, um den Krieg zu unterhalten. Und deßhalb sagt ein Philosoph: Wer Krieg wünscht und ihn führen will, kann nie genug besitzen, dieweil, je mehr er hat, je mehr er zahlen muß, um Sieg und Ehre zu erkaufen. Und es sagt Salamo: Je größern Reichthum Jemand hat, jemehr Verzehrter hat er. Und, theurer Herr, wenn es auch sein mag, daß Ihr durch Euren Reichthum über vieles Volk gebietet, so ist es weder gut noch ziemlich, Krieg zu machen, wenn Ihr mit Nutzen und mit Ehre in

andrer Weise Frieden halten könnt, denn der Sieg der Schlachten, so in dieser Welt geschlagen werden, liegt weder in der Ueberzahl noch Masse an Kriegsvolk, noch in der Tapferkeit der Mannen, dagegen in der Hand von Gott, dem allgewalt'gen Herrn. Weßhalb auch Judas Makkabäus, der ein Gottesritter war, als er mit einem Gegner kämpfen sollte, der mehr an Zahl und größte Massen Volks besaß und stärker war als dieses Makkabäus Heer, sein kleines Häuflein also tröstete und sprach: Ebenso leicht kann Gott, unser allmächtiger Herr, der kleinen Schaar den Sieg verleihen, wie der großen Menge, denn Schlachtensieg hängt nicht von starken Heeren ab, er kommt allein durch Gott, den Herrn im Himmel. Und, theurer Herr, dieweil kein Mensch Gewißheit hat, ob Gott ihm Sieg verleihen werde oder nicht – wie Salamo gesagt hat – so sollte Jedermann sich höchlichst scheuen, Krieg zu beginnen. Und da in Schlachten viel Gefahren sind, und es sich manchmal wohl ereignen kann, daß auch der Große wie der Kleine darin getödtet wird, und da geschrieben steht im zweiten Buch der Könige: Der Schlachten Führung ist ein Wagestück und ungewiß; und da im Kriege die Gefahren groß sind, so sollte Jeder auch den Krieg vermeiden und ihn fliehn, soviel er irgend nur vermag. Denn wer sich in Gefahr begiebt – sagt Salamo – kommt darin um.«

Nachdem in dieser Art die Frau Prudentia geredet hatte, entgegnete ihr Melibeus und sprach: »Ich sehe, Frau Prudentia, durch Eure schönen Worte und durch Eure Gründe, die Ihr mir gezeigt habt, daß Ihr den Krieg nicht liebt; doch habe ich bislang nicht Euren Rath gehört, wie ich in dieser Sache handeln soll.«

»Gewiß,« – sprach sie – »ich rathe Euch, daß Ihr mit Euren Gegnern Euch verständigt und Frieden haltet. Denn St. Jakobus sagt in seinem Briefe, daß durch Eintracht und Frieden Reichthum gewonnen wird, durch Hader und Streit aber zu Grunde gehe. Und deßhalb spricht auch unser Herr, Jesus Christ, zu seinen Aposteln in dieser Weise: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.«

»Ah!« – sagte Melibeus – »nun sehe ich klar, daß Ihr nicht meine Ehre und meine Würde schützt. Ihr wißt sehr wohl, daß meine Gegner den Streit und Kampf durch ihre Uebelthat begonnen haben; auch seht Ihr klar, daß sie mich nicht um Frieden bitten und ersuchen, und nicht verlangen, mit mir versöhnt zu sein. Wollt Ihr denn, daß ich mich so erniedrige, daß ich mich ihnen unterwerfe und sie um Gnade bitte? Fürwahr, das wäre nicht nach meinem Sinn. Denn wie man sagt, daß allzugroße Einfalt Verachtung zeuge, so geht es auch zu großer Demuth und Sanftmüthigkeit.«

Nunmehr fing Frau Prudentia an, sich ärgerlich zu stellen, und sagte: »Gewiß, Herr, mit Verlaub! ich liebe Euren Ruhm und Euren Nutzen wie meinen eigenen, und habe dieses stets gethan, und keiner sagte je das Gegentheil. Doch hätte ich gesagt, Ihr solltet Friede und Versöhnung Euch erkaufen, so hätte ich mich wenig nur vergriffen und versprochen. Denn der Weise sagt, Uneinigkeit beginnt durch Andere, doch die Versöhnung durch Dich selbst. Und der Prophet sagt: Das Böse fliehe und das Gute thue! Den Frieden suche und erhalte, so viel an Dir liegt. Doch sag' ich nicht, daß Ihr bei Euren Gegnern eher um Frieden bitten solltet, als sie bei Euch; denn ich weiß wohl, Ihr seid so eigensinnig, daß Ihr um meinetwillen niemals etwas thut; und es sagt Salamo: Den, welcher ein zu hartes Herz besitzt, trifft schließlich Unglück und Verderben.«

Als Melibeus seine Frau Prudentia anscheinend böse sah, sprach er in dieser Weise: »Frau, ich bitte Euch, laßt Euch nicht kränken, was ich sage; denn ich weiß gar wohl, daß ich in Zorn und Aerger bin, und dieses ist kein Wunder; und wenn man zornig ist, vergißt man, was man thut und spricht. Daher sagt der Prophet, daß trübe Augen nicht klar sehen. Doch sag' und rathe mir, was Dir gefällt; ich bin bereit, zu thuen, was Du wünschest. Und wenn Ihr mich ob meiner Thorheit scheltet, so kann ich Euch dafür nur loben und verehren. Denn Salamo sagt, daß, wer den Thoren tadelt, größte Gnade finden soll, als der durch süße Worte ihn betrügt.«

Dann sagte Frau Prudentia: »Wenn ich dem Anschein nach mich böse zeige, geschieht es nur zu Eurem großen Nutzen. Denn Salamo sagt: Es ist besser einen Thoren für seine Unvernunft zu schelten und zu tadeln, als ihn in seiner Thorheit zu bestärken und zu

loben und über seinen Unverstand zu lachen. Und ebenso sagt dieser Salamo, daß durch das strenge Antlitz eines Mannes, das heißt, durch seine ernste Haltung und Geberde, der Thor gezüchtigt und verbessert werde.«

Dann sagte Melibeus: »Ich werde keine Antwort geben können auf soviel schöne Gründe, wie Ihr sie mir gezeigt und vorgeführt habt. Sagt Euren Willen und Eure Meinung mir in aller Kürze, und ich bin ganz bereit, ihn zu vollziehn und zu erfüllen.«

Darauf enthüllte Frau Prudentia ihm ihren ganzen Willen und begann: »Ich rathe Euch vor allen Dingen, machet Frieden zwischen Gott und Euch, und seid versöhnt mit ihm und seiner Gnade; denn – wie ich Euch zuvor gesagt – Gott hat Euch dieses Ungemach und diese Trübsal um Eurer Sünden willen auferlegt. Und wenn Ihr thut, was ich Euch sage, so wird Gott die Widersacher zu Euch senden und vor Eure Füße niederfallen lassen, bereit, nach Eurem Willen und Befehl zu thun. Denn Salamo sagt: Wenn dem Herren des Menschen Wege wohlgefallen, so wandelt er die Herzen seiner Feinde und zwingt sie, ihn um Frieden und um Gnade anzuflehn. Und darum bitt' ich Dich, laß mich mit Deinen Feinden heimlich sprechen, denn sie sollen es nicht wissen, daß es mit Eurem Willen und Eurer Zustimmung geschieht; und wenn ich ihren Willen und ihre Absicht kenne, vermag ich dann Dir zuverlässiger zu rathen.«

»Frau!« – sagte Melibeus – »thut, was Ihr wollt und wie es Euch beliebt. Ich stelle mich gänzlich unter Eure Leitung und unter Eueren Befehl.«

Als Frau Prudentia den guten Willen ihres Gatten sah, ging sie in sich zu Rathe und dachte nach, wie diese Sache sie zu einem guten Ausgang bringen könne. Und als sie ihre Zeit gekommen sah, entsandte sie zu seinen Gegnern Botschaft, in Heimlichkeit zu ihr zu kommen, und zeigte ihnen in verständ'ger Weise den großen Vortheil, welcher durch den Frieden kommt, und die Gefahren und die großen Leiden, welche durch Krieg entstehen; und sagte ihnen in vernünft'ger Art, wie tiefe Reue sie empfinden müßten wegen des Unrechts und der Kränkungen, so sie dem Melibeus, ihrem Herrn, und ihr und ihrer Tochter zugefügt. Und als sie diese wohlgemeinten Worte der Frau Prudentia hörten, waren sie hocheerstaunt und so entzückt, und hatten über sie so große Freude, daß es ein Wunder, zu erzählen, ist. »O, Dame!« – sprachen sie – »Ihr habet uns gezeigt der Sanftmuth Segen nach den Worten des Propheten David; denn die Versöhnung, der wir in keiner Weise würdig sind und die in großer Demuth und Zerknirschung wir erbitten sollten, Ihr bietet sie aus großer Güte selbst uns an. Nun sehen wir es klar, wie ächt und groß die Weisheit Salamonis ist, wenn er besagt, daß man durch liebe Worte seine Freunde mehre und Widerspänst'ge sanft und folgsam mache. Gewißlich,« – sprachen sie – »wir stellen unsre That und unsre ganze Sache durchaus in Euren guten Willen, und sind bereit, dem Worte und Befehl von Melibeus, unserm Herrn, zu folgen. Und deßhalb bitten und ersuchen wir Euch, theure, güt'ge Dame, so demüthig wir können und vermögen, daß Eurer großen Güte es gefallen möge, nun durch die That auch Eure guten Worte zu erfüllen. Wir sehen und gestehen ein, wir haben weit über alles Maß hinaus den Melibeus, unsern Herrn, beleidigt und gekränkt, und zwar so sehr, daß wir nicht Macht besitzen, ihn dafür zu entschädigen; und deßhalb binden und verpflichten wir uns mit allen unsern Freunden, all seinen Willen und Befehl zu thun. Vielleicht jedoch hat er so schweren Aerger und solchen Zorn ob unserer Beleidigung noch gegen uns, daß er uns solche Strafe aufzulegen denkt, die zu ertragen wir nicht fähig sind; und deßhalb, edle Dame, flehen wir zu Eurem weiblichen Erbarmen, in dieser Noth es derart einzurichten, daß wir und unsre Freunde nicht enterbt und nicht zerstört durch unsre Thorheit werden.«

»Gewiß,« – sprach Frau Prudentia – »es ist ein hartes, höchst gefährlich Ding, wenn sich ein Mann dem Urtheil und der willkürlichen Entscheidung seines Feindes so gänzlich unterwirft und in Gewalt und Macht desselben sich begiebt; denn es sagt Salamo: Gehorchet mir und nehmt es Euch zu Herzen! Laß den Sohn, die Frau, den Bruder und den Freund nicht Gewalt über Dich haben, solange' Du lebst. Nun da er es verbietet, selbst dem Bruder und dem Freunde über unsern Leib Gewalt zu geben, so untersagt er

aus noch stärkern Gründen, sich seinen Feinden zu ergeben. Nichtsdestoweniger rath' ich Euch an, nicht meinem Herren zu mißtrauen, denn ich weiß sicher und bestimmt, er ist gutmüthig, sanft, großherzig, höflich und nicht begierig noch erpicht auf Gut und Reichthum; denn er wünscht nichts auf dieser Welt als Ehre nur und Ehrerbietung. Auch weiß ich fernerhin und bin gewiß, daß er nichts ohne meinen Rath in diesem Falle thun wird; ich aber will es so zu machen wissen, daß durch die Gnade Gottes, unsres Herrn, Ihr miteinander Euch versöhnen sollt.«

Dann sagten sie mit einer Stimme: »Verehrte Dame! wir stellen uns und unsre Güter völlig in Eure Neigung und in Euren Willen, und sind bereit, an jedem Tag zu kommen, den Eure Hoheit liebt, uns zu bestimmen oder festzusetzen, um durch Verpflichtung und Verschreibung uns zu binden, so stark, wie's Eurer Gütigkeit gefällt, den Willen zu vollziehn von Euch und unserm Herren Melibeus.«

Als Frau Prudentia die Worte dieser Leute vernommen hatte, befahl sie ihnen, heimlich fortzugehen, und kehrte dann zurück zu ihrem Hausherrn Melibeus und sagte ihm, wie reuig sie seine Gegner gefunden hätte, welche ihre Sünde und ihr Vergehen demüthig bekannt, und wie bereit sie wären, alle Strafe zu erdulden, indem sie nur um Gnade ihn ersuchten und um Erbarmen flehten.

Dann sagte Melibeus: »Derjenige ist wahrlich werth, Vergebung und Verzeihung für seine Sünde zu empfangen, der sie nicht entschuldigt, vielmehr, um Nachsicht bittend, sie eingesteht und bereut. Denn Seneka sagt: Wo Bekenntniß ist, da giebt es auch Vergebung und Verzeihung; denn das Bekenntniß ist der Unschuld Nachbar. Und so verspreche und versichre ich, den Frieden zu erhalten. Doch ist es gut, daß wir nichts ohne Beistimmung und ohne Willen unsrer Freunde thun.«

Nun war Prudentia höchst freudevoll und froh und sprach: »Gewiß, mein Herr, Ihr gabt mir eine liebe, rechte Antwort! Denn wie durch Rath und Beistimmung und Hülfe Eurer Freunde zur Rache und zum Krieg Ihr angestachelt seid, so sollt Ihr gleicher Weise nicht ohne ihren Rathschlag Euch verständigen und Frieden mit den Widersachern schließen. Denn das Gesetz besagt: Nichts ist so gut in seiner Art, als daß auch der den Knoten wieder löst, der ihn geschürzt hat.«

Dann sandte Frau Prudentia ohne Zögern und Verweilen ihre Botschaft zu der Verwandtschaft und den alten Freunden, so treu und weise waren, und sagte ihnen auf Geheiß in Gegenwart von Melibeus alle Sachen, die schon zuvor erzählt sind und erklärt, und bat sie, Rath und Meinung abzugeben, was in dem Fall am füglichsten zu thun sei. Und als des Melibeus Freunde den besagten Gegenstand in Ueberlegung und in Rath gezogen hatten und ihn mit Emsigkeit und großem Fleiß geprüft, gaben sie ihre volle Zustimmung, den Frieden und die Ruhe zu er halten, und Melibeus solle seine Feinde mit gutem Herzen bei ihm zur Gnade und Vergebung kommen lassen.

Und als dann Frau Prudentia ersah, daß ihres Herren Melibeus Meinung und seiner Freunde Rath mit ihrer Absicht und mit ihrem Willen in Einklang stände, ward sie in ihrem Herzen wunderfroh und sprach: »Es giebt ein altes Sprüchwort, welches sagt: Das Gute, was Du heute thuen kannst, vollbringe, und laß es und verschieb' es nicht auf morgen! Und deßhalb sag' ich, sendet Boten, die klug sind und verschwiegen, an Eure Gegner und lasset ihnen sagen, daß, wenn sie über Frieden und Verständigung mit Euch verhandeln wollten, so möchten ohne Zögern und Verzug sie zu uns kommen.«

Dieses wurde in der That so ausgeführt. Und als die Sünder, welche ihre Thorheit reute, das heißt, die Gegner von Melibeus, vernommen hatten, was diese Boten ihnen sagten, waren sie höchst erfreut und froh, und antworteten voll Sanftmuth und voll Güte, ihrem Herren Melibeus und seinem ganzen Kreise erkenntlich dankend, und schickten sich gleich ohne Zögern an, mit diesen Boten fortzugehen und dem Befehl von ihrem Herren Melibeus zu gehorchen. Sie zogen graden Wegs zum Hof des Melibeus und nahmen einige treue Freunde mit, sie zu beglaubigen und für sie zu bürgen. Und als sie in die Gegenwart des Melibeus gekommen waren, sprach er zu ihnen diese Worte: »Es stehet so und ist erwiesen, daß Ihr ohne Grund und ungeschickter, unvernünft'ger Weise mir

großes Leid und Unrecht zugefügt habt, sowie auch meiner Frau Prudentia und meiner Tochter gleichfalls; denn Ihr seid mit Gewalt mir in das Haus gedrungen, und solchen Schimpf habt Ihr mir angethan, daß Jedermann wohl einsieht, daß Ihr den Tod verdient habt; und deßhalb will ich von Euch hören und wissen, ob Ihr die Züchtigung, die Strafe und die Rache für diese Uebelthat in meinen und in den Willen meines Weibes stellen wollt, ob nicht?«

Dann antwortete der Klügste von den Dreien für Alle und sprach: »Herr! wir wissen wohl, daß wir unwürdig sind, zum Hofe eines so großen und so edlen Herrn, als Ihr seid, hinzukommen; denn wir haben so gröblich uns vergangen und sind so sündenvoll und schuldbeladen vor Eurer Hoheit, daß wir, fürwahr, den Tod verdienet haben; jedoch, da Eure große Güte und Barmherzigkeit die ganze Welt von Euch bezeugt, so unterwerfen wir uns der Vortrefflichkeit und Milde Eurer gnäd'gen Hoheit und sind bereit, in Allem Euren Befehlen zu gehorchen, indem wir Euch ersuchen, daß Ihr aus mitleidsvoller Gnade unsre große Reue und tiefe Unterthänigkeit betrachten und uns Vergebung für unser schmähhliches Vergehen und unsre Uebelthat gewähren wollt. Denn wir wissen wohl, daß Euere edle Huld und Gnade im Guten größer ist, als unsre Schuld und Uebelthat im Bösen, obschon wir uns verfluchter und verdammter Weise höchst schuldig gegen Eure Hoheit machten.«

Höchst gütig hob sie Melibeus dann vom Boden auf, empfing von ihnen ihr Versprechen und Gelübde durch Eid und Pfand und Bürgen und bestimmte ihnen einen Tag, an seinen Hof zurückzukehren und Spruch und Urtheil zu gewärtigen und anzunehmen, das Melibeus aus den vorbesagten Gründen, an ihnen zu vollstrecken denke. Dies abgemacht, ging Jedermann nach Haus.

Und als dann Frau Prudentia ihre Zeit gekommen sah, befrag sie ihren Herren Melibeus, welche Rache er an seinen Gegnern auszuüben denke?

Worauf ihr Melibeus Antwort gab und sprach: »Gewiß, ich hege den Gedanken und die Absicht, ihnen zu nehmen, was sie je besaßen und in Verbannung sie auf ewig dann zu schicken.«

»Nun, sicherlich,« – sprach Frau Prudentia – »der Urtheilsspruch wäre grausam und höchlichst wider die Vernunft. Denn Ihr seid reich genug, und Ihr bedürft der Habe anderer Leute nicht. Und Ihr könnt Euch auf diese Weise leicht den Namen eines neid'gen Manns erwerben, was eine lästerliche Sache ist, die jeder gute Mensch stets meiden sollte; denn nach dem Spruche des Apostels ist Begehrlichkeit die Wurzel alles Uebels. Und besser wäre es für Euch daher, von Eurem Gute Vieles zu verlieren, als wie die Habe Anderer in solcher Art zu nehmen. Denn besser ist's, mit Würde zu verlieren, als wie durch Schlechtigkeit und Schande zu gewinnen. Und Jeder sollte mit Fleiß und Emsigkeit erstreben, sich einen guten Namen zu verschaffen. Und nicht allein soll er stets thätig sein, den guten Namen zu bewahren, nein, immer sich bestreben, das zu thun, wodurch den guten Namen er erneuern kann; denn aufgeschrieben steht, daß jeder gute Ruf und Name bald schwindet und vergeht, wenn er nicht stets von Neuem aufgefrischt wird. Und wenn Ihr sagtet, daß Ihr Eure Gegner verbannen wollt, so scheint mir das ganz wider die Vernunft und alles Maß in Anbetracht der Macht, die sie Euch selbst gegeben haben. Geschrieben steht, daß der verdiene, sein Vorrecht zu verlieren, der die Gewalt und Macht mißbraucht, so ihm verliehen ist. Und setzte ich den Fall, Ihr könntet diese Strafe ihnen durch das Recht und die Gesetze auferlegen, was ich bezweifle, so sag' ich dennoch, Ihr dürft es nicht zur Ausführung gelangen lassen, weil dies zum Krieg zurückzukehren hieße, wie zuvor. Und wenn Ihr daher wollt, daß diese Leute Euch gehorchen sollen, so müßt Ihr höflicher entscheiden, das heißt, Ihr müßt ein leichtres Urtheil ihnen geben. Geschrieben steht: Dem, der am freundlichsten befehlen kann, wird man am Besten auch gehorchen. Und deßhalb bitt' ich Euch, in diesem Fall der Noth und der Nothwendigkeit das eigne Herz zu überkommen. Denn Seneka sagt: Der, so sein Herz besiegt, ist zweimal Sieger. Und Tullius sagt: Nichts ist empfehlenswerther für den großen Herrn, als daß er sanft und güt'gen Herzens ist und

sich mit Leichtigkeit beruhigen läßt. Und daher bitt' ich, unterlaßt es jetzt, in dieser Weise Euch zu rächen, damit der gute Name Euch gewahrt und Euch erhalten bleibe und damit man Grund und Ursache habe, ob Eurer Güte und ob Eures Mitleids Euch zu preisen, und auch damit Ihr selber keinen Grund habt, das zu bereuen, was Ihr thut. Denn Seneka sagt: Es siegt in übler Art, wer nach dem Siege seinen Sieg bereut. Deßwegen bitt' ich Euch, hegt in dem Herzen Mitleid zu diesem Zweck und Ende, damit Gott, der Allmächtige, mit Euch in seinem Schlußgerichte Mitleid habe. Denn St. Jakobus sagt in seinem Briefe: Es wird aber ein unbarmherzig Gericht über den gehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat.«

Als Melibeus diese trift'gen Gründe der Frau Prudentia hörte und ihre weisen Lehren und Ermahnungen, begann sein Herz dem Willen seines Weibes sich zu fügen, und in Betracht von ihrer treuen Absicht, bezwang er sich und stimmte willig ein, nach ihrem Rath zu handeln, und dankte Gott, von welchem alle Güte und alle Tugend kommt, daß er ihm ein so klug, verständig Weib gesandt. Und als der Tag kam, an welchem seine Gegner in seiner Gegenwart erscheinen sollten, sprach er zu ihnen freundlichst dieser Art: »Mag es auch sein, daß Ihr durch Euren Stolz und Eure Anmaßung und Thorheit und Unbedacht und Lässigkeit Euch übel aufgeführt und gegen mich Euch sehr vergangen habt, so macht mich Eure Demuth, die ich sehe, sowie die reuevolle Sorge über Eure Schuld dennoch geneigt zu Gnade und Erbarmen. Drum nehm' ich Euch in meine Huld zurück, und ich verzeihe Euch die Kränkung und Schmähung und das Unrecht völlig, das Ihr den Meinen sowie mir gethan, zu diesem Zweck und Ende, damit uns Gott in seinem endlosen Erbarmen zur Zeit des Todes unsre Schuld vergebe, die wider ihn in dieser Welt voll Elend wir verübt. Denn, zweifelsohne, sind betrübt und reuevoll wir über unsre Schuld und unsre Sünden, die wir gethan vorm Angesicht des Herrn; ist er so edel und so gnadenvoll, daß er uns unsre Schuld vergiebt und uns zum Heile führt, das nimmer endet. Amen!«

### Der Prolog des Mönches.

Vers 6575–6676.

Als ich mit Melibeus und der frommen  
Prudentia nunmehr zum Schluß gekommen,  
Sprach unser Wirth: »Mein Wort darauf, als Mann,  
Und bei dem theuren *corpus Madrian!*  
Mir wäre lieber, als ein Faß voll Bier,  
Mein Weibchen hätte zugehört mit mir  
Dem, was von Frau Prudentia Ihr erzählt,  
Da ihr Geduld in jeder Hinsicht fehlt.«

Gott's Knochen! wenn ich meine Knechte hau',  
Bringt mir die dicksten Knüttel meine Frau  
Und schreit: »Gieb jedem Hunde seinen Theil,  
Brich ihm den Hals, laß keinen Knochen heil!«  
Und sollte von den Nachbarn Jemand wagen,  
Ihr rücksichtslos den Vortritt zu versagen,  
Und grüßt' er sie gar in der Kirche nicht,  
So springt zu Hause sie mir ins Gesicht  
Und ruft: »Du feige Memme! räch' Dein Weib!

Gieb mir Dein Messer! Bei des Herren Leib!  
Nimm meine Kunkel hin und spinne Du!«  
So setzt sie mir bis spät am Abend zu.  
»Ach!« – ruft sie aus – »warum ward ich erschaffen  
Für eine Memme, einen feigen Affen,  
Der sich beschimpfen läßt von jedem Knecht,  
Statt zu vertheid'gen seines Weibes Recht?«

Das ist mein Leben, das ich mit ihr führe.  
Will ich nicht fechten, muß ich aus der Thüre  
Mich drücken, sonst hab' ich verspielt; es sei  
Dann, ich wär' tollkühn, wie ein wilder Leu.  
Sie reizt mich, weiß ich sicher, noch zum Mord  
Und eines Tages muß ich von hier fort.  
Ein böses Messer führ' ich in der Hand,  
Ogleich ich ihr noch niemals widerstand.  
Stark ist ihr Arm, und das wird Jeder finden,  
Der wagen wollte, mit ihr anzubinden.

Doch sprechen wir nicht von der Sache weiter.

»Herr Mönch,« – sprach er – »seid aufgeräumt und heiter  
Denn zu erzählen – auf mein Wort – habt Ihr!  
Seht, Rochester ist nicht mehr weit von hier.  
Vorwärts, mein Herr! verderbt uns nicht das Spiel!  
Indeß, bei meiner Treue! mir entfiel  
Ganz Euer Name. Heißt Ihr Dan Johann,  
Heißt Ihr Dan Thomas oder Dan Alban?  
Von welcher Art seid Ihr, aus welchem Haus?  
Ihr seht, bei Gott, höchst frisch und blühend aus;  
Auf einer noblen Weide müßt Ihr gehn,  
Kein Geist und Büsser kann hier vor mir stehn!

Bei meiner Treu! Ihr seid ein Officiant,  
Ein Meßner oder Meister vom Proviand.  
Bei meines Vaters Seele! grad heraus,  
Ihr seid ein Meister und ein Herr zu Haus;  
Nicht ein Novize, nicht ein Klosterbruder,  
Nein, klug und weise führt Ihr selbst das Ruder.  
Den Muskeln und den Knochen sieht man's an,  
Ihr seid ein wohl- und hochgestellter Mann,  
Und in der Hölle schenke Gott ihm Lohn,

Der Euch zuerst beschwatzt zur Religion.  
Zum Tretehahn scheint Ihr wie ausgewählt,  
Wenn's bei der Kraft an Angebot nicht fehlt.  
Wär't Ihr mit Lust dem Zeugungswerk ergeben,  
Euch dankten viel Geschöpfe wohl das Leben.  
Wie geht Ihr in der Kutte nur einher?  
Ach, lieber Gott! wenn ich der Papst nur wär',  
So solltest Du, wie jeder Mann von Mark,  
Sei ihm das Haupt beschoren noch so stark,  
Ein Weibsbild freien. Denn wo bleibt die Welt,  
Wenn alles Korn nur die Rel'gion erhält?  
Wir armen Laien müssen Krüppel bleiben,  
Da schwache Bäume schlechte Sprossen treiben.  
Und daher kommt's, daß unsre Kinder schwach  
Und ohne Kraft sind für das Zeugungsfach.  
Und deßhalb sind die Weiber immer hold  
Der Geistlichkeit, die stets mit Venusgold  
Zu zahlen pflegt, indeß wir Laien eben,  
Gott weiß es, nichts als Luxenburger geben.

Doch hoff' ich nicht, daß Euch mein Scherz mißfiel.  
Es heißt ja: oft steckt Wahrheit in dem Spiel.«

Der würd'ge Mönch nahm Alles ruhig hin  
Und sprach: »Soweit ich dazu fähig bin,  
Will ich sehr gern an ehrbaren Geschichten  
Euch eine, ja selbst zwei bis drei, berichten.  
Und leiht Ihr mir ein aufmerksames Ohr,  
Trag' ich das Leben von St. Eduard vor;  
Sonst mach' ich mit Tragödien den Beginn,  
Denn wohl ein hundert stecken mir im Sinn.«

Wie uns die alten Bücher unterrichten,  
Bezeichnet als Tragödien man Geschichten  
Von solchen Leuten, die vom höchsten Glück  
Gefallen sind ins tiefste Mißgeschick,  
Und in das Elend und den Tod getrieben.  
Meist sind sie in Hexametern geschrieben,  
Das heißt in Versen, die sechs Füße zählen;  
Doch kann man auch ein andres Versmaß wählen  
Und häufig wird auch Prosa angewandt.  
Dies lasset Euch genügen vor der Hand;

Nun hört mir zu, sofern es Euch gefällt.

Doch eine Bitte sei zuvor gestellt:

Zähl' ich nicht immer nach dem Zeitverlauf

Die Päpste, Kaiser oder Kön'ge auf,

Und sollte diesen ich zu früh, und jenen

Zu spät vielleicht dem Alter nach erwähnen,

Wie es mir eben einfällt, so verzeiht

Mir gütigst meine Ungelehrsamkeit.

### **Die Erzählung des Mönches.**

*Vers 6677–7452.*

Ich werde nach Tragödienart beklagen

Die Leiden derer, die aus hohem Stand

In Elend fielen, und der Last erlagen,

Nachdem auf Rettung jede Hoffnung schwand.

Hat sich Fortuna erst zur Flucht gewandt,

Kann ihrem Rad kein Mensch den Lauf verwehren.

Drum laßt von mir des Glückes Unbestand

Euch durch manch altes, treues Beispiel lehren.

*Lucifer.*

Von Lucifer sollt Ihr zunächst erfahren,

Obschon er Engel und kein Mensch gewesen.

Zwar lenkt Fortuna nicht die Himmelschaaren,

Doch in die Hölle stürzte Lust zum Bösen

Für ew'ge Zeiten dies erhab'ne Wesen.

O, Lucifer, Du glänzendster von Allen,

Nun bist Du Satan. Nichts kann Dich erlösen

Vom Elend, welchem Du anheimgefallen.

*Adam.*

Seht Adam, der von Gott mit eignen Händen

Erschaffen ward einst auf Damaskus' Flur

Und nicht erzeugt aus schmutz'gen Menschenlenden.

Der, abgesehn von einem Baume nur,

In Eden herrschte. Keine Creatur

Stand höher, bis ihn eigenes Verschulden

Vertrieb vom Gottesgarten der Natur,

Sich abzumühn und Höllenqual zu dulden.

*Simson.*

Betrachtet Simson, welcher ungeboren  
Vom Engel schon der Welt verkündigt war,  
Den Gott in seiner Allmacht auserkoren  
Zu hohem Ruhm, so lang' sein Augenpaar  
Noch Licht besaß. Denn aus der Männer Schaar  
Glich keiner ihm an Kraft und kühnem Wagen,  
Bis daß er sein Geheimniß offenbar  
Dem Weib gemacht, und dann sich selbst erschlagen.

Der edle Simson war's, der starke Held,  
Der einen Löwen mit der Hand bezwang  
Und würgte, als er wehrlos übers Feld  
Des Weges schritt auf seinem Hochzeitsgang.  
Doch seines Räthsels Lösung ihm entrang  
Durch Schmeichelei'n sein Weib, das ungetreue,  
Verrieth ihn seinen Feinden, und zum Dank  
Verließ sie ihn und freite dann aufs Neue.

Dreihundert Füchse hatt' er eingefangen,  
Die mit den Schwänzen er zusammenband,  
Nachdem an jeden Fuchsschweif er gehangen  
In seinem Jähzorn einen Feuerbrand.  
Verheert ward jedes Kornfeld rings im Land  
Und jeder Wein- und Oelberg durch die Meute,  
Und mit dem Eselskinnbein in der Hand,  
Als einz'ger Waffe, schlug er tausend Leute.

Von Durst gequält, als sie erschlagen waren,  
Bat er zu Gott, erschöpft und todesbang,  
Er möge ihn erretten und bewahren  
Durch einen Trunk vor sicherem Untergang.  
Und aus dem todten Eselskinnbein sprang  
Sofort aus einem Backenzahn die Quelle.  
So sandte Gott ihm den Erquickungstrank.  
– Im Buch der Richter findet Ihr die Stelle.

Von Gazas Thoren riß er Nachts die Flügel,  
Trotz aller Stadtphilister Widerstand,  
Gewaltsam aus, und trug auf einen Hügel  
Sie bis zur Spitze mit gewalt'ger Hand,  
Damit sie Jeder sähe rings im Land.

O edler Simson, hätte, tapfrer Streiter,  
Dir Dein Geheimniß nicht ein Weib entwandt,  
So gliche Keiner Dir auf Erden weiter.

Die Vorschrift eines Engels hieß ihn meiden  
Den Wein und Cider, und sich nimmerdar  
Sein Haupt zu scheeren oder zu beschneiden.  
Denn seine Stärke lag in seinem Haar.  
In Israel regierte Jahr für Jahr  
Er über zwanzig Winter Land und Leute.  
Doch brachten ihn die Weiber in Gefahr,  
Was unter manchen Thränen er bereute.

Denn als sein Keksweib Delila kaum hörte,  
Daß alle Kraft ihm durch sein Haar verliehn,  
Verrieth ihn die durch Feindesgold Bethörte,  
Und als er schlummernd lag auf ihren Knie'n,  
Schnitt sie, um seine Kraft ihm zu entziehn,  
Das Haar ihm ab, und übergab den Händen  
Des Feindes den Geschwächten, welcher ihn  
Mit Stricken band, um ihn sodann zu blenden.

So lang' sein Haar er trug, war Keiner stärker.  
Ihm konnten keine Banden widerstehn.  
Nun aber sitzt gefangen er im Kerker,  
Und muß gezwungen dort die Mühle drehn.  
O, Richter, einst so hoch und angesehen,  
O, edler Simson, stärkster Mann von Allen,  
Wohl mögen in den blinden Augen stehn  
Die Thränen Dir, denn tief bist Du gefallen!

Hört, wie sein Dasein elend er beschlossen!  
Ein Fest ward von dem Feinde angestellt  
Im reichgeschmückten Tempel, wo mit Possen  
Der Aermste sie gezwungen unterhält.  
Doch wurde bitter ihre Lust vergällt.  
Denn um zwei Pfeiler schlingt er seine Hände.  
– Sie stürzen, und der ganze Tempel fällt,  
Und mit den Feinden fand auch er sein Ende.

Die Fürsten alle, will ich damit sagen,  
Und noch Dreitausend wurden überher,  
Beim Sturz des Tempels vom Gestein erschlagen.

Von Simson aber red' ich nun nicht mehr.  
Doch zeigt dies alte Beispiel Euch, wie sehr  
Es Noth thut, nicht vor Weibern auszuprahlen,  
Was man geheim zu halten wünscht; denn schwer  
Muß man es sonst mit Leib und Leben zahlen.

*Herkules.*

Von Herkules', des Weltbezwingers, Ruhme  
Zeugt manches Werk, das seiner Hand geglückt.  
An Manneskraft war er der Vorzeit Blume.  
Er schlug den Löwen, dessen Haut ihn schmückt,  
Hat der Centauren Uebermuth erdrückt,  
Die grausigen Harpyen überwunden,  
Des Drachen goldne Aepfel abgepflückt,  
Und Cerberus den Höllenhund gebunden.

Busiris, den Tyrannen, schlug er nieder,  
Und gab den Rossen sein Gebein zum Schmaus.  
Er schlug die gift'ge, feuerspei'nde Hyder,  
Und brach ein Horn dem Acheloos aus,  
Den Cacus hat in seinem Felsenhaus,  
Antäus hat, den Riesen, er erschlagen,  
Dem grimmen Eber gab er den Garaus,  
Und hat des Himmels schwere Last getragen.

Es lebte Keiner seit der Welt Beginne,  
Der so viel Ungeheuer überwand.  
Es war der Ruf von seinem Biedersinne  
Und seiner Stärke weit und breit bekannt.  
Von ihm durchzogen wurde jedes Land.  
Es war an Kraft ihm Niemand zu vergleichen.  
Je einen Pfeiler pflanzt' er an dem Rand  
Der Erde auf als Grenz- und Ruhmeszeichen.

Als Kebsweib lebte mit dem edlen Helden  
Die Dejanira, eine junge Maid,  
Frisch wie der Mai, und gab, wie Schreiber melden,  
Ihm einst ein neues, buntgeschecktes Kleid.  
Doch war in Gift von solcher Wirksamkeit  
Das Hemd getränkt – o Jammer und Entsetzen! –  
Daß ihm schon nach zwölf Stunden Tragezeit  
Das Fleisch von seinen Knochen fiel in Fetzen.

Zwar manche Schreiber auch der Ansicht huld'gen,  
Daß Nessus ihm das gift'ge Hemd gesandt,  
Nun, das mag sein. – Ich will sie nicht beschuld'gen.  
Er trug auf nacktem Leibe das Gewand,  
Bis schwarz vom Gift ihm alles Fleisch gebrannt;  
Und hoffnungslos, das Uebel abzuwenden,  
Begrub er sich in glüh'nder Kohlen Brand,  
Um nicht durch Gift unehrenvoll zu enden.

So ist der edle Herkules gestorben.  
Sieh', wer vertraut dem Glück noch fernerweit?  
Wie oft fällt der, den alle Welt umworben,  
Bevor er's denkt, in tiefste Niedrigkeit.  
In Selbsterkenntniß liegt die Männlichkeit!  
Laßt vor dem schmeichlerischen Glück Euch warnen;  
Es wartet nur auf die Gelegenheit,  
Die Menschen unvermuthet zu umgarnen.

*Nebukadnezar.*

Des Königes Nebukadnezars Macht,  
Der Schätze unermeßlichen Bestand,  
Des Scepters Ruhm, des Thrones Glanz und Pracht,  
Macht keine Zunge je getreu bekannt.  
Zweimal hat er Jerusalem berannt,  
Und das Geräth des Tempelheiligthumes  
Geplündert und nach Babylon gesandt,  
Der auserwählten Hauptstadt seines Ruhmes.

Die schönsten Fürstenkinder Israels wählte  
Zu Slaven er, nachdem beschnitten war  
Zuvor ein jeder Knabe; und es zählte  
Auch unter Andern Daniel zu der Schaar,  
Der Weiseste von Allen, welcher klar  
Auslegen konnte, wie geschickt erläutern  
Den Traum des Königs, was mißlungen war  
Bislang Chaldäas ersten Zeichendeutern.

Ein Standbild ließ der stolze König gießen  
Aus reinem Golde, sechzig Ellen lang  
Und sieben breit, das ehrfurchtsvoll zu grüßen  
Er Alt und Jung im ganzen Lande zwang.

Wer nicht gehorchte, fand den Untergang  
In einem Flammenofen. Doch entschlossen,  
Sich nimmerdar zu beugen solchem Zwang,  
Blieb Daniel mit seinen zwei Genossen.

Der stolze Fürstenkönig schien zu glauben,  
Es könne Gottes Allmacht nimmermehr  
Ihn seiner Würde und Gewalt berauben.  
Doch plötzlich traf des Himmels Hand ihn schwer.  
Ihm schien, daß er zum Thier geworden wär';  
Und lange Zeit von diesem Wahn besessen,  
Lief mit dem Vieh im Regen er umher,  
Um wie ein Ochse Gras und Heu zu fressen.

Zu Adlersfedern wuchsen seine Haare,  
Zu Vögelklauf'n die Nägel seiner Hand.  
Doch ward ihm gnädig im Verlauf der Jahre  
Zurückgeschenkt vom Himmel der Verstand.  
Er dankte Gott, von Thränen übermannt;  
Und mied fortan des Lasters Sündenpfade.  
Und noch bevor er Ruh' im Grabe fand,  
Erkannt' er, Gott sei voller Macht und Gnade.

*Belsazar.*

Sein Erbe Belsazar bestieg den Thron,  
Nachdem des Vaters Lebenstag geendet.  
Jedoch sein Schicksal warnte nicht den Sohn.  
Er war durch Stolz und Uebermuth verblindet,  
Ja, Götzen selbst hat Opfer er gespendet;  
Es wuchs sein Hochmuth stets mit seinem Glücke.  
Doch als sich dieses von ihm abgewendet,  
Fiel plötzlich auch sein ganzes Reich in Stücke.

Zu einem Feste lud er aus dem ganzen  
Gebiet des Reiches einst den Adel ein;  
Und ihn zu ehren, rief er seine Schranzen  
Und sprach: »Sogleich bringt das Gefäß herein,  
Das mein erhabner Vater aus dem Schrein  
Des Tempels in Jerusalem genommen,  
Den hohen Göttern unsern Dank zu weihn,  
Daß uns der Ahnen Ehren überkommen!«

Begierig tranken aus den edlen Krügen  
Sein Weib, die Concubinen und die Schaar  
Der Edelleute Wein in vollen Zügen;  
Doch auf zur Mauer starrte Belsazar,  
Und vor Entsetzen sträubte sich sein Haar;  
Denn eine Hand fuhr eilig hin und wieder  
Und schrieb, obwohl kein Arm zu sehen war,  
Die Worte: »*Mene tekel phares*« nieder.

Von keinem Magier ward im ganzen Lande  
Der Sinn von diesen Worten klar gemacht.  
Allein nur Daniel war dazu im Stande,  
Und sprach: »O, Fürst! Dein Vater war mit Macht,  
Mit Ehre, Ruhm und Schätzen reich bedacht;  
Doch als er Gott in seinem Stolz vergessen,  
Hat ihn der Herr in schweres Leid gebracht,  
Und seines Reichs beraubt, das er besessen.«

»Von menschlicher Gesellschaft ausgeschlossen,  
Durchlief in Wind und Wetter er die Flur,  
Fraß Heu, und Esel hatt' er zu Genossen,  
Bis er durch Gnade, durch Vernunft erfuhr,  
Daß Gott im Himmel jede Creatur  
Und jedes Reich nach seinem Willen lenkt.  
Worauf ihm Macht und menschliche Natur  
In seinem Mitleid Gott zurückgeschenkt.«

»Auch Du, sein Sohn, hast Dich, durch Stolz verblendet,  
Obschon Dir alle diese Dinge klar,  
Von Deinem Gott als ein Rebell gewendet.  
Du wagtest frech und jeder Sitte bar,  
Mit Deinen Weibern, Deiner Dirnen Schaar  
Aus diesen heil'gen Bechern Wein zu trinken,  
Du brachtest Götzen Frevelopfer dar,  
Und wirst dafür ins tiefste Elend sinken.«

»O, glaube mir, die Hand, die aufgeschrieben  
Ihr »*Mene tekel phares*« an die Wand,  
Hat Gott geschickt. Es wird Dein Reich zerstieben.  
Dein Thron ist hin. Du bist zu leicht erkannt.  
An Meder und an Perser fällt Dein Land!«  
Er sprach's. – Der König aber ward erschlagen

In selber Nacht. Worauf Darius' Hand  
Dann seinen Scepter wider Recht getragen.

Seht, edle Herren, dieses Beispiel lehret,  
Es biete Herrschaft keine Sicherheit.  
Wenn Euch Fortuna ihren Rücken kehret,  
Verschwinden Reichthum, Macht und Herrlichkeit,  
Ja, Freunde macht zu Feinden selbst das Leid.  
Rasch weiß das Unglück – scheint mir – zu vertreiben  
So Groß wie Klein; und wahr wird alle Zeit  
Dies alte weitbekannte Sprüchwort bleiben.

*Zenobia.*

Zenobia, Palmyras Königin,  
Ward von den Persern rühmend stets besungen.  
In Hinsicht auf Geburt und Edelsinn  
Hat ihr die Palme nie ein Mensch entrungen.  
Sie war aus Persiens Königsblut entsprungen.  
Kaum schön zu nennen war sie, doch voll Kraft  
Hat sie die Waffen mit Geschick geschwungen,  
Und von Gestalt war sie untadelhaft.

Ihr galt – erzählt man – seit der Kindheit Tagen  
Der Weiber Thun und Schaffen für gering.  
Den Wald durchzog sie, um den Hirsch zu jagen,  
Und wenn das Wild dem scharfen Pfeil entging,  
Erhaschte sie's im raschen Laufe flink.  
Herangewachsen, bändigte sie Tiger  
Und Bären, ja selbst Löwen, die sie fing,  
Und blieb in jedem Kampf mit ihnen Sieger.

Sie pflegte Nachts die Berge zu durchstreifen,  
Im Busch zu schlafen und mit kühner Hand  
Das Raubthier in der Höhle zu ergreifen.  
Von ihr ward jeder Jüngling übermannt,  
Der ihr im Kampfe gegenüber stand.  
Ihr Arm warf selbst die stärksten Männer nieder;  
Das Mädchenthum hat Keiner ihr entwandt,  
Denn sich zu binden, war ihr stets zuwider.

Doch wählte schließlich auf der Freunde Rath  
Sie zum Gemahl nach langem Widerstreben

Den edlen Landesfürsten Odenat.  
Und Ihr müßt wissen, ganz wie sie war eben  
Auch er dem Kampfe und der Jagd ergeben.  
Indessen war, wenn auch in Furcht und Scheu  
Sie sich verbanden, reich beglückt ihr Leben  
Und beiderseitig voller Lieb' und Treu.

Nur eine Sache macht' ihn sehr verdrossen,  
Daß sie ihm nur, damit die Welt vermehrt  
Durch die Geburt von einem Leibessprossen,  
Mit ihr den Beischlaf zu vollziehn, gewährt.  
Ward ihr indessen keine Frucht bescheert  
Durch diesen Act, so ließ sie ihn vollbringen  
Zum zweiten Male, was sein Herz begehrt;  
Doch nie dazu aus Furcht vor ihm sich zwingen.

Sobald ein Kind hingegen sie empfangen,  
War auch vorbei das Liebesspiel für ihn,  
Und erst, wenn vierzig Tage hingegangen,  
Ließ sie noch einmal ihn den Act vollziehn.  
Wie sehr er bat, wie aufgebracht er schien,  
Es half ihm nichts. Sie pflegte nur zu sagen,  
Daß es ein Schimpf sei, sich zu unterziehn  
Dem Zeugungswerk aus Lust und Wohlbehagen.

Zwei Söhne waren Früchte der Vermählung,  
Die sie erzog zu Tugend und Verstand.  
Doch um zurückzukehren zur Erzählung,  
Muß ich Euch sagen, daß in keinem Land  
Der Erde man ein Wesen jemals fand,  
So würdig, weise, maßvoll von Betragen,  
Die Muth mit feiner Sitte so verband,  
Und die so tapfer sich im Kampf geschlagen.

Ich könnte nie genügend Euch erzählen  
Von aller Kleider und Geräthe Pracht.  
Sie schmückte sich mit Gold und mit Juwelen,  
Und hatte trotz der Leidenschaft zur Jagd  
Zu eigen manche Sprache sich gemacht,  
Und mit dem Lesen guter Bücher gerne  
Die Stunden ihrer Muße hingbracht,  
Damit sie, tugendhaft zu leben, lerne.

Doch um die Sache nicht zu breit zu treten:  
Erobert hatte dieses tapfre Paar  
Manch großes Reich mit manchen schönen Städten  
Im Orient, wo Romas stolzem Aar  
Die ganze Gegend unterthänig war;  
Und hielten fest mit starker Hand die Beute,  
Und nie verjagte sie der Feinde Schaar,  
So lang' des Lebens Odenat sich freute.

Wer lesen will, wie König Saptors Macht  
Und andrer Fürsten Heere sie geschlagen,  
Aus welchen Gründen sie den Krieg gemacht,  
Und was sich Alles darin zugetragen,  
Wie sie, besiegt, in spätern Lebenstagen  
Gefangenschaft und Ungemach ertrug,  
Dem rath' ich an, Petrarka zu befragen,  
Denn, auf mein Wort! er schreibt davon genug.

Selbst nach dem Tod von Odenat hielt kräftig  
Sie der Regierung Zügel in der Hand.  
Mit ihren Feinden kämpfte sie so heftig,  
Daß jeder Fürst und König rings im Land  
Sich freute, wenn er Gnade vor ihr fand,  
Ja, lieber, als den Krieg mit ihr zu wagen,  
Des Friedens halber sich mit ihr verband,  
Und ungestört sie reiten ließ und jagen.

Galien sogar, und später Claudius,  
Die nacheinander Romas Kaiser waren,  
Besäßen nicht den Muth und den Entschluß,  
Sich auszusetzen solchen Kriegsgefahren.  
Es mieden Syriens und Aegyptens Schaaren,  
Armenier und Araber jede Schlacht  
Aus Furcht, daß sie von ihrem Heer zu Paaren  
Getrieben würden oder umgebracht.

Die Söhne prangten stolz im Königskleide  
Als Erben von des Vaters weitem Land.  
Als Heremann und Timolos sind beide  
Dem ganzen Volk der Perser wohl bekannt.  
Doch Galle mischt dem Honig stets die Hand  
Fortunas bei, und wie das Glück sich wendet,

Erfuhr die mächt'ge Fürstin, die - verbannt  
Aus ihrem Reich - in Noth und Schmach geendet.

Denn als des Aurelianus starke Hand  
Die Kaiserkrone Roms davon getragen,  
Beschloß er gleich, von Rachedurst entbrannt,  
Mit den Legionen einen Krieg zu wagen.  
Und hat Zenobia - um es kurz zu sagen -  
Besiegt, gefangen, und ihr Reich verheert;  
Ließ mit den Söhnen sie in Fesseln schlagen,  
Worauf nach Rom er dann zurückgekehrt.

Ihr goldner mit Gestein verzierter Wagen  
Ward von dem großen Römer Aurelian  
Mit andrer Beute, die davon getragen,  
Zur Schau gestellt in Rom für Jedermann.  
Sie aber schritt, als der Triumph begann,  
Im Kronenschmuck von ihrer Königswürde  
Und steinbesetztem Prachtgewand voran,  
Den Hals beschwert durch goldner Ketten Bürde.

Fortuna, ach! - Sie, die in ihrer Kraft  
So Könige wie Kaiser einst bezwungen,  
Wird jetzt - o, Schmach! von allem Volk begafft.  
Sie, die behelmt im Schlachtenbraus gerungen,  
Der mancher Sturm auf Thurm und Stadt gelungen,  
Trägt jetzt der Knechtschaft grobes Kopfgewand;  
Sie, die den blüh'nden Scepter einst geschwungen,  
Spinnt jetzt ums Brod, die Kunkel in der Hand.

*Peter von Spanien.*

Mit Recht beklagt man Deinen Jammertod  
Hispaniens Stolz, o, edler, würd'ger Peter,  
Dem Ehren einst Fortuna reichlich bot.  
Dein Bruder trieb Dich aus dem Land, und später  
Verlockte hinterlistig durch Verräther  
Er Dich aus Deiner Festung in sein Zelt,  
Wo Dir mit eigner Hand der Missethäter  
Das Leben nahm, die Herrschaft und das Geld.

Im weißen Felde klebt ein schwarzer Aar  
An einem feuerrothen Leimstock feste,

Von dem die schnöde That ersonnen war;  
Und ausgebrütet ward's im schlimmen Neste.  
Nicht Karls Ol'vier thats, der ehrenfeste,  
Nein, Olivier aus dem Bretagnerland;  
Ein Ganelon, den man durch Geld erpreßte,  
Bot zum Ruin des Königs seine Hand.

*Pedro, König von Cypern.*

O edler Pedro, Cyperns Königsheld,  
Der tapfer Alexandrien bezwungen,  
Du Züchtiger der ganzen Heidenwelt,  
Vasallen haben Dich, von Neid durchdrungen,  
Weil Du Dir hohen Ritterruhm errungen,  
In Deinem Bette Morgens umgebracht.  
So wird Fortunas Rad herumgeschwungen;  
Und heute weint, wer gestern noch gelacht.

*Barnabo Visconti.*

Vom großen Barnabo Visconti sei,  
Dem Herrscher Mailands, Euch Bericht gegeben.  
Du Gott der Lust, Du Fluch der Lombardei!  
Wer wagte je, so hoch empor zu streben?  
Der Sohn des eignen Bruders, der daneben  
Als Schwiegersohn Dir doppelt anverwandt,  
Nahm Dir in Deiner Kerkerhaft das Leben;  
Wie und weißwegen blieb mir unbekannt.

*Hugolin von Pisa.*

Kaum melden kann mein Mund vor Leid und Wehe  
Graf Hugolin von Pisas Höllenpein.  
Es steht ein Thurm in Pisas nächster Nähe;  
Dort sperrte man ihn als Gefangnen ein,  
Mitsammt drei Kindern, noch so zart und klein,  
Daß kaum das älteste fünf Jahre zählte.  
Ach, Schicksal, das für solche Vögelein  
Solch einen Ort zum Käfig auserwählte.

Er war verdammt, in seiner Haft zu sterben,  
Denn Roger, Pisas Bischof, war bedacht,  
Ihn unter falschem Vorwand zu verderben;  
Weßhalb das Volk zum Aufstand er entfacht.

So ward er zum Gefangenen gemacht,  
Wie ich bereits Euch vorhin kund gegeben;  
Zwar wurde Trank und Nahrung ihm gebracht,  
Doch arm und schlecht und kaum genug zum Leben.

Als einst die Stunde kam, in der zuvor  
Ihm stets sein Mahl der Wärter zugetragen  
Vernahm er, daß verschlossen ward das Thor.  
Er schwieg – indeß sein Herz begann zu zagen,  
Und konnte sich der Ahnung nicht entschlagen,  
Daß er bestimmt zum Hungertode sei.  
»Weh'! daß mich meiner Mutter Schoß getragen!«  
– Rief er, und weinte bitterlich dabei.

Sein jüngster Knabe von drei Jahren sprach:  
»Sag' Vater, warum Deine Thränen fließen?  
Bringt nicht der Wärter uns die Suppe? Ach!  
Soll ich kein einzig Stückchen Brod genießen?  
Ich kann vor Hunger nicht die Augen schließen.  
Gern schließ' auf ewig, lieber Gott, ich ein,  
Damit die Schmerzen mich in Ruhe ließen;  
Jedoch das Liebste würde Brod mir sein.«

So klagte Tag für Tag das Kind sein Leiden,  
Bis es im Schoß des Vaters niedersank.  
»Leb' wohl, mein Vater!« – rief es – »ich muß scheiden!«  
Und starb, indem es küssend ihn umschlang.  
Der Vater sah's, und biß im Schmerzensdrang  
Sich vor Verzweiflung in die beiden Arme.  
»O, weh' mir!« – rief er – »Deines Rades Gang,  
O, falsches Glück, ist Schuld an meinem Harme!«

Die Kinder wähten, daß er Hunger leide,  
Als er vor Jammer in den Arm sich biß.  
»Ach, Vater, unterlass' es!« – riefen beide –  
»Nimm von uns Zweien doch das Fleisch und iß  
Dich satt daran; denn Dir gehört's gewiß;  
Du gabst es uns!« – so baten sie und riefen,  
Bis nach zwei Tagen sie der Tod entriß  
Vom Schoß des Vaters, wo sie sanft entschliefen.

Und in Verzweiflung mußte Hungers sterben  
Auch Pisas mächt'ger Graf nach kurzer Zeit.

Fortuna riß vom Glanz ihn ins Verderben.  
Hier endet die Tragödie. Aber seid  
Ihr, mehr zu hören, willig und bereit,  
Mögt Ihr Italiens großen Dichter fragen,  
Der Dante heißt. – Er kann Euch weit und breit  
Von Punkt zu Punkt darüber Alles sagen.

*Nero.*

Ist Nero auch so lasterhaft gewesen  
Wie je ein Teufel in der Hölle Schlund,  
War dennoch – wie im Sueton wir lesen –  
Ihm unterthan in Osten, Westen und  
In Nord und Süd das weite Weltenrund.  
Er liebte sehr, mit Schmuckwerk sich zu zieren,  
Und seine Kleider glänzten reich und bunt  
Von Perlen und Rubinen und Saphiren.

An Stolz und Pracht und üppigem Behagen  
Glich ihm kein Kaiser je zuvor im Land.  
Wenn er sein Kleid nur einen Tag getragen,  
Ward abgethan für immer das Gewand.  
Er fischte, wenn er Lust dazu empfand,  
Im Tiberstrom mit vielen goldnen Netzen;  
Ihm war Fortuna freundlich zugewandt,  
Und seine Launen macht' er zu Gesetzen.

Einst hieb die Senatoren er zusammen,  
Sich zu belust'gen an dem Wehgeschrei;  
Er setzte Rom aus Uebermuth in Flammen,  
Erschlug den Bruder, lag der Schwester bei.  
Von jedem Band der Kindesehrfurcht frei,  
Schnitt dieses Scheusal – Wehe über Wehe! –  
Sogar der eignen Mutter Leib entzwei,  
Daß er den Ort, der ihn empfangen, sähe.

Er weinte bei dem Anblick keine Zähren.  
»Sie war ein schönes Weib!« – sprach er allein  
Wie konnte – läßt dies Räthsel sich erklären? –  
Er Richter ihrer todten Reize sein?  
Und als er dies vollbracht, verlangt' er Wein  
Und trank ihn aus mit ruhigem Gebahren.  
Ach! tief frißt sich das Gift des Lasters ein,

Wenn Herrschermacht und Grausamkeit sich paaren.

Des Kaisers Lehrer, der ihn in der Jugend  
Zur Wissenschaft und Höflichkeit erzog,  
Galt als die Blume der Moral und Tugend  
In jener Zeit – sofern mein Buch nicht log. –  
So lang' des Lehrers Einfluß überwog,  
Schien er verständnißvoll und wohlgerathen,  
Doch wuchs in ihm, je mehr die Zeit verflog,  
Der Hang zur Herrschsucht und zu Missethaten.

Vor diesem Seneka, von dem wir sprechen,  
In steter Furcht der Kaiser Nero stand,  
Verständig strafte Laster er und Schwächen  
Durch ernste Worte statt mit grober Hand.  
»Ein Kaiser« – sprach er – »soll stets unverwandt  
Nach Tugend streben und Gewalt vermeiden.«  
Doch für dies Wort ließ Nero wuthentbrannt,  
In einem Bad die Adern ihm durchschneiden.

Daß er vor seinem Meister mit Verehrung  
In seiner Jugendzeit das Haupt gesenkt,  
Erschien ihm späterhin als Selbstentehrung,  
Weßhalb den Tod er über ihn verhängt.  
Doch Seneka, dem freie Wahl geschenkt,  
Zog vor, das Bad mit seinem Blut zu röthen,  
Daß andre Qualen von ihm abgelenkt.  
Seht, so ließ Nero seinen Lehrer tödten!

Indeß, Fortuna selber ward verdrießlich,  
Als Neros Hochmuth immer wuchs und schwoll.  
Zwar war er stark, doch sie blieb stärker schließlich,  
Und dachte so: Bei Gott! nicht länger soll  
Ein solcher Mann, der aller Laster voll,  
Die Krone tragen, oder Kaiser heißen.  
Bei Gott! ganz unerwartet soll mein Groll  
Ihn treffen und von seinem Throne reißen.

Zur Nacht empörte wider seine Laster  
Sich einst das Volk. Jedoch zu rechter Zeit  
Schlich aus der Thüre heimlich sich in Hast er  
Und suchte bei Bekannten Sicherheit,  
Doch wo er immer klopft und fleht und schreit,

Man riegelte die Thüre fest von innen;  
Ihn aufzunehmen war kein Mensch bereit;  
Das sah er ein, und zog enttäuscht von hinnen.

Und lärmend zog des Pöbels Schaar heran;  
Und ihm zu Ohren diese Worte drangen:  
»Wo ist der falsche Nero, der Tyrann!?!«  
Vor Furcht war die Besinnung ihm vergangen  
Und zu den Göttern fleht er voller Bangen  
Um Hülfe – aber keine Rettung kam;  
So daß zuletzt, von Todesfurcht umfangen,  
Er ein Versteck im nächsten Garten nahm.

Er fand, sobald den Garten er betrat,  
Zwei Männer, die dort um ein Feuer lagen,  
Das lodernd flammte, und die beiden bat  
Er flehentlich, sein Haupt ihm abzuschlagen  
Und zu verbergen, um nicht zu ertragen,  
Daß seine Leiche zum Gespött gemacht,  
Doch mußte schließlich er sich selbst erschlagen;  
Wozu Fortuna schadenfroh gelacht.

### *Holofernes.*

Nie hat ein Feldherr königlicher Heere  
So viele große Länder unterjocht;  
Nie war ein Mann, der auf dem Feld der Ehre  
Mit solcher Kraft in jenen Zeiten focht,  
Der prahlerischer je auf Ruhm gepocht,  
Als Holofernes, den mit Wollustschlingen  
Fortuna anfangs schmeichlerisch umflocht,  
Um ihn dann plötzlich um den Hals zu bringen.

Gefürchtet war er rings in allen Ländern;  
Die Völker büßten Gut und Freiheit ein.  
Er zwang sie, ihren Glauben abzuändern,  
Ihr Gott – befahl er – solle nur allein  
Für alle Zeit Nebukadnezar sein.  
Es konnte seinem Willen widerstehen  
Bethuliens starke Veste nur allein,  
Wo Eliachim das Priesteramt versehen.

Dies aber war des Holofernes Ende:

Im Lager schlief er, weinberauscht zur Nacht  
In seinem großen Zelte, als behende  
Sich Judith einschlich, die trotz seiner Macht  
Und seines Poms im Schlaf ihn umgebracht  
Und dann, nachdem sein Haupt sie abgeschlagen,  
Sich ungesehen aus dem Staub gemacht,  
Um seinen Kopf in ihre Stadt zu tragen.

*Antiochus.*

Was soll ich von der Pracht und Majestät  
Des Königes Antiochus Euch sagen?  
Wie er, hat Niemand sich vor Stolz gebläht,  
Noch jemals sich so lasterhaft betragen.  
Ihr mögt das Makkabäerbuch befragen.  
Dort stehn die stolzen Worte, die er sprach.  
Dort seht Ihr, wie er vom Geschick geschlagen  
Auf einem Hügel starb in Noth und Schmach.

Er pflegte stolz sich auf sein Glück zu steifen,  
Und glaubte schier in seinem Uebermuth,  
Er könne mit der Hand die Sterne greifen,  
Die Berge wiegen, und des Meeres Fluth  
Beherrschen – und beschloß aus Haß und Wuth  
Das Volk Jehovas gänzlich zu vernichten.  
Er ließ es grausam martern bis aufs Blut,  
Und währte stolz, ihn könne Gott nicht richten.

Doch als Timotheus und Nikanor  
Der Macht des Judenvolkes unterlagen,  
Erschwoll sein Haß gewalt'ger, denn zuvor.  
Und eiligst ließ er schmieren seinen Wagen,  
Um spornstreichs nach Jerusalem zu jagen;  
Und fluchte höchst verächtlich und er schalt,  
Sie sollten schwer an seinem Zorne tragen.  
Indeß zu Schanden ward sein Vorsatz bald.

Zur Strafe für sein Drohen schlug ihn kläglich  
Mit unheilvollen Wunden Gottes Hand.  
In seinem Innern ward ganz unerträglich  
Ihm das Gedärm zerrissen und verbrannt,  
So daß er die gerechte Strafe fand  
Für Qualen, die er Andern auferlegte.

Doch trotz der Schmerzen blieb er unverwandt  
Bei dem verruchten Vorsatz, den er hegte.

Auf sein Geheiß stand bald sein Heer gerüstet;  
Doch unerwartet ward ein Ziel gesetzt  
All seinem Stolz, mit dem er sich gebrüstet.  
Vom Wagen stürzend, ward er schwer verletzt,  
Sein Leib zerschmettert, seine Haut zerfetzt.  
Zum Gehen weder fähig noch zum Reiten,  
Trug ihn in einer Sänfte man zuletzt  
Mit wundem Rücken und gebrochnen Seiten.

Denn Gottes Zorn schlug ihn mit schwerer Plage.  
Von eklen Würmern ward sein Leib verzehrt,  
In Folge dessen er bei Nacht und Tage  
So gräßlich stank, daß vom Geruch beschwert,  
Die Dienerschaft den Rücken ihm gekehrt,  
Die voller Abscheu dem Gestank entrannte,  
So daß er endlich, durch sein Leid belehrt,  
Die Allmacht Gottes weinend anerkannte.

Dem ganzen Heer und auch ihm selbst zumal  
Ward unerträglich der Gestank der Wunden;  
Unmöglich war's, trotz seiner Höllenqual,  
Noch einen Träger für ihn auszukunden.  
Auf einem Berge hat den Tod gefunden  
Der Räuber und der Mörder, dessen Hand  
Die Menschheit so gemartert und geschunden.  
Das war die Strafe, die sein Hochmuth fand.

*Alexander.*

Schon oft erzählt ist Alexanders Leben.  
Bald mehr, bald weniger davon bekannt  
Ist jedem Manne, dem Verstand gegeben.  
Das Facit bleibt, daß er mit starker Hand  
Den ganzen Weltkreis rühmlich überwand,  
Daß er der Menschheit Stolz zu Boden drückte,  
Wohin er kam, bis zu der Erde Rand,  
Und Friedensboten jedes Volk ihm schickte.

Mit ihm verglichen werden kann kein Held  
Und kein Erobrer, den es je gegeben.

Aus Furcht vor ihm erbebte rings die Welt.  
Frei war sein Sinn und ritterlich sein Leben.  
Und Ehre gab als Erbtheil ihm daneben  
Fortunas Gunst. Nichts hemmte, als die Lust  
Zu Wein und Weibern, je sein kühnes Streben,  
Und Löwenmuth beseelte seine Brust.

Was nützt es seinem Ruhme, Euch zu melden,  
Wie er Darius überwand und schlug,  
Wie Kön'ge, Fürsten, Herzoge und Helden  
Zu Hunderttausend er ins Elend jug.  
So weit ein Roß je einen Reiter trug,  
War sein die Welt. Was bleibt hinzuzufügen?  
Nie schrieb' ich und erzählte nie genug  
Von seinen Thaten, seinen Ritterzügen.

Zwölf Jahre lang saß er auf seinem Thron,  
Und war – wie uns schon Makkabäus lehrte –  
Des ersten Griechenkönigs Philipp Sohn.  
O, edler Alexander, Dir bescheerte  
Ein schlimmes Loos Fortuna; denn sie kehrte  
Zur Eins des Würfels Sechs, und ihr entfloß  
Nicht eine Thräne, als Dich Gift verzehrte,  
Das Freundeshand in Deinen Becher goß.

Wer aber leiht mir Thränen, diesen Fall  
Von Edelmuth und Freisinn zu beklagen?  
Ihm unterthänig war das Weltenall;  
Doch schien, beseelt von Muth und kühnem Wagen,  
Er mit noch höhern Plänen sich zu tragen.  
Indeß, was soll ich von dem Unbestand  
Des Glückes und vom Gifte weiter sagen,  
Als daß den Tod durch Beider Schuld er fand.

*Julius Cäsar.*

Durch Klugheit, Muth und unverdross'nes Streben  
Verstand zur Majestät aus niederm Stand  
Sich Julius, der Erobrer, zu erheben,  
Der durch Verträge, wie mit starker Hand  
Den ganzen Occident zu Meer und Land  
Gezwungen hat, Tribut an Rom zu zollen,  
Und welchen Rom als Herrscher anerkannt,

Bis daß Fortuna anfang ihm zu grollen.

Pompejus, Deinem Schwiegervater, standest  
Du gegenüber in Thessaliens Feld,  
O, mächt'ger Cäsar, und Du überwandest  
Die Ritter, welche jeder Gau gestellt,  
Soweit der Tag den fernsten Ost erhellt.  
Mit einem Häuflein Krieger war entronnen  
Pompejus zwar, doch war des Orients Welt,  
Dank Deinem Glück, durch diese Schlacht gewonnen.

Pompejus, Roms Beherrscher, zu beweinen,  
Sei eine kleine Weile mir erlaubt.  
Verrätherisch hat einer von den Seinen  
Ihn seines Lebens auf der Flucht beraubt.  
Wodurch er Julius zu erfreu'n geglaubt,  
Dem er das Haupt des Feindes eingehändigt.  
Pompejus, Du des Orients Oberhaupt,  
Hast schmählich, ach! in dieser Art geendigt.

Als triumphirend darauf Julius  
In Rom, bekrönt mit Lorbeern eingezogen,  
Geschah's nach ein'ger Zeit, daß Cassius  
Und Brutus, die, durch Neid dazu bewogen,  
Längst im Geheimen Rachepläne pflogen,  
Sich wider ihn verschworen, und den Ort,  
Wo sie die Dolche wider ihn gezogen  
Zum Todesstreiche, nenn' ich Euch sofort.

Als nämlich Julius, wie sein Brauch es war,  
Zum Capitolium eines Tags gegangen,  
Ward er vom falschen Brutus und der Schaar  
Von seinen andern Feinden dort empfangen,  
Die alsobald die Dolche auf ihn schwangen.  
Er fiel, durch manche Wunde bald entseelt.  
Doch nur ein Dolchstich oder zwei entranken  
Ihm einen Seufzer – wie mein Buch erzählt.

So voller Mannesmuth und so beherzt  
War Julius und so sittlich von Betragen,  
Daß er, wie auch die Todeswunde schmerzt,  
Den Mantel um die Hüften noch geschlagen,  
Um nicht zur Schau die Heimlichkeit zu tragen.

In Ohnmacht liegend, rang er mit dem Tod;  
Doch selbst im Sterben wollt' er nicht entsagen  
Der kleinsten Pflicht, die Sittsamkeit gebot.

Zur weitem Einsicht kann ich Euch empfehlen:  
Lucanus, Valerian und Sueton,  
Die Wort für Wort Euch klar genug erzählen,  
Wie diese zwei Bewerber um den Thron  
Das Glück verzog und dann verließ mit Hohn.  
Wie kurze Zeit Fortunas Launen währen,  
Wie wenig ihr zu trauen ist, kann schon  
Euch das Geschick der Welteroberer lehren.

*Krösus.*

Des weisen Lyderkönigs Krösus Macht  
Erfüllte Cyrus selbst mit Furcht und Zagen;  
Doch wurde bald sein Stolz zu Fall gebracht:  
Gefangen, ward zum Holzstoß er getragen.  
Doch sieh, das Feuer ward rasch ausgeschlagen  
Durch Regenströme, so daß er entkam.  
Fortuna aber sann auf neue Plagen,  
Bis daß am Galgen er sein Ende nahm.

Denn kaum entronnen, war sein ganzes Sinnen  
Dem Kriege gleich aufs Neue zugewandt.  
Er dachte: ließ Fortuna ihn entrinnen,  
Als ihre Gunst den Regen ihm gesandt,  
Sei, ihn zu tödten, auch kein Feind im Stand.  
Und durch ein Traumbild, das ihn Nachts umschwebte,  
Gewann sein Stolz so sehr die Oberhand,  
Daß er fortan stets Rachepläne webte.

Auf einem Baume saß er, wie ihm deuchte,  
Wo Jupiter ihm Rücken wusch und Schoß,  
Und Phöbus ihm ein schönes Handtuch reichte,  
Sich abzutrocknen – und sein Stolz war groß.  
Und über das ihm zgedachte Loos  
Ließ er von seiner Tochter sich belehren,  
Und da ihr offen lag der Zukunft Schoß,  
Begann den Traum sie also zu erklären:

»Der Baum« – so sprach sie – »stellt den Galgen dar,

Und Jupiter bedeutet Schnee und Regen,  
Und Phöbus' weißes Handtuch ist ganz klar  
Als Strahlenschein der Sonne auszulegen:  
Dem Galgen gehst, mein Vater, Du entgegen;  
Dich wäscht der Regen, trocknet Sonnenbrand.«  
So wußte klar sein Schicksal zu erwägen  
Die Tochter, welche Phania genannt.

Der stolze König Krösus ward gehangen.  
Ihm half zu Nichts des Thrones Herrlichkeit.  
Der Stoff zu Klagen wär' schon ausgegangen  
Längst der Tragödie, wenn mit Plötzlichkeit  
Die stolzen Reiche nicht zu jeder Zeit  
Fortuna wüßte in den Staub zu strecken.  
Sie flieht, sobald man ihr Vertrauen leiht,  
Um ihr Gesicht in Wolken zu verstecken.

### **Der Prolog des Nonnenpriesters.**

*Vers 7453–7506.*

»Ha!« – rief der Ritter – »Herr, Nichts mehr davon!  
Was Ihr gesagt habt, ist genügend schon,  
Und mehr als das! – Mich dünkt, an eignen Plagen,  
So klein sie sind, hat man genug zu tragen.  
Mir wenigstens erscheint höchst unergötzlich,  
Wenn Menschen aus dem Wohlstand, ach! so plötzlich  
Zu Grunde gehn. Im Gegentheile kann  
Uns trösten und erbauen, wenn ein Mann  
Sich aus der Armuth in die Höhe schwingt,  
Stets weiter strebt und es zu etwas bringt,  
Und sich erhält in stetem Wohlgedeih'n.  
Das scheint mir ein erbaulich Ding zu sein,  
Von dem zu hören, Jedermann erfreut!«

»Ja!« – rief der Gastwirth – »bei St. Pauls Geläut!  
Ihr sprecht ganz wahr! Der Mönch hat laut geblasen.  
In Wolken hüllte sich nach seinen Phrasen  
Fortuna ein; ich weiß nicht recht mehr, wie?  
Ihr hörtet die Tragödie. – Doch, Pardi!  
Was hilft, daß man bejammert und beklagt,  
Was abgethan ist? Denn, wie Ihr gesagt,  
Von Leiden hören, macht das Herz uns schwer.

Bei Gottes Huld! – Herr Mönch, davon nichts mehr!  
Der ganze Kreis fühlt sich dadurch verletzt;  
Nicht eine Fliege werth ist, was Ihr schwätzt!

Darin ist Nichts von Späßen oder Scherzen!  
Herr Mönch – Dan Peter – laßt von ganzem Herzen  
Euch bitten, tragt uns etwas Andres vor.  
Denn wahrlich, rasselten mir nicht im Ohr  
Die Schellen stets von Eurem Zaumbehang,  
Wär' ich – beim Herrn, der für uns starb! – schon lange  
Vor Schlaf vom Roß gesunken, und ich läge  
Wohl in der tiefsten Pfütze hier am Wege,  
Und ganz umsonst wär', was Ihr vorgetragen.  
Denn sicherlich, wie die Gelehrten sagen:  
Wenn es an Hörern einem Mann gebricht,  
So nützt Nichts alle Weisheit, die er spricht.  
Ich weiß zu wohl, uns muß der Stoff beseelen,  
Um eine Sache würdig zu erzählen.  
Drum tragt uns Jagdgeschichten vor, ich bitte.«

»Nein,« – sprach der Mönch – »Scherz ist bei mir nicht Sitte.  
Ich bin zu Ende. Mögen Andre sprechen.«

Zum Nonnenpriester wandte sich mit frechen  
Und rohen Worten unser Wirth sodann:  
»Komm' näher, Priester! Komm', mein Herr Johann!  
Laß einen heitern Schwank uns jetzt vernehmen!  
Du brauchst Dich Deines Kleppers nicht zu schämen.  
So dünn er ist, thut er für Dich, als Reiter,  
Doch seinen Dienst. Drum gräme Dich nicht weiter,  
Sei nur von Herzen fröhlich immerdar!«

»Ja, Wirth,« – sprach er – »vergnügt bin ich fürwahr,  
Ob ich zu Fuß, ob ich zu Pferde reise,  
Denn sonst wär' ich zu tadeln;« und zum Kreise  
Gewandt, hub gleich mit der Erzählung an  
Der herzensgute Priester, Herr Johann.

### **Die Erzählung des Nonnenpriesters.**

*Vers 7507–8132.*

In enger Hütte nah' bei einem Wald  
In einem Thale lebte, arm und alt,

Vor Zeiten eine Wittwe. Und dort hatte,  
Seitdem gestorben war ihr Ehegatte,  
Die Frau, von der ich Euch erzählen will,  
Geführt ihr Leben in Geduld und still.

Klein war die Pacht und ihr Bestand an Vieh;  
Durch Sparsinn aber, den ihr Gott verlieh,  
Ernährte sie zwei Töchter und sich selber.  
Sie hatte nur drei Schweine und drei Kälber  
Und außerdem ein Schaf, mit Namen Malle.  
Von Rauch geschwärzt war Wohngemach und Halle,  
Wo täglich sie die karge Malzeit nahm.  
In ihren Mund kein Leckerbissen kam,  
Pikante Brühen blieben ihr stets fremd,  
Denn schlicht war ihre Nahrung, wie ihr Hemd.  
Durch Ueberladung wurde sie nie krank,  
Die Mäßigkeit war ihr Verdauungstrank  
Und Arbeit und zufriedner Sinn. Die Gicht  
War hinderlich am Tanz der Wittwe nicht,  
Noch litt ihr Kopf je durch Apoplexie,  
Denn Rothwein oder Weißwein trank sie nie.  
Aus Weiß und Schwarz bestand ihr Mittagsschmaus,  
Denn Milch und Grobbrød waren meist im Haus,  
Bisweilen Speck, ein Ei, kam's hoch, ein Paar,  
Da sie nur eine Tagelöhn'rin war.

Auch einen Hof besaß sie, rings umgeben  
Von hohen Hecken und von trocknen Gräben,  
Für ihren Hahn, der Chanteklar genannt.  
Kein bess'rer Kräher war im ganzen Land;  
Weit lustiger als Kirchenorgelklang  
An Messetagen tönte sein Gesang,  
Vom Balken scholl weit sicherer sein Schrei,  
Als Uhr und Glocke jeglicher Abtei,  
Und er erkannte durch Instinkt sofort  
Die Nacht- und Tageslänge für den Ort.  
Er krähte, wenn die Sonne funfzehn Grad'  
Erklommen hatte, laut und accurat.  
Sein Kamm war röther, als die Blutkoralle,  
Und krenelirt, gleich einem Festungswalle;  
Schwarz war sein Schnabel wie der Kohle Schein,  
Und himmelblau erglänzten Fuß und Bein;

Die Krallen waren weißen Lilien gleich,  
Und sein Gefieder schien wie Gold so reich.

Der edle Hahn war Oberherr von sieben  
Stets dienstbefliss'nen Hennen, die zu lieben  
Von ihm als Schwestern waren, wie als Frau'n,  
Und die ihm wunderähnlich anzuschau'n.  
Jedoch das schönste Farbenspiel am Hals  
Trug Fräulein Pertelote jedenfalls.

Sie war so höflich, so discret und zierlich,  
Von so gefäll'gem Wesen und manierlich  
Bereits zur Zeit, als sie nur wochenalt,  
Daß sie das Herz von Chanteklär alsbald  
Gefesselt hielt und ganz und gar gewann.  
Er liebte sie – und fand Gefallen dran.  
Ihn anzuhören, war die höchste Wonne,  
Wenn er beim Schein der frühen Morgensonne  
So lieblich sang: »Mein Lieb ist fern von hier!«  
– Denn damals hatten Vögel und Gethier  
Gesang und Sprache noch, wie ich vernahm. –

Als eines Tags die Morgendämmerung kam,  
Saß Chanteklär mit seiner Weiberschaar  
Auf seinem Balken, der im Vorhaus war,  
Und zwar ganz nah' zur Seite seiner schönen  
Frau Pertelote und begann zu stöhnen,  
Gleich einem Mann, den schwere Träume plagten.  
Und Pertelote hörte seine Klagen,  
Ward bleich und sprach: »Was fehlt Dir, liebes Herz,  
Daß Du so ächzest? sag', was macht Dir Schmerz?  
Pfui! alter Schläfer, hast Du keine Scham?«

Ihr Antwort gebend, sprach er drauf: »Madam,  
Ich bitte Dich, sei nur nicht gleich verletzt.  
Bei Gott, mir träumte Schlimmes eben jetzt.  
Von Angst und Schreck ist noch mein Herz beklommen,  
Nun, gebe Gott, es möge besser kommen,  
Und wahre mir die Freiheit meiner Glieder!  
Mir träumte nämlich, daß ich auf und nieder  
Im Hofe ging, wo ich ein Thier erblickte,  
Gleich einem Hund, das sich zum Sprung anschickte  
Auf meinen Leib, und würgte mich zu Tod.

Der Farbe nach war's zwischen gelb und roth.  
Und schwarze Flecken, ungleich seinen Haaren,  
An seinem Schwanz und seinen Ohren waren.  
Schmal war die Schnauze; seine Augen sahn  
Mich glühend an. – Mein Ende fühlt' ich nahn.  
Und darum mußst' ich seufzen, zweifellos.«

»Pfui! feige Memme!« – fuhr sie auf ihn los –  
»Beim hohen Gott im Himmel sei's geschworen,  
Du hast mein Herz und mein Vertrau'n verloren,  
Denn einen Feigling lieb' ich nun und nimmer!  
Zum Ehegatten wünschen wir uns immer  
Nur einen Mann – was auch die Weiber sagen –  
Der kühn und klug und frei ist von Betragen,  
Kein Geizhals und kein Thor ist, welcher schwätzt  
Und sich vor jedem dummen Spuk entsetzt,  
Und der kein Prahlhans ist. – Beim Herrn der Seelen!  
Wie wagst Du, Deinem Liebchen zu erzählen,  
Daß irgend etwas Dich erschrecken kann?  
Wie, hast Du nicht das Herz von einem Mann  
Und einen Bart, und weißt Du nicht, daß Träume,  
Bei Gott, nur eitel sind und leere Schäume?

Die Träume kommen durch Naturanlagen  
Und oftmals auch aus überfülltem Magen,  
Und wenn uns Ueberfluß an Säften plagt.  
Daß Nachts ein Traum in Schrecken Dich gejagt,  
Hat seinen Grund ganz sicher im Geblüt,  
Denn Du bist hochcholerisch von Gemüth.  
Und darin hat es eben sein Bewenden,  
Daß wir von Pfeilen träumen und von Bränden,  
Von Kampf und Streit; daß uns Insekten beißen  
Und rothe Thiere unsern Leib zerreißen,  
So fährt aus melancholischem Humor  
Man oftmals schreiend aus dem Schlaf empor  
Aus Furcht vor schwarzen Bären oder Stieren  
Und bald, weil schwarze Teufel uns entführen.  
Noch andre Säfte wüßt' ich aufzuzählen,  
Die manchen Mann in seinem Schläfe quälen,  
Doch ich berühre diesen Punkt nur leise.

Sieh' Cato an! Was sagte dieser Weise?

›Der Träume wegen mach' Dir keine Grillen!‹  
Drum, lieber Herr, nimm gleich um Gottes Willen,  
Fliegst Du mit mir vom Balken, zu laxiren;  
Und Leib und Seele will ich gern verlieren,  
Wenn dieser Rath nicht gut ist. Auf mein Wort,  
Den Zorn sowie die Schwermuth fegt er fort.  
Doch säume nicht; und da in dieser Stadt  
Man leider keinen Apotheker hat,  
So will ich selbst zwei Kräuter für Dich lesen,  
Und Du wirst Dich erholen und genesen.  
In unserm Hof kann ich die Kräuter finden,  
Die von Natur die Eigenschaft verbinden,  
Von unten und von oben Dich zu rein'gen.  
Indeß, bei Gott im Himmel, dem Dreiein'gen!  
Bedenke, daß cholerisch ist Dein Blut.  
Sei vor der Mittagssonne auf der Hut,  
Besonders wenn Dich heiße Säfte plagen;  
Denn einen Groschen möcht' ich daran wagen,  
Dem kalten Fieber kannst Du nicht entgehn,  
Und packt Dich dieses, ist's um Dich geschehn.  
Ein bis zwei Tage mußt Du Dich ernähren  
Von nichts als Würmern und Dich dann entleeren  
Durch Tausendgüldenkraut und Heckenrauch  
Und Hundebeeren, Kresse, oder Lauch,  
Und was man sonst im Hofe finden kann  
An Nieswurz oder lust'gem Gundermann.  
Pick' alles auf und schluck' es frisch hinunter.  
Bei Deinen Ahnen! lieber Mann, sei munter!  
Und, kurz und gut, scheuch' Traum und Sorgen fort.«

»Madame,« – sprach er – »*Grand mercy* für dein Wort.  
Indeß wenn Cato sagte, den die Welt  
Ob seiner Weisheit so in Ehren hält,  
Daß wir um Träume uns nicht kümmern sollten,  
So schreibt doch Mancher, welcher mehr gegolten,  
Als Cato jemals galt, bei meinem Heil!  
In alten Büchern ganz das Gegentheil  
Und hat, bei Gott! die Meinung, die er hegt,  
Mit Gründen der Erfahrung wohl belegt  
Und hält die Träume von Bedeutsamkeit,  
Weil dadurch Leid und Freude prophezeit,  
Die uns im Lauf des Lebens widerfahren.

Ich kann die Argumente mir ersparen,  
Da es thatsächlich zu begründen ist.  
Der größte Autor, der zu finden ist,  
Erzählt, daß einstmals, freundschaftlich gesellt,  
Zwei Männer eine Wallfahrt angestellt.  
Und es geschah, als einst ihr Tagesziel  
Erreicht war, daß im Dorfe sie so viel  
Verschiednes Volk in jedem Wirthshaus trafen,  
Daß sie in keiner Hütte Raum zum Schlafen  
Mitsammen finden konnten für die Nacht.  
So war es zur Nothwendigkeit gemacht,  
Daß sie sich trennten, und der Eine hier,  
Der Andre dort im Gasthaus sein Quartier  
Sich suchen mußte, wie er's eben fand.  
In einem Stall, der fern im Hofe stand,  
Fand Einer bei den Ochsen Unterkommen,  
Der Andre wurde besser aufgenommen,  
Wie es ihm Zufall oder Glück beschieden,  
Die Alles lenken auf der Welt hinieden.  
Und als er in dem Bette lag, geschah,  
Daß ihm im Traume, eh' der Morgen da,  
Sein Kamerad erschien und zu ihm sprach:  
»In einem Ochsenstalle werde, ach!  
Ich diese Nacht ermordet. Auf der Stelle  
Such' mich zu retten, lieber Mitgeselle.  
Hier lieg' ich, und der Tod steht mir bevor!«

Erschreckt fuhr jener aus dem Schlaf' empor,  
Doch als aus seinem Schlummer er erwachte,  
Dreht' er sich schleunig wieder um, und dachte:  
Es war ein Traum. Bekümm're dich nicht weiter.  
Doch nach dem ersten Traume kam ein zweiter  
Und dann ein dritter – und er hörte sagen,  
So schien es ihm: »Jetzt bin ich schon erschlagen!  
Sieh' meine tiefe, weite, blut'ge Wunde!  
Steh' zeitig auf in früher Morgenstunde,  
Um nach dem Westthor dieser Stadt zu gehn.  
Dort wirst Du einen Düngerkarren sehn,  
In dem verborgen meine Leiche ruht.  
Drum halt' ihn an mit unerschrocknem Muth!  
Mein Gold war leider meines Todes Grund.«  
So machte, bleich und jammernd, er ihm kund

Den ganzen Hergang, wie er umgekommen.  
Und glaubt es mir, was er im Traum vernommen,  
Traf wirklich ein. – Beim Tagesanbeginn  
Ging er zum Gasthof des Gefährten hin,  
Wo er sofort zum Ochsenstalle lief,  
Und wiederholt nach seinem Freunde rief.  
Der Gastwirth gab zur Antwort auf der Stelle:  
›Herr, abgereist ist Euer Mitgeselle;  
Früh Morgens schon hat er die Stadt verlassen.‹

Doch dieser Mann begann Verdacht zu fassen,  
Als er bedachte, was ihm Nachts geträumt;  
Drum ging er fort, und lief dann ungesäumt  
Zum Westthor von der Stadt. Und, sieh', er fand  
Dort einen Karr'n, der Dünger auf das Land  
Zu bringen schien, ganz in derselben Art,  
Wie ihm im Traum vom Todten offenbart.  
Und unerschrocken hub er an zu sprechen:  
›Recht und Vergeltung fordert dies Verbrechen!  
Mein Freund, der diese Nacht erschlagen ist,  
Liegt hier im Karren leblos unterm Mist,  
Beklagen will ich mich beim Magistrat,  
Der in der Stadt die Oberleitung hat.  
Helft, helft! o weh! hier liegt mein Freund erschlagen!‹  
Was soll ich mehr von der Geschichte sagen?  
Das Volk kam angestürzt, und warf sodann  
Den Karren um und fand den todten Mann,  
Ganz frisch ermordet, liegen unterm Dünger.  
O, guter Gott, getreuer Segenbringer!  
An jedem Tage sehen wir es klar,  
Mord will heraus! Du machst ihn offenbar.  
Gott hasset und verabscheut allen Mord,  
Denn Er ist billig und des Rechtes Hort.  
Ein bis zwei Jahre bleibt er wohl verborgen  
Doch wird dereinst Gott für Entdeckung sorgen.  
Mord will heraus! – Das ist mein letztes Wort!

Die Stadtbehörde ließ jedoch sofort  
Den Karrentreiber und den Gastwirth greifen,  
Und auf der Folter so erbärmlich kneifen,  
Daß sie alsbald die Missethat gestanden,  
Und an dem Galgen dann ihr Ende fanden:

Drum Träume sind zu fürchten, wie Du siehst.  
Gewiß, im folgenden Capitel liest  
Man in demselben Buche fernerweit  
– Ich lüge nicht, bei meiner Seligkeit! –  
Daß einst zwei Männer im Begriffe standen  
Aus guten Gründen nach entlegnen Landen  
In einem Schiff zu reisen über Meer.  
Doch blieben sie, dieweil der Wind conträr,  
In einer Stadt, die an dem Hafen lag.  
Doch mit der Fluth trat an dem nächsten Tag  
Ein Wechsel ein – und günstig blies der Wind  
Froh legten beide sich zu Bett geschwind,  
Um zeitig aufzustehen für die Reise.  
Doch einer hatte wunderbarer Weise,  
Als er im festen Morgenschlafe war,  
Ein seltsam Traumbild; denn er sah ganz klar,  
Vor seinem Lager einen Menschen stehn,  
Der ihm Befehl gab, nicht zu Schiff zu gehn,  
Und zu ihm sprach: ›Willst Du es morgen wagen,  
Mußt Du ertrinken. Mehr bleibt nicht zu sagen.‹  
Vom Schlaf erwacht, bat er den Mitgesellen,  
Nach diesem Traum die Seefahrt einzustellen  
Und zu verweilen bis zum nächsten Tag.  
Der Mann, der neben ihm im Bette lag,  
Begann verächtlich über ihn zu lachen  
Und sprach: ›Kein Traumbild kann mich bange machen.  
Mich scheeren Träume, hab' ich mir ein Ding  
Fest vorgenommen, keinen Pfifferling.

Denn Träume sind nur eitle Gaukelspiele.  
Von Eulen und von Affen träumen Viele  
Und andern Spukgeschichten, wenn sie schlafen,  
Die nie die Wahrheit treffen oder trafen.  
Wenn Du die Fluth indeß aus Eigensinn  
Verpassen willst, so bleib' Du immerhin.  
Du thust mir leid. Leb' wohl! Ich gehe fort.‹  
So sprach er grüßend, und verließ den Ort.  
Doch kaum auf halbem Wege seiner Reise  
Ward dieses Schiff auf irgend eine Weise  
– Ich weiß nicht wie – durch einen Zufall leck,  
Und Schiff und Mannschaft sanken auf dem Fleck,

Wie andre Schiffe, die auf gleicher Bahn  
Gesegelt waren, in der Nähe sahn.

Nun, theure, schöne Pertelote mein,  
Dies Beispiel mag Dir eine Lehre sein,  
Daß man die Träume mit zu leichter Wage  
Nicht messen soll. Denn ohne jede Frage  
Ist mancher Traum zu fürchten, sag' ich Dir.

Im Leben von St. Kenhelm lesen wir:  
Des Königes von Mercia, Kenulphs Sohn,  
Der vorerwähnte Kenhelm, habe schon  
Von seinem Mord geträumt, kurz vor dem Tag,  
An welchem er der Mörderhand erlag,  
Und ihm erklärt von seiner Amme sei,  
Daß er sich hüte vor Verrätherei,  
Der ganze Traum; doch sieben Jahr' nur zählte  
Das Kind, und seinem heil'gen Herzen fehlte  
Es noch an Einsicht in der Träume Wesen.  
Bei Gott! wenn die Legende Du gelesen,  
Wie ich es that, ich gäbe drum mein Hemd!  
Frau Pertelote – Lügen sind mir fremd –  
Makrobius sagt, wenn er vom Traumgesicht  
Des edlen Scipio Afrikanus spricht,  
Daß Träume Wahrheit reden, uns zu warnen  
Vor Dingen, welche später uns umgarnen.  
Und ferner bitt' ich, lies die heil'ge Schrift  
Und sieh' darin, was Daniel betrifft,  
Ob Träume Gaukeleien sind zu nennen,  
Lies Joseph ferner, und Du wirst erkennen,  
Daß oft ein Traum – wenn auch nicht unbedingt –  
Uns warnend kund macht, was die Zukunft bringt.  
An Pharao, Aegyptens König, denke!  
Empfanden er, sein Bäcker und sein Schenke  
Nicht bald die Wirkung ihrer Traumgesichte?  
Wenn man durchforscht die Acten der Geschichte,  
So stößt auf wunderbare Träume man.  
Sieh' Krösus nur, den König Lydiens, an!  
Er saß, so schien es ihm, auf einem Baume,  
Und sah den eignen Galgen nur im Traume.  
Andromache, des Hectors Weib, betrachte,  
Die, als den Gatten man ums Leben brachte,

Des Nachts zuvor in einem Traum gesehn,  
Wenn Hector wage hin zur Schlacht zu gehn,  
So sei sein Leben selben Tags verloren!  
Indessen predigte sie tauben Ohren.  
Nichts hielt ihn ab. Er ging, den Kampf zu wagen,  
Und wurde von Achilles drin erschlagen.  
Indeß zu lang ist, dieses mitzuteilen.  
Der Tag ist nah'; ich mag nicht länger weilen,  
Und kurz und gut, ich sage Dir zum Schluß,  
Mir bringt mein Traumbild sicher noch Verdruß.  
Jedoch was die Laxanzen anbetrifft,  
So weiß ich sicher, sie sind Nichts, wie Gift,  
Und ich bediene mich derselben nie,  
Ich mag sie nicht, ja, ich verachte sie.  
Genug davon! – Jetzt laß uns fröhlich sein!  
Frau Pertelote, bei der Seele mein!  
Mir schenkte Gott ein herrliches Geschick.  
Fällt auf Dein schönes Angesicht mein Blick,  
Und Deine scharlachrothen Augenlider  
So schwinden Furcht und Sorgen in mir wieder;  
Denn sicherlich, wie *in principio*  
*Mulier est hominis confusio*  
– Und übersetzt heißt dies Latein genau:  
Des Mannes Lust und Segen ist die Frau –  
Sitz' ich des Nachts an Deiner weichen Seite  
– Obschon es sein mag, daß ich Dich nicht reite,  
Weil mir's an Raum auf diesem Balken fehlt –  
So bin ich immer freudevoll beseelt  
Und scheuche Träume und Visionen fort.«

Mit allen Hennen flog bei diesem Wort  
Der Hahn vom Balken, da es Morgen war,  
Und rief mit lautem Klucken seine Schaar  
Höchst königlich, da jede Furcht geschwunden,  
Sobald im Hof er nur ein Korn gefunden,  
Und Pertelote federt' er und trat  
Wohl zwanzigmal, eh' Primezeit genaht.  
Wild, wie ein Löwe, war er anzusehen  
Und auf und nieder schritt er auf den Zehen,  
Als hab' er Scheu, den Boden zu berühren.  
Gelang es ihm, ein Körnchen aufzuspüren,  
So kluckt' er gleich, und zu ihm liefen Alle.

So fürstlich wie ein Prinz in seiner Halle  
Mag Chanteklär auf Nahrungssuche gehn,  
Und dann erzähl' ich, was hernach geschehn.

Der Monat März, in welchem Gott den Mann  
Erschaffen hatte, als die Welt begann,  
War längst verstrichen und noch überher  
Ein voller Monat und zwei Tage mehr,  
Als Chanteklär, der äußerst stolz inmitten  
Von seinen Frau'n im Hof umhergeschritten,  
Zur Sonne schaute, die am Himmelspfade  
Im Stiere stand und mehr als zwanzig Grade  
Durchlaufen hatte; und ihm sagte drum  
Naturinstinkt und nicht sein Studium,  
Daß Prime sei. Und krähend laut vor Wonne,  
Rief er: »Schon zwanzig Grade hat die Sonne  
Und mehr durchzogen an dem Himmelszelt!  
Frau Pertelot', mein Alles in der Welt!  
O, höre, wie die Vögel jubelnd singen,  
Sieh', wie empor die frischen Blumen springen!  
Vor Wonne schwillt das Herz mir in der Brust!«

Doch arges Unheil folgte rasch der Lust.  
Denn allzuoft wird Freud' in Leid verkehrt,  
Da Erdenglück, Gott weiß, nicht lange währt.  
In eine Chronik buchte diesen Satz  
Mit Fug und Recht als hohen Weisheitsschatz  
Ein Autor, welcher Redeschwung besitzt.

Nun, kluge Herren, jetzt das Ohr gespitzt!  
Denn die Erzählung ist so wahr, wie je  
Die Chronik war von Lancelot vom See,  
Die alle Weiber überhoch verehren.  
Jedoch zur Sache will zurück ich kehren.

Ein falscher Fuchs, in jeder List erfahren,  
Der schon im Walde hauste seit drei Jahren,  
Durchbrach bei Nacht die Hecke, wie der Traum  
Es prophezeit, und schlich sich in den Raum,  
Wo Chanteklär nach altgewohntem Brauch  
Spazieren ging und seine Weiber auch,  
Und hielt im Krautbett sich an jenem Morgen

Bis nach der neunten Stunde still verborgen,  
Bereit zum Sprung auf unsern Chanteklär,  
Wie sich in Hinterhalte von jeher  
Die Schurken legten, war der Mord ihr Zweck.

O, falscher Mörder, lauernd im Versteck,  
O, neuer Judas, neuer Ganelon!  
Dem Griechen Sinon, welcher Iliion  
Zu Falle brachte, gleich an Heuchelei!  
O, Chanteklär, verflucht der Morgen sei,  
An dem vom Balken in den Hof Du flogst!  
Wenn Du Dein Traumbild in Erwägung zogst,  
So mußttest die Gefahren Du ersehen!  
Indeß was Gott bestimmt hat, muß geschehen,  
Wie dies von vielen Weisen uns erklärt ist.  
Doch weiß ein Jeder, welcher selbst gelehrt ist,  
Daß in der Schule stets Verschiedenheit  
Der Ansicht war, und kann von Zank und Streit  
Euch zwischen Hunderttausenden berichten.  
Ich kann das Mehl nicht von der Kleie sichten,  
So wie der heil'ge Doctor Augustin,  
Boetius und Bischof Bradwardin,  
Ob ich durch Gottes heil'gen Vorbeschuß  
Ganz schlechterdings Jedwedes thuen muß,  
Das heißt, Nothwendigkeit mich dazu treibt,  
Oder zur That die freie Wahl mir bleibt,  
Und Thun und Lassen steht in meiner Hand,  
Obschon mein Handeln Gott vorher bekannt;  
Und ob vielleicht sein Wissen nur bedingt,  
Doch nicht nothwendig, mich zur Sache zwingt.

Doch die Materie sei hier abgethan,  
Denn die Geschichte spielt von einem Hahn,  
Der auf den Rath von seiner Frau mit Sorgen  
Im Hühnerhof spazieren ging am Morgen,  
Obschon ein Traum ihn warnte, wie ihr wißt.

Doch allzu kühl oft Weiberrathsschlag ist.  
Durch Weiberrath kam unser erstes Leid,  
Denn er trieb Adam aus der Seligkeit  
Des Paradieses, wo es ihm behagte.  
Doch kränken mag, was ich hier tadelnd sagte

Vom Rath der Weiber füglich manches Herz.  
Darum genug! Ich sprach es nur im Scherz.  
Lest die Autoren, die im Fach beschlagen,  
So höret Ihr, was sie von Weibern sagen.

Dies sind vom Hahn die Worte, nicht die meinen,  
Da mir die Frauen äußerst harmlos scheinen.

Im Sande badend, lag im Sonnenschein  
Mit ihren Schwesterhennen im Verein  
Frau Pertelote, während Chanteklär  
So fröhlich sang, wie jemals nur im Meer  
Sirenen sangen, und daß deren Ton  
Gar herrlich sei, sagt Physiologus schon.

Und es geschah, als seinen Blick er scharf  
Auf einen Schmetterling im Grase warf,  
Daß er den Fuchs dort auf der Lauer fand.  
Worauf zum Kräh'n ihm alle Lust verschwand,  
Und er als banger, angsterfüllter Mann,  
Nur »Kluckkluck« schreiend rasch von dannen rann.  
Denn, wenn ein Thier den Erzfeind plötzlich sieht,  
So ist es ganz natürlich, daß es flieht,  
Selbst wenn es ihn zum ersten Mal erblickte;  
Weßhalb sich Chanteklär zur Flucht anschickte,  
Als er den Fuchs gesehn. Doch dieser sprach:  
»Was wollt Ihr thun, mein lieber Herr? – Gemach!  
Jagt Angst und Furcht der beste Freund Euch ein?  
Weit schlimmer als ein Teufel müßt' ich sein,  
Käm' ich hierher, Euch Böses zuzufügen.  
Das Spioniren ist nicht mein Vergnügen.  
Nein, der Beweggrund, der mich zu Euch bringt,  
Ist nur allein, zu hören, wie Ihr singt.  
Denn wahrlich Eure Stimme schallt so schön,  
Wie Engelssang in hehren Himmelshöh'n.  
Ihr übertrefft selbst des Boetius Kenntniß  
Und manches Andern an Musikverständniß.  
Seht, Euern Vater – ruh' er sanft im Grabe –  
Und Eure reizend gut'ge Mutter habe  
Ich oft vergnügt bei mir im Haus gesehn.  
Herr, was ich für Euch thun kann, soll geschehn!  
Doch glaubet mir, wenn man von Singen spricht,

Selbst mit den schärfsten Augen hab' ich nicht,  
Euch ausgenommen, einen Mann erspäht,  
Der früh am Morgen je so schön gekräht,  
Wie Euer Vater. – Das kam aus der Seele!  
Und zu verstärken seinen Klang der Kehle,  
Ließ er sich selbst die Mühe nicht verdrießen,  
Um laut zu schrein, die Augen zu verschließen,  
Sich auf den Zehen hoch empor zu recken  
Und seinen langen, schmalen Hals zu strecken.  
Und dabei übertraf im ganzen Land  
Kein einz'ger Mensch ihn sicher an Verstand  
Noch an Gesang und an bescheidnem Wesen.  
Im ›Esel Burnell‹ hab' ich einst gelesen  
Nebst andern Versen, daß einmal ein Hahn  
Den Sohn des Priesters, der ihm weh gethan  
Als Hähnchen hatte und ans Bein ihn stieß,  
Die Pfründe späterhin verlieren ließ.  
Doch kein Vergleich wird angestellt von mir.  
Besonnenheit und Weisheit war die Zier  
Von Eurem Vater, nicht Verschlagenheit.  
Nun singt, mein Herr! Thut's aus Barmherzigkeit!  
Laßt sehn, könnt Ihr den Vater überflügeln?«

Sofort schlug Chanteklär mit beiden Flügeln,  
Denn hoch entzückt durch diese Schmeichelei,  
War vor Verrath jedwede Furcht vorbei.

Ach, große Herr'n! an Eurem Hof gefällt  
Manch falscher Schmeichler, mancher Zungenheld  
Euch besser, als ein Mann, der unverzagt  
– Glaubt meinen Worten – Euch die Wahrheit sagt.  
Den Ecclesiasten lest und laßt Euch warnen,  
Daß Euch nicht Schmeichler mit Verrath umgarnen.

Auf seinen Zehen hoch emporgereckt,  
Geschlossnen Auges und den Hals gestreckt,  
Stand Chanteklär und krächte laut und hell.

Aufspringend, packte bei der Kehle schnell  
Ihn Schlaufuchs Rössel und entschwand alsbald,  
Ihn auf dem Rücken tragend, in den Wald,  
Und lief, von Niemandem verfolgt, von hinnen.

O, Schicksal, welchem Keiner kann entrinnen!  
Ach! daß es Dich vom Balken fliegen machte!  
Daß Traumvisionen, ach, Dein Weib verlachte!  
Und Dir ein Freitag ward verhängnißvoll!

O, Freudengöttin Venus, warum soll  
Jetzt Chanteklär, der als Dein treuer Knecht,  
Aus Lust, nicht bloß zu mehren sein Geschlecht,  
Nach bester Kraft stets Deinen Dienst versehn,  
An Deinem Tage so zu Grunde gehn?

O, Galfried, theurer Meister von uns Allen,  
Der Du so jammernd klagtest, als gefallen  
Dein würd'ger König Richard durch den Pfeil,  
Warum ward mir nicht Deine Kunst zu Theil,  
Den Freitag, der ihn dieser Welt entrückte,  
So auszuschelten, wie es Dir einst glückte?  
Dann würd' ich Euch die Angst und alle Qualen  
Von Chanteklär aufs Jammervollste malen.

Kein lauterer Geschrei ward je gehört  
Aus Damenmund, seit Ilion zerstört,  
Und Pyrrhus König Priam mit der Hand  
Am Bart erfaßt und mit dem Schwert durchrannt  
– Wie in der Aeneide dies beschrieben –  
Als in dem Hofraum alle Hennen trieben,  
Sobald sie sahn von Chanteklär die Noth.

Vor Allen aber schrie Frau Pertelot',  
Ja, lauter als die Gattin Hasdrubals,  
Nachdem ihr Mann verloren seinen Hals,  
Als Römerhand Karthago einst verbrannte.  
Zur Wuth entfacht, von Schmerz gepeinigt, rannte  
Sie in das Feuer mit beherztem Muth  
Und starb aus freien Stücken in der Gluth.

Ach, arme Hennen, Ihr schriet vor Entsetzen  
So schlimm, wie einst – als Rom in Brand zu setzen,  
Nero befahl – die Frau'n der Senatoren,  
Weil ihre Gatten sämmtlich sie verloren,  
Die schuldlos hingemordet der Tyrann!

Jetzt heb' ich die Erzählung wieder an.

Als sie gehört das Angstgeschrei der Hennen,  
Begann die Wittwe aus der Thür zu rennen,  
Gefolgt von beiden Töchtern, und sie sahn  
Den Fuchs zum Walde rennen, mit dem Hahn  
Auf seinem Rücken. Und sie schrien und riefen:  
»Aha, der Fuchs! Halloh, Herbei!« und liefen  
Rasch hinterdrein mit Angst- und Wehgeschrei.

Mit Stöcken kamen Schaaren Volks herbei,  
Hund Kolle kam und Talbot und Gerland  
Und Malchen mit der Kunkel in der Hand.  
Und Kuh und Kalb, ja selbst die Schweine kamen,  
Als das Gebell der Hunde sie vernahmen,  
Und liefen beim Geschrei von Mann und Weib  
Sich schier aus Furcht die Lungen aus dem Leib.  
Sie schrien, wie Teufel in dem Höllenschlunde,  
Und, wie gekniffen, heulten alle Hunde,  
Die Gänse flogen ängstlich über Hecken,  
Die Bienen zogen schwärmend aus den Stöcken,  
Ein Heidenlärm war's, daß sich Gott erbarm!  
Gewiß Jack Straw hat nie mit seinem Schwarm,  
Als er die vläm'schen Händler umgebracht,  
Solch ein entsetzliches Gebrüll gemacht,  
Wie solches angestellt ward um den Fuchs.  
Sie brachten Hörner mit von Blech und Buchs,  
Von Horn und Blei und tuteten auf diesen  
Und dabei heulten, schrieten sie und bliesen;  
Es schien, als stürzten sie den Himmel ein.

Jetzt bitt' ich, freundlichst mir Gehör zu leihn!  
Seht, gutes Volk, zum Gegentheil kehrt oft  
Und schnell das Glück, was stolz ein Feind erhofft.

Der Hahn, der von dem Fuchs davongetragen,  
Begann in seiner Herzensangst zu sagen:  
»Auf daß mir Gott das ew'ge Heil gewähre,  
Mein Herr, wenn ich an Eurer Stelle wäre,  
So spräch' ich: ›Scheert Euch gleich nach Haus, ihr Tröpfe!  
Die Pestilenz komm' über Eure Köpfe!‹  
Bin ich doch längst, trotz Eurem Thun und Treiben,  
Dem Walde nah'! Mir soll der Hahn verbleiben,

Und aufgefressen wird er, auf mein Wort!«

»Das soll geschehen!« – rief der Fuchs sofort.  
Indessen während er noch sprach, war schon  
Der kluge Hahn aus seinem Maul entflohn  
Und hatte Zuflucht hoch im Baum genommen.

Sobald der Fuchs sah, daß der Hahn entkommen,  
Sprach er: »Ach, bester Chanteklä, o Weh!  
Ich that Dir Unrecht, wie ich zugesteh',  
Indem ich Dir so großen Schrecken machte,  
Als ich Dich fing und aus dem Hofe brachte.  
Flieg' nieder, Herr! dann will ich Dir erklären  
Der Wahrheit nach – soll Gott mir Heil gewähren –  
Ich hab's in böser Absicht nicht gethan.«

»Nein, treffe Fluch uns Beide!« – rief der Hahn  
»Und zwar mich selbst zunächst mit Blut und Bein,  
Wenn mehr als einmal Du durch Schmeichelei'n  
Mich fangen kannst und wieder dazu bringen,  
Geschlossnen Aug's Dir etwas vorzusingen.  
Denn wer aus freiem Antrieb, statt zu sehn,  
Die Augen schließt, verdient zu Grund zu gehn.«

»Nein!« – rief der Fuchs – »Gott richte den zu Grund,  
Der nicht im Zaum zu halten weiß den Mund  
Und schwatzen will zur ungelegnen Zeit!«

Seht, so ergeht's der Unbesonnenheit,  
Dem Leichtsinn und der Lust an Schmeichelei'n!

Dies ist kein thöricht Märchen, das allein  
Um Hahn und Fuchs und Hennen sich nur dreht,  
Nein, gute Herren, die Moral versteht!  
St. Paulus sagt, was aufgeschrieben wäre,  
Sei Alles nur geschrieben uns zur Lehre.  
Drum nehmt die Frucht und laßt die Spreu allein!

Nun, lieber Gott, sollt' es Dein Wille sein,  
So bessre Du und führ' in Christi Namen  
Zur Seligkeit in Ewigkeit uns. – Amen!

### **Verbindungs-Prolog.**

*(Bruchstück.)*

*Vers 8133-8148.*

»Herr Nonnenpriester!« – hub der Gastwirth an –  
»Heil Deinem Sitzfleisch sammt den Steinen dran!  
Das war ein lust'ger Schwank von Chanteklär!  
Bei meiner Treue! – wärst Du sekulär,  
So paßtest Du zum Tretelhahn Dich gut,  
Entspräche Deinem Können auch Dein Muth.  
Mehr Hennen brauchtest Du bei Deinen Trieben  
– Wie mich bedünkt – als siebenzehnmal sieben.

Wie sind die Schenkel dieses Priesters dick,  
Wie breit die Brust, wie kräftig sein Genick!  
Wie schaut er aus den Sperberaugen stolz!  
Der braucht nicht Krapp und nicht Brasilienholz,  
Die Farbe seiner Wangen zu erhöhn!

Nun, Herr, für die Erzählung dank' ich schön.«

Und darauf sprach er, sich in heitrer Art  
Zum Nächsten wendend, was Ihr jetzt erfahrt.

### **Der Prolog des Weibes von Bath.**

*Vers 8149-9004.*

Erfahrung ist's, obschon Autorität  
Der Welt nicht fehlt, die mir zur Seite steht,  
Wenn ich des Eh'stands Leiden offenbare.

Denn, wahrlich, Herr'n! seit meinem zwölften Jahre  
– Gedankt sei Gott in Ewigkeit dafür –  
Hatt' ich fünf Männer an der Kirchenthür  
– Ist es erlaubt, daß man so oft sich paart –  
Und alle würd'ge Männer ihrer Art.

Jedoch, man sagte mir vor kurzer Frist,  
Zu Kana sei in Galiläa Christ  
Auf einer Hochzeit und nicht mehr gewesen;  
Und aus dem Beispiel sei klar zu erlesen:  
Ich dürfe mich auch einmal nur vermählen.

Dagegen hört das scharfe Wort erzählen,

Mit dem am Brunnen Jesus, Gott und Mann,  
Fuhr in Samaria einst ein Weibsbild an:  
»Fünf Männer« – sprach er – »hattest Du gefreit;  
Jedoch der Mann, mit dem Du lebst zur Zeit,  
Ist nicht Dein Gatte« – sprach der Herr, fürwahr.  
Doch, was er meinte, scheint mir nicht ganz klar.

Warum – so frag' ich – war denn nicht ihr Gatte  
Der fünfte, den die Samarit'rin hatte;  
Und wieviel mal war ihr erlaubt die Ehe?

So alt ich bin, ist doch – soviel ich sehe –  
Die Anzahl nie bestimmt und festgestellt,  
Mag grübeln auch und deuteln alle Welt.  
Ich weiß jedoch – die Wahrheit bleib' in Ehren! –  
Gott hieß uns fruchtbar sein und uns zu mehren.  
Den schönen Text vermag ich wohl zu fassen.  
Um meinetwillen – weiß ich – soll verlassen  
Den Vater und die Mutter mein Gemahl,  
Doch niemals hört' ich je von einer Zahl,  
Von Bigamie, Octogamie ihn sprechen.  
Wie macht der Mensch denn dieses zum Verbrechen?  
Seht nur den weisen König Salamo!  
Wohl ward er mehr als eines Weibes froh;  
Daß ich nur halb so oft, wie er, mich letze,  
Gewähre Gott und ändre die Gesetze!  
Doch solche Gotteskraft hat Keiner mehr,  
Die Weiber zu bedienen, so wie er,  
Gott weiß, der edle König trieb – ich denke –  
In seiner ersten Nacht manch lust'ge Schwänke  
Mit einer Jeden! – Herrlich war sein Leben!

Gedankt sei Gott, mir hat er fünf gegeben;  
Willkommen ist der sechste; sei's, wann's sei!  
Denn geht's mit meinem jetzigen vorbei,  
Ist mir ein anderer Christenmensch genehm,  
Denn mir scheint Keuschheit äußerst unbequem!  
Frei darf ich wählen – der Apostel sagt –  
Die Gotteshälfte, wenn es mir behagt;  
Denn Ehestand sei Sünde nicht zu nennen,  
Und besser sei, zu freien, als zu brennen.  
Was scheert es mich? das Volk mag sprechen, wie

Es immer will von Lamechs Bigamie.  
Gewiß war Abraham ein heil'ger Mann  
Und Jakob auch, soviel ich sehen kann;  
Doch sie und alle Heil'gen nach der Reihe  
Hatten der Weiber sicher mehr als zweie;  
Und wie und wann hat jemals vorgeschrieben  
Gott in der Höhe, daß wir ledig blieben?  
Ausdrücklich nicht! – Sagt mir es unverhohlen,  
Wo hat er jemals Jungfernschaft befohlen?  
Sagt der Apostel nicht vielmehr am Orte,  
Wo er von Jungfern spricht, bestimmt die Worte:  
Er habe nichts darüber vorzuschreiben?

Man mag uns rathen, jungfräulich zu bleiben;  
Doch Rathen ist noch immer kein Befehlen,  
Und nach dem eignen Urtheil darf man wählen.  
Denn, wäre Jungfernschaft uns insgesamt  
Von Gott befohlen, so wär' auch verdammt  
Der Ehestand, und ohne Saat könnt's eben  
Auf dieser Welt auch keine Jungfern geben.  
Paul durfte kaum gebieten solches Ding,  
Zu dem vom Herrn ihm kein Befehl erging.  
In Schranken renne nach der Jungfernschaft,  
Wer immer will! – Doch, wer den Preis errafft,  
Das laßt uns sehn! denn nicht für alle Welt  
Ist dies gesagt. Gott wählt, wer ihm gefällt.  
Zwar der Apostel jungfräulich verblieb,  
Und doch bei Allem, was er sprach und schrieb,  
Verlangt er nicht, daß Jeder es so mache;  
Nur einen Rathschlag giebt er in der Sache,  
Und aus Vergunst erlaubt er uns zu frein.

Drum, stirbt mein Mann, kann es kein Vorwurf sein,  
Mich wiederum von Neuem zu begatten,  
Die Bigamie darf man sich dreist gestatten.

Gut für den Mann sei's, er berühr' kein Weib,  
– Er meint: im Stroh und Bette mit ihr bleib' –  
Denn Flachs zu nah' dem Feuer ist gefährlich;  
Dies Gleichniß ist – so denk' ich – Euch erklärlich.

Alles in Allem, meint er, daß in Keuschheit

Ihr besser fahrt, als wenn ihr schwach im Fleisch seid.  
Doch mich dünkt schwach im Fleische Mann und Weib,  
Die keusch bewahren lebenslang den Leib;  
Und ich gestehe, nicht beneid' ich sie,  
Geht ihnen Keuschheit über Bigamie.

Daß rein der Leib sei und die Seele reiner,  
Ist zwar ein schöner Standpunkt, doch nicht meiner.  
In einem Haushalt, wie Ihr Herren seht,  
Ist nicht von Golde jegliches Geräth;  
Auch die von Holz sind nützlich; denn Gott schuf  
Die Menschen zu verschiedenem Beruf;  
Weßhalb die Leute sehr verschiedne Gaben,  
Der dies, der das, nach seinem Willen haben.

Nichts ist vollkommner als Jungfräulichkeit,  
Enthaltsamkeit und Gottergebenheit.  
Doch Christus, der Vollkommenheiten Quelle,  
Sagt nicht: es solle jeglicher Geselle  
Sein Land verkaufen und den Armen geben,  
Ihm folgen und nach seiner Lehre leben.  
Er sprach zu denen, die gern heilig wären;  
Jedoch, Ihr Herr'n, das ist nicht mein Begehren!  
Mein ganzes Dasein ist auf Lebenszeit  
Dem Ehestand in Act und Frucht geweiht.  
Aus welchem Grunde – frag' ich immer wieder –  
Sind denn erschaffen unsre Zeugungsglieder?  
Warum in jeder Weise so vollkommen?  
Für Nichts ist doch die Mühe nicht genommen!  
Und grübeltet ihr immer aus, sie wären  
Gemacht, um vom U... uns zu entleeren  
Und andern Sachen, sowie ferner dann  
Zum Unterschiede zwischen Weib und Mann  
Und keinen andren Zweck – die Offenbarung  
Laßt nur zu Haus; denn anders lehrt Erfahrung!

Doch, daß ich mit Gelehrten Zank vermeide,  
So sag' ich dies: sie sind gemacht für beide;  
Das heißt: Zur Nothdurft wie zur Zeugung auch  
Macht man davon, wenn's Gott gefällt, Gebrauch.  
Wie könnte man zu schreiben sich erdreisten,  
Was seinem Weib er schulde, solle leisten

Der Mann, wenn ihm zu zahlen nicht vergönnt  
Ist der Gebrauch von seinem Instrument?  
Zum Zeugen hat sie jede Creatur,  
Das ist gewiß, und nicht zum P..... nur.

Doch sag' ich darum nicht: die Pflicht erheisch' es,  
Daß dies erwähnte Rüstzeug seines Fleisches  
Zu Zeugungszwecken brauche Jedermann,  
Und setze jede Keuschheit hinten an.  
Christ war ein Mann, doch eine Maid an Sinn,  
Und manche Heil'ge lebten seit Beginn  
Der Welt in gänzlicher Enthaltbarkeit.  
Doch läßt mich ihre Keuschheit ohne Neid,  
Laßt sie sich nähren stets mit Weizenbrod,  
Und gebt uns Weibern das von Gerstenschrot.  
Und doch mit Gerstenbrod, wie Mark uns weißt,  
Hat unser Herr einst Massen Volks gespeist.

Wie mir durch Gott gefallen ist mein Loos,  
So will ich bleiben. Ich bin anspruchslos;  
Und frei will ich als Weib mein Instrument  
Gebrauchen, wie mein Schöpfer es mir gönnt.  
– Sprech' ich zu kühn, mag Gott für Reue sorgen –  
»Mein Mann soll's haben Abends und am Morgen,  
Gefällt es ihm, zu leisten, was er schuldig.  
Doch eines Manns bedarf ich, der geduldig  
Als Schuldner und als Slave mir gehorcht;  
Und für den Dorn im Fleische wird gesorgt  
Von mir gewiß, solange' ich bin sein Weib!  
Denn lebenslänglich hab' ich seinen Leib  
In meiner Macht, doch er nicht umgekehrt;  
Denn so hat der Apostel es gelehrt.  
Er hieß den Mann uns schuld'ge Freundschaft leisten,  
Und die Sentenz gefiel mir stets am meisten!«

Auf fuhr der Ablaßkrämer und hub an:  
»Nun, liebe Frau, bei Gott und St. Johann!  
Ihr predigt wacker über diese Sachen.  
Auch ich gedachte Hochzeit bald zu machen.  
Doch soll im Fleisch ich's büßen also theuer,  
Lass' ich indeß das Freien lieber heuer!«

»Sei still!« – sprach sie – »ich habe kaum begonnen.

Ei! Du sollst trinken aus ganz andern Tonnen,  
Eh' ich zu Ende! – Schlechter wird als Bier  
Dir's sicher munden, wird erzählt von mir  
Erst von des Ehestandes Noth und Leid,  
Worin erfahren ich seit langer Zeit.

– Das heißt: ich selbst war's, die die Peitsche schwang. –  
Nun? hast Du Lust noch oder nicht, den Trank  
Vom Faß zu schlürfen, das ich angespundet?  
Doch, eh' Du nahst, bedenke, wie es mundet!

Ich führe mehr als ein Exempel an,  
Daß Andern oft zur Warnung dient der Mann,  
Der sich von Andern selbst nicht warnen läßt.  
Die Worte findest Du im Almagest  
Von Ptolemäus; lies es selber nach!«

»Verehrte Frau!« – der Ablaßkrämer sprach –  
»Gefall' es Euch, nur weiter fortzufahren  
In dem Bericht und Niemanden zu sparen,  
Und lehrt uns junge Männer Eure Ränke!«

»Recht gern!« – sprach sie – »wenn's Euch gefällt? – Doch schenke  
Mir Nachsicht die verehrte Compagnie,  
Und red' ich hier nach meiner Phantasie,  
Nehmt, was ich sage – bitte – nicht zu Herzen!  
Mein Zweck ist nur, zu spaßen und zu scherzen.

Nun, Herr'n, jetzt geht es weiter! Sollten mir  
Auch niemals munden fürder Wein und Bier,  
Von meinen Männern sprech' ich, wie es recht.  
Drei waren gut und zweie waren schlecht;  
Und reich und alt die dreie, welche gut.  
Doch sie erfüllten schlecht nur das Statut  
In Hinsicht dessen, was sie mir zu leisten.  
– Nun, was ich meine, rathen wohl die meisten. –

Gott steh' mir bei! noch lach' ich, denk' ich jetzt,  
Wie ich sie Nachts zur Arbeit angehetzt!  
Doch, meiner Treu'! viel wurde nicht prästirt.  
Sie hatten mir ihr Gut und Land cedirt,  
Drum, daß um ihre Liebe diensterbötig  
Ich länger würbe, war für mich nicht nöthig.

Bei Gott! sie liebten treulich mich! Indessen  
Viel Leckereien gab es nicht zu essen.  
Ein kluges Weib muß ihr Geschäft verstehn,  
Und Liebe wecken, will's nicht anders gehn.  
Doch, da ich schon vollständig in der Hand  
Sie selber hatte und ihr Gut und Land,  
Was lag mir da an ihrer Gunst noch viel,  
Wenn mir's Profit nicht brachte, nicht gefiel?

Doch schwitzen ließ ich sie in mancher langen  
Und lieben Nacht, bis alle Weh' sie sangen,  
Und für sie fett gemacht ward nicht der Schinken  
Wie zu Dunmow in Essex, will mich dünken!

Ich wußte sie nach meinem Sinn zu lenken,  
Von jeder Kirmeß kehrten mit Geschenken  
Sie fröhlich heim und brachten sie mir dar,  
Und waren selig, wenn ich freundlich war,  
Denn das weiß Gott, ich schimpfte sie genug.

Doch, nun erzähl' ich, wie ich mich betrug.  
Ihr Weiber, die Ihr klug seid und verständig,  
Schwatzet in das Unrecht Euren Mann beständig!  
Denn lügen kann und schwören nie ein Mann  
So unverschämt, wie eine Frau es kann.  
– Die klugen Weiber brauchen keinen Rath,  
Er gilt für die, so man mißleitet hat. –  
Ein Weib, das schlau ist und verständnißvoll,  
Beweist wohl ohnehin, die Kuh sei toll,  
Dem Ehemann und läßt die Magd drauf schwören.«  
Doch, wie ich sprach, sollt Ihr von mir jetzt hören:

»Du alter Hundsfott! ist das Deine That,  
Daß unsres Nachbars Weib in solchem Staat  
Einherstolzirt für Jedermann zum Wunder,  
Und ich kaum ausgehn kann in meinem Plunder?  
Was hast Du nur im Nachbarhaus zu schaffen?  
Ist sie so schön? Mußt Du Dich gleich vergaffen?  
Was hast Du stets mit meiner Magd zu flüstern?  
Ei, alter Lecker! immer bist Du lüstern!

Doch wenn ich einen Freund mir zugeselle,  
Betret' ich arglos eines Nachbars Schwelle,

So schiltst Du mich gleich wie ein Teufel aus.  
Und Du kommst heim besoffen wie die Maus  
Und predigst – schlimm ergeh' Dir's – auf den Bänken  
Und sprichst: Es müsse an die Kosten denken  
Ein Mann beständig, der sich arm gepaart.  
Und eine Reiche, adeliger Art,  
Die – sagst Du – sei ganz sicher voller Grillen  
Und unerträglich ihres Stolzes willen.  
Bei einer Schönen – sagst Du – sei's erklärlich,  
Daß jeder Wüstling gleich nach ihr begehrt,  
Und mit der Keuschheit, die bestürmt stets sei  
Von allen Seiten, sei es bald vorbei.

Man nimmt uns – sagst Du – bald weil unser Geld,  
Bald Wuchs, bald Schönheit einem Mann gefällt,  
Bald des Gesanges, bald des Tanzens wegen,  
Bald weil dem Mann an Reiz und Spaß gelegen,  
Bald weil so zierlich Arme sind und Hände,  
Und so zum Teufel geht es bis ans Ende!  
Es widerstände – sagst Du – keine Mauer,  
Die rings belagert sei, auf lange Dauer.

Von einer Häßlichen sagst Du, sie hänge  
Sich gleich an jedes Mannsbild an und spränge  
Um Jeden, wie ein Wachtelhund, umher,  
Bis schließlich einer ausgefunden wär';  
Denn sei auch noch so grau die Gans im Graben,  
Sie wolle – sagst Du – ihren Gänsrich haben;  
Und da nur Undank – sagst Du – man empfinde,  
So sei ein Weib das schlimmste aller Dinge!

So sprichst Du Flegel, gehst Du Nachts zu Bette!  
Und daß kein kluger Mann es nöthig hätte,  
Sei er auf Seligkeit bedacht, zu frein.

Ich wollt', ein Blitz vom Himmel schlüge drein,  
Und Deinen alten, welken Nacken bräch' er!

Der Rauch – sagst Du – und löcherige Dächer  
Und zänk'sche Weiber trieben aus dem Haus  
Die Männer fort. – Doch sag' mir, ei der Daus!  
Was treibt Dich, so zu schimpfen, alter Gecke?  
Im Anfang – sagst Du – zwar das Weib verstecke,

Doch nach der Hochzeit zeige sie die Klau'n.  
– Das ist ein Sprüchwort wohl von bösen Frau'n? –

Du sagst: die Ochsen, Esel, Pferde, Hunde  
Würden geprüft erst, daß je nach Befunde,  
Wie Löffel, Fässer, Stühle, Bänke, Tröge  
Und Hausgeräth, man sie erstehen möge.  
So prüfe man auch Töpfe oder Kleider,  
Doch blieben ungeprüft die Frauen leider;  
– So sagst Du, Schwätzer! – bis man nach der Ehe  
Dann alle Laster, die sie hätten, sähe!

Und ferner sagst Du: ich sei stets verdrießlich,  
Lobtest Du meine Schönheit nicht ausschließlich,  
Und priesest Du nicht immer mein Gesicht,  
Und nenntest überall mich Dame nicht;  
Wär' mein Geburtstag festlich nicht begangen,  
Könnst' ich nicht stets in frischen Kleidern prangen,  
Sprächst Du mit meiner Zofe, meiner Amme  
Und der Verwandtschaft vom Familienstamme  
Nicht ehererbietig sonder Unterlaß.  
– So sagst und klagst Du, altes Lügenfaß!

Und auch mit unserm Schreiber, dem Johann,  
Dem krausbehaarten, goldgelockten Mann,  
Der mir so fleißig seinen Hof stets macht,  
Hast Du mich ganz mit Unrecht im Verdacht.  
Ich will ihn nicht und stürbest Du auch morgen!

Doch sage mir, warum hältst Du verborgen  
Den Kassenschlüssel so besorgt vor mir?  
Gehört das Geld, Pardi! nicht mir wie Dir?  
Glaubst Du, es sei Madam nicht bei Verstand?  
Beim Heil'gen, der St. Jakob ist genannt,  
Nicht länger sollst von meinem Leib und Gut  
Du Meister sein, und tobtest Du vor Wuth  
Und schnittest mir das grimmigste Gesicht!

Auch alles Spioniren hilft Dir nicht!  
Ich glaube wohl, weit lieber schlössest Du  
Mich in den Schrank, anstatt zu sprechen: ›Thu',  
Was Dir gefällt, mein Weibchen, ohne Scheu;  
Mehr als Gerüchten trau' ich Deiner Treu'!

Der Mann mißfällt uns, der stets sorgt und denkt,  
Wohin wir gehn. Wir sind gern unbeschränkt.  
Genug zu preisen ist von Menschen nie  
Der größte Meister der Astrologie,  
Dan Ptolemäus, der im Almageste  
Geschrieben hat, es sei der Weisheit beste,  
Sich nicht zu kümmern, wer regiert die Welt.  
Aus diesem Sprüchwort klar für Dich erhellt:  
Laß Dir an dem, was Du besitz'st, genügen,  
Und gönne Du den Leuten ihr Vergnügen.  
Du alter Schwätzer! mach' doch alle Nächte  
Nur frisch Gebrauch von Deinem Eherechte!  
Der wär' ein äußerst arger Filz zu nennen,  
Der uns versagen wollte, anzubrennen  
An der Laterne, die er trägt, ein Licht.  
Laß Dir genügen, und beklag' Dich nicht!

Du sagst auch ferner, wenn wir mit Geschmeiden  
Uns schmücken oder stattlich uns bekleiden:  
Es sei von uns die Keuschheit in Gefahr.  
Durch des Apostels Worte sei ganz klar  
In dieser Sache der Beweis zu führen,  
Dieweil er spräche: Weiber sollten zieren  
In ihrer Kleidung sich mit Zucht und Scham  
Und nicht mit Zöpfen, oder üpp'gem Kram,  
Mit Perlen, Gold und köstlichem Gewand.  
– Nicht mehr als eine Fliege an der Wand  
Halt' ich vom Text und von dem ganzen Satze. –

Du sagst auch ferner: ich sei gleich der Katze;  
Die bleibe, wenn man ihr versengt das Fell,  
Ruhig zu Haus, indessen laufe schnell,  
Wenn's wieder schön und glänzend sei, hinaus  
Und bleibe keinen halben Tag zu Haus,  
Sie wolle fort, sobald der Morgen graue,  
Damit ihr Fell sie zeige – und miaue;  
Das heißt, Du Schelm: ich liebte, auf den Gassen  
In neuem Kleiderstaat mich sehn zu lassen!  
Du alter Narr! Dein Schnüffeln hilft Dir nicht!  
Und bätest Argus Du, der im Gesicht  
Einhundert Augen hat, Schildwach zu stehn,

So würd' ich doch ihm eine Nase drehn;  
Mir sollt' es schon, bei meiner Treu'! gelingen.

Du sagst auch: immer rühre von drei Dingen  
Auf dieser Erde jedes Unheil her,  
Und daß ein viertes nicht zu tragen wär'.  
Herr Widerbeller! kürze Christ Dein Leben!  
Ei! predigst Du, ein böses Weib sei eben  
Die eine von den widerwärt'gen Sachen?  
Kannst Du nicht andere Vergleiche machen?  
Mußt Du zum Gegenstande der Parabeln  
Dir stets ein armes, dummes Weib ergabeln?  
Du sagst: des Weibes Liebe glich' der Hölle,  
Dem wüsten Lande, drin kein Wasser quelle.  
Sie gliche - sagst Du - einer Feuersgluth,  
Die, einmal brennend, stets mit größrer Wuth  
Alles, was brennen wolle, rings verzehre:  
Und wie ein Wurm - sagst Du - den Baum zerstöre,  
Zerstör' auch ihren Ehemann die Frau;  
Das wisse, wer nicht ledig sei, genau.« -

Daß grade so, wie ich's, ihr Herr'n, erzählt,  
Sie in der Trunkenheit mit mir geschmält,  
Hielt steif und fest ich meinen Männern vor.  
Zwar war es falsch. - Doch, da es Hans beschwor  
Und meine Nichte sich mit mir vereinigt,  
Du lieber Gott! so wurden sie gepeinigt,  
Bei Christi Kreuz! ganz schuldlos obendrein.  
Denn wie ein Gaul konnt' beißen ich und schrein.

Doch, hätt' ich nicht zu klagen angefangen,  
So wär' es manchmal mir wohl schlimm ergangen.  
Wer zuerst kommt, zuerst gemahlt erhält;  
Wer zuerst klagt, behauptet auch das Feld.  
So kam's, daß sie mich um Entschuld'gung baten,  
Selbst über Dinge, die sie niemals thaten.  
Ich schwur, mit Dirnen hätt' ich sie gesehn,  
Und konnten sie vor Schwachheit auch kaum gehn.  
Doch kitzelt' es ihr Herz; und jeder dachte,  
Daß mich besorgt für ihn nur Liebe machte.  
Ich schwur, war ich zur Nachtzeit ausspaziert,  
Nach ihren Dirnen hätt' ich spionirt.

Durch diesen Vorwand fand ich viel Vergnügen.  
Denn nicht umsonst ist Spinnen, Weinen, Lügen,  
Schon seit dem Tage der Geburt fürs Leben  
Von Gott uns Weibern gütigst mitgegeben.  
In einer Sache muß ich selbst mich loben,  
Ich blieb in jeder Hinsicht schließlich oben,  
Ich griff zur List, Gewalt und andern Mitteln,  
Wie stetem Murr'n und ewigem Bekritteln.

Im Bett besonders wußt' ich sie zu plagen.  
Da konnt' ich schelten und den Dienst versagen.  
Ja, aus dem Bette droht' ich oft zu springen,  
Wenn sie mit ihren Armen mich umfingen.  
Erst wenn sie Lösegeld bezahlt mir hatten,  
Wollt' ihre Niedlichkeiten ich gestatten.  
Ein jeder Mann gedenke meines Raths,  
Käuflich ist Alles, und wer zahlt, der hat's;  
Mit leeren Händen ist schlecht Falken fangen;  
Doch für Gewinn erheuchelt' ich Verlangen  
Und that, als gäb' ich voller Lust mich hin,  
Obschon von Schinken sonst kein Freund ich bin;  
Das heißt: ich lag mit ihnen stets im Streite,  
Und hätte selbst der Papst auf ihrer Seite  
Gestanden, wäre ihnen nichts erspart,  
Da Wort um Wort von mir quittirt stets ward.  
Ja, beim allmächt'gen Gott! sollt' ich sofort  
Mein Testament jetzt machen, nicht ein Wort  
Bin ich mehr schuldig, das ich wett nicht machte.

Durch meinen Witz ich's schließlich dahin brachte,  
Daß sie für besser fanden, nachzugeben;  
Sonst hatten sie nie Rast und Ruh' im Leben;  
Und schauten wie die Löwen sie verdrießlich,  
So krochen dennoch sie zu Kreuze schließlich.

Dann wollt' ich sagen: »So ist's recht und brav!  
Wie fromm und sanft ist Wilkin, unser Schaf!  
Komm, Männchen! laß mich Deine Wange küssen!  
Geduld und Sanftmuth wirst Du lernen müssen!  
Spricht Dein Gewissen Dich denn niemals schuldig,  
Wenn Du erzählst, wie Hiob war geduldig?  
Nun, was Du predigst, halte drum in Ehren!

Und thust Du's nicht, so will ich Dich belehren:  
Soll in der Ehe Frieden uns beglücken,  
So muß sich einer von uns Beiden bücken,  
Und, da als Mann weit mehr vernünftig Du  
Als Deine Frau bist, so kommt Dir es zu.  
Jedoch, was quält Dich, daß Du stöhnst und ächzest?  
Ist's meine Heimlichkeit, nach der Du lechzest?  
Hier, Peter, ist sie! nimm Dir Alles hin!  
Ich schelte zwar, doch zärtlich ist mein Sinn!  
Wollt' ich verhandeln meine *belle chose*  
Ging ich einher wohl schöner als die Rose!  
Jedoch, bei Gott! wie übel Du gethan,  
Bewahr' ich sie für Deinen Leckerzahn!«

Manch solches Wort wir miteinander hatten;  
Doch sprech' ich jetzt von meinem vierten Gatten.  
Ein schlimmer Schwärmer aber war der vierte,  
Der sich mit einem Keksweib verlustirte.  
Und dennoch jung, stark, geil und widerhaarig  
Und so vergnügt, wie eine Elster, war ich.  
Zur Harfe konnt' ich mich im Tanze schwingen,  
Und wußte wie die Nachtigall zu singen,  
Hatt' ich getrunken etwas süßen Wein.  
Ja, selbst der Schuft, Metellius, dieses Schwein,  
Der mit dem Stocke seine Frau erschlug,  
Nur, weil sie Wein trank, sollte mir genug  
Zu trinken geben, hätt' er mich genommen!

Doch von dem Wein muß ich auf Venus kommen.  
So wie die Kälte Hagel zeugt und Reif,  
Hat leckres Maul auch einen leckren Schweif.  
Nicht widersteht die weinberauschte Frau,  
Das wissen alle Wüstlinge genau.

Ach, Herr und Christ! gedenk' ich an die Zeit  
Der Jugendfrische und der Lustigkeit,  
So juckt es mich im tiefsten Herzensgrunde  
Noch vor Vergnügen bis auf diese Stunde,  
Daß ich die Welt genoß in jenen Tagen!  
Das Alter, ach! bringt manche bittre Plagen!  
Ich fühle Kraft und Schönheit mir entfliehn;  
Fahrt hin! lebt wohl! zum Teufel mögt ihr ziehn!

Das Mehl ist alle! da hilft kein Geschrei!  
So gut es geht, verkauf' ich jetzt die Klei!  
Doch an Vergnügen soll es mir nicht fehlen!

Von meinem vierten Mann laßt mich erzählen!  
Wie schon gesagt, mein Haß war nicht gering,  
Daß er auf fremder Fährte manchmal ging;  
Bei St. Jodocus! – wir sind Beide quitt,  
Da ich sein Kreuz aus gleichem Holz ihm schnitt.  
Zwar nicht zur Unzucht braucht' ich meinen Leib,  
Doch gönnt' ich Manchem solchen Zeitvertreib,  
Daß ich in seinem eignen Fett ihn briet,  
Und er in Eifersucht und Wuth gerieth.  
Sein Fegefeuer war ich hier hienieden;  
Drum hoff' ich, jetzt hat seine Seele Frieden,  
Denn, weiß es Gott! – er sang und schrie vor Wehe,  
Drückte sein Schuh ihm allzusehr die Zehe,  
Und Gott und ihm ist es allein bekannt,  
Was, ihn zu pein'gen, Alles ich erfand.

Er starb, als von Jerusalem zu Haus  
Ich kehrte, und ruht unterm Kreuze aus,  
Jedoch sein Grabmal war mit mindrer Pracht  
Als des Darius Ruhestatt gemacht,  
Die einst Apelles schuf mit Kunstvollendung;  
Denn ich begrub mit weniger Verschwendung!  
Er lebe wohl! Mög' Gott ihm gnädig sein!  
Im Grabe ruht er und er liegt im Schrein!

Von meinem fünften Mann ich jetzt erzähle!  
Gott sende nicht zur Hölle seine Seele!  
Doch hat er mir am schlimmsten zugesetzt;  
Das fühl' an meinen Rippen ich noch jetzt,  
Und werd' es fühlen bis ans Lebensziel!

Doch frisch und froh trieb er im Bett sein Spiel,  
Und das Gekirr verstand er und Gekose,  
Gelüftet' ihm nach meiner *belle chose*;  
Gewinnen konnt' er, wenn er alle Glieder  
Mir auch zerschlug, stets meine Liebe wieder.  
Ich liebt' ihn besser, denk' ich, weil so rar  
Und so gefährlich seine Liebe war.

Wir Weiber sind – denn nimmer lügen will ich –  
In diesem Punkt oft wunderbarlich und grillig;  
Wir schrei'n und gieren tagelang nach Dingen  
Allein, weil sie nur schwierig wir erringen;  
Was man verbietet, wird von uns begehrt,  
Jedoch wir fliehen, was man uns gewährt;  
Verkauft wird unser Krimskram mit Gefahren;  
Bei vollem Markte steigt der Preis der Waaren,  
Und was zu billig ist, bedünkt uns schlecht;  
Darin giebt jedes kluge Weib mir Recht.

Den fünften Mann – es gebe Gott ihm Segen! –  
Nahm ich aus Liebe, nicht des Reichthums wegen.  
Von Oxford, wo er als Scholar studirte,  
Kam er in unsre Stadt, und dort quatierte,  
Er sich bei meiner Frau Gevatt'rin ein,  
Frau Alison – Gott mög' ihr gnädig sein! –  
Sie kannte meines Herzens Heimlichkeit  
Mehr, als der Pfaffe that – auf Seligkeit!  
Denn ihr vertraut ich All und Jedes an;  
Und mochte Leib und Leben gar mein Mann  
Verwirken oder an die Wand nur p.....,  
Sie und ein andres Weibsbild mußten's wissen,  
Und ebenmäßig ward ein jeder Plan  
Auch meiner lieben Nichte kundgethan.  
Und dieses that ich häufig, denn – Gott weiß es! –  
Wohl überlief ihn manchmal roth und heiß es  
Bei seiner Schande, und er schalt sich laut,  
Daß er mir seine Heimlichkeit vertraut!  
Nun traf es sich zur Fastnacht oft genug,  
War ich bei der Gevatt'rin zum Besuch  
– Denn immer noch saß ich voll Schelmerei,  
Und lief noch gern im März, April und Mai,  
Was Neues zu erfahren, Haus von Haus –  
Daß ich und Alison aufs Feld hinaus  
Spazierten mit dem Schreiber, dem Johann.

Denn, da in London war mein Ehemann,  
Wollt' ich nicht die Gelegenheit verpassen,  
Mich auch vor lust'gem Volke sehn zu lassen,  
Und selbst zu sehn. Was weiß ich noch, wohin  
Ich damals ging in meinem Flattersinn?

Ich war dabei, wenn es Visitationen,  
Wenn es Vigilien gab und Processionen;  
Auf Pilgerfahrt und zum Mirakelspiel,  
Zur Hochzeit und zur Predigt ging ich viel.  
Vom schönsten Scharlach trug ich Prachtgewänder;  
An meinem Staat gab's für die Kleiderschänder,  
Die Würmer, Motten, Milben nichts zu nagen.  
Weißt Du warum? – Weil ich ihn stets getragen!

Doch nun erzähl' ich Euch, was mir passirte.  
Ich sagte, daß ich auf das Feld spazierte,  
Wo ich, fürwahr, manch' lust'ge Schäkerei  
Mit unserm Schreiber trieb und ihm dabei  
Der Zukunft wegen auch versprach, daß er  
Mich freien solle, wenn ich Wittwe wär'.  
Gewiß kein Rühmens will ich davon machen;  
Doch in der Ehe, wie in andern Sachen,  
Sah ich mit Umsicht immer im Voraus.  
Ein Lauch nicht werth, dünkt mich, der Witz der Maus,  
Die auf ein Loch nur zum Entschlüpfen zählt  
Und die dann hin ist, wenn ihr dieses fehlt.

Ich log ihm vor, ich sei behext durch ihn  
– Da Alison mir diesen Rath verliehn –  
Und redete, mir hätte in der Nacht  
Geträumt, ich wäre von ihm umgebracht,  
Und daß mein ganzes Bette sei voll Blut;  
Jedoch er thäte, hofft' ich, dennoch gut,  
Denn Blut bedeute Gold, sei mir gesagt.  
Doch falsch war Alles. Ich war nie geplagt  
Von solchen Träumen. Meiner Dame Rath  
Befolgt ich nur, wie ich es meistens that.

Doch nun, Ihr Herr'n! – Laßt sehn, wo blieb ich nur!  
Aha! bei Gott! ich bin schon auf der Spur!  
Als auf der Bahre lag mein vierter Gatte,  
Ich in den Augen immer Thränen hatte,  
Wie es Gebrauch ist und des Weibes Pflicht,  
Und in den Schleier hüllt' ich mein Gesicht.  
Doch hatt' ich den Ersatzmann schon ersehn;  
Drum weint' ich mäßig – das muß ich gestehn!

Als meinen Mann die Nachbarn unter Klagen  
Zur Kirche früh am Morgen fortgetragen,  
War auch mein Schreiber, der Johannes, da.  
Und – hilf mir Gott! – als ich ihn gehen sah  
Mit einem solchen schönen, netten Paare  
Von Beinen hinter meines Mannes Bahre,  
Gab ich mein ganzes Herz ihm alsobald.

Er war – ich glaube – zwanzig Winter alt  
Und – ungelogen – vierzig ich! – Jedoch  
Den Füllenzahn bewahrt' ich immer noch.  
Langzähmig war ich, was nicht schlecht mir stand.  
Der Venusstempel war mir eingebrannt;  
Und hilf mir Gott! ich war ein lustig Weib,  
Jung, reich und schön und wohlgeformt an Leib,  
Und jeder meiner Gatten schwur – auf Ehre! –  
Daß meine S..... rings die beste wäre.

Den Sinnen nach bin ich ganz venerianisch,  
Mein Herz indessen ist durchaus martianisch;  
Venus gab mir die Lüsterheit und Gluth,  
Und Mars gab mir den unverzagten Muth.

Der Stier mit Mars drin, war mein Ascendente.  
O, weh', daß Liebe sündlich ist! – Wie könnte  
Ich widerstehen der Inclination  
Bei solcher Wirkung der Constellation?  
Und daher blieb für lustige Genossen  
Auch meine Venuskammer nicht verschlossen.  
Von Mars indessen trug ich das Gepräge  
Im Angesicht und heimlichen Gehege.

Gott gehe mit mir gnädig zu Gericht!  
Sehr heikel war ich in der Liebe nicht.  
Ich folgte meinem Appetit und Drang;  
Ob schwarz, ob weiß er war, ob kurz, ob lang,  
Sobald ich nur Gefallen an ihm fand,  
Frug ich nicht viel nach Reichthum oder Stand.

Was wollt' ich sagen? – Schon nach Monatszeit  
Nahm mich zur Frau mit großer Festlichkeit  
Der lustige, der art'ge Schreiber Hans.  
Mein Land, sowie mein Gut gab ich ihm ganz

Und gar zu eigen, wie es mir gegeben;  
Doch oft bereut' ich's hinterher im Leben.

Von meinen Schlichen wollt' er gar nichts wissen!  
Weil ich ein Blatt aus seinem Buch gerissen,  
Schlug er – bei Gott! – mich einstmals mit der Faust,  
Daß heute mir's noch in den Ohren saust!  
Wie eine Löwin steif und widerhaarig  
Und eine schlimme Lästerzunge war ich.  
Noch immer wandern wollt' ich, wie zuvor,  
Von Haus zu Haus, obschon's mein Mann verschwor;  
Und deßhalb las er predigend und lehrend,  
Aus alten Römer-Gesten mir fortwährend:

Wie einst sein Weib auf Lebenszeit verließ  
Sulpitius Gallus und sie von sich stieß,  
Nur aus dem Grunde, weil er sie gesehn  
Aus seiner Haushür unverschleiert gehn.  
Auch einen andern Römer er mir nannte,  
Der ebenfalls sein Weib von sich verbannte,  
Die unerlaubt auf einem Fest gewesen.

Auch aus der Bibel pflegt' er oft zu lesen  
Mir jenes Sprüchwort aus dem Ecclesiasten,  
Welches den Männern anrath, daß sie paßten  
Auf ihrer Weiber Wandel und Betragen;  
Und, ohne Zweifel, pflegt' er dann zu sagen:  
Wer sich aus Weiden baut des Hauses Wände,  
Auf blindem Gaul jagt durch gepflügt Gelände,  
Und seinem Weibe läßt zu freie Hände,  
Der Mann hängt an dem Galgen noch am Ende!

Doch werthlos schienen mir wie Mellerbeeren,  
Die weisen Sprüche, wie die alten Lehren.  
Ich liebte nicht, daß er mir stets erzählte,  
Um mich zu bessern, wo und wie ich fehlte;  
Und Viele denken – weiß es Gott! – wie ich!  
Doch wurd' er noch so wüthend gegen mich,  
In keinem Fall gedacht' ich's zu ertragen!

Beim heil'gen Thomas! jetzt will ich Euch sagen,  
Wie einst, weil seinem Buch ich jenes Blatt  
Entriß, mein Mann mich taub geprügelt hat.

In einem Buche, welches er besaß,  
Er Tag und Nacht stets mit Entzücken las,  
Das Valerie und Theophrast er nannte  
Und das ihn stets mit Lachen übermannte.  
Auch war ein Schreiber noch darin aus Rom,  
Ein Cardinal, mit Namen St. Jerome,  
Der einst ein Buch schrieb gegen Jovinian.  
Dies Buch war da, sowie auch Tertullian,  
Crisippus, Trotula und Heloïs,  
Die einst Aebtissin war nah' bei Paris;  
Und auch des Königs Salamo Parabeln,  
Die Kunst Ovids und manche sonst'ge Fabeln.

Sie waren all' in einen Band gebunden,  
Und immer hielt in seinen freien Stunden,  
Lag hinter ihm des Werkeltages Plage,  
Er jeder Zeit, bei Nacht sowie bei Tage,  
Gewohnheitsmäßig dieses Buch in Händen.

Von bösen Weibern kann't er mehr Legenden,  
Als in der Bibel sind von guten Frauen.  
Unmöglich ist's – darin mögt Ihr mir trauen –  
Daß von den Damen Gutes spricht ein Schreiber.  
Zwar lobt er stets das Leben heil'ger Weiber,  
Doch andre Frauen preist er nimmermehr!

Doch, wer malt uns den Löwen? – Sagt mir, wer?  
Bei Gott! wenn Weiber schrieben die Historien,  
Wie Schreiber thun in ihren Oratorien,  
So wären Schlechtigkeiten auszukramen  
Von Männern, die der ganze Adamssamen  
Nie büßen kann! – Die Kinder von Merkur  
Und Venus sind verschiedener Natur.  
Weisheit und Wissen der Merkur uns giebt  
Und Saus und Braus ist's, was die Venus liebt;  
Und weil sie so verschieden disponirt,  
Fällt einer, wenn der andre exaltirt.  
So ist – Gott weiß! – Merkur stets desolat,  
Ist in den Fischen Venus exaltat,  
Und Venus fällt, sobald Merkur ist oben;  
Drum kann ein Schreiber nie ein Weibsbild loben!

Und wird er altersschwach und werthlos zu  
Dem Dienst der Venus, wie ein alter Schuh,  
Setzt er sich nieder und schreibt Faseleien,  
Daß niemals treu die Ehefrauen seien.

Doch nun zum Zweck! – Pardi! ich wollte sagen,  
Weßhalb ich wegen jenes Buchs geschlagen.

Aus diesem Buch zur Abendzeit einst las  
Mein Gatte Hans, als er am Feuer saß:  
Zuerst von Eva, deren Schlechtigkeit  
Das Menschevolk in Elend stieß und Leid,  
Bis Gottes Gnade wieder uns erschloß  
Das Herzblut, welches Jesus Christ vergoß.  
– Seht! hier wird von dem Weibe man gewahr,  
Daß sie Verderberin der Menschheit war! –  
Er las, wie Simson erst sein Haar verlor,  
Und dann die Augen, weil ihn kahl einst schor  
Im Schlaf sein Keksweib, die Verrätherin,  
Und, ungelogen, las er späterhin  
Wie Herkules den Tod durch das Gewand  
Der Dejanira durch Verbrennen fand.  
Auch nichts vergaß er von dem Leid und Wehe  
Des Sokrates in seiner Doppelehe:  
Wie ihm Xantippe ausleert übern Kopf  
Das Nachtgeschirr und mausestill der Tropf,  
Den Kopf sich wischend, nichts aus Angst entgegnet,  
Als: »Schweig der Donner, weiß man, daß es regnet!«

Auch von Pasiphae aus Kreta las er.  
– An der Geschichte fand gar vielen Spaß er –  
Doch, pfui! – Nichts mehr davon! Es ist zu gräulich;  
Denn ihre Lust und Neigung war abscheulich!

Wie Klytemnestras liederliches Leben  
Zum Tod des Gatten Anlaß hat gegeben,  
Las er mir auch mit großer Salbung vor;  
Und er erzählte, wie vor Thebens Thor  
Amphioraus jäh sein Ende fand;  
Und eine Sage war ihm auch bekannt,  
Die eigne Gattin, Eriphyle, hätte  
Den Griechen ihres Mannes Zufluchtsstätte

Für eine Unze Goldes offenbart;  
Wodurch vor Theben böser Dank ihm ward.

Von Luna und Lucilia führt' er an,  
Getödtet hätte jede ihren Mann;  
Wobei dort Haß, hier Liebe war im Spiel.  
Denn, während Luna, der ihr Mann mißfiel,  
Ihn eines Abends spät vergiftet hatte,  
Gefiel Lucilien allzusehr ihr Gatte,  
Und lüstern, daß er immer an sie denke,  
Gab sie ihm solche starke Liebestränke,  
Daß er verschieden war am frühen Morgen.  
– So hatten Männer immer ihre Sorgen! –

Auch von Latumeus hat er mir gesagt,  
Er hätte Arius, seinem Freund, geklagt,  
In seinem Garten sei ein Baum zu schauen,  
An welchem sich schon drei von seinen Frauen  
Erhängt aus lauter Aerger und Verdruß.  
»Ach, lieber Bruder!« – sprach drauf Arius –  
»Erlaube mir, ein Propfreis abzulegen,  
Denn solchen Baum möcht' ich gern selber pflegen!«

Er las, es hätten auch in spätern Tagen  
Im Bette Weiber ihre Herr'n erschlagen,  
Die blut'gen Leichen auf die Flur gestreckt  
Und mit den Buhlen in der Nacht g.....

Auch Nägel hätten ins Gehirn gehauen  
Im Schlaf den Männern manchmal ihre Frauen,  
Auch manchmal sie vergiftet mit Getränken.

Er sprach mehr Harm, als sich das Herz kann denken!  
Und dabei wußt' er viel mehr weise Sprüche,  
Als jemals Kräuter wuchsen für die Küche.

»Du hältst weit besser« – sprach er – »es im Haus  
Mit einem Löwen oder Drachen aus,  
Als einem zänkischen und bösen Weibe!«  
»Im Winkel lieber unterm Dache bleibe,  
Als mit der Zänkerin« – sprach er – »im Zimmer;  
Denn widerspenstig ist ein Weibsbild immer,  
Und dem, was ihrem Mann gefällt, stets gram!«

»Von sich« - so sprach er - »wirft ein Weib die Scham  
Mit ihrem Unterrock.« - »Und eine Frau,  
Die schön und zuchtlos ist, gleicht einer Sau,  
Die einen Goldreif in der Nase trägt.«

Wer faßt den Ingrim, welchen ich gehegt?  
Wer faßt die Wuth, die ich im Herzen trug?!

Als eines Nachts in dem verfluchten Buch  
Sein Lesen wiederum kein Ende fand,  
Riß ich ihm rasch drei Blätter aus dem Band,  
Worin er las, und mit der Faust zugleich  
Gab ich ihm solchen derben Backenstreich,  
Daß überwärts er hinschlug in das Feuer.

Empor voll Wuth sprang wie ein wilder Leu er,  
Und mit der Faust gab er mir einen Schlag,  
Daß ich, wie leblos, gleich am Boden lag.  
Und als er sah, wie still und steif ich schien,  
Da ward er blaß und dachte zu entfliehn.  
Doch aus der Ohnmacht wieder wach geworden,  
Fuhr ich ihn an: »O, Dieb! willst Du mich morden?  
Willst Du mich tödten, um mein Gut zu erben?  
Komm' küsse mich und lasse dann mich sterben!«  
Und näher kam er und sank auf die Knie'  
Und sprach: »O, bestes Alisönchen, nie  
Schlag' ich Dich wieder! Schenke Gott mir Huld!  
Und that ich's jetzt, so war es Deine Schuld!  
Ich bitte Dich, vergiß es und vergieb!«

Doch ich gab ihm noch manchen Backenhieb  
Und sagte: »Dieb! ich will es an Dir rächen!  
Jetzt will ich sterben und kein Wort mehr sprechen!«

Jedoch zuletzt nach manchem Weh und Leide  
Versöhnten und vertrugen wir uns Beide.  
Er gab die Zügel mir in meine Hand  
Und die Regierung über Haus und Land,  
Und Hand und Zunge hielt ich ihm in Steuer,  
Und auch sein Buch schmiß er für mich ins Feuer.

Nachdem die Leitung und die Meisterschaft  
In dieser Art ich mir zurückgeschafft

Und: »Liebes Weibchen!« – er zu mir gesagt –  
»Thu' lebenslang allein, was dir behagt,  
Bewahr' Du Ehre mir und Gut und Haus!«  
Seit jenem Tag war alles Zanken aus.  
So gut und treu war, wie auf Gott ich bau!  
Von Dänemark bis Indien keine Frau,  
Wie ich für ihn, und er that es mir gleich.  
Und daher bitt' ich Gott im Himmelreich,  
Er gehe gnädig mit ihm zu Gerichte! –

»Nun hört mir zu! – Jetzt komm' ich zur Geschichte!«

Der Bettelmönch bei diesen Worten lachte  
Und sprach: »Madam, nach langem Paßgang brachte  
Uns der Prolog jetzt ganz zu paß ans Ziel!«

Der Büttel, dem des Bruders Spaß mißfiel,  
Rief aus: »Seht an! bei Gott und seinen Engeln!  
Ein Bettelmönch muß Alles doch bemängeln!  
Ja, wie die Fliegen fällt ein Bettelbruder  
Auch allsofort auf jedes Fleisch und Luder!  
Was hat mit Paßgang alles Dies zu thun?  
Ob Paß, ob Trab, laß es in Frieden ruhn  
Und gönn' uns an der Sache das Vergnügen!«

»Herr Büttel!« – sprach der Bruder – »ohne Lügen!  
Gefällt es Euch, so will ich gern berichten  
Von einem Büttel zwei bis drei Geschichten,  
Bevor ich geh', und sicher lacht man tüchtig!«

»Verwünschen möchte, Bruder, Dein Gesicht ich!«  
– So sprach der Büttel – »und mich selbst daneben,  
Wüßt' ich nicht auch zwei bis drei Schnurren eben  
Von Bettelmönchen! Jammern sollst Du, ehe  
Nach Sidenborn wir kommen, denn ich sehe,  
Daß alle Fassung Du verloren hast!«

»Das Streiten« – rief der Gastwirth – »unterlaßt!  
Die Frau erzählt, und ihren Worten lauscht Ihr!  
Betragt Euch nicht, als wär't in Bier berauscht Ihr!  
Erzählt, Madam! – So ist's am Besten, glaubt!«

»Recht gern, mein Herr,« – sprach sie – »sofern erlaubt

Mir dieser würd'ge Bruder nur das Wort.«

»Madam,« – sprach er – »ich höre! Fahret fort!«

### **Die Erzählung des Weibes von Bath.**

*Vers 9005–9412.*

In Königs Artus längstvergangner Zeit,  
Die jeder Britte rühmt und preist, war weit  
Und breit das ganze Land gefüllt mit Fee'n.  
Man sah im Tanz sich mit Gespielen drehn  
Die Elfenkönigin auf grünem Gras.  
– So war die alte Meinung, wie ich las. –  
Schon viele hundert Jahre sind es her,  
Und Elfen giebt es heut' zu Tag nicht mehr.  
Das macht das Beten und die Frömmigkeit  
Der vielen Bettelmönche, die zur Zeit  
Durchstreifen jedes Flußgebiet und Thal,  
So dick wie Mücken in dem Sonnenstrahl,  
Einsegnend Hallen, Kammern, Küchen, Ställe  
Und Städte, Burgen, Schlösser und Kastelle,  
Milchstuben, Häuser, Dörfer, Scheunen, Zimmer;  
Das scheuchte fort von uns die Fee'n auf immer.  
Wo früher einen Kobold man gesehn,  
Da pflegt anjetzt ein Bettelmönch zu gehn,  
Und streift durch die Limitation vom Kloster,  
Sein Ave betend und sein Paternoster,  
Am späten Abend und am frühen Morgen.

Die Weiber gehen ohne Furcht und Sorgen  
Bei jedem Busch und Baume jetzt einher.  
Da ist kein anderer Incubus wie er,  
Und der wird ihnen keinen Schimpf anthun.

An König Arthurs Hofe lebte nun  
Ein lust'ger Junggesell; und es geschah,  
Daß er ein Mädchen einsam wandeln sah,  
Die, als er von der Reiherbeize ritt,  
Desselben Weges grade vor ihm schritt;  
Und er beraubte durch Gewalt und Kraft  
Sie wieder Willen ihrer Jungfernschaft.

Vor König Artus viel Geschrei entstand,

Ob der Gewaltthat, und zu Recht erkannt  
Ward gegen diesen Rittersmann auf Tod  
Durch Kopfverlust, wie das Gesetz gebot,  
Und es enthalten war in den Statuten.

Die Königin und andre Damen ruhten  
Indessen nicht, den König anzuflehn,  
Bis dieser Gnade ließ für Recht ergehn,  
Um die Entscheidung über Tod und Leben  
Der Königin auf Wunsch anheim zu geben.

Es dankte herzlich ihm die Königin.  
Zum Ritter aber sagte späterhin  
Sie bei Gelegenheit an einem Tage:  
»Es schwebt« – sprach sie – »in ungewisser Lage  
Noch stets Dein Leben. – Doch ich schenk' es Dir,  
Giebst Antwort Du auf meine Frage mir:  
Was ist es, das zumeist ein Weib begehrt?  
Bewahre Deinen Nacken vor dem Schwert!  
Und kannst Du mir sofort nicht Rede stehn,  
Magst auf ein Jahr und einen Tag Du gehn  
Und suchen, bis Du aufgefunden hast,  
Was sich als Antwort auf die Frage paßt.  
Doch, eh' Du fortziehst, stelle Bürgschaft mir,  
Daß Du erscheinst persönlich wieder hier.«

Weh war dem Ritter, und er seufzte schwer.  
Was half's? – Für ihn gab's freie Wahl nicht mehr,  
Und endlich war er zu der Fahrt entschlossen,  
Um heimzukehren, wenn ein Jahr verflossen,  
Mit solcher Antwort, wie ihm Gott verliehn;  
Drum nahm er Abschied, um dann fortzuziehn.

Und jedes Haus durchsucht er, jeden Ort,  
Auf Lösung hoffend für das Fragewort:  
Was ist es, das zumeist ein Weib begehrt?

Indeß umsonst! Er wurde nicht belehrt:  
In dieser Sache stimmten insgemein  
Zwei Creaturen niemals überein.  
Die sagten: Reichthum liebt zumeist das Weib;  
Die sagten: Ehre; jene: Zeitvertreib;  
Die sagten: Putz; die: Liebesleckerei'n,

Und Wittwe werden und von Neuem frein.  
Am meisten uns gefiele – sprachen diese –  
Wenn man uns weidlich schmeichelte und priese.  
– Sie sind der Wahrheit nah'; nicht sag' ich nein;  
Zumeist gewinnt man uns durch Schmeichelei'n;  
Durch Artigkeit und Höflichkeit lockt Alle  
Mehr oder weniger man in die Falle. –  
Und jene sagten: unser Hauptbegehren  
Sei, daß wir frei im Thun und Handeln wären,  
Daß man nicht über unsre Laster tobe  
Und uns als weise stets und treu belobe.

Denn keine von uns Allen bleibt gelassen,  
Will ihr ein Mann den wunden Fleck befassen;  
Sie schlägt und stößt, spricht er sie nicht zu gut.  
– Versucht es selbst, dann wißt Ihr, wie es thut! –  
Denn mögen noch so lasterhaft wir sein,  
Gern gelten wir für klug und sündenrein.

Und Andre sagten: uns zumeist erfreute,  
Hielten für fest und standhaft uns die Leute,  
Und für verschwiegen und für zuverlässig,  
In dem, was mitgetheilt uns sei. – Indes ich  
Erachte keinen Besenstiel das werth.  
Pardi: kein Weib kann schweigen! – Dieses lehrt  
Uns Midas schon. – Soll ich von ihm berichten?

Wohlan! – In seinen kleineren Geschichten  
Erzählt Ovid: daß unter langen Haaren  
An Midas Kopf zwei Eselohren waren,  
Die er, so gut es eben ging, versteckte,  
So daß man sein Gebrechen nie entdeckte.  
Nur seiner Frau war es allein bekannt,  
Weil er's aus Liebe dieser eingestand.  
Indes er bat sie, Keinem auf der Welt  
Je zu verrathen, er sei so entstellt.  
Und sie beschwor, daß für kein Gut der Erde  
Die böse Sünde sie begehen werde,  
So schlechten Namen ihrem Mann zu machen.  
Die eigne Scham gebiete von den Sachen  
Zu schweigen schon. – Doch quälte sie es arg  
Bis auf den Tod, was heimlich sie verbarg;

Und schwer lag's auf dem Herzen ihr beständig,  
Und davon sprechen mußte sie nothwendig.  
Vertrauen durfte sie es keinem Andern,  
Drum dachte sie zum nahen Sumpf zu wandern.

Sie läuft, kommt an; es pocht ihr Herz und trommelt;  
Und wie die Dommel, die im Rohre dommelt,  
Legt an das Wasser sie den Mund und spricht:  
»Nun hör' mich Wasser, doch verrath' es nicht,  
Denn zur Vertrauten hab' ich Dich erkoren:  
Es hat mein Mann – zwei lange Eselohren!  
Nun ist's heraus! – Jetzt ist mein Herz gesund!  
Nicht länger halten konnt' ich meinen Mund!«

Hier könnt Ihr sehn, wir schweigen eine Zeit,  
Doch dann heraus muß unsre Heimlichkeit.

Wer wissen will, wie es zu Ende geht,  
Der les' Ovid, wo es geschrieben steht.

Als nun der Ritter, von dem mein Bericht  
Besonders handelt, sah, er könne nicht  
Ergründen, was ein Weib zumeist begehrt',  
Trat er, im Kopf und Herzen sorgenschwer,  
Den Rückweg an. Nicht länger durft' er weilen,  
Der Tag war da, und heimwärts mußst' er eilen.

Und es geschah, als er auf seinem Wege  
Bekümmert hinritt durch ein Waldgehege,  
Daß er an Frauen mehr als vierundzwanzig  
Dort miteinander schlingen sah im Tanz sich.  
Rasch sprengt' er zu dem Platze, wo sie waren,  
In Hoffnung etwas Weises zu erfahren;  
Doch sicher ist, kaum war er völlig da,  
War schon der Tanz verschwunden – und er sah  
Kein lebend Wesen, keine Creatur.  
Ein altes Weib saß auf dem Rasen nur,  
Solch' faul Geschöpf, wie Niemand denken kann.

Das Weib erhob sich und zum Rittersmann  
Sprach sie: »Hier ist kein Weg! – Doch saget mir  
Auf Treu' und Glauben, wonach suchet Ihr?  
Wer weiß? Gebrauch noch könnt Ihr davon machen,

Wir alten Leute wissen manche Sachen!«

»Lieb Mütterchen,« – der Ritter sprach – »mein Leben  
Hab' ich verwirkt, weiß ich nicht anzugeben,  
Nach welchem Ding zumeist ein Weib begehrt?  
Wenn Du mir's sagst, belohn' ich Dich nach Werth!«

»Versprecht Ihr mir auf Handschlag und auf Ehre«  
– Sprach sie – »das erste Ding, das ich begehre,  
Sofort zu thun, steht es in Eurer Macht,  
So sollt Ihr's wissen, noch bevor es Nacht!«

»Hier!« – schrie der Ritter – »hast Du Pfand und Eid!«

»Dann« – sprach das Weib – »bist Du in Sicherheit  
Für Deinen Kopf. – Nicht rühmen will ich mich,  
Doch sicher spricht die Königin wie ich.  
Wer von den Stolzen, die den Schleier tragen,  
Die in der Haube gehn, wagt nein zu sagen  
Zu dem, was ich Dich lehre? Laßt mich sehn!  
Doch nun genug – und fürbaß laßt uns gehn!«  
Dann raunte sie ihm etwas in die Ohren;  
»Frisch auf!« – sprach sie – »und nicht den Muth verloren!«

Und angelangt bei Hof der Ritter sprach:  
Er käme pünktlich der Verpflichtung nach,  
Und auf die Antwort sei er vorbereitet.

Von edlen Frau'n und Fräulein rings begleitet  
Und klugen Wittwen, stieg die Königin  
Auf ihren Thron, damit als Richterin  
Sie höre, was der Frage Antwort sei.

Und dann rief man den Rittersmann herbei.  
Das tiefste Schweigen ließ sie rings befehlen  
Und hieß sodann den Ritter, zu erzählen,  
Wonach zumeist ein weltlich Weib begehrt'?

Nicht wie ein Rindvieh stumm und dumm stand er,  
Nein! sprach mit männlich lauter Stimme klar,  
Daß es dem ganzen Hof vernehmlich war:  
»Erhabne Dame! Königin voll Ehren!  
Zu herrschen ist des Weibes Hauptbegehren!

Die Gatten und Geliebten zu regieren  
Und über sie das Regiment zu führen,  
Ist Euer höchster Wunsch! – Hier ist mein Haupt!  
Schlagt mir's vom Rumpfe, wenn Ihr mir nicht glaubt!«

Am ganzen Hofe keine Dame wagte  
Das zu bestreiten, was der Ritter sagte,  
Und werth des Lebens er jedweder galt.

Rasch sprang das alte Weib, das er im Wald  
Im Rasen sitzen sah, empor und schrie:  
»Ach, Gnade, hohe Königin! Verzieh'  
Mit Deinem Hof; auch mir sei Recht gewährt!  
Die Antwort hab' dem Ritter ich gelehrt!  
Und er versprach auf Handschlag mir und Ehre,  
Das erste Ding, was ich von ihm begehre,  
Sofort zu thun, ständ' es in seiner Macht,  
Und mein Gesuch sei hiermit vorgebracht:  
Mein Wunsch, Herr Ritter ist, daß Du mich frei'st!  
Ich rettete Dein Leben, wie Du weißt,  
Und sprech' ich falsch, so sag' auf Ehre: Nein!«

»O weh!« – begann der Rittersmann zu schrein –  
»Zu wohl bekannt ist mir mein Wort und Eid!  
Doch Andres fordre aus Barmherzigkeit!  
Nimm all mein Gut, den Körper laß in Nuh'!«

»Nein!« – sprach das Weib – »verwünscht sei ich und Du!  
Ob alt, ob faul, ob arm, verschmäh' ich alle  
Schätze der Welt und edele Metalle,  
Die auf der Erde sind und in der Erde,  
Wenn nicht Dein Weib ich und Dein Schatz ich werde!«

»Mein Schatz!?!« – rief er – »Mein Untergang vielmehr!  
Ward unter allen Leuten irgend wer  
Je in so fauler Art wie ich geschändet!?!«

Es half ihm nichts. Die Sache war beendet.  
Man zwang ihn, dieses alte Weib zu frein,  
Und in das Bett stieg er zu ihr hinein.

Vielleicht giebt's Manchen, der sich arg beschwert  
Und spricht: ich halt' es nicht der Mühe werth,

Daß ich vom Jubel und der Pracht am Tage  
Der Hochzeit etwas Näheres besage.  
Doch mit der Antwort bin zur Hand ich gleich.  
Gewiß an Jubel war das Fest nicht reich.  
Nichts gab es als Bekümmerniß und Sorgen.  
Still hielt er seine Hochzeit früh am Morgen,  
Und blieb, von ihrer Häßlichkeit erschreckt,  
Tagsüber wie die Eule stets versteckt;  
Und großes Weh in seiner Brust sich regte,  
Als man ins Bett zu seiner Frau ihn legte.

Er wandte, wälzte sich vor Ungemach.  
Das alte Weib sah lächelnd zu und sprach:  
»Mein lieber Gatte, *benedicite!*  
Nimmt so sein Weib ein Rittersmann zur Eh'?  
Sind das des Königs Artus Hausgesetze,  
Daß jeder Ritter so sein Weib ergötze?  
Ich bin Dein Liebchen, bin Dein eigen Weib!  
Ich bin's, der Leben Du verdankst und Leib.  
Nie hab' an Dir ein Unrecht ich vollbracht.  
Warum beträgst Du in der ersten Nacht  
Dich nur, als ob Verstand und Sinn Dir fehle?  
Du lieber Gott! was that ich Dir? – Erzähle!  
Wenn ich's vermag, soll's bald geändert sein!«

»Geändert?« – rief der Ritter – »Ach! nein, nein!  
Das ändert sich wahrhaftig nicht so bald!  
Du bist so häßlich und Du bist so alt,  
Du bist von Stamm und Abkunft so gemein!  
Daß ich mich wälze, kann kein Wunder sein.  
Ach! gäbe Gott, es bräche mir das Herz!«

»Ist das« – frug sie – »der Grund von Deinem Schmerz?«

»Gewiß!« – sprach er – »scheint Dir das wunderbar?«

»Nun, Herr!« – sprach sie – »das ändert sich fürwahr,  
Wenn mir's gefällt in wen'ger als drei Tagen;  
Und mehr geziemlich magst Du Dich betragen!  
Denn meinst Du, daß der Adel nur beruht  
Auf altem Reichthum und ererbtem Gut,  
Und man Euch deßhalb Edelleute nenne?  
Die Arroganz ist werth nicht eine Henne!

Siehst Du den Mann, der, immer tugendhaft,  
Gesehn und ungesehn mit aller Kraft  
Das Edle sucht und thut, soviel er kann,  
Dann siehst Du auch den größten Edelmann!  
Den ächten Adel kann nur Christ allein,  
Nicht Reichthum und nicht Ahnenzahl verleihn.

Erwerben wir ihr Gut auch insgesamt  
Und rühmen uns, daß wir so hoch entstammt,  
So können sie mit allen ihren Sachen  
Uns ihre Tugend dennoch nicht vermachen.  
Sie hießen uns befolgen ihr Exempel,  
Und nur, wer das thut, trägt des Adels Stempel.«

Es spricht der weise Dichter von Florenz,  
Der Dante hieß, gar schön von der Sentenz,  
Wie diese Reime, die er schrieb, Euch zeigen:  
»Gar selten nur verjüngt sich in den Zweigen  
Des Mannes Biederkeit. – Sie wird verliehn  
Nach Gottes Willen und allein durch Ihn!«

Von unsern Vätern läßt sich nichts erwerben  
Als Erdengüter, welche bald verderben.  
Wie ich, weiß Jeder, pflanzte Adel nur  
In einzelnen Familien von Natur  
Sich von Geschlechtern zu Geschlechtern fort,  
So thäten auch die Enkel, auf mein Wort!  
Gesehn und ungesehn, des Adels Pflicht,  
Indessen Schlechtigkeit und Böses nicht.

Wenn in das dunkelste der Häuser ihr  
Zwischen dem Berge Kaukasus und hier  
Ein Feuer tragt, die Thür schließt und geht fort,  
So brennt das Feuer ebenmäßig dort,  
Wie es vor zwanzigtausend Menschen brennt,  
Nach innerster Natur vom Element,  
Bei meinem Leib und Leben, bis es stirbt!

Hieraus erhellt, daß nicht Besitz erwirbt  
Den Adel uns, denn, wie man leicht gewahrt,  
Thut ihre Schuldigkeit die Menschenart  
Nicht immer, wie das Feuer von Natur.

Man sieht, Gott weiß es, allzuhäufig nur,  
Daß Herrensöhne Lastern sich ergeben.

Drum, wer auf Adel Anspruch will erheben,  
Weil er aus einem edlen Hause kam,  
Und tugendhaft sich jeder Ahn' benahm,  
Jedennoch denen, die im Grabe ruhn,  
Nicht folgt und, statt, was edel ist, zu thun,  
In Lastern lebt, der ist bei allem Prunke,  
Ob Fürst, ob Graf, statt Edelmann - Hallunke!

Den Adelstitel, der darauf beruht,  
Daß unsre Ahnen tugendhaft und gut  
Gewesen sind, giebt blindes Ungefähr;  
Indeß von Gott stammt alles Edle her,  
Und wahrer Adel kommt aus seiner Hand  
Ganz unabhängig von Geburt und Stand.

»Erinnert Euch! Es sagt Valerius:  
Aus Armuth stieg Tullus Hostilius  
Durch edles Thun empor zu höchsten Ehren!  
Boetius kann und Seneka Euch lehren,  
So klar, daß jeder Zweifel drüber ruht:  
Nur der ist edel, welcher Edles thut.

Und deßhalb, lieber Gatte, schließ' ich so:  
Bin ich von Abkunft noch so rauh und roh,  
Erlaubt mir dennoch, hoff' ich, Gottes Gnade,  
Mich zu erhalten auf dem Tugendpfade;  
Und wenn stets fleckenrein und ohne Tadel  
Mein Leben ist, so bin ich auch von Adel.

Was treibst Du über meine Armuth Spott?  
Nahm nicht freiwillig unser Herr und Gott,  
An den wir glauben, Armuth über sich?  
Und daß kein schandbar Leben, sicherlich,  
Der Himmelskönig Jesus sich ersehnen,  
Kann Mann und Weib und Jungfrau klar verstehn.  
Wer froh die Armuth trägt, trägt sie mit Ehren,  
Wie Seneka und andre Weise lehren.  
Schilt man den Armen für geplagt, gequält,  
Mir gilt er reich, wenn auch das Hemd ihm fehlt.  
Ein armer Wicht ist, wer, von Neid geplagt,

Nach dem gelüstet, was ihm Gott versagt.  
Doch, wer nichts hat und nichts begehrt – obgleich  
Man ihn den ärmsten Schlucker nennt – ist reich!  
Denn wahrhaft arm macht nur der Sünde Qual!

Gar lustig schreibt von Armuth Juvenal:  
Es singt ein Armer sorgenlos sein Lied,  
Wenn unter Dieben seines Wegs er zieht.  
Die Armuth ist ein hassenswerthes Gut,  
Jedoch für den, der mit Geduld und Muth  
Sie zu ertragen weiß, ein Grammentleerer,  
Ein Sorgenbrecher und ein Weisheitsmehrer.  
Die Armuth ist – so wunderbar es klingt –  
Das einz'ge Gut, um das uns Niemand bringt.  
Es macht den Menschen oft der Armuth Stand  
Erst mit sich selbst und seinem Gott bekannt.  
Die Armuth kann man eine Brille nennen,  
Durch welche wir den wahren Freund erkennen.

Nun, Herr! hab' ich nicht gegen Dich gefehlt,  
So laß auch meine Armuth ungeschmält!

Und schimpfst Du alt mich, lieber Herr, so steht  
– Ermangelt mir auch Buchautorität –  
Es außer Zweifel, edle Herr'n begehren,  
Von uns gar oft, daß einen Greis wir ehren,  
Und Vater nennen nach des Adels Brauch.  
Und Schriftbelege, denk' ich, fänd' ich auch.  
Bin alt und faul ich, kann Dich nimmer drücken  
Die Furcht, daß Hörner Deine Stirne schmücken.  
Denn Schmutz und Alter sind – auf Seligkeit!  
Die besten Hüter unsrer Züchtigkeit.  
Indessen, da mir Dein Geschmack bewußt,  
Will ich befried'gen Deine Sinnenlust.«

»Nun wähle« – sprach sie – »zwischen diesen Zwei'n:  
Soll faul und alt ich bis zum Tode sein,  
Jedoch als Weib Dir so getreu ergeben,  
Daß Du mit mir nie mißvergnügt im Leben;  
Oder willst Du mich lieber schön und jung,  
Auf die Gefahr hin, daß Bewunderung  
Für mich im Hause oder anderswo

Mit Zulauf und Umlagerung Dich bedroh'?  
Nun wähle selbst nach eignem Wunsch und Willen!«

Der Ritter überlegte sich's im Stillen  
Mit manchem Seufzer, und dann sprach er laut:  
»Verehrte Dame, vielgeliebte Braut!  
Ich will mich Deiner weisen Leitung fügen!  
Entscheide selber, was zumeist Vergnügen  
Und was am ehrenvollsten für uns sei?  
Dies oder das, mir gilt es einerlei,  
Was Dir gefällt, ist auch nach meinem Sinn!«

»Nun, Herr!« – sprach sie – »dann bin ich Meisterin,  
Wenn nach Gefallen Dich regier' und lenk' ich!«

»Fürwahr« – sprach er – »so ist's am besten, denk' ich.«

»Dann küsse mich« – rief sie – »wir sind vereint!  
Ich will Dir Beides sein! und das bemeint:  
Sowohl ein schönes, wie ein gutes Weib!  
Und strafe Gott an Seele mich und Leib,  
Wenn ich nicht so getreu und gut Dir bin,  
Wie je ein Weib war seit der Welt Beginn;  
Und schöner wirst Du mich am Morgen schauen,  
Als Kaiserinnen, Königinnen, Frauen  
Es je von Osten bis zum West gegeben!  
Dir unterthan bin ich auf Tod und Leben!  
Den Vorhang lüfte und dann – sieh' mich an!«

Und als in Wahrheit drauf der Rittersmann  
Sie also schön und also jung erblickte,  
Er freudig mit den Armen sie umstrickte;  
Es schwamm sein Herz in seligen Genüssen,  
Und tausendmal bedeckt' er sie mit Küssen.  
Sie war gehorsam und that jedes Ding,  
Was er begehrte, stets auf Wort und Wink.  
So lebten Beide fröhlich bis ans Ende.

Solch junge, sanfte, frische Männer sende  
Uns Allen, Jesus Christus! und daneben  
Gewähre gnädig, sie zu überleben!  
Indeß das Leben kürze, Jesus Christ!  
Dem Manne, der uns nicht gehorsam ist!

Und wenn er zornig, geizig ist und alt,  
So schicke Gott die Pestilenz ihm bald!

### **Der Prolog des Bettelmönches.**

*Vers 9413–9449.*

Der würd'ge Bettelmönch und Klostermann  
Sah stets verbissen noch den Büttel an,  
Obschon so vielen Anstand er bewies,  
Daß er bislang zu schimpfen unterließ;  
Jedoch zu guterletzt das Wort er nahm  
Und sprach zum Weibe: »Schütz' Euch Gott! Madam!  
Ihr rührtet hier – auf Ehr' und Seligkeit! –  
An Schulmaterien voller Schwierigkeit!

Zwar spracht Ihr schön – das will ich nicht bestreiten –  
Indeß, Madam, um Scherz zu treiben, reiten  
Wir miteinander hier auf unserm Wege;  
In Gottes Namen! laßt die Schriftbelege  
Den Priesterschulen und dem Predigtamt.

Doch seid Ihr einverstanden allesammt,  
Erzähl' ich einen Schwank von einem Büttel!  
Pardi! ersehen könnt Ihr aus dem Titel,  
Daß es gewiß nichts Gutes ist, und drum  
Nehm' es mir keiner von Euch – bitt' ich – krumm.

Ein Büttel nämlich trägt von Haus zu Haus  
Die Strafmandate an die Hurer aus  
Und kriegt an jeder Straßenecke Prügel!«

»Ei!« – rief der Wirth – »halt doch in Zaum und Zügel  
Dein Maulwerk und bedenke, wer Du bist!  
Wir wollen in Gesellschaft keinen Zwist!  
Fahr' fort! jedoch vom Büttel schweige still!«

»Nein!« – sprach der Büttel – »laßt ihn, was er will,  
Von mir erzählen! Jeden Deut – das glaubt! –  
Zahl' ich ihm heim, wird mir das Wort erlaubt.

Dann sprech' ich von dem ehrenwerthen Stande  
Der schmeichlerischen Bettelbrüderbande  
Und ihrem lasterhaften Thun und Treiben,

Was vor der Hand noch unerwähnt mag bleiben;  
Denn sein Geschäft kommt später noch zur Sprache.«

»Still!« – rief der Wirth – »Nichts mehr von dieser Sache!«  
Und wandte sich zum Bruder mit dem Wort:  
»Mein lieber Meister, fahrt im Texte fort.«

### **Die Erzählung des Bettelmönches.**

*Vers 9449-9812.*

Es lebte früherhin bei mir zu Land  
Ein Erzdekan, ein Mann von hohem Stand  
Und größter Strenge gegen Hurerei  
Und Zauberkünste, sowie Kuppelei;  
Auch unterstanden seinem Urtheilsspruch  
Die Schändungsfälle, wie der Ehebruch;  
Die Kirchenrätze, wie die Testamente  
Und die Versäumniß heil'ger Sacramente  
Und Wucher, Simonie und Eh'contracte.

Doch Hurenjäger er am schlimmsten zwackte;  
Die mußten brennen; und es büßte theuer,  
Wer geizen wollte mit der Kirchensteuer;  
Da, wenn der Pfarrer sich darob beschwerte,  
Das Strafgeld ohne Gnade sich vermehrte;  
Und, war der Zehnte und das Opfer klein,  
Schrob er den Sünder dafür ungemain;  
Denn, eh' der Bischof seinen Krummstab schwang,  
Stand er im Buch des Erzdekans schon lang;  
Als der Vollstrecker der Gerichtsbarkeit  
Hatt' er zu strafen Machtvollkommenheit.

Es ging ein Büttel ihm dabei zu Hand,  
Der größte Schlaukopf in ganz Engeland,  
Der durch Geschick und List im Spioniren  
Alles erfuhr, wobei zu profitiren.  
Durch Schonung eines oder zweier Hurer  
Kam oftmal zwanzig andern auf die Spur er.

– Mag sich auch drüber fasetoll gebärden  
Der Büttel hier; nichts soll geschenkt ihm werden! –

Von ihrer Correction sind wir befreit;

Wir unterstehen der Gerichtsbarkeit  
Von ihnen nicht, und werden es auch nimmer!

»Ja, Peter! grade wie die Frauenzimmer  
In den Bordellen!« – fiel der Büttel ein.

»Still! mit den widerwärt'gen Stänkerei'n!«  
– Rief unser Wirth – »Erzähle, was geschehn;  
Mag auch der Büttel Dir dazwischen krähn,  
Mein liebster Meister, spare drum kein Wort!«

Der Dieb und Büttel – fuhr der Bruder fort –  
Hielt alle Kuppler so in seiner Hand,  
Wie man Lockfalken hält in Engeland.  
Sie machten jede Heimlichkeit ihm kund,  
Denn nicht von gestern war ihr Freundschaftsbund.  
Sie waren die vertrauten Hinterbringer,  
Und sein Profit war darum kein geringer.  
Sein Meister wußte nicht, was er gewann.

Bei Christi Fluch lud den gemeinen Mann  
Vor das Gericht er ohne Citation,  
Und der war froh, kam er mit Geld davon,  
Und gab im Bierhaus dafür ihm zu saufen.  
Recht wie ein Judas ließ er sich erkaufen,  
Und war ein Dieb, ein rechter Dieb wie er!  
Von den Gebühren sah sein Herr nicht mehr  
Als kaum die Hälfte; denn er war und blieb  
– Soll ich ihn loben – Büttel, Kuppler, Dieb!

Er forschte von den Gassendirnen aus,  
Ob Peter, Konrad, Robert oder Klaus  
– Wer's immer war – bei ihnen schlief die Nacht;  
Ihm ward stets Alles heimlich hinterbracht.  
Sie spielten mit ihm unter einer Decke.  
Durch ein Mandat, von ihm zu diesem Zwecke  
Gefälscht, lud vors Capitel er die Zwei,  
Pflückte den Mann und lies die Dirne frei;  
Und sprach: »Mein Freund! wir wollen uns vergleichen,  
Ich will Dich aus dem schwarzen Buche streichen;  
Für diesesmal magst Du noch ruhig sein.  
Ich bin Dein Freund und will Dir Beistand leihn!«

So ließ er sich in jeder Art bestechen;  
Man könnte jahrelang darüber sprechen.  
Es spürte besser in der Welt kein Hund,  
Ob unverletzt das Wild sei oder wund,  
Als dieser Büttel jeden Wollüstling  
Und Ehebrecher witterte und fing.  
Denn da er hierdurch sich sein Brod gewann,  
So ging er auch mit allem Eifer dran.

Als eines Tages dieser Büttel ritt,  
Nach Beute spähend, über Land, damit  
Von einer Wittib, einer alten Trätsche,  
Durch falsche Drohung etwas er erquetsche,  
Geschah es, daß am grünen Waldesrand  
Er einen schmucken Reiter vor sich fand,  
Im grünen Wams mit Pfeilen dicht besteckt  
Für seinen Bogen, und den Kopf bedeckt  
Mit einem schwarzbesetzten Tressenhut.

»Heil!« – rief der Büttel – »Herr! das trifft sich gut!«

»Willkommen mir, wie alle braven Leute!«  
– Der Reiter sprach – »Geht Deine Reise heute  
Noch weit in diesen grünen Wald hinein?«

Und ihm erwidern, sprach der Büttel: »Nein!  
Nicht gar so weit. Ich bin dem Ziel nicht fern.  
Ich habe nahebei für meinen Herrn  
Nur eine fäll'ge Rente zu erheben.«

»So bist ein Vogt Du?« – »Ja, das bin ich eben«  
– Sprach jener; denn er schämte sich zu sehr  
Einzugestehn, daß er ein Büttel wär'. –

»Pardieu! mein lieber Bruder,« – sprach der Reiter –  
»Du bist ein Vogt, und, sieh', ich bin ein zweiter;  
Ich bin in diesem Lande nicht zu Haus,  
Und drum bitt' ich mir Deine Freundschaft aus  
Und Deine Bruderschaft, wenn's Dir gefällt.  
Mein Kasten steckt voll Gold und Silbergeld;  
Und führt zu meinem Lande Dich Dein Loos,  
Ist Alles Dein! – Du hast zu wünschen bloß!«

»Grand merci!« – sprach der Büttel – »auf mein Wort!«

Und Hand in Hand beschworen sie sofort,  
Sich bis zum Tod als Brüder zu betrachten,  
Und ritten weiter, trieben Scherz und lachten.

Der Büttel stak so voller Schwätzeri,  
Wie jene gift'gen Würger voll Geschrei,  
Und Alles, was er konnte, forsch't er aus.  
»Mein Bruder!« – sprach er – »sag', wo liegt Dein Haus,  
Damit ich weiß, wo ich Dich suchen kann?«

Und sanft erwiderte der Reitersmann:  
»Mein Bruder! weit nach Norden mußt Du gehn;  
Doch hoff' ich eines Tages Dich zu sehn;  
Denn, eh' wir scheiden, wirst genug Du wissen,  
Um meine Wohnung nimmer zu vermissen.«

»Nun, Bruder!« – sprach der Büttel – »dann gewähre  
Mir diese Bitte: auf dem Wege lehre  
– Da, wie ich selber, ja ein Vogt Du bist –  
Für den Beruf mir ehrlich eine List,  
Durch die am meisten ich verdienen kann.  
Auf Sünde noch Gewissen kommt es an.  
Wie Du es treibst, vertrau' mir ohne Scheu!«

»Nun, lieber Bruder!« – sprach er – »meiner Treu'!  
Die Wahrheit sag' ich ohne Vorbehalt!  
Nur sehr gering und klein ist mein Gehalt,  
Mein Herr ist hart und hält mich knapp und spärlich,  
Und mein Geschäft ist mühsam und beschwerlich.  
Und deßhalb muß ich von Erpressung leben;  
Ich nehme Alles, was mir Leute geben,  
Und durch Gewalt und schlaues Ueberlisten  
Muß ich von Jahr zu Jahr mein Leben fristen!  
Nichts andres weiß ich zu erzählen schier!«

»Nun« – sprach der Büttel – »grade so geht's mir!  
Ich nehme gleichfalls Alles mit – Gott weiß! –  
Wenn es nicht allzuschwer ist und zu heiß.  
Durch Schlaueheit such' ich Alles zu bekommen,  
Und mein Gewissen bleibt ganz unbedrückt,  
Ich muß erpressen, will ich nicht verrecken!  
Durch Kindermärchen lass' ich mich nicht schrecken!  
Nichts weiß von Magen- und Gewissensdruck ich,

Und auf die alten Beichtstuhlpfaffen spuck' ich!  
Doch bei St. Jakob und dem heil'gen Geist!  
Mein lieber Bruder! sag' mir, wie Du heißt?«

So sprach der Büttel. – Und der Reitersmann  
Fing bei der Frage still zu lächeln an.  
»Soll ich Dir's sagen, lieber Mitgeselle?  
Ich bin« – sprach er – »der Böse aus der Hölle!  
Ich reite hier, um etwas zu erbeuten,  
Was man mir giebt, das nehm' ich von den Leuten,  
Damit ich meine Rente mir gewinne.  
Sieh!' ganz dasselbe hast auch Du im Sinne:  
Gewinnen willst auch Du auf jede Weise,  
Und so thu' ich. – Und einer Beute reise  
Ich bis zum Ende dieser Welt jetzt nach!«

»Ei, *benedicite!*« – der Büttel sprach –  
»Ich sah für einen Vogt bislang Dich an.  
Dem Ansehn nach bist Du, wie ich, ein Mann.  
Habt Ihr in Eurem Höllenaufenthalt  
Denn ganz bestimmte Bildung und Gestalt?«

»Nein« – sprach der Böse – »in der Hölle nicht.  
Doch können wir Figur uns und Gesicht,  
Euch zu berücken, nach Belieben schaffen.  
Bald gehen wir als Menschen, bald als Affen,  
Und oftmals reit' ich selbst umher als Engel.  
Das ist kein Wunder. – Jeder Lausebengel  
Von Taschenspieler weiß zu täuschen Dich;  
Und doch – Pardi! – was ist er gegen mich?«

»Weßwegen« – rief der Büttel – »geht in mehr  
Als einer Form Ihr aber dann umher?«

»Weil wir« – sprach er – »uns stets zu unsern Zwecken  
Unter der passendsten Gestalt verstecken.«

»Jedoch, warum habt Ihr Euch so zu schinden?«

»Mein lieber Büttel! aus verschiednen Gründen!«  
– Der Böse sprach. – »Doch jedes Ding zur Zeit!  
Der Tag ist kurz und vorgerückt schon weit,  
Und doch hab' ich bislang noch nichts gewonnen.

Und das zu thuen, bin ich mehr gesonnen,  
Als breiter oder tiefer einzugehn  
Auf unsre Sachen. – Diese zu verstehn,  
Mein lieber Bruder, bist Du viel zu grün.  
Du fragst, weißhalb wir uns so abzumühn?  
Je nun! wir sind zum Werkzeug auserlesen,  
Von Gott, damit auf Erden wir die Wesen,  
Wie uns Befehl gegeben ist von oben,  
In dieser oder jener Art erproben.  
Doch macht- und kraftlos sind wir ohne Ihn,  
Nur Seinen Willen dürfen wir vollziehn.  
Manchmal erlaubt er uns den Leib zu fassen,  
Und heißt, die Seele ungestört zu lassen,  
Wie zu ersehen ist aus Hiobs Leiden;  
Auch überläßt er manchmal uns die beiden,  
Das heißt: die Seele und den Leib dazu.  
Und manchmal lassen wir den Leib in Ruh'  
Und suchen nur der Seele beizukommen,  
Wie Gott befiehlt; denn zu des Menschen Frommen  
Dient die Versuchung, daß er sie bezwinge  
Und sich das ew'ge Seelenheil erringe.  
Uns, freilich, kann es weniger erbauen,  
Entkommt er unbeschädigt unsern Klauen! –  
Ja, selbst den Menschen müssen wir auf Erden,  
Wie bei St. Dunstan, manchmal dienstbar werden;  
Und des Apostels Diener war auch ich!«  
Der Büttel sagte: »Nun, auf Glauben, sprich!  
Entnehmt dem Stoff stets neue Leiber Ihr?«

»Nein,« – sprach der Böse – »manchmal nehmen wir  
Gestalt von Todten an. – Indessen Schein  
Kann Alles auch, je nach dem Umstand, sein;  
Und dabei reden wir so schlau und klug  
Wie Samuel, den das Zauberweib befrug.  
– Doch wer bestreitet, daß er selbst erschien,  
Dem will ich seinen Glauben nicht entziehn. –  
Doch ohne Scherz, mein Bruder, Dir wird bald  
– Ich warne Dich zum Voraus! – die Gestalt  
Und Form von uns an einem andern Orte  
Weit klarer werden als durch meine Worte.  
Darüber sprichst Du aus Erfahrung später  
So gut, wie ein Professor vom Katheder,

Und besser, als zu ihren Lebenszeiten  
Virgil und Dante. – Laß uns weiter reiten!  
Ist Dir vor meinem Umgang nicht zu bang',  
So leist' ich Dir Gesellschaft wie bislang.«

»Nein!« – sprach der Büttel – »das befürchte nimmer!  
Ich bin ein Ehrenmann und hielt noch immer,  
Was ich versprach; und Alle wissen das.  
Und wärest Du selbst der Teufel Satanas,  
So hielte dennoch, Bruder, meinen Eid ich.  
Wir schwuren es uns Beide gegenseitig,  
Getreue Brüder immerdar zu bleiben.  
Laß uns in Frieden das Geschäft betreiben!  
Du nimmst, was Dir, ich das, was mir gegeben,  
So können Beide wir mitsammen leben;  
Und macht der eine größeren Gewinn,  
So theilen wir's in brüderlichem Sinn.«

»Bewilligt!« – sprach der Böse – »auf mein Wort!«  
Und damit ritten ihres Wegs sie fort.

Kaum hatten einer Stadt sie auf den Rath  
Des Büttels darauf Beide sich genaht,  
Sah'n einen Karren sie mit Heu im Drecke  
Vorm Thore stehen, welchen nicht vom Flecke  
Der Fuhrmann brachte, ob er toll genug,  
Tobend und fluchend, mit der Peitsche schlug:  
»Hü! Fuchs! Hü! Dachs! – wollt Ihr die Steine sparen?  
Hol' Euch der Teufel gleich mit Haut und Haaren!  
Verflucht! mehr als Ihr Fohlen je getragen,  
Hat man mit Euch zu schinden sich, zu plagen!  
Der Teufel hole Wagen, Heu und Pferd!«

»Das ist der Beute« – rief der Büttel – »werth!«  
Und an den Bösen drängt er sich ganz dicht,  
Ins Ohr ihm raunend: »Bruder! hörst Du nicht?  
Horch auf! bei meiner Treu', horch auf! was eben  
Der Fuhrmann Dir versprochen hat zu geben!  
Rasch zugegriffen! Dir gehören, Bruder,  
Jetzt die drei Pferde sammt dem ganzen Fuder!«

»Nein! weiß es Gott!« – erwiderte der Feind. –  
»Du kannst mir trau'n: so war es nicht gemeint,

Glaubst Du mir nicht, so gehe hin, frag' zu!  
Sonst warte nur, dann siehst es selber Du.«

Und auf der Gäule Kruppen peitschte dann  
Der Fuhrmann und sie zogen kräftig an.  
»Hü!« – rief er – »Hott! – Jetzt sind wir los! – Jetzt geht's!  
Dafür belohne Jesus Christ Euch stets!  
Jetzt sind wir aus dem Dreck! – Mein lieber Schimmel!  
Das heiß' ich brav gezogen! – Gott im Himmel  
Und St. Eligius segne Dich dafür!«

»Mein lieber Bruder! nun, was sagt' ich Dir?  
Hier kannst Du sehen, Bruder,« – sprach der Feind –  
»Der Kerl versprach, was niemals er gemeint.  
Wir ziehen besser unsers Wegs von hinnen,  
Bei diesem Karren ist nichts zu gewinnen!«

Doch als die Stadt kaum hinter ihnen lag,  
Begann der Büttel wiederum und sprach:  
»Hier, Bruder, wohnt ein altes, geiz'ges Weib,  
Der ist ein Groschen lieber als ihr Leib;  
Die mir indessen – tobte sie wie toll –  
Zum mindesten zwölf Groschen geben soll;  
Sonst lad' ich sie starks vor den Erzdekan,  
Obschon – weiß Gott! – nichts Böses sie gethan.  
Doch hier zu Lande kommt nicht anders man  
Auf seinen Preis. – Nimm Dir ein Beispiel dran!«

Der Büttel klopfte vor der Wittwe Haus.  
»Du, alte Troddel!« – rief er – »komm' heraus!  
Ich glaube gar, ein Pfaffe steckt bei Dir!«

»Wer klopft hier?« – frug das Weib – »was wünschet Ihr?  
Ach! lieber Herr! Euch segne Gott in Gnaden!«

»Ich komme,« – sprach er – »um Dich vorzuladen  
Bei Strafe der Verfluchung! – Morgen früh  
Beugst vor dem Erzdekan Du Deine Knie',  
Und Du bekennst, was Dein Verbrechen ist!«

»Ach, lieber Himmelskönig, Jesus Christ!  
Erbarm' Dich meiner!« – schrie das alte Weib.  
»Seit langer Zeit schon bin ich krank im Leib

Und böse Stiche hab' ich in den Seiten.  
So weit kann weder gehen ich noch reiten.  
Mein lieber Büttel! gebt mir Permission  
Bei dem Gerichte durch Procuration  
Zu widerlegen, was mir schuld gegeben!«

»Nun« – sprach der Büttel – »dann bezahl' mir eben  
Zwölf Groschen nur, und damit bist Du frei.  
Wahrhaftig, ich verdiene kaum dabei,  
Mein Meister ist es, der allein gewinnt.  
Heraus mit den zwölf Groschen! Mach' geschwind!  
Damit ich schleunigst meiner Wege zieh'.«

»Zwölf Groschen?!« – rief sie – »Heilige Marie!  
Schütz' mich so treu vor Sünden und in Noth,  
Wie ein Zwölfgroschenstück nie zu Gebot  
Auf dieser ganzen, weiten Welt mir stand!  
Als alt und dürftig bin ich Euch bekannt. –  
Ach! gebt mir Armen eine kleine Gabe!«

»Hol' mich der Teufel! wenn ich Nachsicht habe,  
Verrecke, wenn Du willst!« – der Büttel schrie.

»Weiß Gott!« – sprach sie – »was Böses that ich nie!«

»Bezahle!« – sprach er – »oder – bei St. Anne! –  
Zum Pfande nehm' ich Deine neue Pfanne  
Für eine Schuld, die ich für Dich berichtet  
Vor Zeiten habe, als man Dich bezüchtigt,  
Du hättest Deinen Ehemann betrogen!«

»Bei meiner Seligkeit! das ist erlogen!«  
– Rief sie – »Zeit meines Lebens stand ich nicht  
Als Weib und Wittwe jemals vor Gericht!  
Ich war beständig ein getreues Weib!  
Der schwarze Teufel möge Deinen Leib  
Und meine Pfanne nebendrein bekommen!«

So schwur sie auf den Knie'n. – Und als vernommen  
Dies Wort der Teufel hatte, frug er sie:

»Nun, meine liebe Mutter Mabily,  
Hast Du in vollem Ernste dies gesprochen?«

»Hol' ihn der Feind« – schrie sie – »mit Haut und Knochen!  
Und Pfann' und Alles, wenn er nicht bereut!«

»Wie, alte Hexe, bist Du nicht gescheidt?  
Ich soll bereu'n?« – fuhr sie der Büttel an. –  
»Kein Ding gereut mich, was ich kriegen kann,  
Und Rock und Unterrock will ich Dir nehmen!«

Der Teufel sprach: »Laß, Bruder, Dich's nicht grämen:  
Dein Leib und diese Pfanne sind jetzt mein;  
Mit mir mußt in die Hölle Du hinein!  
Dort lernst Du mehr von unsern Sachen, wie  
Je ein Magister der Theologie!«

Und Leib und Seele packte mit dem Worte  
Der Teufel und entführte sie zum Orte,  
Der Bütteln ist als Erbtheil zgedacht.

Gott, der nach seinem Bilde uns gemacht,  
Mög' Allen gnädig seine Huld bescheeren,  
Und unsern Freund – den Büttel hier – bekehren!

»Nun, Herren!« – sprach der Bruder – »insofern  
Der Büttel es erlaubte, hätt' ich gern  
Euch nach dem Text von Christ und St. Johannes,  
St. Pauls und manchen schriftgelehrten Mannes  
Erzählt vom Haus der Hölle. – Doch das Leid  
Ist herzerreißend. – Und die Wirklichkeit  
Vermöcht' ich nicht, mit allen ihren Qualen  
In tausend Jahren selbst Euch auszumalen.  
Drum wacht und betet, damit Christi Güte  
Vor dem verfluchten Ort Euch stets behüte,  
Sowie vor dem Versucher Satanas.

Hört auf mein Wort! und tragt im Sinne, daß  
Auf Lauer immerdar der Löwe liegt  
Und, wo er kann, die Unschuld stets bekriegt,  
Stärkt Eure Herzen, daß Ihr widersteht  
Dem bösen Feind und seinem Joch entgeht!  
Die Tücke des Versuchers reicht nicht weiter  
Als Eure Kraft; denn Christ ist Euer Streiter!  
Und ihm sei dieser Büttel auch empfohlen;  
Bereut er nicht – mag ihn der Teufel holen!«

## Der Prolog des Büttels.

Vers 9813–9856.

Der Büttel hoch in seinen Bügeln stand  
Und zitterte und bebte, wuthentbrannt,  
Bei diesen Worten wie ein Espenlaub.  
»Ihr werthen Herren!« – sprach er – »mit Verlaub!  
Nun laßt auch mich zu Worte gütigst kommen!  
Denn lauter Lügen, wie Ihr selbst vernommen,  
Führt dieser falsche Bettelmönch im Munde.«  
Daß er sich spreizt mit seiner Höllenkunde,  
Nimmt mich kein Wunder. – Bettelmönch und Teufel  
Sind nahverwandte Seelen sonder Zweifel.

Pardi! Ihr hörtet sicher schon davon,  
Wie in die Hölle einst durch Traumvision  
Im Geist entrückt ward einer dieser Brüder?

Ihn führte dort ein Engel auf und nieder  
Und wies ihm alle Leiden, die dort waren.  
Doch keinen Bruder sah er in den Schaaren  
Des Volkes, welches Qualen dort ertrug.  
Worauf der Bettelmönch den Engel frug:  
»Wie? ist uns Brüdern solches Heil bescheert,  
Daß keiner von uns in die Hölle fährt?«

»Ja!« – sprach der Engel – »manche Million!«

Und führte darauf ihn zum Höllenthron,  
Wo Satan saß mit einem Schweifbehang,  
Gleich einem Vollschißssegel breit und lang.

»Du, Satanas! den Schwanz heb' in die Höh'!  
Zeig' Deinen A..., damit der Bruder seh',  
Wo hier das Nest der Bettelbrüder ist!«  
So sprach der Engel. – Und nach kurzer Frist  
Begann's zu summen wie ein Bienenschwarm,  
Und es entflohen aus des Teufels Darm  
An zwanzigtausend Brüder und noch mehr  
Und schwärmten in der Hölle rings umher,  
Und schnell, wie sie entflohen waren, kroch  
Ein jeder wieder in des Teufels Loch.  
Der klappte seinen Schwanz zu und lag stille.

Als nun der Bruder sich in Hüll' und Fülle  
Der Hölle Qualen angeschaut, gewährte  
Ihm Gott in Gnaden, daß zum Körper kehrte  
Sein Geist zurück und er vom Traum erwachte.  
Indeß mit Zittern und mit Zagen dachte  
Er noch beständig an des Teufels Kerbe;  
Denn dort war das ihm zgedachte Erbe!

Gott schütz Euch Alle – nur den Bruder nicht!  
Mit diesen Worten schließt mein Vorbericht.

### **Die Erzählung des Büttels.**

*Vers 9857–10442.*

Es liegt – ihr Herr'n! – ein marschenreiches Land  
In Yorkshire – denk' ich – Holderneß genannt.  
In diesem trieb ein Bruder kreuz und quer  
Stets predigend und schnurrend sich umher.  
Und es geschah, daß er auf seiner Fahrt  
In einer Kirche nach gewohnter Art  
Dem Volke predigte: nicht zu vergessen,  
Für ihre Todten dreißig Seelenmessen  
Singen zu lassen und vor allen Dingen  
Für heil'ge Bauten Gaben darzubringen,  
In denen Gott man diene, man verehere,  
Nicht wo man nur verschwende, nur verzehere  
Und wo nicht Noth vorhanden, was zu geben,  
Wie reichdotirten Mönchen, die zu leben  
– Gedankt sei Gott! – mehr als genug schon hätten.

»Seht! dreißig Seelenmessen« – sprach er – »retten  
Aus aller Pein die alten wie die jungen  
Von Euren Freunden, sind sie rasch gesungen;  
Für leicht und lustig haltet keinen Priester,  
Falls täglich mehr als eine Messe liest er.  
Um Christi Willen! eilt Euch zu befrei'n  
Die Seelen« – rief er – »aus der Höllenpein!  
Es ist zu hart, auf Gabeln und auf Zacken  
Dort aufgespießt zu brennen und zu backen!«

Und hatte dieser Bruder nach der Predigt  
Die Kirchengänger ihres Gelds entledigt,

So blieb er auch nicht länger an dem Ort;  
Sprach: »*qui cum patre*« und zog weiter fort,  
Hochaufgeschürzt, mit Stab und Bettelsack. –  
In jedes Haus er seine Nase stak  
Und bat um etwas Käse, Mehl und Korn.

An einem Stab mit einem Griff von Horn,  
Zog sein Kumpan mit, der von Elfenbein  
Schreibtafeln trug, in die er nur zum Schein  
Mit blankem Stift der Geber Namen schrieb,  
Als ob er sagen wollte: Euch zu Lieb'  
Will ich gewiß nicht mit Gebeten geizen.

»Gebt etwas Gerste, Korn uns oder Weizen!  
Ein Gottesprezlein, einen Käseschnitt!  
Gebt, was Ihr wollt! Wir nehmen Alles mit,  
Den Gottesheller und den Messepfennig!  
Ein Stückchen Leinen, etwas Schinken – wenn ich  
Darum ersuchen dürfte – liebe Dame  
Und theure Schwester! – Hier steht Euer Name!  
Speck oder Rindfleisch, jedes Ding ist recht!«

Ein dicker, rüpelhafter Herbergs knecht  
Ging hinterdrein, den Schnappsack auf dem Nacken,  
Um alle Gaben darin einzupacken.  
Doch kaum war er zum Thore noch hinaus,  
So wischt' er schon die Namen wieder aus,  
Die er soeben in die Tafeln schrieb;  
Denn Trug und Lug war Alles, was er trieb.

»Das lügst Du, Büttel!« – fiel der Bruder ein.  
»Um Christi Willen! wollt Ihr ruhig sein!«  
– Rief unser Wirth – »Verschweige nichts, erzähle!«

Der Büttel rief: »Das will ich, meiner Seele!«

Lang' zog er so von Haus zu Haus, bis er  
An eine Wohnung kam, wo man zeither  
Ihn stets willkommen hieß und gern erfrischte,  
Wenn er den Mund bei hundert Andern wischte.  
Doch krank darnieder lag der Herr vom Haus.  
»O, *Deus hic!* Freund Thomas! wie sieht's aus?«  
So sprach mit Höflichkeit in sanftem Tone

Der Bettelmönch. – »Thomas! daß Gott Euch's lohne;  
Oft hab' ich hier auf dieser Bank gesessen  
Und manchesmal vergnügten Sinns gegessen.«

Und damit trieb er von der Bank die Katze,  
Stock, Hut und Ranzen gleich an ihrem Platze  
Dort niederlegend, setzt' er dann sich hin.  
– Sein Mitgeselle war vom Hausknecht in  
Die Stadt zu einer Herberge gebracht,  
Wo er zu bleiben dachte für die Nacht. –

»O, theurer Meister!« – sprach der kranke Mann –  
»Wie ging es Euch, seitdem der März begann?  
Ich sah Euch nicht zwei Wochen lang und mehr!«

»Gott weiß!« – sprach er – »mich drückte Arbeit schwer!  
Besonders aber sagte für Dein Heil  
Ich manches köstliche Gebet derweil  
Und für die Freunde – schütz' sie Gott! – daneben.  
In Eurer Kirche las ich Messen eben  
Und predigte dort einfältig und schlicht.  
Ganz nach dem Text der heil'gen Schrift war's nicht;  
Denn die versteht Ihr – wie ich denke – schwerlich,  
Und drum mach' ich durch Glossen Euch's erklärlich.  
Glossiren ist von unschätzbarem Werthe;  
Der Buchstab' tödtet! sagen wir Gelehrte;  
Und darauf hab' ich Unterricht gegeben  
Im Wohlthun und vernunftgemäßen Geben,  
Und sah auch unsre Frau. – Wo steckt sie nur?«

»Im Hofe draußen – denk' ich – vor der Flur.  
Sie kommt sofort« – erwiderte der Mann.

»Willkommen, Meister! Nun, bei St. Johann!«  
– Sprach dieses Weib – »wie ging es Euch bislang?«

Und höflich sprang der Bruder von der Bank,  
Um, zwitschernd, wie ein Sperling vor Entzücken  
Sie abzuküssen und ans Herz zu drücken,  
Und sprach: »Madam! es geht nicht allzu schlecht  
Mit Eurem Diener und ergebenen Knecht.  
Dank sei dem Herrn! der Seele, sowie Leib  
Geschenkt Euch hat. – Bei Gott! solch schönes Weib

Sah ich heut' in der ganzen Kirche nicht.«

»Ja,« – sprach sie – »bess're Gott, was mir gebricht!  
Doch, meiner Treue! mir willkommen seid Ihr!«

»*Grand mercy*, Frau! so fand ich's jeder Zeit hier!  
Doch bitt' ich Euch, erlaubt aus Gütigkeit,  
Daß ich mit Thomas eine kurze Zeit  
Mich unterrede; nehmt es mir nicht krumm.  
Die Pfarrer sind so nachlässig und dumm,  
Mit Zartheit die Gewissen zu traktiren.  
Mein Müh'n ist Beichte, Predigt und Studiren,  
Was Petrus und was Paulus uns erzählen.  
Ich geh' und fische stets nach Christenseelen,  
Um Jesus Christus seinen Zoll zu geben;  
Sein Wort zu lehren, ist mein ganzes Streben!«

»Bei Eurem Glauben« – sprach sie – »führt aus Güte  
Ihm, lieber Herr, es tüchtig zu Gemüthe!  
Er ist so wüthig, wie die Seichameise,  
Geht es nach Wunsch ihm auch in jeder Weise.  
Ich decke Nachts ihn zu und halt' ihn warm  
Und über ihn leg' ich selbst Bein und Arm,  
Und dennoch grunzt er, wie ein Schwein im Stalle,  
Denn ihm zu Dank mach' ich's in keinem Falle,  
Und andre Kurzweil find' ich bei ihm nie!«

»O, Thomas! – Thomas! – Thomas! *je vous dis*,  
Das schafft der Böse! Dir thut Bessrung Noth!  
Wer zornig ist, verletzt des Herrn Gebot!  
Wir reden später noch ein Wort darüber.«

»Nun, eh' ich gehe,« – sprach das Weib – »mein Lieber,  
Was wollt Ihr essen? daß ich's kochen kann.«

»Frau, *je vous dis sans doute*« – fing er an –  
»Hab' ich von Eurem Weißbrod eine Schnitte  
Und vom Capaun die Leber, so erbitte  
Ich hinterher nur einen Schweinskopf mir.  
– Um meinetwillen schlachte man kein Thier. –  
Ich bin mit Euch bei Hausmannskost vergnügt,  
Ich bin ein Mann, dem Weniges genügt,  
Die Bibel giebt mir Nahrung fürs Gemüth,

Mein Körper aber ist stets so bemüht,  
Zu wachen, und das macht den Magen schwach.  
Madam, ich bitte, tragt es mir nicht nach,  
Daß ich Euch meinen Rathschlag nicht verhehle!  
Da ich's, bei Gott! nur Wenigen erzähle!«

»Nun,« – sprach sie – »eh' ich gehe, laßt Euch sagen,  
Mir starb mein Kind in diesen vierzehn Tagen,  
Ganz kurz nachdem Ihr aus der Stadt gereist.«

»Des Kindes Tod« – sprach er – »sah ich im Geist  
Zu Haus im Dormitorium, und darf sagen,  
Es nach dem Tode himmelwärts getragen,  
Eh' eine halbe Stunde war entflohn.  
Gott ist mein Zeuge! so war die Vision!  
Auch unser Krankenwärter nahm es wahr  
Und unser Glöckner, die schon funfzig Jahr'  
Jetzt Brüder sind und die durch Gottes Walten  
In Rüstigkeit bald Jubiläum halten.  
Gleich stand ich auf mit allen Klosterleuten,  
Und ohne Lärm und ohne Glockenläuten,  
Mit vielen Thränen netzend unsre Wangen,  
Wir ein Tedeum und nichts weiter sangen.  
Nur daß zu Christo ein Gebet ich schickte  
Zum Dank für das, was ich im Traum erblickte.  
Ja, Herr und Frau! Ihr mögt mir beide traun:  
Unser Gebet ist kräft'ger und wir schaun  
Von den Mysterien Jesu Christi mehr  
Als jeder Lai', und ob er König wär'.  
In Mäßigkeit und Armuth leben wir;  
Im Ueberfluß die Laien, die mit Gier  
Nach Speis' und Trank und nach Vergnügen trachten,  
Indessen wir die Lust der Welt verachten.  
Wie Lazarus und Dives einst hienieden  
Verschieden lebten, war ihr Lohn verschieden.  
Wer beten will, der faste, der sei keusch,  
Mäste den Geist und halte knapp sein Fleisch.  
Wir fahren – sagt die Schrift – und grobes Tuch  
Und karge Kost sind für uns gut genug.

Wir Brüder fasten und sind rein; deßwegen  
Nimmt Christus gnädig unser Fleh'n entgegen.

Ja, vierzig Tage lang und Nächte, sieh'!  
Hielt Moses Fasten, eh' auf Sinai  
Zu ihm der Herr in seiner Allmacht sprach;  
Durch langes Hungern leer im Leib und schwach,  
Empfing er das Gesetz, das Gottes Hand  
Geschrieben hatte. Eli – wie bekannt –  
Fastete lange und hielt mit sich Rath'  
Eh' sich auf Horebs Höhen ihm genaht  
Gott, unser Arzt für alle Noth im Leben.  
Und Aron, dem der Tempel untergeben,  
Und alle andern Priester, Mann für Mann,  
Sie durften, wenn der Gottesdienst begann  
Und sie zu beten und zu opfern hatten,  
Aus keinem Grunde sich Getränk verstatten  
Von solcher Art, um trunken sie zu machen;  
Sie mußten beten, fasten dort und wachen  
Bei Todesstrafe. – Lern' es wohl verstehn!  
Sie hatten nüchtern für das Volk zu flehn.  
Das halte fest! – und nun genug davon!  
Im Fasten und im Beten gab uns schon  
Der Herr ein Beispiel, wie die Schrift erzählt;  
Weßhalb wir Bettelbrüder auch vermählt  
Der Armuth sind und der Enthaltbarkeit,  
Der Liebe, Demuth und der Mäßigkeit.  
Wir müssen jede Fleischeslust vermeiden,  
Verfolgung um der Wahrheit willen leiden  
Und flehn und weinen. Darum – wie Ihr seht –  
Hört von uns Bettelbrüdern das Gebet  
Auch Jesus Christ mit größerem Behagen  
Als Euer Fleh'n bei Tisch- und Festgelagen.  
Nicht lügen will ich! Aus dem Paradies  
Des Fressens wegen Gott den Menschen stieß,  
Denn zweifellos war keusch noch sein Betragen.

Nun, Thomas, horche, was ich Dir will sagen!  
Ich habe keinen Text – soviel ich weiß –,  
Doch mittelst Glossen führ' ich den Beweis,  
Daß ohne Zweifel Christ, der Seligmacher,  
Uns Brüder meinte, als die Worte sprach er:  
Wer arm an Geist ist, der wird selig sein!  
Die heil'ge Schrift zeigt Dir ganz allgemein,  
Daß unser Stand bei weitem vorzuziehn

Jedwem ist, dem Erdengut verliehn.  
Pfi ihrem Pompe! ihrem Fressen, pfui!  
Pfi ihrem Stumpsinn! ich verachte sie!  
Sie gleichen – wie mich dünket – Jovinian,  
Fett wie ein Wallfisch, taumelnd wie ein Schwan,  
Voll Wein, wie Flaschen in den Vorrathskammern!«  
Wie gottgefällig muß ihr Fleh'n und Jammern  
Zum Himmel dringen, heißt der Psalm von David  
Bei ihnen: »Buff! – *Cor meum eructavit!*«

»Wer folgt dem Wort und Beispiel Christi hier  
In Demuth, Keuschheit, Armuth, mehr, als wir,  
Die Gottes Worte thun und darnach leben,  
Nicht hören bloß? – Wie sich die Falken heben  
Hoch in die Luft auf mächtigen Gefiedern,  
Nimmt von uns keuschen, liebethät'gen Brüdern  
Zu Gottes Ohren das Gebet den Flug!

Beim heil'gen Ivo! wahrlich schlimm genug,  
O, Thomas! Thomas! würd' es um Dich stehn,  
Wenn wir als Bruder Dich nicht angesehn.  
Wir beteten im Kloster Tag und Nacht:  
Es möge Christus Deines Leibes Macht  
Dir wiedergeben und die Glieder stärken.«

»Bei Gott!« – rief er – »davon ist nichts zu merken!  
Bei Christi Heil! an alle Bettelorden  
Ist manches Pfund von mir verschwendet worden  
In kurzer Zeit, und Alles schlägt nicht an!  
Was ich besaß, hab' ich beinah' verthan;  
Fahr' hin mein Gut; Nichts ist mehr mein geblieben!«

»O, Thomas!« – rief er – »hast Du's so getrieben?  
Was läufst Du hinter andern Brüdern her?  
Wer einen guten Arzt besitzt, braucht der  
Sich in der Stadt nach andern umzusehn?  
Dein Unbestand kommt Dir noch schlimm zu stehn!  
Wie? das Gebet von mir und dem Kapitel  
Hältst Du für ein so unwirksames Mittel?  
Bleib', Thomas, mir mit solchen Flausen fern!  
Du kargst mit uns – da sitzt der Krankheit Kern.

Doch, diesem Kloster etwas Korn zu schenken,

Mit zwanzig Groschen jenes zu bedenken,  
Und jeden Bettelmönch zu unterstützen,  
Nein, Thomas, nein! das kann zu nichts Dir nützen!  
Wenn erst ein Heller in zwölf Theile geht,  
Wo bleibt sein Werth? – Ein Ding, das ganz besteht,  
Ist stärker, als was man in Stücke bricht.  
Nein, Thomas! schmeicheln kann und will ich nicht:  
Du möchtest unsre Arbeit ohne Geld! –  
Jedoch sagt Gott, der Schöpfer aller Welt:  
Der Arbeitsmann sei seines Lohnes werth!  
Thomas! ich habe Nichts für mich begehrt.  
Nein! Alles kommt dem Kloster nur zu gut,  
Das im Gebete für Dich nimmer ruht,  
Sowie dem Kirchenbau zu Gottes Ehren;  
Und über diesen kannst Du Dich belehren  
Aus einem Werke, wo vom heil'gen Leben  
Thomas von Indiens ist Bericht gegeben.

Sieh'! Du liegst hier voll Aerger und voll Wuth,  
Durch die der Teufel setzt Dein Herz in Gluth,  
Und schiltst Dein Weib, die ohne jede Schuld,  
Voll Güte ist und heiliger Geduld.  
Drum, Thomas! schenke treulich mir Gehör:  
Das Beste ist, du zankst mit ihr nicht mehr.«  
Und im Gedächtniß trag' Du immerfort  
In dieser Hinsicht eines Weisen Wort:  
»Kein Löwe sei in Deinem eignen Haus,  
Jag' Deine Freunde nicht zur Thür hinaus,  
Und unterlaß, Dein Hausgesind' zu drücken!«

Thomas! wie oft hatt' ich Dir's vorzurücken:  
Sei vor dem Zorn, der Dir im Busen ruht,  
Sei vor der Schlange stets auf Deiner Hut,  
Die schlau im Grase kriecht und plötzlich sticht!  
Mein Sohn, beherzige, vergiß es nicht,  
Daß Zwanzigtausend schon den Tod erlitten,  
Weil sie mit Kebsen und mit Weibern stritten!  
Du hast ein sanftes frommes Weib gefreit;  
Weßwegen suchst Du, Thomas, mit ihr Streit?  
Denn sicherlich so falsch ist keine Schlange,  
Die auf den Schwanz getreten wird, und lange  
So grausam nicht, als wie ein Frauenzimmer

In ihrem Zorn; auf Rache sinnt es immer!

Der Zorn ist eine von den sieben Sünden,  
Die Gnade nie vor Gott im Himmel finden,  
Und ins Verderben reißt er Dich fürwahr!  
Ein jeder schlichte Pfarrer und Vikar  
Sagt Dir, daß Zorn, als Sohn vom Uebermuth,  
Der Vater wird von viel vergoss'nem Blut.  
Wollt' ich erzählen von den manchen Sorgen,  
Die Zorn uns bringt, so währt' es wohl bis morgen.  
Und deßhalb bitt' ich Gott bei Tag und Nacht:  
Dem zorn'gen Manne geb' er wenig Macht.  
Es ist ein Jammer und ein großes Leiden,  
Wenn zorn'ge Männer hohen Rang bekleiden.

Ein Richter lebte – sagt uns Seneka –  
Der zornig war. Und eines Tags geschah,  
Daß von zwei Rittern, die durch Zufall grade  
Zusammen zogen auf demselben Pfade,  
Der eine heimkam und der andre nicht.  
Gleich schleppte man den Ritter vor Gericht,  
Und der erwähnte Richter sprach sodann:  
»Du tödtetest den andern Rittersmann!  
Drum mußt Du sterben!« – Und darauf gebot  
Er einem andern Ritter, ihn zum Tod  
Zu führen. – Doch, vom Richtplatz nicht mehr fern,  
Sah auf dem Wege man denselben Herrn,  
Den man für todt gehalten, noch lebendig.  
Und mithin dachten sie, es sei verständig,  
Sie abermals dem Richter vorzustellen,  
Und sprachen: »Herr! er hat den Mitgesellen  
Nicht umgebracht. Hier steht er lebend noch!«  
»Bei Gott!« – rief er – »des Todes seid ihr doch!  
Eins, zwei und drei, ihr alle, Mann für Mann!  
Du bist« – fuhr er den ersten Ritter an –  
»Des Todes, weil Dein Urtheil schon gefällt!  
Du aber wirst ihm gleichfalls beigesellt,  
Denn jenes Ersten Tod liegt Dir zur Last.«  
Und zu dem Dritten sprach er: »Und Du hast  
Nicht ausgeführt, wozu Befehl gegeben!«  
Und so verloren alle drei ihr Leben.

Der zornige Cambyses zechte gern  
Und hielt sich selber für den klügsten Herrn.  
Und im Vertrauen sprach zu ihm einmal  
Ein Kammerjunker, welcher die Moral,  
Sowie die Tugend immerdar geliebt:  
»Weh'! einem Herrn, der Lastern sich ergiebt!  
Die Trunkenheit, die keinen Menschen ziert,  
Verunziert den besonders, der regiert.  
Es blickt manch Auge, und es lauscht manch Ohr  
Ganz im Geheimen zu dem Herrn empor.  
Ach, Gott zu Liebe, halt' mit Trinken ein!  
Nur gar zu elend kann Genuß von Wein  
Die Kraft des Geistes und der Glieder lähmen.«

»Im Gegentheil!« – ließ jener sich vernehmen –  
»Ich werde Dir beweisen durch die That,  
Daß Wein nicht immer diese Wirkung hat.  
Es ist auf dieser Welt kein Rebensaft  
So stark, mich zu berauben meiner Kraft!  
Mir lähmt er weder Auge, Hand, noch Fuß!«  
Und immer toller soff er aus Verdruß,  
Wohl hundertfach, was er zuvor genossen.  
Und darauf ließ des Ritters Sohn und Sprossen  
Der Wüthrich holen, der kaum vor ihm stand,  
Als er zum Bogen griff und mit der Hand  
Straff bis ans Ohr hinan die Sehne spannte  
Und auf den Knaben seinen Pfeil entsandte.  
»Nun« – sprach er – »sieh'! ob ich noch sicher bin  
Mit meiner Hand? Ist mein Verstand dahin?  
Hat mir der Wein benommen das Gesicht?«

Des Ritters Antwort meld' ich weiter nicht.  
Sein Sohn war todt – Was braucht's der Worte viel?  
Mit großen Herr'n treibt man gefährlich Spiel!  
Da singt: *Placebo*; und die Wahrheit spricht  
Bei Armen nur. Denn es ist gut und recht,  
Der Armuth Laster frei zu offenbaren,  
Doch große Herr'n – die laßt zur Hölle fahren!

»Hast Du vom Zorn des Cyrus schon gehört,  
Des Persers, der den Gyndes hat zerstört,  
Weil ihm sein Pferd in diesem Strom ertrank,

Als er im Kriege Babylon bezwang?  
So klein und winzig macht er diesen Fluß,  
Daß Weiber ihn durchwateten zu Fuß.  
Horch! was sagt Er, der so viel lehren kann?  
Schließ' keine Freundschaft mit dem zorn'gen Mann  
Und zieh' nicht eines Weges mit dem Tollen!  
Sonst wird Dich's reun. – Und damit, Thomas, wollen  
Wir schließen. – Bruder, thu' den Zorn von Dir!  
Du findest stets Gerechtigkeit bei mir.  
Setz' auf die Brust Dir nicht des Teufels Messer!  
Der Aerger macht die Schmerzen Dir nicht besser.  
Komm', beichte! – Doch aufrichtig mußt Du sein!«

»Beim heil'gen Simon!« – rief der Kranke – »nein!  
Gebeichtet hab' ich heute beim Vikar,  
Ihm machte meinen Zustand ich ganz klar,  
Und mehr zu sprechen – sagt' er – sei nicht nöthig,  
Wär' ich dazu aus Demuth nicht erbötig.«

»Dann mußt Du Geld für unser Kloster geben!«  
– Rief jener – »Um es auszubauen, leben  
Wir nur von Muscheln und von Austern jetzt,  
Während die Welt am Ueberfluß sich letzt.  
Weiß Gott! vollendet ist noch kaum der Grund,  
Wir schulden noch für Steine vierzig Pfund,  
Es fehlen Ziegel, noch steht keine Wand!  
Beim Heiland, der die Hölle überwand!  
Willst Du uns, Thomas, keine Hülfe spenden,  
So müssen unsre Bücher wir verpfänden;  
Und fehlt Euch unsre Predigt, so verfällt  
Dem Untergange schließlich alle Welt.  
Und wer uns kann der ganzen Welt berauben,  
Kann, Thomas, auch – auf Ehre und auf Glauben –  
Das Sonnenlicht in finstre Nacht verkehren.  
Wer war wohl je im Schaffen und im Lehren  
So treu wie wir und seit so langer Frist?  
Denn Brüder gab es – wie berichtet ist –  
Zur Zeit Elias und Elisas schon.  
– Gedankt in Demuth sei der Gottessohn! –  
Ach, Thomas, denke liebend an uns Brüder!«

Und damit sank er auf die Kniee nieder,

Indeß der Kranke, beinah' toll vor Wuth,  
Sich wünschte, daß die rothe Feuersgluth  
Den heuchlerischen Bettelmönch verzehre.

»Ja! was ich habe,« – sprach er – »das verehere  
Ich keinem Andern sicherlich wie Dir;  
Denn – wie Du sagtest – sind ja Brüder wir.«

»So ist es, meiner Treu'!« – der Bruder rief –  
»Ich zeigte Siegel Deiner Frau und Brief!«

»Nun gut,« – sprach er – »dieweil ich noch am Leben,  
Will Eurem heil'gen Kloster ich was geben  
Und in die Hand bekommst Du's unverweilt;  
Doch vorbehalten, daß es so vertheilt  
Unter Euch Brüdern wird, daß von der Gabe  
Gleich viel der eine wie der andere habe.  
Das schwör' mir auf Dein heiliges Bekenntniß  
Ganz ohne Rückhalt oder Mißverständniß!«

»Das schwör' ich!« – rief der Bruder – »meiner Treue!  
An mir fehlt's nicht! das schwör' ich Dir aufs Neue!«  
Und Wort und Handschlag gab er ihm zum Pfand.

»Nun,« – sprach der Kranke – »wenn Du Deine Hand  
In meinen Rücken bis zum H..... steckst  
Und bei der Kerbe zufühlst, so entdeckst  
Du eine Kleinigkeit daselbst verborgen.«

Der Bruder dachte: das kann ich besorgen!  
Und langte, daß er sein Geschenk erhalte  
Mit seiner Hand hinunter bis zur Spalte.  
Und als der kranke Mann am A.... fühlte,  
Wie dort der Bruder fingerte und wühlte,  
Da f... er rasch ihm mitten in die Hand.  
Kein Gaul, den man vor einem Karren spannt,  
Riß solchen mächtig lauten F... zuvor.  
Und wie ein grimmer Löwe sprang empor  
Der Bettelmönch und schrie: »Du Schuft! bei Gott!  
Das thatest Du zum Aerger mir und Spott!  
Doch übel soll Dir dieser F... bekommen!«

Das Hausgesinde, das den Lärm vernommen,

Kam angestürzt und schmiß ihn aus dem Haus.  
Und voller Aerger zog der Bruder aus  
Und holte seinen Burschen und sein Gut;  
Worauf er, wie ein Eber voller Wuth  
Die Zähne knirschend, wild von dannen rann,  
Bis er den Hof von einem Edelmann,  
Dem Gutsbesitzer von dem Dorf, erreichte,  
Der ihm bekannt war, weil er in die Beichte  
Den würd'gen Mann seit langer Zeit schon nahm.  
Zu ihm der zornerfüllte Bruder kam  
Und fand den Herrn bei seinem Mittagsessen.  
Fast sprachlos war der Bettelmönch; indessen  
Sein: »Gott sei mit Euch!« stieß er noch hervor.

»Willkommen!« – sprach der Herr und sah empor –  
»Um alle Welt, was fehlt Dir nur, Johann?  
Etwas ging schief, das merkt' ich Dir gleich an!  
Hast einen Wald voll Räuber Du erblickt?  
Komm', setze Dich! und sage, was Dich drückt.  
Ich helfe Dir, so gut ich es vermag.«

»Ich hatte« – sprach er – »einen schlimmen Tag  
Im Dorfe heute. – Daß sich Gott erbarm!  
Kein Knecht ist wohl in dieser Welt so arm,  
Der vor dem Schimpf, den ich in Eurer Stadt  
Empfangen habe, nicht Verachtung hat.  
Jedoch mein größter Aerger dabei war,  
Daß dieser alte Kerl mit grauem Haar  
Beschimpft hat unsre ganze heil'ge Zunft!«

Der Herr sprach: »Lieber Meister, habt Vernunft!«

»Nicht Meister!« – rief er – »sondern Euer Knecht!  
Zwar in der Schule hieß ich so mit Recht;  
Doch liebt es Gott nicht, daß wir auf den Gassen  
Und auf dem Markt uns ›Rabbi‹ nennen lassen.«

»Schon gut!« – sprach er – »zur Sache komm' zurück!«

»Herr!« – rief der Bruder – ein »Schandbubenstück  
Ist heute hier an mir begangen worden  
Und so *per consequens* am ganzen Orden  
Und an der ganzen heil'gen Clerisei!«

»Nun,« – sprach der Herr – »was Du zu thun dabei,  
Das wird von Dir, als Salz und Wurz der Erden,  
Und mein Confessor, schon gefunden werden.  
Um Gottes Willen! sieh' es ruhig an;  
Erzähle mir Dein Leid!« – Und so begann  
Er vorzutragen, was Euch schon bekannt.

Des Hauses Dame lauschte unverwandt  
Dem Bruder zu, bis er sich ausgeklagt.  
»Ei, Mutter Gottes!« – rief sie – »heil'ge Magd!  
Wie geht es weiter? Ei, vertrau' es mir!«

»Madam!« – sprach er – »was denkt, was redet Ihr?«

»Was soll ich denken?« – sprach sie – »Gott im Himmel!  
Dir spielte diesen Lümmelstreich ein Lümmel!  
Was soll ich sagen? – Gottvermaledeit  
Sei dieser Schuft! Ihm steckt voll Eitelkeit  
Der kranke Kopf. – Mir scheint, der Mann ist toll.«

»Madam!« – sprach er – »wenn ich nicht lügen soll,  
So denk' ich, daß ich mich am Besten räche,  
Wenn ich beständig von ihm Schlechtes spreche.  
Aus Bosheit sann dies Lästermaul mir an,  
Was sich nicht theilen läßt, für Jedermann  
Dennoch in gleiche Theile zu zerlegen!« –

Doch träumend saß und ohne sich zu regen,  
Der Herr, und hin und wieder sann er: »Wie  
Hat dieser Kerl nur soviel Phantasie,  
Solch ein Problem dem Bruder aufzugeben?  
Derartiges vernahm ich nie im Leben!

Der Teufel hat's ihm in den Kopf gesetzt!  
Wo hat wohl die *ars metrica* bis jetzt  
Je eine solche Frage aufgestellt:  
Wie Jedermann den gleichen Theil erhält  
Von einem F... oder einem Ton?  
Wer kann das zeigen durch Demonstration?  
Du Teufelskerl! Du unverschämtes Thier!«  
Und brummig frug der Edelmann: »Habt Ihr  
Schon je zuvor ein solches Ding vernommen?

Ein Jeder soll den gleichen Theil bekommen!  
Das ist unmöglich! das kann nimmer sein!  
Ei, Teufelskerl! das Wetter schlage drein!  
Wie jeder Klang und Ton, gehört ein F...  
Nur zu den Schwingungen der Luft, die kurz  
Von Dauer sind und nach und nach vergehen.  
Nun, meiner Treu'! den Menschen möcht' ich sehen,  
Der das zu theilen wüßte mit Genauheit!  
Was für ein Kerl? – Seht an! mit welcher Schlaueit  
Hat er heut' meinen Beichtiger geneckt!  
Ich glaube, daß der Teufel in ihm steckt! –  
Doch nun ans Essen! – Laßt den Schurken ziehn,  
Und an den Galgen bring' der Satan ihn!«

Nun aber schnitt ein Junker von dem Lord  
Am Tische Fleisch und hörte Wort für Wort  
Alles mit an, was ich Euch vorgetragen.  
»Herr! Nichts für ungut!« – hub er an zu sagen –  
»Wenn Ihr mir Stoff zu einem Rock versprecht,  
Und ist dem würd'gen Bruder solches recht,  
Erzähl' ich Euch, wie unter dem Konvent  
Ihr diesen F... gleichmäßig theilen könnt.«

»Frisch von der Leber!« – rief der Edelmann –  
»Der Rock ist Dein, bei Gott und St. Johann!«

»Mein Herr!« – sprach er – »wenn sich kein Wind bewegt,  
Das Wetter schön ist, sich kein Lüftchen regt,  
So schafft in diese Halle hier ein Rad,  
Das – wohlverstanden – alle Speichen hat.  
– Zumeist dreht es auf zwölfen sich herum. –  
Bringt dann zwölf Brüder. – Und fragt Ihr, warum?  
Nun, ein Convent besteht aus dreizehn Mann,  
Und mit dem würd'gen Herrn Confessor kann  
Die richt'ge Anzahl grade man erreichen.  
Dann laßt sie niederknien vor den Speichen,  
So daß auf jeden Bruder eine fällt,  
An deren End' er seine Nase hält.  
Nur der Confessor – schenke Gott ihm Gnade! –  
Hält seine vor die Nabe von dem Rade.  
Und jenen Kerl mit steifem, strammem Bauch,  
Wie ein gespanntes Trommelfell, bringt auch

Und setzt ihn nieder mitten auf das Rad,  
Wo er zu f..... durch die Nabe hat.  
Und Euch zu Pfande setz' ich Leib und Leben,  
Hab' ich nicht praktisch den Beweis gegeben,  
Daß Schall und Stank das Ende der zwölf Speichen  
Ganz mathematisch gleichgetheilt erreichen.  
Nur der Confessor steht als würd'ger Mann  
Mit Fug und Recht auch hierbei oben an;  
Weßhalb auch ihm die Erstlingsfrucht gebührt.  
Bei Brüdern ist die Sitte eingeführt,  
Daß man den Würdigsten zuerst bedient.  
Und er hat's ohne Zweifel wohl verdient!  
Wie vieles Gute lernten alle Leute  
Aus seiner Predigt von der Kanzel heute!  
Was mich betrifft, so gönn' ich diesem Herrn  
Den Vorgeruch selbst von drei F..... gern,  
Und jeder Bruder wird dasselbe sagen;  
Ist doch so fromm und heilig sein Betragen!«

Der Herr, die Dame, wie der ganze Kreis,  
Bis auf den Bruder, fanden den Beweis  
Des Ptolemäus würdig und Euclid;  
Und sagten: »Was den Kerl betrifft, so sieht  
An seinen witz'gen Worten man ganz klar,  
Daß er kein Toller und Besess'ner war.«

Genug davon! – Die Stadt ist nicht mehr weit!  
Seht! so gewann der Junker Hans sein Kleid.

*Ende des ersten Theiles der Canterbury-Erzählungen.*

## **Zweiter Theil**

### **Der Prolog des Klerk.**

*Vers 10443–10498.*

»Gelehrter Herr von Oxford! – meiner Treu'!«  
– Sprach unser Wirth – »Ihr seid so still und scheu,  
Wie an der Hochzeitstafel eine Braut!  
Von Euch hört' ich tagsüber keinen Laut.  
Mir scheint, daß Ihr tief in Gedanken seid;  
Doch jedes Ding – sagt Salamo – zur Zeit!  
Um Gottes Willen! macht ein froh Gesicht,

Denn zum Studiren ist die Zeit hier nicht!  
Erzählet etwas, das uns fröhlich stimmt.  
Sofern man Theil an einem Spiele nimmt,  
Muß man sich auch an seine Regeln binden.  
Doch predigt nicht von Weinen über Sünden,  
Wie's in den Fasten Bettelmönche treiben.  
Nein! macht es so, daß wir hübsch munter bleiben!  
Erzählt ein Abenteuer lust'ger Art.  
Die Bilder, Floskeln und Figuren spart  
Euch für den hohen Styl auf, der sich paßt,  
Wenn Schreiben man an Könige verfaßt.  
Hier aber, bitt' ich Euch, so schlicht zu reden,  
Daß es verständlich ist und klar für Jeden.«

Und der Gelehrte freundlich Antwort gab:  
»Ich stehe« – sprach er – »unter Eurem Stab;  
Ihr seid's, mein Wirth, der über uns regiert,  
Und mit Gehorsam wird von mir vollführt  
Drum Alles, was vernünftig ist und billig.

Was mir in Padua mitgetheilt ward, will ich  
Euch wiederholen, wie erzählt mir's hat  
Ein würd'ger Mann, erprobt in Rath und That.  
Jetzt ist er todt und ruht in seinem Schrein;  
Gott möge gnädig seiner Seele sein!

Franzisk Petrank hieß der gekrönte Dichter,  
Deß süßer Redefluß der Dichtkunst Lichter  
Durch alle Gau'n Italiens entflammte,  
Wie dies für Kunst, Gesetz und die gesammte  
Philosophie Lignan hat gethan.  
Doch an uns Alle tritt der Tod heran;  
Ein Augenblick genügt, uns zu verderben;  
Und Beide starben, wie wir Alle sterben.

Um fortzusetzen nun, wie ich begann,  
Was mir erzählt hat dieser würd'ge Mann,  
So wißt, daß er mit einem Vorberichte  
Im hohen Styl eröffnet die Geschichte.  
Darin beschreibt er Gegend und Natur  
Von Piemont, Saluzzo und der Flur  
Des westlichen Lombardiens, dessen Grenzen

Der Appeninen hohe Gipfel kränzen;  
Und näher insbesondere hebt er dann  
Vom Berge Vesulus zu reden an,  
Woselbst der Po aus kleinem Quell entspringt,  
Dann wachsend, ostwärts durch Aemilia dringt  
Und durch Ferrara hinströmt bis Venedig.  
Doch lang ist die Beschreibung, darum red' ich  
Davon nicht mehr. Zur Sache - wie mir scheint -  
Gehört sie nicht, und war wohl nur gemeint,  
Um besser einzuleiten die Geschichte.

Doch horcht auf das, was ich nunmehr berichte!«

### **Die Erzählung des Klerk.**

*Vers 10499-11654.*

Dem kalten Berge Vesulus zu Füßen  
Im fernsten West Italiens liegen Gau'n,  
Wo üppigreiche Saatgefilde sprießen,  
Und manche Stadt ist, mancher Thurm zu schau'n  
- Der Väter Werk, der Vorzeit dauernd Bau'n. -  
Wohin Du blickst, ein herrlich Bild sich weist  
Der schönen Gegend, die Saluzzo heißt.

Ein Markgraf lebte vormals in den Landen,  
Wie vor ihm seine Ahnen dies gethan;  
Gehorsam war und willig ihm zu Handen  
Der erste wie der letzte Unterthan.  
Vom Glück begünstigt auf der Lebensbahn,  
War er gefürchtet und geliebt zugleich  
Von Herr'n und Knechten und von Arm und Reich.

Was seines Stammes Blut betraf, so galt er  
Als Edelster der ganzen Lombardei;  
Voll Schönheit, Kraft und jugendlichem Alter,  
War höflich er und ehrenwerth dabei;  
Und wenn auch nicht von jedem Fehler frei,  
So lenkte doch verständnißvoll sein Land  
Der junge Herr, den Walther man benannt.

Indessen dieses muß ich an ihm rügen,  
Daß er zur Zukunft nie den Blick gewandt,  
Dem Augenblick nur lebend, sein Vergnügen

Allein in Jagd und Falkenbeize fand,  
Und aller andern Sorgen sich entwand;  
Das Schlimmste war: um keinen Preis der Welt  
Hätt' er ein Weib sich eh'lich beigesellt.

Höchst mißvergnügt ob dieser Sache nah'te  
Sich eines Tages seines Volkes Schaar,  
Und der als Klügster galt in ihrem Rathe  
Und dem der Herr zumeist gewogen war,  
Machte des Volkes Wunsch ihm offenbar;  
Und so sprach der geschäftserfahr'ne Mann,  
Wie ihr vernehmen sollt, den Markgraf an:

»O, edler Markgraf, Deine Herzensgüte  
Ermuntert uns und giebt uns Zuversicht.  
So oft wir mit bekümmertem Gemüthe  
In schwerer Zeit, gehorsam unsrer Pflicht,  
Vor Dir erschienen, nahmst Du den Bericht  
Stets gnädig auf, und Du wirst unsern Klagen  
Darum auch heute nicht Gehör versagen.«

»Ich selber habe freilich mit der Sache  
Nicht mehr zu thun, als jeder Andre hier;  
Und wenn ich mich zu ihrem Anwalt mache,  
Geschieht es nur, weil Du so gnädig mir  
Dich stets bezeigtest; und so darf ich Dir  
Auch heute nah'n, damit den Wunsch von Allen  
Du prüfest und entscheidest nach Gefallen.«

»Gewißlich, Herr, wir haben Dein Bestreben  
Von ganzem Herzen immer anerkannt  
Und thun es noch; und ein zufriedner Leben  
Uns zu erdenken, sind wir kaum im Stand.  
Ein Wunsch indessen sei Dir noch genannt:  
Geruhe, eine Gattin Dir zu wählen,  
Dann wird Dein Volk das höchste Glück beseelen.«

»Beug' Deinen Nacken diesen Segensjochen!  
Der Herrschaft Zier und nicht der Knechtschaft Schmach  
Ist in dem Wort ›Vermählung‹ ausgesprochen.  
Bedenk' es Herr, und sinne weislich nach:  
Wie wechselreich der Mensch auch seinen Tag  
Verbringt mit Wachen, Schlafen, Gehen, Reiten,

Es flieht sein Leben in der Flucht der Zeiten.«

»Grün't Dir auch jetzt der Jugend Frühlingsschimmer,  
Kriecht doch das Alter still und stumm heran,  
Und jeder Zeit droht uns der Tod, dem nimmer  
Ein Mensch, wie hoch gestellt er sei, entrann.  
Und so gewiß – das weiß ein jeder Mann –  
Ist ihm der Tod, wie ungewiß der Tag,  
An dem begegnen ihm sein Ende mag.«

»Beherzige den treuen Rath von Allen,  
Die stets gehorchten, wenn Dein Ruf erklang;  
Was wir begehren, laß auch Dir gefallen:  
Nimm Dir ein Weib und zaudere nicht lang'.  
Das beste wähle von dem höchsten Rang  
Im ganzen Land; denn, wie wir Alle meinen,  
Kann Gott und Dich dies nur zu ehren scheinen.«

»Nimm diese Furcht von unserem Gemüthe!  
Um Gottes Willen, bleib' nicht unvermählt.  
Denn wären – was in Gnaden Gott verhüte! –  
Die Tage Deines Lebens bald gezählt,  
So folgt ein Fremder, wenn der Erbe fehlt.  
Und weh' dem Volke, wenn dies je geschähe!  
Drum laß Dich bitten, schreite rasch zur Ehe!«

Ihr tiefbewegtes Fleh'n, ihr bittend Dringen  
Der edle Markgraf mitleidsvoll vernahm.  
»Ihr wollt,« – so sprach er – »liebes Volk, mich zwingen  
Zu dem, was nimmer in den Sinn mir kam.  
Noch bin ich nicht der holden Freiheit gram,  
Die selten ist im Ehestand zu finden;  
Stets war ich frei – und nun wollt Ihr mich binden!«

»Doch muß ich Euren treuen Rathschlag bill'gen,  
Denn Eurer Klugheit hab' ich stets vertraut.  
Ich will aus freien Stücken darein will'gen,  
So rasch ich kann, erwähl' ich eine Braut!  
Doch von dem Vorschlag bin ich nicht erbaut,  
Die Auswahl ganz in Eure Hand zu geben;  
Der Sorge, bitt' ich, laßt mich Euch entheben.«

»Denn das weiß Gott, höchst ungleich sind an Güte

Die Kinder oft dem würd'gen Elternpaar.  
Werth kommt von Gott und stammt nicht vom Geblüte,  
Das uns erzeugte, oder uns gebar.  
Auf Gottes Huld vertrau' ich! Ihm, führwahr,  
Geb' ich anheim in Anbetracht der Ehe  
Rang, Stand und Alles. – Was Er will, geschehe!«

»Gestattet, daß mein Weib ich selber wähle!  
Wie sehr die Last den Rücken auch beschwert,  
Ich trage sie. – Doch bitt' ich und befehle  
Bei Eurem Leben, daß mein Weib Ihr ehrt,  
Wer sie auch sei, so lang' ihr Dasein währ't,  
In Wort und That – und dies verspricht auf Ehre! –  
Als ob sie Tochter eines Kaisers wäre.«

»Und ferner sollt Ihr schwören, nie zu klagen  
Und nie zu spötteln über meine Wahl;  
Denn soll ich meiner Freiheit mich entschlagen,  
Wie Euer Rath so dringend mir empfahl,  
Will ich auch wählen aus der Weiber Zahl  
– Bei meinem Heil! – nach eigenem Wunsch und Neigen!  
Sonst thut Ihr besser, davon still zu schweigen.«

Und schwörend stimmten sie in allen Dingen  
Ihm herzlich bei, und Niemand sagte Nein,  
Und baten zu bestimmen, eh' sie gingen,  
So bald als thunlich und von vorn herein  
Den Tag, an welchem Hochzeit solle sein;  
Da sich das Volk mit steter Sorge quälte,  
Daß sich der Markgraf ungern nur vermählte.

Den Tag bestimmend, wie's ihm einfiel eben,  
Als der Vermählung äußersten Termin,  
Sprach er, daß ihrem Wunsche nachgegeben  
Auch hierin sei. – Und Alle priesen ihn,  
Und ehrfurchtsvoll bedankte auf den Knie'n  
Sich Jedermann. Erfüllt war ihre Bitte,  
Und Alle lenkten heimwärts ihre Schritte.

Den Hofbeamten hieß dann unverweilt er,  
Zum Hochzeitsfest zu rüsten sich sofort,  
Und nach Gefallen rings Befehl ertheilt' er  
Bald hier den Rittern, bald den Pagen dort;

Und allesammt gehorchten ihm aufs Wort,  
Und dienstbeflissen thaten sie ihr Bestes,  
Um beizutragen zu dem Glanz des Festes.

### **Pars Secunda.**

Nicht weit vom stolzen Schlosse, wo zum Tage  
Der Hochzeit sich zu rüsten hieß der Graf,  
Gewahrte man in reizend schöner Lage  
Ein Dorf, und in den niedern Hütten traf  
Ein Volk man an, das ärmlich, aber brav  
Sich und den Viehstand von den Früchten nährte,  
Die seinem Fleiß des Bodens Gunst gewährte.

An Armuth aber übertraf fast Alle  
Ein Mann im Dorf, Janikola genannt;  
Doch, wie einst jenem kleinen Ochsenstalle  
Des höchsten Gottes Gnade zugewandt,  
Man in der Hütte dieses Mannes fand  
Das schönste Bild der reinsten Lieblichkeit,  
Ein holdes Kind. – Griseldis hieß die Maid.

Die Sonne sandte nie vom Himmelsbogen  
Auf solchen keuschen Liebreiz ihren Schein.  
In größter Armuth war sie auferzogen,  
Von üpp'ger Lust blieb ihre Seele rein;  
Der Trunk der Quelle labte sie statt Wein.  
Der Tugend hold und gram dem Müßiggang,  
Ward keine Arbeit ihr zu schwer und lang.

Kaum übertretend ihrer Kindheit Schranken,  
Erfüllten schon den jungfräulichen Sinn  
Ein reifer Muth und ernste Pflichtgedanken,  
Und als des alten Vaters Pflegerin  
Gab sie sich liebend voller Ehrfurcht hin;  
Und ging im Felde hüten ihr' paar Schafe,  
Und wollte rastlos wirken bis zum Schlafe.

Auch Wurzeln oder andre Kräuter brachte  
Sie machmal heim, zerschnitt sie und begann  
Daraus ihr Mahl zu kochen, und sie machte

Ihr dürftiges und hartes Lager dann.  
Und auf den Unterhalt des Vaters sann  
Sie so besorgt und mit dem freud'gen Wollen,  
Das ihren Vätern brave Kinder zollen.

Griseldis aber, diesem armen Kinde,  
War längst des Markgrafs Sinnen zugewandt;  
Denn oft geschah's, daß, jagend durch die Gründe,  
Durch Zufall sie sein spähend Auge fand.  
Indessen nicht zu wilder Lust entbrannt  
Durch ihren Reiz, nein, nur mit ernster Regung  
Blickt' er auf sie und zog oft in Erwägung:

Empfohlen sei dem Herzen sie durch Tugend;  
Durch Weiblichkeit in Blick und Wort bewährt,  
Sei sie vor Allen in so zarter Jugend. –  
Und wenn der Mensch der Einsicht oft entbehrt,  
Was Tugend ist; er sah auf ihren Werth,  
Und er beschloß, wenn er je freien solle,  
Daß er nur sie und keine Andre wolle.

Der Tag der Hochzeit kam. Indessen wußte  
Noch Niemand, welches Weib er sich erkor;  
Und da dies Jeden Wunder nehmen mußte,  
So flüsterte man leise sich ins Ohr:  
»Bleibt unser Herr denn immerdar ein Thor?  
Will er nicht frei'n? O, Jammer, welch Verschieben!  
Will er uns narr'n? Hat er nur Spott getrieben?«

Doch längst gefaßt war schon zum Brautgeschmeide  
Der Gemmen Pracht in Gold und in Azur.  
Das Maß zu nehmen von dem Hochzeitskleide  
Ward eine Magd gewählt, die an Statur  
Griseldis glich, soweit als möglich nur;  
Und von dem Markgraf vorgesorgt aufs Beste  
War jeder Schmuck, entsprechend solchem Feste.

Schon nah'te mit des Tages neunter Stunde  
Sich die zur Hochzeit festgesetzte Zeit,  
Des Schlosses Räume standen in der Runde  
Schon zum Empfange reichgeschmückt bereit.  
In Küch' und Keller welche Herrlichkeit!  
Da wirst Du keinen einz'gen Leckerbissen,

Den nur Italien liefern kann, vermissen!

Gefolgt von seinem Hofstaat und den Schaaren  
Der Edelfrau'n und Ritter, die durch ihn  
Zum Fest der Hochzeit eingeladen waren,  
Der Markgraf dann im Fürstenschmuck erschien,  
Um unter Klang und Sang von Melodien  
Sich gradewegs zum Dorfe, das soeben  
Von mir erwähnt ist, festlich zu begeben.

Bei Gott! Griseldis mochte wenig träumen,  
Daß ihr bestimmt sei soviel Glanz und Pracht.  
Zum Brunnen gehend, schöpft sie ohne Säumen  
Dort Wasser und kehrt heimwärts mit der Tracht.  
Denn wie sie hörte, war der Graf bedacht,  
Sich an dem heut'gen Tage zu vermählen;  
Und ungern möchte sie den Zug verfehlen.

Sie dachte: Mit den andren Mädchen stell' ich  
Mich vor die Thür von unsrer Hütte hin.  
Drum will ich eilen, damit rasch und schnell' ich  
Mit meiner Arbeit heute fertig bin,  
Und mich des Anblicks unsrer Markgräfin  
Erfreuen kann in Muße und in Ruh',  
Lenkt sich der Festzug dem Palaste zu.

Doch kaum erreichte sie die Flur der Hütte,  
Als schon der Markgraf nah'te und sie rief;  
Worauf sie - hastig ihre Wasserbütte  
Im Viehstall bergend - ihm entgegenlief;  
Und vor ihm beugte sie die Kniee tief,  
Und ernsten Blicks verharrte sie dann stille,  
Bis sie erfahren, was des Herren Wille.

Und an das Mädchen wandte seine Frage  
Gedankenvoll der Markgraf mit dem Wort:  
»Wo mag dein Vater sein, Griseldis? sage!«  
Und ehrfurchtsvoll gab Antwort sie sofort:  
»Er weilt, o Herr, in nächster Nähe dort!«  
Und ohne Zögern sprang sie dann empor  
Und führt' dem Grafen ihren Vater vor.

Der Graf ergriff die Hand des armen Mannes,

Zog ihn bei Seite und sprach tiefbewegt:  
»Janikola! nicht länger mag und kann es  
Ich Dir verhehlen, was mein Herz erregt;  
Und sagst Du »Ja« zum Wunsche, den es hegt,  
Nehm' ich Dein Kind – was immer auch geschehe –  
Bevor ich scheide, lebenslang zur Ehe!«

»Ich kenne Dich als treuen Hausvasallen  
Und weiß, Du liebst mich; und was mir gefällt  
– Das darf ich sagen – ist auch Dein Gefallen;  
Drum auf die Frage, welche Dir gestellt,  
Erwidre mir und sprich, wie sich's verhält,  
Gieb Deine Absicht offen zu erkennen:  
Bist du geneigt, mich Schwiegersohn zu nennen?«

Kaum wußte sich der arme Mann zu sammeln;  
So unerwartet brach's auf ihn herein.  
Beschämt, erröthend, zitternd konnte stammeln  
Er nur die Worte: »Lieber Herre, mein,  
Was Euch gefällt, soll mein Gefallen sein!  
Herr, Euren Willen ich zu meinem mache;  
Wie's Euch beliebt, entscheidet in der Sache!«

Sanft sprach der Markgraf: »Weitern Rath zu pflegen,  
Laßt uns zusammen in Dein Zimmer geh'n,  
Du, sie und ich. – Und fragst Du mich weißwegen?  
Nun wohl! in Deinem Beisein soll's gescheh'n,  
Vor Deinem Ohr soll sie mir Rede steh'n,  
Auf meine Frage: ob sie ewig mein  
Treu und gehorsam Eheweib will sein?«

Und als im Zimmer sie beisammen waren  
Um – wie dies später näher dargelegt –  
Die Sache zu besprechen, drang in Schaaren  
Das Volk ins Haus; und Staunen rings erregt,  
Wie sorgsam sie den theuren Vater pflegt.  
Doch höchst verwundert stand Griseldis da,  
Die nie zuvor ein solches Schauspiel sah.

Kein Wunder war's, daß sich ihr Staunen regte,  
Und daß beim Anblick von solch hohem Gast,  
Wie sie im Hause nie zu sehen pflegte,  
Ihr Angesicht so ganz und gar erblaßt.

Doch um die Sache kurz zu machen, laßt  
Mich melden, was vom Grafen ward gesagt  
Der guten, holden, vielgetreuen Magd.

»Griseldis!« – sprach er – »wisse und verstehe,  
Daß Deinem Vater, so wie mir es paßt,  
Daß Du mein Weib wirst, ist zu dieser Ehe,  
Wie ich vermuthe, Dein Entschluß gefaßt.  
Doch da die Werbung Eile hat und Hast,  
So bitt' ich Dich, daß Du mir Antwort schenkest,  
Ob Du mir beistimmst oder anders denkst?«

»Ich frage Dich: bist Du mit Herz und Willen  
Bei Tag und Nacht zu meiner Lust bereit?  
Willst Du Dich fügen jeder meiner Grillen,  
Ob sie Dir Freude machen oder Leid?  
Entsagst Du jedem Widerspruch und Streit?  
Willst Du in Wort und Mienen niemals schmälern?  
So schwör's, und ich beschwöre, Dich zu wählen.«

Verwundert sprach mit Zittern und mit Beben  
Griseldis: »Herr! unwürdig und nicht werth  
Bin ich der Ehre, wenn ich auch ergeben  
Das thuen will, was Ihr von mir begehrt.  
Ich schwör' es hier: gehorsam, treu bewährt  
Sollt Ihr mich finden stets in That und Sinn,  
Sonst nehmt mein Leben, das so lieb mir, hin!«

»Das ist genug, Griseldis mein!« – die Worte  
Sprach froh der Markgraf und, gefolgt von ihr,  
Enteilte rasch er aus des Hauses Pforte  
Und sprach zum Volk in folgender Manier:  
»Seht, die von mir erwählte Braut steht hier!  
Habt Ihr mich lieb, so tragt sie auf den Händen,  
Verehrt und liebt sie! – damit laßt mich enden!«

An alten Kleidern sollte sie beim Scheiden  
Nichts mit sich nehmen, und so übertrug  
Den Kammerfrau'n der Graf, sie zu entkleiden;  
Und waren sie auch zimperlich genug,  
Das zu berühren, was am Leib' sie trug,  
Sah man die Maid mit freuderothen Wangen  
Doch neugeschmückt vom Kopf zu Fuße prangen.

Das rauhe Haar begannen sie zu strählen,  
Mit zarten Fingern ward aufs Haupt gedrückt  
Ihr eine Krone, während mit Juwelen  
Von jeder Art und Größe man sie schmückt.  
Genug vom Anzug! – Jeder ist entzückt  
Von ihrer Schönheit, obschon Glanz und Pracht  
Sie für die Leute fast unkenntlich macht.

Ein Ringlein gab der Markgraf ihr zu eigen  
Zum Zeichen, daß sein Eheweib sie sei,  
Ein schneeweiß Rößlein hieß er sie besteigen,  
Und hin zum Schloß, vom Volk mit Jubelschrei  
Begrüßt, begleitet, zogen rasch die Zwei,  
Und froh verbrachten sie den Tag mit Festen,  
Bis daß die Sonne niedersank im Westen.

Um in die Länge nicht den Stoff zu ziehen,  
Sei kurz erwähnt, daß Gottes Gnadenhand  
Der Markgräfin so reiche Gunst verliehen,  
Daß Jedermann es schier unglaublich fand,  
Sie sei geboren in so nied'rem Stand,  
In einer Hütte, einem Ochsenstalle,  
Anstatt entsprossen einer Kaiserhalle.

In Ehrfurcht aber und in Liebe wandte  
Sich jedes Herz stets wärmer zu ihr hin.  
Das Volk im Dorf, das sie zeitlebens kannte,  
Beharrte steif und fest auf seinem Sinn  
Und wollte schwören, daß von Anbeginn  
Sie nie das Kind Janikola's gewesen,  
Vielmehr ein andres, ganz verschied'nes Wesen.

Wie sie die Tugend stets zuvor bewahrte,  
Schien sie an Güte und Vortrefflichkeit  
Mit ihrem Stand zu wachsen, und sie paarte  
Die Kunst der Rede mit Verschwiegenheit,  
Anstand und Würde mit Leutseligkeit;  
Und jedes Herz sie so zu fesseln wußte,  
Daß, wer sie sah, auch lieb gewinnen mußte.

Indessen blieb nicht auf Saluzzo's Wälle  
Ihr guter Namensruf allein beschränkt;

Nein, das Gerücht davon ward in der Schnelle  
- Da Einer immer wie der Andre denkt -  
Durch alle Lande so umhergesprengt,  
Daß Herr'n und Frau'n, die jungen, wie die alten,  
Um sie zu sehen, nach Saluzzo wallten.

Und Walther, der in Niedrigkeit zwar freite,  
Doch königlich und übergücklich, fand  
Den Frieden Gottes an der Gattin Seite  
Und anderweitig Huld und Gunst im Land;  
Und da er sah, daß unter niederm Stand  
Auch Tugend wohne, ließ für weise gelten  
Ihn rings das Volk - und das geschieht höchst selten.

Griseldis aber war nicht nur erfahren  
In jeder Weibespflcht der Häuslichkeit;  
Nein, wo es Noth that, wußte sie zu wahren  
Des Reiches Nutzen, schlichtend jeder Zeit  
Im ganzen Lande Zwiespalt, Zank und Streit.  
Und was in ihrer Weisheit sie entschieden,  
Damit gab sich auch jedes Herz zufrieden.

Und war zugegen oder nicht ihr Gatte,  
Erzürnten sich zwei Herr'n in ihrem Land,  
Vermittelte sie deren Streit und hatte  
Verständ'ge, reife Worte gleich zur Hand,  
Und unparteiisch man den Schiedsspruch fand.  
Ein Jeder hielt sie für ein himmlisch Wesen,  
Dem Recht zum Schutz, dem Volk zum Heil erlesen!

Nicht lang', nachdem die Hochzeit war begangen,  
Gebar Griseldis ihm ein Töchterlein  
Trotz ihrem Wunsch, ein Söhnchen zu empfangen;  
Froh war der Markgraf, sowie allgemein  
Sein ganzes Volk. Dem Mädchen hinterdrein  
Ließ, da ihr Schoß so fruchtbar schien und offen,  
Sich auch mit Recht ein Knabe noch erhoffen.

### **Pars Tertia.**

Und als sie kurze Zeit an ihren Brüsten  
Das Kind gesäugt, geschah - was oft gescheh'n -  
Daß ihr Gemahl, der Markgraf, von Gelüsten,

Sie zu versuchen, sich erfaßt geseh'n.  
Zu schwach, dem tollen Wunsch zu widersteh'n,  
Sann er auf Mittel, wie zu diesem Zwecke,  
Griseldis er – Gott weiß, umsonst! – erschrecke.

Durch manche Probe war von ihrer Treue  
Ihm längst zuvor schon der Beweis geschenkt.  
Was nützt es ihm, daß er sie stets aufs Neue  
Versuchen will? – Ach! wenn auch Mancher denkt,  
Es sei höchst geistreich, daß sein Weib man kränkt,  
So sag' ich Euch, ein schmähhliches Betragen  
Ist, ohne Nutzen es in Furcht zu jagen.

In solcher Absicht war zur Nacht erschienen  
Der Markgraf einst in ihrem Schlafgemach,  
Wo er mit düstren und verstörten Mienen  
In dieser Weise zu Griseldis sprach:  
»An jenen Tag, an dem aus Noth und Schmach  
Ich Dich einst zog, Dir Glanz und Rang zu schenken  
Wirst Du, Griseldis, sicherlich noch denken.«

»Griseldis, daß ich Dich mit Ehren schmückte  
Und zu dem Rang und zu der Würdigkeit,  
Die jetzt Dich ziert, aus niederm Stand entrückte  
Und tiefer Armuth, als ich Dich gefreit,  
Vergißt Du, denk' ich, wohl zu keiner Zeit.  
Doch bitt' ich aufmerksam mich anzuhören;  
Wir sind allein; kein Lauscher kann uns stören.«

»Du weißt es selber, wie Du eingezogen  
In dieses Haus bist – kurze Zeit ist's her.  
Zwar lieb ich Dich und bin Dir treu gewogen,  
Doch meine Ritter sind Dir's nimmermehr,  
Und sagen jetzt, es kränke sie zu sehr,  
Daß ich ergäbe mich so ganz zum Knechte  
Dir, die entstammt so niederem Geschlechte.«

»Und da Du mir ein Töchterlein beschieden,  
So liegen sie beständig mir im Ohr.  
Ich lebte gern in Ruhe und in Frieden  
Mit meinem Adel ferner, wie zuvor.  
Dies leicht zu nehmen, bin ich nicht der Thor;  
Und muß daher mit Deiner Tochter schalten

Nach meiner Ritter, nicht nach meinem Walten.«

»Jedoch, weiß Gott, zuwider und verdrießlich  
Bleibt mir der ganze Handel immerhin;  
Und darin vorgehn will ich nicht, bis schließlich  
Ich Deiner Zustimmung versichert bin.  
Darum bethätige geduld'gen Sinn,  
Wie Du mir hoch und theuer hast geschworen,  
Als ich im Dorf zum Weibe Dich erkoren.«

Sie hörte jedes Wort. Doch im Benehmen,  
In ihrer Haltung und Geberde stand  
Sie ruhig da und schien sich kaum zu grämen.  
»Mein Herr« – sprach sie – »wir sind in Deiner Hand.  
Sei Tod, sei Leben über uns erkannt,  
Ich und mein Kind sind Dir von ganzer Seele  
Gehorsam stets und, was Du willst, befehle.«

»So wahr ich hoffe, selig einst zu werden,  
Was Dir nicht lieb ist, das mißfällt auch mir.  
Ich wünsche nichts, hab' ich nur Dich auf Erden,  
Ich fürchte nichts, als den Verlust von Dir!  
Das ist mein Herzenswille für und für,  
Den unverändert ich durch Zeit und Lage  
Bewahren werde bis zum Todestage.«

Wie immerhin der Markgraf sich verstellte,  
Ihn freute dennoch, was Griseldis sprach.  
Dem Anschein nach voll Mißmuth und voll Kälte  
Verließ indessen er ihr Schlafgemach,  
Um seine Pläne kurze Zeit hernach  
Ganz heimlich einem Manne mitzutheilen,  
Dem er befahl, zu seiner Frau zu eilen.

Ein' Art Profoß war der vertraute Diener,  
Den er stets treu in großen Dingen fand,  
Und auch, um Böses auszuführen, schien er,  
Wie Leute solchen Schlages, ganz zur Hand;  
Und da in ihm sich Lieb' mit Furcht verband  
Für seinen Herrn, stahl er, als dessen Wille  
Bekannt ihm war, in ihr Gemach sich stille.

»Madam,« – sprach er – »laßt mir es nicht entgelten,

Wenn ich vollführe, wozu man mich zwingt.  
Ihr seid so klug und wißt, daß Herren schelten,  
Wenn ihren Auftrag man nicht unbedingt  
Gehorsam ausführt und genau vollbringt.  
Man muß es thun, trotz Jammer und trotz Klagen;  
Und so will ich! – Mehr bleibt mir nicht zu sagen.«

»Dies Kind zu holen, ist mir aufgegeben.«  
Mehr sprach er nicht. Jedoch, zur Thür gewandt,  
Ergriff er es, als wenn er ihm das Leben  
Entreißen wollte mit entmenschter Hand.  
Still ließ Griseldis ohne Widerstand,  
Fromm, wie ein Lamm, mit unterdrückten Zähnen  
Den rohen Schergen klagelos gewähren.

Verdächtig war des Mannes Ruf und Wandel,  
Verdächtig gleichfalls war sein Blick und Wort,  
Verdächtig war der Zeitpunkt von dem Handel!  
Ach! zu der heißgeliebten Tochter Mord  
– So wähnte sie – sei er bereit sofort.  
Doch ruhig blieb sie, keine Thräne floß,  
Und willig trug sie, was der Graf beschloß.

Indessen Worte fand sie doch am Ende,  
Und fleht so sanft, als ob ein Edelmann  
In der Person des Schergen vor ihr stände,  
Daß sie ihr Kind noch einmal küssen kann  
Vor seinem Tod; und nimmt betrübt es dann  
Auf ihren Schoß und lullt es auf und nieder  
Und segnet es und küßt es immer wieder.

Mit milder Stimme hub sie an zu sagen:  
»Leb' wohl, mein Kind, auf Nimmerwiederseh'n!  
Nun, da mein Kreuz ich über Dich geschlagen,  
Kann Dir des Himmels Segen nicht entgeh'n.  
Ich will zum Herrn am Marterholze fleh'n  
Für Dich, mein Kind! Denn Deiner Mutter wegen  
Gehst Du dem Tode diese Nacht entgegen!«

Wohl hätte jede Wärterin mit Schmerzen  
Dies angesehen, und, sicher, Wehgeschrei  
Hätt' es entlockt jedwedem Mutterherzen.  
Und dennoch blieb sie ernst gefaßt dabei,

Geduldig tragend alle Quälerei;  
Und sprach zum Schergen mit ergeb'nem Sinn:  
»Nimm hier mein kleines Mädchen wieder hin!«

»Nun geh'!« – sprach sie – »und thu', was Dir geboten!  
Doch eine Bitte sei Dir noch gestellt:  
Ist Dir's erlaubt, so grab' der kleinen Todten  
Ein Grab an irgend einem Platz der Welt,  
Damit zum Raub sie nicht den Vögeln fällt.«  
Doch aus des Schergen Munde kam kein Wort;  
Er nahm das Kind und zog des Weges fort.

Der Scherge lief zum Grafen ohne Weilen,  
Um, was sie sprach, wie ihr Benehmen war,  
Ihm Punkt für Punkt in Kürze mitzutheilen,  
Und reichte dann sein Töchterlein ihm dar.  
Etwas ergriff des Grafen Herz es zwar,  
Doch wollt' er trotzdem sich beharrlich zeigen;  
Denn stets ist Starrsinn großen Herren eigen.

Den Schergen hieß das Kind in weiche Decken  
Er heimlich hüllen und es wohlverwahrt  
In einen Kasten oder Korb zu stecken  
Und fortzutragen schonungsvoll und zart;  
Doch sich zu hüten – auf daß ihm erspart  
Der Galgen sei – daß Niemand Argwohn finge,  
Woher er käme und wohin er ginge.

Doch nach Bologna hin zu seiner Schwester,  
Der Gräfin von Panago, schickt' er ihn,  
Um sie zu bitten, dieses Kind in bester  
Und liebevollster Weise zu erziehn;  
Und, da für seinen Plan es nöthig schien,  
In jedem Falle strenge zu verschweigen  
Vor aller Welt, wem dieses Kind zu eigen.

Der Scherge ging, den Auftrag auszuführen;  
Doch kehren wir zum Grafen jetzt zurück.  
Stets trieb ihn Neugier, weiter nachzuspüren,  
Ob nicht sein Weib in Worten oder Blick  
Verändert scheine durch ihr Mißgeschick.  
Doch keinen Wechsel nahm er an ihr wahr,  
Ernst aber freundlich blieb sie immerdar.

Sie schien ihn unverändert noch zu lieben;  
Demüthig, freundlich, thätig, dienstbereit,  
In jeder Hinsicht war sie gleich geblieben;  
Doch von dem Kind sprach sie zu keiner Zeit,  
Und nie verrieth sie irgendwie ihr Leid;  
Und selbst in frohen Stunden, wie im Grame  
Blieb unerwähnt stets ihrer Tochter Name.

#### **Pars Quarta.**

Vier Jahre waren dergestalt verflossen,  
Eh' sie vom Grafen wieder schwanger war  
Und ihm durch Gottes Fügung einen Sprossen,  
Den anmuthreichsten, schönsten Sohn gebar.  
Und mit dem Vater jubelte die Schaar  
Des ganzen Volks und pries für seine Güte  
Den lieben Gott aus dankbarem Gemüthe.

Als nach zwei Jahren von der Amme Brüsten  
Das Kind entwöhnt war, ließ zu jener Zeit  
Der Markgraf sich zum zweiten Mal gelüsten,  
Zu prüfen und versuchen fernerweit  
– O, nutzlos Thun! – der Gattin Festigkeit.  
Doch, Maß zu halten, leicht der Mann vergißt,  
Sobald sein Weib allzu geduldig ist.

»Weib!« – sprach der Graf – »Du wirst vernommen haben:  
Man hat mir unsre Heirath stets verdacht;  
Doch ist mein Volk seit der Geburt des Knaben,  
Wie nie zuvor darüber aufgebracht.  
Den Muth sein Murren mir verlieren macht;  
Zu Ohren kommen mir so scharfe Klagen,  
Daß mir ins Herz sie Todesschrecken jagen.«

»Sie sprechen: Ruht einst Walther in der Grube,  
So folgt, da uns ein anderer Erbe fehlt,  
Aus dem Geblüt Janikolas der Bube.  
Fürwahr! das ist's, was murrend man erzählt  
In meinem Volk und was mit Furcht mich quält.  
Doch sicher muß Gewicht ich darauf legen,  
Obschon sie schweigen, bin ich selbst zugegen.«

»Wo möglich, wünsch' ich Frieden zu bewahren;

Und fest hab' ich mir deshalb vorgesetzt,  
Wie ich mit seiner Schwester bin verfahren,  
Ganz so verfahr' ich heimlich mit ihm jetzt.  
Drum sei gewarnt, wie schwer es Dich verletzt,  
Nicht plötzlich leidenschaftlich aufzuflammen,  
Nein, bitte, nimm Dich in Geduld zusammen.«

»Ich sagte« – sprach sie – »und ich werde sagen  
Es immerdar: Dein Wunsch ist mein Gebot!  
Wenn Du befiehlst, werd' ich geduldig tragen  
Den Tod des Sohnes, wie der Tochter Tod.  
Ich litt um sie schon Schmerz in Kindesnoth,  
Als ihnen Dasein dieser Schoß gegeben,  
Und Schmerz um sie blieb auch mein Loos im Leben.«

»Du bist mein Herr, und mit den Deinen schalten  
Kannst Du nach Willkür! Laß mich ungefragt!  
Wie ich von meiner Kleidung nichts behalten,  
Als ich Dich nahm, hab' mit der Tracht der Magd  
Ich meiner Freiheit auch zugleich entsagt,  
Und nahm Dein Kleid, drum thu', was Du beschlossen,  
Gehorsam folg' ich Dir stets unverdrossen.«

»Wo je zuvor nur die geringste Ahnung  
Ich hegen konnte, was Dein Herz begehrt,  
Bedurft' ich auch gewißlich keiner Mahnung;  
Und jetzt, nachdem Dein Wille mir erklärt,  
Wirst Du mich standhaft finden und bewährt  
Bis an den Tod. Mir sei zu Deinem Frommen  
Und Deinem Wohl er jederzeit willkommen!«

»Mehr gilt mir Deine Liebe, als mein Leben!«  
Die Worte sprach sie. – Und der Markgraf schlug  
Die Augen nieder, staunend, wie ergeben  
Und fest und standhaft sich sein Weib betrug,  
War auch die Prüfung schmerzenvoll genug.  
Mit finstren Blicken, doch erfreuten Sinnen  
Ging dann der Markgraf wiederum von hinnen.

Und wieder trat der garst'ge Mann ins Zimmer  
Und wiederum ergriff er, wie er schon  
Einst ihre Tochter holte, ja, noch schlimmer,  
Wenn's möglich wäre, ihren schönen Sohn.

Geduldig trug sie fort und fort den Hohn;  
Sie klagte nicht, sie setzte nichts entgegen;  
Nein, gab dem Knaben Abschiedskuß und Segen.

Sie bat ihn nur, wenn es sein Amt erlaube,  
Für ihres Söhnchens feinen, zarten Leib  
Ein Grab zu graben, daß er vor dem Raube  
Der Vögel und der Thiere sicher bleib'.  
Doch keine Antwort fand das arme Weib.  
Fort ging er, scheinbar mit verstocktem Sinn,  
Doch sorgsam trug er's nach Bologna hin.

Des Markgrafs Staunen wuchs mit jedem Tage,  
Je mehr er sah, wie sie geduldig blieb;  
Und ständ' es nicht so gänzlich außer Frage,  
Ihr wären beide Kinder mehr als lieb,  
So hätt' er wännen können, daß ein Trieb  
Nach Rache heimlich ihr am Herzen zehre,  
Und Maske nur die Duldermiene wäre.

Er wußte ja, es hing ihr Herz beständig  
Zunächst nach ihm allein den Kindern an.  
Mich an die Weiber nunmehr fragend wend' ich:  
Ob diese Probe nicht genügen kann?  
Ist's möglich, daß ein unbeugsamer Mann  
Noch mehr ersinnt, von ihr Geduld und Treue  
Und Weiblichkeit zu prüfen stets aufs Neue?

Doch solche Leute trifft man oft im Leben,  
Die, wenn sie einen Vorsatz erst gefaßt,  
Daran mit solchem Eigensinne kleben,  
Als ob sie gleichsam fest an einen Mast  
Gebunden wären. Und dies Gleichniß paßt  
Auch auf den Grafen. Stets blieb er gesonnen,  
Es fortzutreiben, wie er es begonnen.

Er lauerte, ob sie in Wort und Wesen  
Sich nicht verändert zeige gegen ihn.  
Doch, wie in ihren Zügen nichts zu lesen,  
Blieb ohne Wechsel auch ihr Herz und schien,  
Je mehr und mehr der Jugend Jahre fliehn,  
Wo möglich noch mit größerem Verlangen  
Nach seiner Liebe fest an ihm zu hangen.

Und somit schienen nur von einem Willen  
Die Zwei beseelt. Vergnügt und wohlgemuth  
Entsprach Griseldis jeder seiner Grillen;  
Und so ging Alles – Gott sei Dank! – auch gut.  
Sie zeigte, daß ein Weib am Besten thut,  
Dem Mann zu folgen und in allen Dingen  
Den eignen Willen gänzlich zu bezwingen.

Doch wunderweit durch alle Lande drangen  
Bald die Gerüchte seiner Grausamkeit.  
Daß an den Kindern heimlich Mord begangen,  
Weil er ein Weib aus niederm Stand gefreit,  
Erzählte man im Volke weit und breit.  
Kein Wunder war's, da Niemand es erfahren,  
Daß beide Kinder noch am Leben waren.

Stand er bei Allen in der höchsten Achtung,  
Eh' dies Gerücht dem Volk zu Ohren drang,  
So fiel er jetzt in niedrige Verachtung;  
Verhaßt vom Mörder war des Namens Klang.  
Er aber trieb es weiter wie bislang,  
Stets blieb bei ihm der böse Vorsatz oben:  
Sein Weib noch mehr zu prüfen und erproben.

Als etwa in dem Alter von zwölf Jahren  
Die Tochter stand, entsandte Botschaft er  
Zum Hof nach Rom, in der Art zu verfahren,  
Wie listig abgekartet war vorher,  
Und wie ein Schreiben zu ersinnen wär',  
Daß ihm der Papst gestatte zum Gedeih'n  
Und Wohl des Volks ein andres Weib zu frei'n.

Das heißt, gefälscht, wie er befohlen hatte,  
In einer Bulle ward des Papstes Hand,  
Indem man schrieb, daß ihm der Papst gestatte,  
Zu lösen seiner Ehe Bund und Band,  
Damit geschlichtet zwischen seinem Land  
Und ihm der Zwiespalt sei, der sich entzündet.  
– So sprach die Bulle – und so ward's verkündet.

Das rohe Volk – kein Wunder war es – dachte,  
Es hätte durchaus seine Richtigkeit.

Mich aber dünkt, das schwerste Herzweh machte  
Griseldis sicher diese Neuigkeit.  
Indeß sie trug die Widerwärtigkeit,  
Zu welcher sie vom Schicksal war erlesen,  
Mit immer gleichem und geduld'gem Wesen.

Sich jeder Laune fügend, blieb ihr Sinnen  
Und ganzes Denken stets ihm zugewandt.  
Doch, den Bericht nicht länger auszuspinnen,  
Erzähl' ich kurz, daß von des Grafen Hand  
Ein Schreiben nach Bologna war entsandt,  
In welchem alle Pläne, die er hegte,  
Er im Vertrauen klar und offen legte.

Dem Grafen von Panago, seinem Schwager,  
War dringend das Ersuchen übermacht,  
Die Kinder wieder an des Hofes Lager  
Ihm heimzusenden in der größten Pracht,  
Ganz öffentlich, jedoch mit Vorbedacht,  
An keinen Menschen und auf kein Befragen  
Von ihrer Herkunft irgend was zu sagen;

Doch auszusprenge, daß zur Braut erwählte  
Der Markgraf von Saluzzo diese Maid. –  
Und nachzukommen seinem Wunsch, verfehlte  
Auch nicht der Graf. Denn zur bestimmten Zeit  
Sah man ihn unter stattlichem Geleit  
Mit ihr und ihrem Brüderchen daneben  
Sich nach Saluzzo auf den Weg begeben.

Man schmückte sie mit Gemmen und Gesteinen  
Wie eine Braut zum Hochzeitsfeste dann,  
Und kleidete in gleicher Art den kleinen,  
Nur sieben Jahre alten Bruder an;  
Worauf der Festzug feierlich begann.  
Im höchsten Glanze ritten froh und heiter  
Von Tag zu Tag sie nach Saluzzo weiter.

#### **Pars Quinta.**

Inzwischen blieb des Grafen böses Sinnen,  
Sein Weib zu prüfen immer mehr und mehr.  
Und um die Ueberzeugung zu gewinnen,

Ob sie sich standhaft zeige wie zeither,  
Ersann die schwerste aller Proben er,  
Und sprach zu ihr im öffentlichen Kreise  
Des ganzen Hofes in dieser schnöden Weise:

»Gewiß, Griseldis, nimmer fühlt' ich Reue,  
Daß ich dich hab' zu meinem Weib erwählt;  
Denn Deine Güte, Folgsamkeit und Treue  
Ersetzen, was an Blut und Reichthum fehlt.  
Doch auch die Wahrheit blieb mir nicht verhehlt,  
– Und allzutief hab' ich sie jetzt empfunden –  
Daß Herrschaft stets mit Knechtschaft ist verbunden.«

»Nicht wie ein Bauer darf ich thun und treiben,  
Was mir gefällt. – Mein Volk verlangt und schreit  
Und drängt, mich anderweitig zu beweiben;  
Und um zu schlichten diesen Zank und Streit,  
Ist auch der Papst gesonnen und bereit,  
Es zu gestatten. – Und so laß Dir sagen:  
Mein neues Weib kommt schon wenig Tagen.«

»Sei starken Herzens! – Schleunigst mußt Du räumen  
Ihr Deinen Platz. – Nimm Deinen Brautschatz mit!  
Ich schenk' ihn Dir. – Doch lenke sonder Säumen  
Zu Deines Vaters Hütte jetzt den Schritt.  
Nicht Jedermann ist seines Glückes Schmied;  
Und trifft Dich Unglück ohne Dein Verschulden,  
So lerne Du, mit Gleichmuth es erdulden.«

Sie aber sprach ergeben und gelassen:  
»Mein Herr! ich weiß und hab' es längst erkannt,  
Dein hoher Rang kann nicht zusammenpassen  
Mit meiner Armuth, meinem niedern Stand;  
Und mir, wie Jedem, sagt es der Verstand:  
Zur Zier gereichen kann ich Deinem Hofe  
Nicht als Dein Weib; nein, kaum als Kammerzofe.«

»Doch Gott wird mir das Zeugniß nicht versagen  
– Sonst fahre meine Seligkeit dahin! –  
Nie hab ich mich als Herrscherin betragen,  
Seitdem ich Dame Deines Hauses bin;  
Nein, stets als Deiner Hoheit Dienerin;  
Und so verbleib' ich auch fürs ganze Leben

Dir mehr als jeder Kreatur ergeben.«

»Daß Deine Güte Du so lang bewährtest,  
Und daß Du weit, weit über die Gebühr  
Stets in der adeligsten Art mich ehrtest,  
Mit ganzem Herzen dank' ich Gott dafür.  
Er lohne Dir's! – Mich aber laß zur Thür  
Der Vaterhütte meine Schritte wenden;  
Dort laß mich wohnen und mein Leben enden!«

»Ich lebte dort in meinen Jugendjahren.  
Dort will ich auch als Wittve bis ans Grab  
Dir Leib und Seele keusch und rein bewahren,  
Und wie ich Dir zu eigen mich ergab  
Und Dich als treues Weib geliebt, so hab'  
Auch keine Furcht, daß ich nach solcher Ehre  
Je einem Andern meine Gunst gewähre.«

»Dein neues Weib! – Nun, Heil und Segen sende  
Nur stets durch sie Dir Gottes Gnadenhand! –  
Gern räum' ich meinen Platz ihr ein und wende  
Mich fort vom Haus, wo ich mich wohl befand,  
Durch Dich, der einst mein Alles war, verbannt!  
Indeß, Dein Wunsch und Wille soll geschehen:  
Du heißt mich gehen – und ich werde gehen!«

»Du schenkst mir Alles, was als Morgengabe  
Ich Dir gebracht! – Doch Silber nicht, noch Gold,  
Ein altes Kleid war alle meine Habe,  
Und das ließ ich zurück, wie Du gewollt.  
– O, lieber Gott, wie treu, wie gut, wie hold,  
Wie freundlich warst Du mir in Wort und Mienen  
An unserm ersten Hochzeitstag erschienen!«

»Ein Sprichwort sagt, und daß es wahr und treu ist,  
Hat die Erfahrung auch an mir bewährt:  
Alt ist die Liebe nur, so lang sie neu ist!  
Doch bester Herr, was mir auch widerfährt,  
Bis an den Tod bleibst Du mir lieb und werth!  
Ich gab mein Herz auf ewig Dir zu eigen  
Und keine Reue werd' ich je Dir zeigen.«

»Auf Dein Geheiß warf ich mein schlichtes Mieder,

Als ich mein Vaterhaus verließ, von mir;  
Ich brachte nichts als meine nackten Glieder,  
Mein Mädchenthum und meine Treue Dir!  
Zurück empfang' Deine Kleider hier,  
Zurück den huldvoll mir geschenkten Schimmer,  
Zurück auch Deinen Ehering – für immer!«

»Was Du mir sonst an Schmuckwerk hast verliehen,  
Das, darf ich sagen, birgt mein Schlafgemach.  
Du nahmst mich nackend, und Du heißt mich ziehen  
Auch nackend heim zum väterlichen Dach.  
All Deinen Wünschen komm' ich willig nach.  
Doch kann ich nicht an Deine Absicht glauben,  
Mich jeder Hülle schamlos zu berauben.«

»Du kannst mich nicht so schonungslos verletzen,  
Mich wie den Wurm im Staube nackt und bloß  
Dem Gafferblick des Pöbels auszusetzen,  
Zur Schau ihm stellend meinen Mutterschoß,  
Aus welchem Dir Dein Kinderpaar entsproß.  
Erinn're Dich, mein theurer Herr, ich bleib',  
Werth oder unwerth, immerhin Dein Weib!«

»Ich brachte Dir mein Mädchenthum, doch kehre  
Mit meinem Mädchenthume nicht zurück;  
Drum darf ich bitten, lieber Herr, gewähre  
Mir zum Ersatz ein grobes Kleidungsstück,  
Wie ich es trug, damit des Volkes Blick  
Den Leib nicht sehe, der Dein eigen war;  
Und damit Herr, leb' wohl auf immerdar!«

»Das Hemd,« – sprach er – »das Du auf Deinem Rücken  
Jetzt trägst, behalte; geh' damit nach Haus.«  
Doch konnt' er kaum die Thränen unterdrücken,  
Und schlich betäubten Herzens sich hinaus.  
Doch vor dem Volke zog ihr Kleid sie aus,  
Und nur im Hemde lenkte sie die Schritte,  
Baarfüßig, baarhaupt zu des Vaters Hütte.

Und weinend zogen mit ihr Volkes Massen  
Und fluchten laut dem unbeständ'gen Glück;  
Doch sie verhielt sich schweigend und gelassen,  
Und keine Thränen trübten ihren Blick.

Entsetzt vernahm der Vater ihr Geschick,  
Verwünschend Tag und Stunde, die das Leben  
Ihm armen, unglücksel'gen Mann gegeben.

Denn, ohne Zweifel, Ahnungen durchdrangen  
Seit langer Zeit des armen Greises Brust,  
Der Markgraf werde, wenn erst sein Verlangen  
Gesättigt wäre und gestillt die Lust,  
Sich nur zu rasch des Unterschieds bewußt  
Von seinem Rang und ihrem niedern Stande,  
Und baldigst lösen seiner Ehe Bande.

In Eile lief der Tochter er entgegen,  
Als ihm der Lärm des Volks zu Ohren drang,  
Ihr unter Thränen wieder anzulegen  
Ihr altes Kleid, was nimmer ihm gelang.  
Zu alt und fadenscheinig war schon lang  
Der grobe Kram geworden seit den Tagen,  
Als sie am Hochzeitsmorgen ihn getragen.

Hinfort blieb unter ihres Vaters Dache  
Die Blume weiblicher Ergebenheit.  
Und nie verrieth durch Mienen oder Sprache  
Sie vor der Welt, noch in der Einsamkeit,  
Was sie ertrug an Kränkung und an Leid.  
Kaum schien sie die Erinn'ung zu bewahren  
An ihren Rang in Haltung und Gebahren.

Kein Wunder war's, da sie im höchsten Schimmer  
Des Herzens Demuth keiner Zeit verlor;  
Verzärtelt hatte Sinn und Leib sie nimmer,  
Nie blähte sie der Hoheit Pomp empor.  
Geduldig, freundlich blieb sie, wie zuvor;  
Ehrbar, verschwiegen, ohne Ueberhebung  
Gehorchte sie dem Gatten mit Ergebung.

Von Hiobs Langmuth haben uns die Schreiber  
Gar viel erzählt. Stets stellen sie voran  
Die Männerwelt und haben für die Weiber  
Nur wenig Lob. Und doch in Demuth kann  
Mit einer Frau sich messen nie der Mann;  
Und keinen giebt es, der nur halb so treu ist;  
Sonst liegt ein Fall vor, welcher gänzlich neu ist.

## Pars Sexta.

Es fand inzwischen das Gerücht Verbreitung  
Und rings im ganzen Volke ward es laut  
Es käme von Bologna in Begleitung  
Des Grafen von Panago Walthers Braut;  
Und nimmer wäre solcher Pomp erschaut  
Im ganzen Westen von der Lombardei,  
Wie bei dem Festzug zu erblicken sei.

Der Markgraf aber lenkte wie am Faden  
Das ganze Spiel; und ließ, bevor sein Gast  
Die Stadt erreichte, schon durch Boten laden  
Das arme Kind, Griseldis, zum Palast.  
Und ohne Haß und Groll kam sie, gefaßt,  
Demüthig, freundlich, um ihn zu begrüßen,  
Und warf sich voller Ehrfurcht ihm zu Füßen.

»Griseldis!« – sprach er – »es ist mein Verlangen,  
Die Dame, die ich mir zum Weib erwählt,  
So königlich hier morgen zu empfangen,  
Daß, soweit möglich, nichts im Hause fehlt,  
Und Jeder, der zu meinen Gästen zählt,  
Nach seinem Rang gestellt und auf das Beste  
Gefeiert und bedient sei bei dem Feste.«

»Mir fehlt die Weiberhand, des Hauses Hallen  
Nach meinem Wunsch zu schmücken, und so bin,  
Dies herzurichten, ich auf Dich verfallen;  
Denn Du bist unerfahren nicht darin,  
Und kennst aus frühern Zeiten meinen Sinn.  
Ist auch Dein Anzug schlecht und abgerissen,  
Thu' Deine Pflicht und zeig' Dich dienstbeflissen.«

»Nicht nur erfreut, mein Herr« – so sprach sie – »bin ich,  
Zu thun, was Ihr verlangt; nein, jeder Zeit  
Euch zu gefallen und zu dienen sinn' ich,  
Und bin dazu ganz wankellos bereit.  
Denn wie im Glücke, so wird auch im Leid  
In meinem Busen nie der Wunsch erkalten,  
In treuster Liebe fest an Euch zu halten.«

Und mit dem Wort begann sie schon zu schmücken

Das Haus, macht Betten, deckt die Tafeln dann,  
Und trieb, um Alles bestens zu beschicken,  
Zum Fegen und zum Scheuern, wie sie kann,  
Die Dienerschaft in Gottes Namen an.  
Doch sie war stets die Thätigste von allen;  
Und bald im Festschmuck prangten Haus und Hallen.

Am Morgen traf etwa zur neunten Stunde  
Der Graf sodann mit beiden Kindern ein.  
Zusammen lief das Volk bei dieser Kunde  
Und nahm die Herrlichkeit in Augenschein.  
Und gleich zuerst hieß es schon allgemein:  
Kein Thor sei Walther, und wär's auch nicht recht,  
Sein Weib zu wechseln, sei der Tausch nicht schlecht.

Daß sie weit schöner als Griseldis wäre,  
An Jahren jünger, vornehmer an Stand,  
Und schöne Früchte sicher ihm gebäre,  
Ward von dem Volke ringsum anerkannt.  
Auch an dem hübschen, frischen Bruder fand  
Es viel Gefallen, und gelobt ward offen,  
Vortrefflich sei des Markgrafs Wahl getroffen.

O, stürmisch Volk, in Dir wohnt keine Treue!  
Mit jedem Wind, gleich einem Wetterhahn,  
Dreht sich Dein steter Flattersinn aufs Neue;  
Mehr als der Mond dem Wechsel unterthan,  
Jubelst Du Beifall jedem frischen Wahn.  
Falsch ist Dein Urtheil, schwankend, niemals fest;  
Der ist ein Narr, wer sich auf Dich verläßt.

So sprachen in der Stadt gesetzte Leute,  
Indessen gaffend rings der Pöbel stand.  
Und mit veränd' rungssücht' gem Sinn sich freute  
Der neuen Herrin über Stadt und Land.  
Doch nun verlass' ich diesen Gegenstand,  
Damit ich von Griseldis' fester Seele  
Und ems' gem Schaffen fernerhin erzähle.

In jeder Hinsicht that sie dienstbeflissen,  
Das Fest zu ordnen, wacker ihre Pflicht.  
War auch ihr Anzug grob und halb zerrissen,  
Sie schämte sich der armen Kleidung nicht.

Nein, ging zum Thor mit freundlichem Gesicht,  
Die Gräfin dort gemeinsam zu empfangen;  
Und dann ward flugs ans Werk zurückgegangen.

Mit holder Anmuth grüßte sie die Gäste,  
Und hofgemäß und fehlerlos empfing  
Nach Rang und Stand sie Jeden auf das Beste,  
Und Allen schien's ein wundersames Ding,  
Woher der Frau, von Anschein so gering,  
Die höfischen, gewandten Formen kämen;  
Und Jeder pries als würdig ihr Benehmen.

Und alle Zeit hindurch sie nur zum Preise  
Der jungen Maid und ihres Bruders sprach  
Aus vollem Herzen und in gut'ger Weise;  
Und keinem Andern stand sie darin nach.  
Doch als man schließlich zum Bankett aufbrach,  
Da rief Griseldis, welche dort im Saal  
Geschäftig wirkte, zu sich ihr Gemahl.

Und er begann, als ob's sein Stichwort wäre:  
»Griseldis, sprich, wie Dir mein Weib gefällt?«  
»Sehr gut!« – gab sie zur Antwort – »ja, auf Ehre!  
Ich sah kein schön'res Wesen auf der Welt.  
Sei Glück und Segen stets Euch beigesellt;  
Das gebe Gott! und seine Huld und Gnade  
Begleit' Euch stets auf Eurem Lebenspfade!«

»Doch diese Warnung will ich nicht verhehlen:  
Ich bitte Dich, die zarte, junge Maid  
Nicht so wie mich zu martern und zu quälen,  
Sie ist an Liebe nur und Zärtlichkeit  
Allein gewöhnt, und kann daher im Leid  
Nicht, wie ein Weib aus niedern Lebenskreisen,  
So zähen Muth und festen Sinn beweisen.«

Und als sie so ergeben fand ihr Gatte  
Und sah, daß ohne Groll noch immerdar,  
Wie schwer und oft er sie beleidigt hatte,  
Sie fest und stark wie eine Mauer war,  
Und ihre Güte stets unwandelbar,  
Da regte sich in seinem Herzen Reue  
Daß er bezweifelt seines Weibes Treue.

»Dies ist genug, Griseldis mein!« – so rief er –  
»Sei nicht mehr angst! Dir widerfährt kein Leid!  
Von keinem Weibe ward erprobt je tiefer  
Der feste Sinn und die Beständigkeit.  
In Glanz und Armuth hab' ich jeder Zeit,  
O, theures Weib, Dich fest bewährt gefunden!« –  
Und damit hielt sie küssend er umwunden.

Ob ihr die Worte zwar zu Ohren drangen,  
Sie faßte kaum, daß Alles sie betraf.  
Ihr war zu Muth, als führe sie aus bangen  
Und schweren Träumen plötzlich aus dem Schlaf.  
»Du bist mein Weib, Griseldis!« – rief der Graf –  
»Und – soll mir Gott im Himmel gnädig sein! –  
Nie war, noch wird ein andres jemals mein!«

»Die Dame, die Du für mein Weib gehalten,  
Ist Deine Tochter, und der Knabe hier  
Dein Sohn, und als mein Erbe soll er schalten.  
Was einst Dein treuer Schooß gebar, sei Dir  
Zurückgegeben wiederum von mir!  
Nur in Bologna hielt ich sie verborgen;  
Du brauchst nicht mehr um ihren Tod zu sorgen.«

»Wer jemals anders dachte, soll erfahren:  
An meinen Finger haftet nicht das Blut  
Von meinen Kindern. – Gott soll mich bewahren! –  
Mich trieb nicht Lust an Grausamkeit, nicht Wuth;  
Nur zu erproben Deinen festen Muth,  
Geschah's, daß ich sie heimlich von hier sandte,  
Bis daß ich Dich von Herzensgrund erkannte.«

Sie hört es an und sinkt zu Boden nieder,  
Ohnmächtig, halb vor Freude, halb vor Schmerz;  
Und weinend drückte wiederum und wieder  
Sie beide Kinder an ihr Mutterherz,  
Und schluchzte laut und blickte himmelwärts,  
Benetzend unter heißen Freudenküssen  
Der Kinder Haupt mit ihren Thränengüssen.

O, rührend war's, wie sie in sanftem Tone  
Das Wort ergriff und schwankend niedersank:

»*Grand merci*, Herr! Daß Gott Dich dafür lohne!  
Gerettet sind die Kinder! – Habe Dank!  
Nun ist mir nimmer vor dem Tode bang;  
Da Du mich liebst, da Deine Gunst ich habe,  
So sterb' ich gern und geh' getrost zum Grabe!«

»O, zarte, theure Kinder! tief im Grunde  
Des Mutterherzens wäht' ich lange Zeit,  
Daß ihr der Fraß der Würmer und der Hunde  
Geworden wär't. Des Vaters Gütigkeit  
Erhielt Euch mir. – Gott sei gebenedeit!«  
Und mit den Worten sank bewußtlos wieder,  
Vom Glück bewältigt, sie zu Boden nieder.

Doch in der Ohnmacht immer noch umschlang sie  
Die beiden Kinder fest mit ihrer Hand,  
Bis halb durch Güte man und halb durch Zwang sie  
Den Mutterarmen wiederum entwand.  
O, thränenleer im Kreise Niemand stand.  
Wie sehr den Schmerz er unterdrücken wollte,  
Feucht ward sein Auge, und die Thräne rollte.

Jedoch, durch Walther aufgeheitert, legte  
Sich ihre Sorge, bis verwirrt sie dann  
Empor sich wieder aus der Ohnmacht regte,  
Und, froh gestimmt durch ihn und Jedermann,  
Auch das Bewußtsein bald zurückgewann.  
Ein schöner Anblick war's, vereint aufs Neue  
Die Zwei zu seh'n in alter Lieb' und Treue.

In ihre Kammer führten sie die Damen,  
Sobald der Zeitpunkt ihnen passend schien,  
Wo sie die grobe Hülle von ihr nahmen,  
Um ihr ein goldnes Prachtkleid anzuzieh'n.  
Im Haupt die Krone, welcher Glanz verlieh'n  
Die reichsten Steine, schritt sie dann zur Halle,  
Und nach Gebühr begrüßten sie dort Alle.

So frohes Ende hat der Tag gefunden,  
Der schlimm begann. Und allen Frau'n und Herr'n  
Entschwanden unter Lust und Scherz die Stunden,  
Bis hell am Himmel glänzte Stern an Stern;  
Und zugestanden ward von Jedem gern,

Weit glänzender sei dieses Festgelage,  
Als das Bankett an ihrem Hochzeitstage.

Und Beide lebten dann in Ruh' und Frieden  
Und höchstem Glück noch manches liebe Jahr.  
Der Tochter ward der beste Mann beschieden,  
Der in Italien nur zu finden war.  
Und an dem Hofe ward für immerdar  
Ihr alter Vater durch der Kinder Hände  
Getreu gepflegt bis an sein Lebensende.

Und nach dem Tode Walthers trug die Krone  
Sein Sohn, der, auf das Glückliche vermählt,  
In Ruh' und Frieden lebte, jedoch ohne  
Daß er sein Weib versucht hat und gequält.  
Denn unserm jetzigen Geschlechte fehlt  
Der Vorzeit Kraft. Zu läugnen ist dies nicht,  
Und darum hört, was mein Gewährsmann spricht:

Nicht ist es die Moral von dieser Sage,  
Daß jedes Weib mit der Ergebenheit,  
Wie hier Griseldis, jede Schmach ertrage;  
Denn das zu thuen, ist Unmöglichkeit.  
Nein, daß wir allesammt in Noth und Leid  
So fest und standhaft wie Griseldis blieben,  
Empfahl Petrank, der den Bericht geschrieben.

Denn, wenn ein schwaches Weib sich so geduldig  
Schon gegen einen Sterblichen beträgt,  
O, wie viel mehr sind wir alsdann wohl schuldig,  
Zu tragen, was uns Gott hat auferlegt,  
Der Alles lenkt und Alles wohl erwägt.  
Denn, wie im Briefe St. Jakobus spricht:  
Er prüft den Menschen, doch versucht ihn nicht.

Und wenn er manchmal mit den scharfen Ruthen  
Des Leidens und des Ungemachs uns straft,  
Geschieht's zu unsrer Prüfung, unserm Guten,  
Nicht zu erproben unsre Willenskraft.  
Gott hat zuvor von Allem Wissenschaft.  
Er züchtigt nur aus Liebe, nur aus Huld.  
Darum ertrag' Dein Leiden in Geduld.

Hört noch ein Wort, ihr Herr'n, bevor ich ende:  
Erstaunlich wär' es, wenn man zwei bis drei  
Griselden jetzt in einer Stadt noch fände,  
Die willig trügen solche Quälerei.  
Gemischt dem Gold ist zu viel Kupfer bei.  
Die Münze freilich hat viel Glanz und Schimmer,  
Doch sie zerbricht, indeß sie biegt sich nimmer.

Jedoch dem Weib von Bath und mit ihr allen  
Den andern Weibern schenke lebenslang  
Gott die Regierung. Ihnen zu Gefallen  
Sing' ich aus frohem, frischem Herzensdrang  
Zum Schlusse noch den lustigsten Gesang;  
Drum schweigt mit mir von ernsten Sachen still!  
Dies ist mein Lied! Mir höre zu, wer will.

Griseldis starb. Ins welsche Grab gefahren  
Ist die Geduld mit ihr zur gleichen Zeit. –  
Zu Euch, ihr Männer, sprech' ich jetzt in klaren  
Und schlichten Worten: Treibt es nicht zu weit!  
Denn eine zweite findet Ihr wohl schwerlich  
Gleich der Griseldis an Geduldigkeit.

Aus Demuth stumm die Zunge zu bewahren,  
O, edle Weiber, das ist nicht gescheidt;  
Gebt zu Gedichten nie durch ein Gebahren  
Wie einst Griseldis die Gelegenheit.  
Denn Chichevache ist hungrig und begehrllich  
Und frißt Euch auf, wenn Ihr geduldig seid!

Der Echo folgt, die – wie Ihr selbst erfahren –  
Sobald man ruft, schlagfertig wieder schreit.  
Versteht es, Euch die Herrschaft zu bewahren,  
Und hütet Euch vor blinder Folgsamkeit.  
Hört meinen Rathschlag und befolgt ihn ehrlich;  
Er kann Euch nützen bei Gelegenheit.

Erzstarke Frau'n, an Kraft gleich Dromedaren,  
Erduldet von den Männern niemals Leid;  
Ihr Schwachen aber, die Ihr Euch nicht wahren  
Und wehren könnt im ehelichen Streit,  
Macht's wie die Klappermühlen und gefährlich  
Wie je ein Tiger nur in Indien seid!

Statt Furcht und Demuth stets zu offenbaren,  
Schießt Eurem Gatten durch das Panzerkleid,  
So daß sein Hals- und Bruststück sie durchfahren,  
Die Pfeile zänkischer Beredsamkeit.  
Denn wie die Wachtel duckt er, wenn beschwerlich  
Ihr ihm durch eifersücht'ge Grillen seid!

Und bist Du schön, so laß die Welt erfahren,  
Wie zugeschnitten sei Gesicht und Kleid,  
Und bist Du häßlich, so sei im Gebahren  
Wie's Lindenblättchen voller Leichtigkeit,  
Dann wird ein jeder Mann nach Dir begehrtlich,  
Wenn auch der Deine klagt und weint und schreit.

### **Der Prolog des Kaufmanns.**

*Vers 11655-11686.*

»Weinen und Klagen, Gram und andre Sorgen  
Hab' ich genug, am Abend wie am Morgen.«  
– So sprach der Kaufmann. – »Doch in gleichem Falle  
Sind, wie mir scheint, wir Ehemänner alle;  
Zum Wenigsten mit mir ist's so bestellt.  
Ich habe wohl das schlimmste Weib der Welt,  
Das selbst den Teufel, hätt' er sie gefreit,  
Zu zähmen wüßte; – dafür bürgt mein Eid! –  
Was soll ich ihre Bosheit Euch genau  
Beschreiben? – Seht! ein Unhold ist die Frau!  
Jawohl, der Unterschied ist lang und breit  
Von meines Weibes großer Grausamkeit  
Und der Geduld Griseldis'. – Wär' ich ledig,  
Man finge mich – sei mir der Herrgott gnädig! –  
In dieser Schlinge nicht zum zweiten Mal.  
Wir Ehemänner leben stets in Qual!  
Versuch's, wer will; bald weiß er zur Genüge  
– Beim heil'gen Thomas! – dies sei keine Lüge.  
Denn für die Meisten gilt's; doch, Gott bewahre!  
Ich sage nicht, daß Jeder es erfahre.  
Ja, lieber Gastwirth, an zwei Monden fehlt  
– Pardi! – nur wenig, seit ich mich vermählt,  
Doch dünkt mich, wer im Leben nie ein Weib  
Gefreit hat, kann – durchbohrte man den Leib

Auch bis ans Herz ihm – von so vielem Wehe  
Euch kaum erzählen, wie aus meiner Ehe  
Ich von der Bosheit meines Weibes kann.«

»Nun,« – sprach der Wirth – »Gott schütz' Dich Handelsmann!  
Ich bitte herzlich, da Du aus dem Grund  
Die Sache kennst, gieb etwas davon kund.«

»Zu reden« – sprach er – »bin ich gern bereit;  
Doch nicht von mir. Mich drückt zu schwer mein Leid!«

### **Die Erzählung des Kaufmanns.**

*Vers 11687–12858.*

Es war vor Zeiten im Lombardenland  
Ein würd'ger Mann von ritterlichem Stand,  
Der in Pavia, seinem Heimathsort,  
Als wohlbehäb'ger Junggeselle dort  
Seit sechzig Jahren lebte; doch noch immer  
In Fleischeslust erpicht auf Frauenzimmer,  
Gleich einem aberwitz'gen Weltkind, war.  
Und als er überschritten sechzig Jahr,  
Trieb ihn – war's Narrheit oder Frömmigkeit?  
Ich kann's nicht sagen – noch zu jener Zeit  
Gewalt'ge Lust, sich schließlich zu vermählen.  
Doch welches Weib am besten sei zu wählen,  
Darüber sann er Tag und Nacht und flehte  
Zum lieben Gott beständig im Gebete,  
Auch ihm zu kosten von dem Glück zu geben,  
Das vorbehalten dem vereinten Leben  
Der Ehegatten sei im heil'gen Stand,  
Zu welchem Gott einst Mann und Weib verband.  
»Kein andres Loos ist werth ein Hühnerbein!  
Im Ehestand lebt man bequem und rein;  
Zum Paradies wird uns die Welt fortan.«  
– So sprach der alte weise Rittersmann.

Und in der That, so wahr, wie Gott allein  
Die Welt regiert, gar herrlich ist's, zu frei'n  
Für einen Mann, und wird er alt und grau,  
So ist sein höchster Erdschatz die Frau.  
Ein junges, frisches Weib sollt' er erwerben,  
Mit ihr zu zeugen einen Sohn und Erben,

Und mit ihr froh und wohlgemuth zu sein,  
Wenn Ach und Weh die Junggesellen schrei'n,  
Falls Liebe, die so eitel ihnen dünkt  
Und kindisch scheint, in Ungemach sie bringt.  
Doch weise, wahrlich, ist es vorgeseh'n,  
Daß led'ge Männer nicht der Pein entgeh'n.  
Sie bau'n auf losem Grund und finden dann,  
Daß man auf Sand nicht sicher bauen kann.  
Sie leben wie die Thiere, wie die Vögel  
In voller Freiheit, ohne jede Regel;  
Doch wer ein Weib hat, führt im Gegentheile  
Ein sittlich Leben voller Glück und Heil  
In seiner Ehe segensvollen Jochen;  
Wohl mag sein Herz vor Lust und Freude pochen!  
Wer ist so schmuck, so wohlgefällig sonst,  
So treu und sorgsam wie Dein Eh'gesponst?  
Sie pflegt Dich in Gesundheit und in Leiden;  
Sie will von Dir in Wohl und Weh' nicht scheiden,  
Sie liebt Dich unermüdlich, dient Dir, steht  
An Deinem Lager, wenn's zu Ende geht!

Zwar Schreiber sagen: dieses sei nicht wahr!  
– Und Theophrast gehört zu ihrer Schaar –  
Doch, was treibt ihn zu lügen, daß er spricht:  
Des Haushalts wegen nimm ein Weib Dir nicht.  
Denn willst in Deiner Wirthschaft Du ersparen,  
Hält eine Magd, die treu ist und erfahren,  
Weit mehr zusammen, als Dein Weib es thut,  
Die stets die Hälfte will von Deinem Gut;  
Und bist Du krank, pflegt Dich – auf Seligkeit! –  
Ein wahrer Freund und treuer Knecht noch weit  
Besorglicher als sie, die manchen Tag  
Nach Deinem Gut schon auf der Lauer lag. –  
So schreibt der Mann und tausendfältig schlimmer.  
– Nun, Gott verfluche sein Gebein auf immer! –  
Laßt Euch durch solche Phrasen nicht bethören,  
Und hört auf mich, statt Theophrast zu hören.

Ein Weib ist eine wahre Gottesgabe,  
Denn jeder andre Hausrath, jede Habe,  
Wie Renten, Möbeln, Weiden, Triften, Land,  
Sind alles Gaben aus Fortunas Hand,

Die wie der Schatten an der Wand vergeh'n.  
Doch unbesorgt! die Wahrheit zu gesteh'n:  
Ein Weib bleibt Dir auf immer zugesellt  
– Vielleicht selbst länger, als es Dir gefällt. –  
Es ist ein hohes Sakrament die Ehe;  
Wer unbeweibt ist, führt in Leid und Wehe  
– Ich spreche hier nur von dem Laienstand –  
Ein hüfllos Leben voller Schimpf und Schand'.  
Doch horcht wohl auf! Ich sag' es nicht umsonst:  
Gott gab das Weib dem Manne zum Gesponst.  
Denn als Er Adam schuf und darauf fand,  
Wie nackten Leibes er ganz einsam stand,  
Sprach Er in seiner Güte: Nun, wohlan,  
Jetzt mach' ich die Gefährtin für den Mann  
Nach seinem Bild! – und Eva kam zur Welt.  
Hieraus ersieht man, und hieraus erhellt:  
Des Mannes Trost und Beistand ist sein Weib,  
Sein Erdenparadies und Zeitvertreib;  
Sie ist so wacker und so gottergeben,  
Daß Mann und Weib in Eintracht sicher leben.  
Ein Fleisch sind Beide. – Und in Lust und Schmerz  
Hat – wie ich denke – auch ein Fleisch ein Herz!  
Ein Weib? – Gegrüßt sei heilige Marie! –  
Hat man ein Weib, läßt sich nicht denken, wie  
Es möglich wäre, Trübsal zu erleiden.  
Die Seligkeit und Eintracht zwischen Beiden  
Zu schildern schwerlich einer Zunge glückt.  
Sie hilft Dir schaffen, wenn Dich Armuth drückt,  
Sie hütet, doch verschwendet nicht, Dein Gut  
Und stets gefällt ihr, was der Gatte thut.  
Mit »Nein« bedient des Mannes »Ja« sie nie.  
»Thu' dies!« – spricht er. »Es ist gethan!« – spricht sie.

O, köstlich Eheleben, sel'ger Brauch!  
So tugendhaft und doch so lustig auch,  
So anempfohlen und so hoch gestellt!  
Wer nur den kleinsten Strohalm auf sich hält,  
Der sollte lebenslang auf bloßen Knie'n  
Gott danken, daß er ihm ein Weib verlieh'n,  
Oder Gott bitten, daß er eins ihm sende,  
Das bei ihm bleibt, bis an sein Lebensende;  
Dann ist er sicher und lebt ungestört;

Und wenn er stets auf ihren Rathschlag hört,  
So wird er nicht betrogen, meiner Treu!  
Sein Haupt erheben darf er ohne Scheu.  
Sie sind so treu, so voller Vorbedacht;  
Drum willst Du's machen, wie's der Weise macht,  
So richte Dich stets nach dem Rath der Weiber!  
Sieh' Jakob an! Besagen nicht die Schreiber,  
Daß auf Rebekka, seiner Mutter, Rath er  
Den Segen sich erschlich von seinem Vater,  
Als er mit Ziegenfell umhüllt den Hals?

Sieh' Judith an! Die Schrift sagt ebenfalls:  
Sie half dem Volk des Herrn; ihr Rath war klug,  
Den Holofernes sie im Schlaf erschlug.  
Sieh' Abigail, die durch guten Rath  
Gerettet ihren Gatten Nabal hat,  
Als man ihn tödten wollte. – Esther sieh'!  
Die gleichfalls Gottes Volk befreit hat, die  
Durch guten Rath den Ahasverus lenkte,  
Daß seine Gunst er Mardochai schenkte.

»Von allen Dingen hat den höchsten Werth  
Ein sanftes Weib;« – wie Seneka uns lehrt –  
»Des Weibes Zunge dulde« – Cato spricht –,  
»Wenn sie befiehlt, so widersetz' Dich nicht;  
Denn dann gehorcht sie aus Gefälligkeit.«

Ein Weib ist Hüterin der Häuslichkeit.  
Den kranken Mann beständig Sorge quält,  
Sobald im Haushalt eine Frau ihm fehlt.  
Ich warne Dich! wenn Du verständig bist,  
So lieb' Dein Weib, wie seine Kirche Christ.  
Liebst Du Dich selbst, so liebe Du Dein Weib.  
Sein Fleisch haßt Niemand; nein, man pflegt den Leib;  
Und ich empfehle Dir, lieb' zärtlich drum  
Dein Eheweib; sonst geht's Dir schief und krumm!  
Denn Mann und Weib – mag spötteln auch die Welt –  
Wandeln auf sichern Pfaden. Es befällt  
Kein Harm die Engvereinten, und von Leid  
Bleibt namentlich das Eheweib befreit. –

So zog es in Erwägung Januar,

Der alte Herr, von dem die Rede war,  
Wie ruhig, tugendhaft und froh daneben  
Im honigsüßen Eh'stand sei das Leben.  
Und seine Freunde lud er einstmals ein,  
In seinen Plan sie näher einzuweih'n.

Mit ernster Miene hub er an und sprach:  
»Seht, Freunde, ich bin grau und altersschwach;  
Weiß Gott, vom Rand des Grabes nicht mehr weit!  
Bedenken muß ich meine Seligkeit.  
Die Körperkraft hab' thöricht ich verschwendet;  
Nun wird's zum Bessern – Gott sei Dank! – gewendet;  
Denn fest steht mein Entschluß, mich zu beweiben,  
Und mit der größten Hast will ich's betreiben.  
Ich bitte, sucht ein schönes, junges Kind  
Für mich zur Heirath; aber macht's geschwind,  
Ich will nicht warten, und ich fände schon  
Ein Mädchen in selbsteigener Person,  
Das ungesäumt zu freien, mir gefiele;  
Doch ich bin Einer, aber Ihr seid Viele;  
Und Ihr erspäht wohl eh'r, als ich es finde,  
Mit welcher ich am Besten mich verbinde.

Indessen, Freunde, warn' ich Euch vorher:  
Ein altes Weib – das will ich nimmermehr!  
Nicht über zwanzig Jahre darf sie sein.  
Alt schmeckt der Fisch, doch jung das Fleisch nur fein;  
Weit besser, als ein Hechtchen ist ein Hecht;  
Kalbfleisch schmeckt gut, doch altes Rindfleisch schlecht.  
Ein Weib von dreißig Jahren will ich nicht;  
Denn Bohnenstroh ist für mich kein Gericht;  
Und alte Wittwen – daß sich Gott erbarm'! –  
Sind immer launisch, stecken voller Harm  
Und kennen jeden Schlich von Wades Boot;  
Mit ihnen hätt' ich lebenslang nur Noth.  
Viel Schulen machen die Gelehrten schlau,  
Und ähnlich geht's der vielgeschulten Frau.  
Doch, wie das Wachs in warmer Hand erweicht,  
So fügt sich auch ein junges Weib gar leicht.  
Drum stell' ich diese Klausel Euch und sage:  
Ein altes Weib steht bei mir außer Frage.

Wenn solches Unglück je bevor mir stände,  
Daß ich nicht mein Vergnügen bei ihr fände,  
So müßt' ich stets im Ehebruche leben  
Und schließlich mich dem Teufel übergeben;  
Kein Kind entsproßte meinem Ehebunde.  
Doch lieber wär' ich Futter für die Hunde,  
Als daß mein Erbe – dies sag' ich Euch Allen –  
In fremde Hände jemals sollte fallen.

Ich fas'le nicht! Weßhalb wir Menschenkinder  
Uns paaren sollen, weiß ich und nicht minder,  
Daß Mancher schwatzt vom Ehesakrament,  
Der mehr nicht wie mein Knecht die Gründe kennt,  
Aus denen sich begatten soll der Mann.

Wer nicht in steter Keuschheit leben kann,  
Der nehme sich ein Weib in Zucht und Ehren,  
Ihm legitime Kinder zu gebären,  
Zur Ehre Gottes, nicht aus Fleischesliebe,  
Begehrlichkeit und bloßem Sinnenriebe.  
Nein! auf daß Unzucht man vermeiden solle,  
Und gegenseitig seine Schuld sich zolle,  
Einander hülfreich stets zur Seite stehe  
Und wie Geschwister durch das Leben gehe,  
In Keuschheit und in Heiligkeit fortan.

Doch, Herr'n, erlaubt, das geht bei mir nicht an.  
Zu meinem Ruhm kann – Gott sei Dank! – ich sagen:  
Ich bin noch stark und gut genug beschlagen,  
Um das zu thun, was zukommt einem Mann.  
Ich weiß am Besten, was ich leisten kann.  
Zwar bin ich grau; doch was dies anbelangt,  
Gleich ich dem Baume, der in Blüthen prangt.  
Ein Baum, der blüht, kann nicht ganz trocken sein,  
Und grau an Haaren ist mein Haupt allein;  
Doch Herz und Glieder sind noch jeder Zeit  
Frisch wie des Lorbeers immergrünes Kleid. –  
Ich hab' Euch meine Absicht kund gethan,  
Und nunmehr, bitt' ich, billigt meinen Plan.«

Gleich wußten Manche von dem Eheleben  
Ihm manches alte Beispiel anzugeben.

Die priesen es, und jene schalten drauf;  
Doch – kurz gesagt – es war der Schlußverlauf,  
Daß – wie man immer sich zu zanken pflegt,  
Wenn man mit Freunden etwas überlegt –  
In Streit auch seine beiden Brüder kamen;  
Den einen hieß Placebo man mit Namen,  
Indeß Justinus der des andern war.

Placebo sprach: »O, Bruder Januar!  
Mein theurer Herr, mir will's kaum nöthig scheinen,  
Daß Du um Rath befragst hier irgend einen.  
Indessen bist Du weisheitsvoll genug  
Und weichst daher verständnißvoll und klug  
Nicht von den Worten Salamonis ab,  
Der an uns Alle diese Lehre gab:  
Folgst Du in allen Dingen gutem Rath,  
So wird's Dich nicht gereuen nach der That.  
Doch ob dies Wort gesprochen Salamo,  
Mein theurer Herr und lieber Bruder, so  
Scheint mir – Gott stehe meiner Seele bei! –  
Doch, daß Dein eig'ner Plan der beste sei.

Laß, lieber Bruder, meinen Grund Dir geben:  
Ich war ein Hofmann durch mein ganzes Leben  
Und mag ich auch – Gott weiß – unwürdig sein,  
So nahm ich manchen Ehrenposten ein  
Bei großen Herr'n vom höchsten Stand und Rang.  
Und hatte doch mit ihnen niemals Zank,  
Denn Widerspruch mied ich geflissentlich.  
Mir ist bekannt, mein Herr weiß mehr als ich,  
Auf seine Worte schwör' ich unbedingt  
Und sage: Ja! und was dem ähnlich klingt.  
Denn ein bei hohen Herr'n bestallter Rath  
Muß ein gewalt'ger Narr sein in der That,  
Wenn er so kühn ist und zu denken wagt,  
Daß seinen Herrn an Witz er überragt.  
Nein! Herr'n sind keine Thoren, glaubet mir.

Ihr selber aber zeigtet heute hier  
So viel Verstand, so frommen, guten Sinn,  
Daß ich mit Euch ganz einverstanden bin  
Und Eure Meinung bill'ge Wort für Wort.

Bei Gott! kein Mensch in diesem ganzen Ort,  
Noch in Italien besser reden kann.  
Ja, solchen Rath sieht Christus gnädig an.  
Von großer Kühnheit giebt es den Beweis,  
Nimmt sich ein Mann, dem Alter nach ein Greis,  
Ein junges Weib. – Bei meines Vaters Blut!  
Es hängt an lust'ger Nadel noch Dein Muth.  
Thu' in der Sache ganz wie Dir beliebt,  
Das ist das Beste – denk' ich –, was es giebt.«

Justinus hörte ruhig Alles an,  
Und er entgegnete Placebo dann:  
»Mein lieber Bruder, bitte, bleib' geduldig.  
Du sprachst; und mir bist Du Gehör nun schuldig.  
Nebst andern Sprüchen, hoher Weisheit voll,  
Sagt Seneka, daß man sich prüfen soll,  
Wen man beschenkt mit Land und anderm Gut.  
Wenn daher noth schon solche Prüfung thut  
Bei unserm irdischen Besitze, wie  
Viel mehr muß man sich prüfen dann – Pardi! –  
Eh' man den Leib auf ewig fortschenkt. – Nein!  
Nicht Kinderspiel – das laßt gesagt Euch sein –  
Ist es, ein Weib zu nehmen ohne Rath.  
Erkund'gen sollte – denk' ich – in der That  
Man sich zuvor, ob sie vom Trunke frei,  
Stolz, weise, mäßig oder zänkisch sei,  
Verschwenderisch mit Geld, geneigt zum Schelten,  
Ob reich, ob arm – sonst wird für toll man gelten.  
Man findet freilich auf dem Erdenrund  
Kaum irgend etwas durch und durch gesund  
Bei Mensch und Vieh, soweit man's prüfen kann;  
Und daher nehm' ich als genügend an,  
Besitzt ein Weib an tugendhaften Seiten  
Mehr als an Lastern und an Schlechtigkeiten.  
Und all dies zu erfahren, fordert Zeit.  
Gott weiß! – ich weinte manche Thräne, seit  
Ich mich vermählte, für mich heiß und still.  
Den Ehestand mag preisen, wer da will;  
Mir scheint er nur voll Kosten, voller Harm,  
An Pflichten reich, jedoch an Segen arm.  
Indeß – weiß Gott! – die, so mir nahe wohnen,  
Und ganz besonders alle Weibspersonen

Behaupten stets, sie hätten noch im Leben  
Kein Weib geseh'n, so standhaft und ergeben.  
Nun, ich weiß besser, wo der Schuh mich drückt.  
Thu', was Du willst! Hinreichend vorgerückt  
Im Alter bist Du; prüfe drum genau,  
Wie Dir's mit einer schönen, jungen Frau  
Im Ehestand dereinst ergehen werde.  
Bei Ihm, der Feuer, Wasser, Luft und Erde  
Erschaffen hat! – der Jüngste hier im Kreis  
Bringt es kaum fertig bei dem größten Fleiß,  
Sein Weib allein zu haben; – glaube mir!  
Nicht durch drei volle Jahre wirst Du ihr  
Gefallen, das heißt: ihr Vergnügen machen;  
Ein Weib verlangt nach gar zu vielen Sachen.  
Ich bitte Dich, nimm mir mein Wort nicht krumm!«

»Nun« – sagte Januar – »bist Du endlich stumm?  
Was scheeren mich die Sprüche Seneka's!  
Ich gebe wahrlich keinen Korb voll Gras  
Für Deine Sprüche! Weisere als Du  
– Wie Du gehört hast – stimmten mir schon zu.  
Placebo, was ist Deine Meinung? sprich!«

»Unselig« – sprach er – »ist ganz sicherlich  
Ein eheloser, unbeweibter Mann!«

Nach diesem Wort erhob sich Jeder dann,  
Und ringsum ward ihm beigestimmt, er solle  
Ein Weib sich nehmen, wo und wann er wolle.  
Seltsame Bilder, wilde Phantasie'n  
Umschwebten nun von seiner Heirath ihn.  
Manch schönes Antlitz, manche Prachtgestalten  
Dem Blick des Herzens jetzt vorüber wallten  
Nacht ein, Nacht aus dem alten Januar.  
Nehmt einen Spiegel, blank polirt und klar,  
Und stellt ihn auf den off'nen Marktplatz hin,  
Seht mancherlei Figuren ihr darin;  
Und ebenso erging es Januar.  
Er musterte die ganze Mädchenschaar  
Der Nachbarschaft beständig in Gedanken;  
Doch seine Wahl schien hin und her zu schwanken.  
Denn, wenn er diese schön von Antlitz fand,

In Gunst beim Volke dennoch jene stand  
Und wurde rings von Allen hochgeschätzt,  
Weil sie so gütig war und so gesetzt;  
Die waren reich, doch taugten sonst nicht viel.  
Indessen, halb im Ernste, halb im Spiel  
Blieb er zuletzt doch fest bei einer steh'n,  
Und ließ die andern aus dem Sinn sich geh'n,  
Und traf die Wahl auf eig'ne Hand geschwind;  
Denn Liebe sieht nicht, sie bleibt immer blind.  
Doch Nachts im Bett malt' er sich in Gedanken  
Und im Gefühl ihr Bildniß aus: die schlanken  
Und langen Arme, ihre frische Jugend,  
Den zartgeformten Körper, ihre Tugend,  
Ihr kluges Wesen, ihre Weiblichkeit  
Voll ernsten Sinnes und Bescheidenheit.  
Und da er sich zu ihr herabgelassen,  
Schien ihm die Wahl wie keine sonst zu passen.  
Es war sein eigener Entschluß; darum  
Sei wohl kein Mensch so unvernünftig dumm  
An seiner Wahl zu mäkeln irgendwie –  
Erging er sich in seiner Phantasie.  
Und seine Freunde bat er alsobald,  
Daß sie sich Alle sonder Aufenthalt  
Bei ihm aus Gütigkeit zusammenfänden;  
All ihre Mühe solle nunmehr enden.  
Behelligt würden sie zum letzten Mal,  
Denn festentschieden sei jetzt seine Wahl.

Placebo kam mit seiner Freunde Schaar  
Und dringend bat zuvörderst Januar,  
Mit keinen Argumenten ihm zu kommen  
Entgegen dem, was er sich vorgenommen.  
Denn gottgefällig sei sein Vorsatz und  
Von seinem Glücke Fundament und Grund.

Ein Mädchen – sprach er – in der Stadt man fände,  
Das in dem Ruf der größten Schönheit stände,  
Zwar niedern Standes, aber jung dabei  
Und anmuthsvoll, was ihm genügend sei,  
Um sie zu seinem Weibe zu erheben  
Und mit ihr heilig und vergnügt zu leben.  
Er bäte Gott, daß sie ihm ganz gehöre,

Und Niemand seine Seligkeit ihm störe.  
Er wünsche, daß sich Jeder Mühe gäbe,  
Das Ziel zu fördern, welches er erstrebe,  
Das würde – sprach er – hoch sein Herz beglücken,  
Ihn könne – sprach er – fernerhin nichts drücken,  
Wenn nicht ein Dorn ihm ins Gewissen stäche,  
Von dem er jetzt zu der Versammlung spräche.

»Ich habe früher« – hub er an – »gehört,  
Es sei uns nimmer zwiefach Heil bescheert,  
Das heißt in dieser und in jener Welt.  
Ob man der sieben Sünden sich enthält  
Und keinen Zweig von ihrem Baum berührt,  
Ist doch das Leben, was ein Gatte führt,  
So glücklich, so vergnügt und so vollkommen,  
Daß ich bei meinem Alter schier beklommen  
Mich fühlen muß, daß ich ganz ohne Streit  
Stets leben soll in Lust und Seligkeit,  
Und hier auf Erden schon den Himmel finde;  
Denn ihn erkaufen wir bei unsrer Sünde  
Durch große Buße nur und mit Beschwerde.  
Wie kann ich denn, hab' ich schon auf der Erde  
Vergnüglich einem Weibe beigewohnt,  
Mein Heil erringen dort, wo Christus thront?  
Da ich mich stets mit der Befürchtung plage,  
So bitt' ich, Brüder, löst mir diese Frage.«

Justinus, welcher seine Thorheit haßte,  
Erwiderte, indem er kurz sich faßte  
Und alle Schriftbelege unterließ,  
Auf seine Narrensposen nichts als dies:  
»Herr!« – sprach er – »ist auch sonst kein Hinderniß,  
Kann Gott in seiner Gnade doch gewiß  
Noch Wunder thun. Und ehe Dir vielleicht  
Der heil'gen Kirche Segen wird gereicht,  
Thut Dir der eheliche Stand schon leid,  
In dem nicht Zank ist, wie Du sagst, und Streit.  
Doch übel wär's, wenn Gott in seiner Gnade  
Grund zu bereu'n dem Ehemann nicht grade  
Weit häuf'ger schickte, als dem led'gen Mann.  
Weßhalb den Rath ich Dir nur geben kann:  
Verzweifle nicht! Indessen merke Dir,

Vielleicht wird sie zum Fegefeuer hier,  
Zur Gottespeitsche Dir vom Herrn bestellt,  
Daß auf zum Himmel Deine Seele schnell  
Noch rascher, als vom Bogen fliegt der Pfeil!  
Du lernst – so Gott will – noch zu Deinem Heil:  
Es gab noch nie, und wird auch nimmer geben  
So viele Seligkeit im Eheleben,  
Um dieserhalb den Himmel zu verlieren,  
Läßt Du nur stets Dich durch Vernunft regieren,  
Befriedigst Du mit Deiner Frau die Triebe  
In Mäßigkeit und nicht aus Fleischesliebe,  
Und hältst Du Dich von andern Sünden rein. –  
Ich bin zu Ende; denn mein Witz ist klein.  
Doch, Bruder, laß in keine Furcht Dich jagen;  
Wir wollen nichts mehr von der Sache sagen.  
Das Weib von Bath sprach von dem Eheleben,  
Das Dir bevorsteht – hast Du Acht gegeben –  
In aller Kürze manch vortrefflich Wort.  
Doch nun leb' wohl und schütz' Dich Gott hinfort!«

Verlassen hatten nach den Worten ihn  
Die Freunde mit Placebo und Justin.  
Sie sah'n, sein Sinn war nicht mehr umzuwandeln,  
Und suchten drum mit Schlaueit zu verhandeln,  
Daß dieses junge Mädchen, Namens Mai,  
So rasch, wie's für sie einzurichten sei,  
Mit dem besagten Januar sich vermähle.  
Jedoch es währt zu lang, daß ich erzähle  
Von ihrem Kleiderstaat und den Kontrakten,  
Durch die sein Land ihr in den Ehepakten  
Zum Leibgedinge wurde ausgesetzt.  
Genug; erschienen war der Tag zuletzt,  
An welchem Beide hin zur Kirche gingen  
Und dort das heil'ge Sakrament empfangen.  
Der Priester in der Stola kam und wies  
Auf Sarah und Rebekka hin und hieß  
Sie treu und klug zu sein, wie jene zwei,  
Sprach dann das übliche Gebet dabei,  
Bekreuzte sie, empfahl sie Gott und band  
Genügend fest der Ehe heil'gen Stand.

So feierlich ging's bei der Trauung her;

Und bei dem Feste sitzen sie und er  
Am Ehrentische mit manch hohem Gaste.  
Ringsum herrscht Glück und Jubel im Palaste.  
Rings tönt Musik und aufgetafelt steht,  
Was in Italien Leck'res nur geräth;  
Und mächtig schallt der Harfen Melodie.  
– So schön griff Orpheus, so gewaltig nie  
Amphion, der Thebaner, in die Saiten. –  
Fanfaren jeden neuen Gang begleiten,  
Und halb so hell in die Posaune stieß  
Nicht Joab, und selbst Theodamas blies  
So schmetternd nicht in der Gefahr vor Theben.  
Bachus kredenzt ringsum den Saft der Reben.  
Herab auf Jeden freundlich Venus lacht,  
– Zu deren Ritter Januar sich macht,  
Um zu erproben, ob er in der Ehe  
So tapfer, wie als Junggesell bestehe. –  
Die Fackel hält die Göttin hoch empor  
Und tanzt der Braut und allen Gästen vor.  
Und ich darf wahrlich sagen, nie gesehen  
Hat Hymenäus selbst, der Gott der Ehen,  
Solch lustigen, vergnügten Ehemann.

Halt' Deinen Mund, o Dichter Marcian,  
Der Du beschrieben hast die Festlichkeit,  
Als Philologia den Merkur gefreit,  
Und welche Lieder dort die Musen sangen.  
Ach! Deine Zunge, Deine Feder langen  
Nicht zur Beschreibung dieser Hochzeit hin!  
Paart Altersschwäche sich mit Jugendsinn,  
Das ist ein Spaß, den man nicht leicht besingt.  
Versucht es selber, ob es Euch gelingt;  
Dann wißt Ihr, ob dies Wahrheit sei, ob Lüge.

Die freundlichen und anmuthsvollen Züge  
Von Mai zu seh'n, war wie ein Feentraum.  
Mit solchen sanften Augen schaute kaum  
Auf Ahasverus jemals Esther hin.  
Zu schildern ihre volle Schönheit, bin  
Ich außer Stande zwar; jedoch ich sage  
So viel, daß sie dem klarsten Maientage  
An Morgenfrische und an Schönheit glich.

Und wenn sie Januar ansah, so beschlich  
Ihn jedesmal ein himmlisches Entzücken.  
Im Herzen plant er, härter sie zu drücken  
Und Nachts sie fester in den Arm zu pressen,  
Als Paris seine Helena. – Indessen  
Groß war zugleich sein Mitleid, daß er Mai  
So weh zu thun, heut' Nacht genöthigt sei.  
Er dachte: »Ach, Du zarte Kreatur!  
Gewähre Gott Dir, zu ertragen nur  
Das wilde Feuer meiner Leidenschaft!  
Ich bin besorgt, Dir fehlt dazu die Kraft!  
Doch Gott bewahre mich, mit voller Macht  
Daran zu geh'n. Ach! käme nur die Nacht,  
Und gäbe Gott, daß sie für ewig währte,  
Und all dies Volk sich rasch nach Hause scheerte!«  
Und schließlich gab er sich die größte Müh,  
In allen Ehren, aber möglichst früh  
Auf feine Weise das Bankett zu enden.

Es kam die Zeit, um heimwärts sich zu wenden.  
Man macht den Schlußanz, trinkt die Becher aus,  
Wirft Räucherwerk umher im ganzen Haus,  
Und fröhlich ist und glücklich Jedermann.

Nur nicht ein Junker, Namens Damian,  
Der täglich vor dem Ritter schnitt den Braten,  
Und der, in tolle Liebeswuth gerathen  
Zur Dame Mai, sich kaum vor Schmerzensdrang  
Mehr aufrecht hielt und fast in Ohnmacht sank.  
So sehr versengt war er vom Freudenbrand,  
Den Venus schwang beim Tanz in ihrer Hand;  
Und in sein Bett verkroch er sich in Eile.  
Dort bleibe dieser Junker eine Weile  
In seinen Thränen, seinem Liebesharme,  
Bis seiner sich die frische Mai erbarme.

O, Schadenfeuer, das im Bettstroh glüht!  
O, Hausfeind, der stets emsig sich bemüht!  
O, falscher Knecht, scheinheilig von Gesicht,  
Der Natter in dem Busen gleich, die sticht!  
Vor Euch beschütze Gott uns immerdar!  
O, siehst Du, liebestrunk'ner Januar,

In Deiner Ehefreuden Taumelwahn  
Nicht, wie Dein Lieblingsjunker Damian  
Auf Böses sinnt zum Schaden Dir und Spott?  
Daß Du den Feind entdeckest, walte Gott!  
Denn keine schlimmere Pest giebt's auf der Welt  
Als einen Hausfeind, der Dir beigesellt.

Die Sonne hatte nun den Tagesbogen  
In diesem Breitengrade ganz durchzogen,  
Und leuchtend überm Horizonte stand  
Sie länger nicht. – Mit düsterem Gewand  
Umhüllt die Hemisphäre rings die Nacht.  
Drum war nunmehr die lust'ge Schaar bedacht,  
Vom Hochzeitsfeste wieder heim zu reiten.  
Man sagte Januar Dank von allen Seiten  
Zog fröhlich heim, macht sich nach Lust zu thun  
Bis daß die Zeit kam, um sich auszuruhen.

Zu Bett zu geh'n, fühlt, als sie fortgegangen,  
Der hitz'ge Januar dringendes Verlangen,  
Trinkt Claret, Ipokras und Toskerwein,  
Heiß und gewürzt, um muthiger zu sein,  
Genießt Latwergen feinsten Art dazu  
Wie sie in seinem Buch »*De Coitu*«  
Der Schandmönch uns, Dan Constantin, beschrieb;  
Und Alles schluckt er, daß nichts übrig blieb.

Zu seinen Busenfreunden sprach er dann:  
»Ach! Gott zu Lieb'! sobald's geschehen kann,  
Räumt in der freundlichsten Manier das Haus!«  
Sie führten willig seinen Auftrag aus.  
Man trinkt, man zieht den Vorhang, bringt zu Bette  
Die stumme Braut; und als der Lagerstätte  
Der Priester seinen Segen hat ertheilt,  
Hinaus zur Kammer Jeder wieder eilt.

Und Januar hält sein junges Weib beglückt,  
Sein Paradies, mit seinem Arm umstrickt  
Und lullt und küßt stets seine frische Mai  
Und kratzt sie mit dem borst'gen Bart dabei,  
Der – abrasirt nach seiner Art ganz frisch –  
Wie Dornen oder Haut vom Stachelfisch

Sich scharf an ihren zarten Wangen rieb.

»Ach, theures Weib!« – sprach er zu ihr – »Mein Lieb,  
Ich muß Dir Leid anthun, mich grausam zeigen,  
Wenn sich die Zeit naht, um hinabzusteigen.  
Indessen,« – sprach er – »denke stets daran:  
Zugleich verrichten kann ein Handwerksmann  
– Sei, wer es sei! – sein Werk nicht gut und flink.  
Gemächlich treiben muß man dieses Ding;  
Wie lang' wir spielen, ist ganz einerlei;  
Denn, da als Ehegatten jetzt wir Zwei  
In Segensjochen treu beisammen ruh'n,  
Ist keine Sünde mehr in unserm Thun.  
Mit seinem Weibe sündigt nicht der Mann,  
Das eig'ne Messer uns nicht stechen kann;  
Denn das Vergnügen wird für uns zur Pflicht.«

Und an die Arbeit ging er, bis das Licht  
Des Tages schien; nahm einen Bissen, trank  
Ein Schlückchen feinen Claret dann und sang,  
Aufrecht im Bette sitzend, hell und laut  
Und küßte, koste lüstern seine Braut.  
Gleich einem Fohlen voller Spielerei'n,  
Und schwatzhaft war er, gleich dem Elsterlein.  
Am Nacken zitterte sein schlaffes Fell,  
Indem er sang; so kräht' er laut und hell.

Gott weiß allein, was seine Mai empfand,  
Als sie ihn sitzen sah im Schlafgewand  
Und in der Nachtmütz' mit dem dürren Hals.  
Vom Spiel erbaut war sie wohl keinenfalls.

Er sprach sodann: »Ich will mein Schläfchen machen;  
Der Tag ist da; ich mag nicht länger wachen!«  
Und legte nieder dann sein Haupt und schlief,  
Bis daß zum Aufstehn ihn die Prime rief.  
Und dann erhob er sich, wogegen Mai,  
So lange bis der vierte Tag vorbei,  
Nach Frauenbrauch die Kammer nicht verließ.

Nach jeder Arbeit schmeckt uns Ruhe süß.  
Kein Erdenwesen – will ich damit sagen –  
Kann's auf die Dauer ohne Rast ertragen,

Sei's Mensch, sei's Fisch, sei Vogel oder Thier.

Zurück zum kranken Damian kehren wir,  
Der sich in Liebesqualen härt und grämt,  
Und zu ihm red' ich, was Ihr jetzt vernehmt:  
»Ach, Damian, Du thörichter Geselle!  
Gieb Antwort auf die Frage, so ich stelle:  
Wie willst Du nur erzählen Deine Pein  
Der frischen Mai? Sie wird beständig Nein  
Zu Allem sagen, wird Dein Weh verrathen!  
Gott helfe Dir. Ich kann nichts Bess'res rathen!«

Vom Venusfeuer der Begier durchloht,  
Entschloß sich, liebesbrünstig bis zum Tod,  
Der kranke Damian, seinen Hals zu wagen.  
Nicht länger konnt' er solches Leid ertragen.  
Er lieh sich eine Feder im Geheimen,  
Mit welcher er in Klagen und in Reimen  
Die Qualen und die Sorgen seiner Lieb'  
Der frischen Mai auf einem Zettel schrieb;  
Und barg in einem Beutelchen von Seide  
Den Brief am Herzen unter seinem Kleide.

Bis an den Krebs war seit der Mittagszeit  
Vom Tag, an welchem Januar Mai gefreit,  
Der Mond vom zehnten Grad des Stiers geglitten.  
So lange blieb nach hergebrachten Sitten  
Des Adels in dem Schlafgemache Mai.  
- Vier Tage lang, und minder strenge drei,  
Darf eine Braut sich nicht zu Tische setzen;  
Sind die vorbei, dann mag sie sich ergötzen. -  
Und als vier Tage rundum hingbracht,  
Saß Mai, nachdem der Meßgang abgemacht,  
So strahlend wie ein Sommertag und frisch  
Mit Januar wieder an dem Hallentisch.  
Und es geschah, daß sich der gute Mann  
Auf seinen Junker Damian besann,  
Und rief: »Wie kommt es - heilige Marie! -  
Daß Damian mich nicht bedient? Ei, wie?  
Ist er gar krank? Was mag dies auf sich haben?«

Die Junker, welche Januar umgaben,

Entschuldigten ihn wegen Unwohlsein;  
Sie sei der Dienstversäumniß Grund allein,  
Sonst nähm' er sicher seine Pflichten wahr.

»Das macht mich denken,« – sagte Januar –  
»Er ist ein braver Junker – meiner Ehr'! –  
Und schmerzen würde mich sein Tod gar sehr!  
So zuverlässig, klug, verschwiegen fand  
Ich Keinen noch von gleichem Rang und Stand.  
Er ist so männlich und so dienstbeflissen  
Und wird bestimmt, sein Glück zu machen, wissen.  
Erlaubt's die Zeit, besuchen ich und Mai  
Ihn selber noch, ist unser Mahl vorbei;  
Ich will mein Bestes thun, ihn gut zu pflegen!«  
Und segnend pries ihn Jedermann deswegen;  
Denn, daß aus Mitgefühl und Herzensgüte  
Er um den kranken Junker sich bemühte,  
Galt Allen als höchst edelmüth'ge That.

»Frau!« – sagte Januar – »halte Dich parat,  
Daß gleich nach Tische, bist Du aus der Halle  
In Dein Gemach gegangen, mit Dir alle  
Von Deinen Kammerfrau'n nach Damian seh'n.  
Er ist so brav. Ihr müßt ihn trösten geh'n;  
Und theil' ihm mit, ich würde selber kommen,  
Sobald ich meinen Mittagsschlaf genommen.  
Doch tummle Dich, da ich verziehen will,  
Bis Du im Schlaf ruhst bei mir fest und still.«

Und einen seiner Junker rief er dann,  
Der Marschall seines Hauses war, heran,  
Um irgend einen Auftrag zu ertheilen.

Die frische Mai ließ keine Zeit enteilen  
Und trat mit ihren Damen im Geleite  
An Damians Bett und setzte sich zur Seite  
Und sprach ihm Trost nach besten Kräften ein.

Und Damian denkt: Jetzt muß gehandelt sein!  
In ihre Hand er rasch den Beutel spielt  
Mitsammt dem Brief, der seinen Wunsch enthielt,  
Ganz im Geheimen, und er spricht nicht mehr,  
Als daß, erseufzend wundertief und schwer,

Er flüstert: »Habe Dank! Ich bitte Dich,  
Verrath' mich nicht! Es wär' gescheh'n um mich,  
Wenn diesen Vorgang Irgendwer entdeckte!«

Flink in den Busen sie die Börse steckte  
Und eilte fort. – Mehr braucht Ihr nicht zu wissen! –  
Sie ging zu Januar, der auf weichen Kissen  
Im Bette saß, sie küßte, sie umschlang,  
Sich niederlegte und in Schlummer sank.

Sie aber that, als trieb' es sie geschwind  
– Ihr wißt wohin – denn jedes Menschenkind  
Ist nothgedrungen oftmals dagewesen.  
Hier ward der Brief eröffnet und gelesen;  
Worauf sie ihn in kleine Stücke riß  
Und dann behutsam in den Abtritt schmiß.

Was ging nun Mai wohl Alles durch den Sinn?  
Sie legte sich zum alten Januar hin,  
Der ruhig schlief, bis daß sein Husten ihn  
Erweckte. Splitternackt sich auszuzieh'n,  
Bat er sie dann, damit er sich vergnüge;  
Ihn hinderten die Kleider, die sie trüge.  
Was half es ihr? Sie mußte sich bequemen.  
Doch daß nicht Anstoß keusche Seelen nehmen,  
Will ich verschweigen, was er trieb, sowie,  
Ob's Hölle war, ob Paradies für sie.  
Ich lasse sie bei ihrer Arbeit bleiben,  
Bis Vesperglocken sie zum Aufsteh'n treiben.

War es Bestimmung, war es Zufall nur,  
Besond'rer Einfluß, Wille der Natur?  
War gerade günstig die Konstellation  
Des Himmels, um im Venusdienst sich Lohn  
Durch Liebesbriefeschreiben zu gewinnen,  
Und um die Weiber mit Erfolg zu minnen,  
Wie es zusammenhing, das weiß ich nicht.  
Denn, seine Zeit hat – wie der Weise spricht –  
Ein jedes Ding. Doch Gott nur kennt den Grund.  
Er mag entscheiden. Ich halt' meinen Mund!

Ich weiß nur, daß von diesem Zeitpunkt an  
Das Mitleid um den kranken Damian

Die schöne, frische Mai so übermannte,  
Daß sie den Wunsch nicht aus dem Busen bannte,  
Sein Weh zu heilen, und sie sprach dabei  
Für sich im Stillen: Hier erklär' ich frei,  
Jedwedem, ob's ihm noch so sehr mißfällt,  
Ich will ihn lieben mehr als alle Welt  
Und wäre nichts als nur sein Hemde sein.

Mitleid zieht bald in edle Herzen ein.  
Hier könnt Ihr seh'n, es offenbart die Frau  
Den höchsten Freimuth, prüft sie sich genau.

Tyranninnen giebt es zwar allerwärts,  
Und manche hat solch felsenhartes Herz,  
Sie ließe lieber einen Mann verrecken,  
Als ihre Gunst ihm offen zu entdecken.  
Das schmeichelt ihrem grausam stolzen Sinn  
Und Menschenmord erblickt sie nicht darin.

Die sanfte Mai, von Mitleid übermannt,  
Schrieb einen Brief mit ihrer eig'nen Hand,  
In welchem sie ihm ihre Gunst versprach;  
Es fehlte nichts, als nur der Ort und Tag,  
An dem sie seiner Lust sich überlasse;  
Das möge sein, wie's ihm am Besten passe.

Und eines Tages bei Gelegenheit  
Ging Mai zu Damian, um in Heimlichkeit  
Ihm unters Kissen ihren Brief zu schieben.  
– Jetzt mag er lesen, was sie ihm geschrieben. –  
Sie drückte fest ihm seine Hand, doch machte  
Es so geheim, daß Niemand Arges dachte,  
Und wünschte gute Bess' rung ihm und lief  
Dann rasch von hinnen, da sie Januar rief.

Gesund stand Damian auf am andern Morgen,  
Verschwunden waren Kränklichkeit und Sorgen.  
Er kämmt sich, pickt sich, schniegelt, putzt sich fein,  
Um seiner Dame angenehm zu sein,  
Und krümmte sich vor Januar wie ein Hund,  
Der niederkauert, tief bis auf den Grund,  
Und setzte sich bei Jedem so in Gunst,  
Daß – obgleich Alles nur Verstellungskunst –

Doch Jedermann an ihm zu loben fand,  
Und er bei ihr in höchster Gnade stand.  
Und damit will ich Damian verlassen,  
Und mit dem Gang der Sache mich befassen.

Gelehrte Leute kamen zu dem Schluß:  
Das höchste Glück auf Erden sei Genuß.  
Drum war der edle Januar bedacht,  
Wie's Rittern ziemt und ihnen Ehre macht,  
Sein Leben möglichst herrlich zu gestalten;  
Und standesmäßig wurde Hof gehalten  
In seinem Hause, wie's ein König thut.

Er hatte neben manchem schönen Gut  
Auch einen steinumwallten Gartengrund,  
Wie wohl kein zweiter auf dem Erdenrund  
Zu finden war. Denn außer Frage steht,  
Es könne jemals schildern der Poet,  
Der die Romanze von der Rose schuf,  
Noch Priapus, obschon er von Beruf  
Der Gott der Gärten ist, gemäß der Wahrheit,  
Des Gartens Pracht und seiner Quelle Klarheit,  
Die rings des Lorbeers Immergrün umragte.  
Und manchesmal ging Pluto – wie man sagte –  
Zu dieser Quelle mit der Königin  
Proserpina und ihren Feen hin,  
Die dort den Reigen unter Liedern schlangen.

Dort lustzuwandeln, fühlte stets Verlangen  
Der edle Januar, der alte Ritter.  
Jedoch in keines Andern Händen litt er  
Dazu den Schlüssel; nein, mit eig'ner Hand  
Schloß er das Pförtchen, wenn er Lust empfand,  
Vermittels seines Silberschlüssels auf.  
Und dorthin wollte Januar im Verlauf  
Des Sommers, Ehepflichten zu genügen  
Sich unbegleitet oft mit Mai verfügen,  
Damit er die im Bett versäumten Dinge  
Mit ihr im Garten frischen Muths vollbringe.  
In dieser Art zog mancher Tag vorbei  
In froher Lust für Januar und Mai.

Doch kurz sind Erdenfreuden. – Das erfuhr  
Auch Januar – wie jede Kreatur.

O, jäher Umschlag! Unbestand im Glücke!  
Du gleichst dem Skorpion in Deiner Tücke,  
Der mit dem Kopfe schmeichelt, wenn Dir Tod  
Bereits des Schwanzes gift'ger Stachel droht.  
O, kurze Freude! Gift voll Süßigkeit!  
O, Ungeheuer, das Beständigkeit  
Zu heucheln weiß, doch, wenn Du etwas schenkst,  
Zu täuschen nur und zu betrügen denkst.  
Weßwegen hast Du Januar hintergangen,  
Den anfangs Du als besten Freund empfangen  
Und dann beraubt der beiden Augen hast,  
Daß Todessehnsucht ihn vor Leid erfaßt?

Ach! dieser edle Januar, so frei,  
So wohlbehäbig und vergnügt dabei,  
Ist jetzt so plötzlich und durchaus erblindet,  
Daß er vor Jammer winselt und sich windet;  
Und immer fürchtend, daß sich sünd'ger Lust  
Sein Weib ergebe, flammt in seiner Brust  
Empor die Gluth der Eifersucht. – Er trüge  
Es leichter, wenn man sie und ihn erschlüge,  
Als daß – sei er am Leben, ruh' im Grabe –  
Zum Schatz, zur Gattin sie ein Andrer habe,  
Und sie um ihn nicht Wittwenrauer trage  
Und wie das Täubchen um den Tauber klage.

Doch als ein Monat oder zwei dahin,  
Beruhigte sich – Gott sei Dank! – sein Sinn.  
Denn als er sah, daß es nicht anders würde,  
Trug er geduldig seines Leidens Bürde;  
Nur ausgenommen, daß ihn noch weit mehr  
Die Eifersucht jetzt plagte, als bisher.  
Sie stieg bald über jedes Maß hinaus.  
In seine Halle, in ein andres Haus,  
Nach welchem Orte, welchem Platz es sei,  
Zu geh'n, zu reiten stand ihr nicht mehr frei.  
Er hatte sie beständig an der Hand,  
Worüber Mai, die immer noch entbrannt  
In Liebe war für Damian, oft weinte;

Und da sie sich dem Tod verfallen meinte,  
Wenn ihrer Neigung sie nicht bald entspräche,  
So harrte sie, wie rasch das Herz ihr bräche.

Geworden aber war aus Damian  
Auch seinerseits der sorgenvollste Mann,  
Der jemals war, dieweil er nicht bei Tage,  
Noch bei der Nacht sich über seine Lage  
Mit seiner frischen Mai jetzt ungestört  
Besprechen konnte, da es Januar hört.  
– So hielt er sie beständig unter Händen. –  
Doch da sie Briefe hin und wider senden  
Und Zeichen tauschen konnten ganz im Stillen,  
Erfuhr sie seinen und er ihren Willen.

O, Januar! was hülfe Dir zu seh'n  
Bis, wo die Segel fernster Schiffe weh'n?  
Betrogen wird so gut der blinde Mann,  
Wie der getäuscht wird, welcher sehen kann.  
Sieh' Argus, welcher hundert Augen führte  
Und doch trotz Allem, was er sah und spürte,  
Geblendet ward! – Und – weiß es Gott! – so fällt  
Das Loos für Manchen, der's unmöglich hält.  
Wer's übersieht, trägt's leicht! Darum nichts mehr!

Es hatte Mai, von der ich sprach bisher,  
In warmes Wachs den Schlüssel abgegossen,  
Mit dem das Gartenpförtchen aufgeschlossen  
Von Januar ward, so oft zum Park er ging.

Den Zweck errathend, machte Damian flink  
Den Schlüssel nach in aller Heimlichkeit. –  
Genug davon! Es naht sich bald die Zeit,  
Daß Ihr vom Schlüssel Wunder hören sollt,  
Falls Ihr bis dahin Euch gedulden wollt.

O, edeler Ovid! höchst wahr – Gott weiß! –  
Hast Du gesagt: Ist Liebe lang' und heiß,  
So weiß auch List die Wege auszuspäh'n,  
Wie wir an Piramus und Tisbe seh'n,  
Die – obschon lang' in strammer Zucht gehalten –  
Zu flüstern wußten durch des Walles Spalten,  
Daß Niemand Ahnung hatte von der List.

Doch nun zum Ziel: Vom Julimonat ist  
Kaum eine volle Woche hingegangen,  
Und Januar fühlt das sehnlichste Verlangen,  
Daß er – gespornt dazu von seinem Weibe –  
Mit ihr im Garten seine Spiele treibe.  
Und so sprach eines Morgens er zu Mai:  
»Steh' auf, mein Weib, mein Liebchen, frisch und frei!  
Der Turteltaube Stimme hört man schon,  
Die Regenzeit des Winters ist entflohn!  
O, komm'! mit Augen, rein und taubenhaft,  
Mit Brüsten schöner, als der Trauben Saft!  
Der Garten ist mit Mauern rings umgeben!  
Komm', blonde Gattin! komm', mein süßes Leben!  
Du hast das Herz verwundet mir, fürwahr;  
Und ohne Makel warst Du immerdar!  
O, komm' hinaus zu frohen Liebesscherzen  
Erwähltes Weib, Du Trost von meinem Herzen!«  
So sprach er manches alte, lose Wort.

Sie aber winkte Damian sofort,  
Mit seinem Schlüssel rasch voranzugehn.  
Er öffnete die Thür und ungesch'n  
Und ungehört von Jedermann war – husch!  
Im Garten er, wo hinter einem Busch  
Er sich versteckte lautlos und geschwind.

Der alte Januar, wie ein Stein so blind,  
Trat in Begleitung seiner Mai allein  
In jenen kühlen Garten gleichfalls ein  
Und schloß sogleich das Pförtchen wieder zu.  
»Nun, Weib,« – sprach er – »allein sind ich und Du!  
O, Kreatur, mir über Alles lieb,  
Beim hohen Gott im Himmel! eher trieb'  
Ich mir das Todesmesser durch den Leib,  
Als Dich zu kränken, liebes, theures Weib!  
Um Himmels willen! denke dran: ich wählte  
Dich nicht zur Frau, weil Habsucht mich beseelte,  
Nein, reine Liebe zog mich zu Dir hin.  
Drum ob ich alt und jetzt gebrechlich bin,  
Bleib' mir getreu. Ich will den Grund Dir zeigen:  
Du machst dadurch drei Dinge Dir zu eigen,

Erst Christi Huld, dann für Dich selber Ehre  
Und all mein Gut mit jedem Zubehöre.  
Zur freien Hand werd' ich Dir's unbedingt  
Verschreiben, eh' die Sonne morgen sinkt,  
So wahr mir Gott im Himmel helfen mag.  
Komm', setze Deinen Kuß auf den Vertrag.  
Und plagt mich Eifersucht, laß Dich's nicht kränken.  
Du bist mir so ans Herz gewachsen, denken  
Muß ich drum stets, wie hold und schön Du bist,  
Und daß sehr ungleich unser Alter ist,  
Ich kann daher, und ob mein Tod es wär',  
Dich von mir lassen nun und nimmermehr,  
Und zwar aus reiner Liebe – glaube mir!  
Komm', küsse mich, und dann lustwandeln wir.«

Auf seine Worte gab die frische Mai  
Ihm freundlich Antwort, aber fing dabei  
Zuvörderst und zunächst zu weinen an.  
»An meinem Seelenheile« – sprach sie dann –  
»Liegt mir wie Dir. Ich weiß die zarten Blüten  
Der Weiblichkeit und Frauenehr' zu hüten,  
Wie dies ich Dir gelobt hab' in die Hand,  
Als meinen Leib der Priester an Dich band.  
Darum erlaube, lieber, theurer Gatte,  
Daß ich jetzt Antwort meinerseits erstatte:  
Ich bitte Gott, daß er mich sterben lasse,  
Wie das gemeinste Weibsbild von der Gasse,  
Wenn jemals meinen Namen ich beflecke  
Und die Verwandtschaft je mit Schimpf bedecke.  
Wär' ich so falsch, sollt' ich mich so vergehen,  
So lasse nackt in einen Sack mich nähen,  
Und in dem nächsten Fluß ertränke mich!  
Nicht Dirne, sondern Edelfrau bin ich!  
Was schwatzt Du so? Kein Mann bewahrt die Treue,  
Jedoch uns Weiber rügt Ihr stets aufs Neue.  
Der einz'ge Spaß – so scheint es –, den Ihr kennt,  
Ist daß Ihr schimpft und ungetreu uns nennt!«

Und also redend, sah sie Damian  
Im Busch versteckt und fing zu husten an,  
Und gab ihm mit dem Finger einen Wink,  
Daß einen Baum, der voller Früchte hing,

Er rasch erklimmen sollte. – Oben war er  
In einem Nu; denn er begriff es klarer  
Als Januar, ihr lieber Ehegatte,  
Was für Bedeutung jedes Zeichen hatte;  
Denn brieflich mitgeteilt war ihm von Mai,  
Wie in der Sache zu verfahren sei.

So lassen wir im Birnenbaum ihn bleiben  
Und froh umher sich Mai und Januar treiben.

Der Tag war hell, das Firmament war blau,  
Froh lachten alle Blumen auf der Au',  
Erwärmt durch Phöbus' gold'nen Feuerstrahl,  
Der in den Zwillingen – doch dazumal  
Schon nah' dem Krebs – stand, wo er deklinirt  
Und Jupiter dagegen exaltirt.

Nun war durch Zufall ganz im Hintergrunde  
Des Gartens in der hellen Morgenstunde  
Auch Pluto, Fürst des Feenreichs, erschienen  
Mit manchen Damen, die im Hofstaat dienen  
Von seiner edlen Königin und Frau,  
Proserpina, die er von Ethnas Au',  
Wo, Wiesenblumen suchend, sie gewelt,  
Geraubt und – wie Claudianus mitgeteilt –  
Entführt hat in dem grausigen Gespann.

Der Feenkönig setzte sich sodann  
Auf einer Bank von grünem Rasen hin,  
Und so begann er zu der Königin:  
»Mein Weib,« – sprach er – »es steht ganz außer Frage,  
Und die Erfahrung lehrt es alle Tage,  
Daß Frauen ihre Männer hintergeh'n.  
Zehnhunderttausend von Geschichten steh'n  
Mir zu Gebot, daß falsch und schwach Ihr seid.  
O, Salamo, so durch und durch gescheidt,  
An Ruhm und Schätzen Reichster aller Reichen,  
Aus dem Gedächtniß wird so leicht nicht weichen,  
Solang' ein Mann Vernunft besitzt und Geist,  
Dein trefflich Wort, das Männerwürde preist:  
Ich fand zwar unter Tausend einen Mann,  
Doch unter allen traf kein Weib ich an.

So spricht er, weil er Eure Bosheit kennt.  
Und Sirachs Sohn, den man auch Jesus nennt,  
Beweist Euch gleichfalls selten Reverenz,  
Läßt er vom Himmel faule Pestilenz,  
Und wildes Feuer auf Euch niederfahren!  
Kannst Du den edlen Ritter dort gewahren?  
Ach! weil ihn Blindheit und das Alter drücken,  
Wird ihn sein Junker bald mit Hörnern schmücken.  
Sieh! auf dem Baume sitzt der Wüstling droben.  
Bei meiner Majestät! ich will geloben,  
Sofort dem alten, blinden, würd'gen Ritter  
Zurückzuschicken sein Gesicht, damit er  
Sie überraschen möge bei der Sünde  
Und seines Weibes Unzucht so ergründe  
Zu ihrem Schimpf und Anderen zum Schreck.«

»Herr,« – sprach Proserpina – »ist das Dein Zweck,  
Schwör' ich bei meiner Mutter Ceres Seele,  
Daß ihr es nicht an Antwort darauf fehle,  
Wie keiner anderen Frau in gleichem Falle.  
Ertapptet Ihr auf frischer That auch alle,  
Mit kühnem Antlitz werden Eure Klagen  
Sie schlau entkräften und zu Boden schlagen.  
An Wortverlegenheit stirbt keine Frau!  
Ja, sah't mit beiden Augen Ihr's genau,  
Wir läugnen frech Euch ins Gesicht hinein,  
Wir weinen, schwören, schelten, drehen's fein,  
Indeß Ihr da so dumm wie Gänse steht.

Was scheert mich Deine Schriftautorität!  
Mir ist vom Juden Salamo bekannt,  
Daß unter Weibern er viel Thorheit fand;  
Jedoch traf selbst kein gutes Weib er an,  
So hat gefunden dennoch mancher Mann,  
Daß Weiber treu sind, fromm und tugendhaft.  
Ihr Märtyrthum giebt davon Zeugenschaft,  
Das standhaft hat manch Christenweib ertragen;  
Auch Römergesten wissen uns zu sagen,  
Von manchen Weibern treu und fleckenrein.

Nimm mir's nicht übel, Herr, es mag ja sein,  
Daß Salamo kein gutes Weib geseh'n;

Doch seine Meinung, bitt' ich, zu versteh'n.  
Er will nur sagen, daß – Gott ausgenommen –  
Nicht Mann, noch Weib an Güte sei vollkommen.

Beim ein'gen Gott, sag' mir aus welchem Grunde  
Führt Salamo beständig Ihr im Munde?  
Was? weil dem Herrn ein Gotteshaus er schuf?  
Was? weil er reich an Schätzen war und Ruf?  
Er baute Tempel auch für falsche Götzen,  
Und lief dies nicht zuwider den Gesetzen?  
Er war, wie schön Ihr's übertünchen wollt,  
Ein Götzendiener und ein Hurenbold,  
Und an dem Herrn im Alter ein Verräther!  
Und hätte Gott ihn wegen seiner Väter  
– Wie uns die Schrift berichtet – nicht geschont,  
So wär' er früher, als ihm lieb, entthront.  
Was er von Weibern Schlechtes schreibt und lehrt,  
Scheint mir nicht einen Buttersvogel werth!  
Ich bin ein Weib, und daher muß ich sprechen,  
Soll ich nicht bersten und das Herz mir brechen.  
Denn, daß er Schwätzerin genannt das Weib,  
Das wird, so lang' ich Haare trag' am Leib,  
Von mir aus Höflichkeit ihm nicht verzieh'n,  
Und wenn er uns schimpft, so beschimpf' ich ihn!«

»Frau,« – sagte Pluto – »sei nicht länger böse!  
Ich geb' es auf. – Doch, daß mein Wort ich löse,  
Will ich das Augenlicht zurück ihm schenken.  
Mein Wort bleibt steh'n. – Ich bitte zu bedenken,  
Daß ich ein König und kein Lügner bin.«

»Und ich« – sprach sie – »bin Feenkönigin,  
Ich unternehm's, die Antwort ihr zu senden,  
Und damit laß dies Wortgefecht uns enden.«

»Gewiß,« – sprach er – »nicht widersprech' ich Dir!«

Zurück zum alten Januar kehren wir. –  
Im Garten weilt er mit der schönen Mai,  
Und singt weit lust'ger als ein Specht dabei:  
»Du bist mein Schatz und bleibst es lebenslang.«

Mit ihr durchwandernd manchen Gartengang,

Kam schließlich er beim Birnbaum wieder an,  
In welchem fröhlich Junker Damian  
Hoch oben saß und sich im Laub verbarg.  
Die frische, heit're, schöne Mai fing arg  
Zu seufzen an und sprach: »Welch Seitenstechen!  
O, Herr! ich muß um jeden Preis mir brechen  
Gleich eine von den Birnen, die ich sehe,  
Da ich vor Sehnsucht schier darnach vergehe,  
Die süßen, grünen Birnen zu verzehren.  
Still' um der Jungfrau willen mein Begehren!  
Ich sage Dir, wir Weiber sind in Lagen,  
Daß wir nach Früchten oft Verlangen tragen  
Und sterben müssen, wenn wir keine haben.«

»Ach! hätt' ich doch zur Hand nur einen Knaben,  
Hinaufzuklettern!« – rief er. »Weh und Ach!  
Daß ich so blind bin!« – »Herr!« – sprach sie – »Gemach!  
Versprich mir nur aus christlichem Erbarmen,  
Mich in den Baum zu heben mit den Armen  
– Vertrauen, freilich, schenktest Du mir nie –  
So könnt' ich ihn erklimmen schon« – sprach sie –  
»Stieg ich auf Deinen Rücken mit den Füßen.«

»Gewiß« – sprach er – »mein Blut würd' ich vergießen,  
Um Dir zu helfen. Gern will ich mich bücken.« –  
Er that's. – Sie sprang sofort auf seinen Rücken  
Und schwang sich in den Baum an einem Ast.

Ihr Damen, legt mir's, bitte, nicht zur Last.  
– Ich bin ein grober Kerl und rauh von Wort. –  
Doch dieser Junker Damian hob sofort  
Den Rock ihr auf, und dann ging's drauf und dran.

Doch kaum sah Pluto dieses Unrecht an,  
Als er auch auf der Stelle Januar  
So sehend machte, wie er früher war.  
Und da ihm sein Gesicht zurückgestellt,  
War Januar der froh'ste Mann der Welt.  
Doch immerwährend lag ihm Mai im Sinn.  
Und auf den Baum warf er die Blicke hin,  
Und sah dort Damian mit seinem Weibe  
In einer Stellung, die ich nicht beschreibe,

Denn ungern möcht' ich unmanierlich sein.  
Nun fing er an zu brüllen und zu schrein,  
Wie eine Mutter um ihr sterbend Kind:  
»Heraus!« – rief er – »Zu Hülfe! Ach! geschwind!  
O, Himmelskönigin! Was thust Du, Mai?!«

»Was fehlt Dir?« – frug sie. – »Lieber Mann so sei  
Vernünftig doch und bleib geduldig nur!  
Für Dich betrieb ich eine Augenkur;  
Bei meiner Seligkeit, ich lüge nicht,  
Dir wiedergeben könnt' ich das Gesicht  
– Ward mir erzählt – doch müßt' ich zum Gelingen  
Auf einem Baum mit einem Manne ringen!  
Weiß Gott! ich hatte Gutes nur im Sinn.«

»Was« – rief er – »ringen? – Und er war schon drin! –  
Vor Scham und Schande solltet Ihr vergeh'n:  
Ihr war't dabei! Hab' ich's nicht selbst geseh'n,  
Will einen Strick ich um den Hals mir zieh'n!«

»Dann« – sprach sie – »braucht ich falsche Medicin.  
Denn, sicherlich, bei vollem Augenlicht  
Sprächst Du zu mir in solcher Weise nicht.  
Du siehst nicht klar, Du hast nur einen Schimmer.«  
»Ich sehe« – sprach er – »just so gut wie immer  
– Gedankt sei Gott! – mit meinen Augen zwei;  
Und – meiner Treu! – mich dünkt, er war dabei.«

»Du faselst, faselst, lieber Herr!« – sprach sie. –  
»Ach, warum hatt' ich soviel Sympathie?  
Ist das der Dank für alle meine Güte?«

»Nun, Frau« – sprach er – »nimm's Dir nicht zu Gemüthe;  
Steig' nieder Schatz. – Vielleicht ging ich zu weit;  
Und – helf' mir Gott! – es thut mir herzlich leid.  
Indeß – bei meines Vaters Geist! – mir schien,  
Als sah ich Damian sich darüber knien,  
Und daß Dein Rock auf seiner Brust gelegen.«

»Nun, Herr!« – sprach sie – »so glaubt es meinetwegen.  
Doch, Herr, ein Mann, der aus dem Schlaf erwacht,  
Nimmt nicht sofort ein jedes Ding in Acht;  
Da er die Sachen unvollkommen sieht,

Bevor sich seine Schläfrigkeit verzieht.

Und so geht's auch dem Mann, der, lang' erblindet,  
Sein Augenlicht urplötzlich wiederfindet;  
Er sieht am ersten Tage nicht so gut,  
Wie er's am zweiten oder dritten thut;  
Und ehe nicht ein Weilchen er's gewohnt,  
Bleibt er von mancher Täuschung nicht verschont.  
Bei Gott im Himmel! Bitte, mach' Dir's klar:  
Gar manche Dinge nimmt ein Mann gewahr;  
Die dennoch anders sind, wie er geseh'n;  
Und wer mißsieht, der wird auch mißversteh'n.«

Mit diesem Wort sprang sie vom Baum hinunter.  
Wer war auf Erden nun so froh und munter  
Wie Januar? Er küßt und herzt sein Weib  
Und streichelt zart und sanft ihr oft den Leib,  
Und geht mit ihr in den Palast zurück.

Nun, gute Leute, wünsch' ich Euch viel Glück!  
Hier endet mein Bericht von Januar.  
Gott und die Jungfrau schütz' Euch immerdar!

### **Der Prolog des Junkers.**

*Vers 12859-12888.*

»Fürwahr« – sprach unser Wirth – »bei Gottes Güte!  
Vor solchem Weibsbild mich der Herr behüte.  
Seht, welcher Schliche Frauen sich bedienen!  
Seht, welcher List! – Ja, ems'ger als die Bienen,  
Sind sie, uns dumme Männer zu betrügen;  
Und daß sie unwahr sind und immer lügen,  
Beweist des Kaufmanns Vortrag uns genau.  
So treu wie Stahl ist freilich meine Frau,  
Wenn sie gleich arm ist. – Doch im Zaum hält sie  
Die bitterböse Plapperzunge nie,  
Und andre Laster hat sie noch in Haufen. –

Genug davon! – Laßt solche Sachen laufen!  
Doch wißt Ihr was? – Ganz im Vertrau'n erzählt:  
Mich reut es bitter, daß ich mich vermählt'.  
Doch alle Fehler, welche sie besitzt,  
Euch mitzutheilen, bin ich zu gewitzt.

Wißt Ihr den Grund? – Sie hört es wieder später;  
Auch hier im Kreise fehlen nicht Verräther.  
Wer diese sind, brauch' ich kaum anzuzeigen,  
Da Weiber nie von solchen Sachen schweigen.  
Und Euch in Alles einzuweih'n gebricht  
Es mir an Witz; drum schließ' ich den Bericht.

Kommt näher, Junker! falls es Euch beliebt!  
Erzählt von Liebe! – Traun! auf Erden giebt  
Es Keiner, der gleich Euch darin beschlagen.«

»Nein, Herr!« – sprach er – »doch gerne will ich sagen,  
Was mir bekannt ist. – Gebt Ihr mir Befehle,  
So bin auch kein Rebell ich und erzähle.  
Gut ist mein Wille; doch mißrath's, so richte  
Man nicht zu scharf. – Seht, dies ist die Geschichte.«

### **Die Erzählung des Junkers.**

*Vers 12889–13550.*

Zu Sarra lebte im Tartarenland  
Ein König, welcher oft in Fehde stand  
Mit Rußland; wodurch mancher brave Mann  
Zu Tode kam. – Man nannte Cambuscan  
Den edlen König, der zu seiner Zeit,  
Wie Keiner sonst berühmt war weit und breit. –  
In jeder Hinsicht von erprobtem Werth,  
Gebrach ihm nichts, was einen König ehrt,  
Als daß in anderm Glauben er geboren.  
Fest hielt er am Gesetz, das er beschworen,  
Und dabei war er weise, kühn und reich,  
Gerecht und mild und blieb sich darin gleich;  
Treu seinem Wort, stets ehrenhaft und gut  
Und wie der Schwerpunkt stät und fest an Muth;  
Jung, frisch und stark, voll Lust zu Kampf und Strauß,  
Wie kaum ein Ritter sonst aus seinem Haus;  
Von Ansehn schön, vom Glücke reich bedacht,  
Entfaltete er königliche Pracht  
An seinem Hofe, wie kein andrer Mann.

Der edle Tartarkönig Cambuscan  
Besäß zwei Söhne – Algarsif der eine,  
Der jüngere Camballo – welche seine

Gemahlin Elfeta zunächst gebar;  
Jedoch das jüngste Kind des Königs war  
Ein Töchterlein, mit Namen Canace,  
Die größte Schönheit. – Aber ich gesteh',  
Daß mir die Kunst, sowie die Zunge fehlen,  
Von so erhabnen Sachen zu erzählen.  
Mein Englisch ist nicht gut genug bestellt.  
Der erste Redner selber von der Welt,  
Dem jede Farbe für die Kunst bekannt,  
Brächte die Schilderung kaum zum Theil zu Stand;  
Der bin ich nicht, ich rede, wie ich kann.

Und es geschah, als dieser Cambuscan  
Sein Diadem getragen zwanzig Jahr,  
Daß er, wie jährlich – denk' ich – Sitte war,  
Ausrufen ließ in Sarra allerwärts,  
Am letzten Idus würd' im Monat März  
In diesem Jahre sein Geburtstag sein.

Phöbus entsandte seinen hellen Schein,  
Ganz nah' vom Standpunkt der Exaltation,  
Mars gegenüber, der in der Mansion  
Des Widders stand, dem zornig heißen Bilde.  
Höchst freundlich war die Witterung und milde.  
Der Sonn' entgegen sangen Dankeslieder  
Mit lauter Stimme schon die Vögel wieder  
Beim Nah'n des Frühlings in dem frischen Grün,  
Durch sie geschützt fortan, wie's ihnen schien,  
Vorm scharfen Schwert der kalten Winterzeit.

Bediademt, in reichem Königskleid  
Saß Cambuscan, von dem die Rede schon,  
In dem Palaste hoch auf seinem Thron  
Und feierte sein Fest mit Prunk und Prangen,  
Wie auf der Welt kein zweites ward begangen.  
Kaum reichte hin, von aller Pracht zu sagen,  
Der längste Tag von allen Sommertagen.  
Doch scheint es mir nur wenig von Belang,  
Die fremden Schüsseln und jedweden Gang,  
Sowie die Tafelordnung zu erwähnen.  
Noch red' ich von den Reihern und den Schwänen,  
Noch von dem Fleische, das als Leckerbissen

– Wie alte Ritter mitzutheilen wissen –  
 Im Lande galt, wird's auch von uns verschmäht.  
 Denn keinen Menschen giebt es, dem's geräth,  
 Dies zu beschreiben. – Morgenzeit ist hin,  
 Und da nur Zeitverlust und nicht Gewinn  
 Es bringen kann, so eil' ich fortzufahren.  
 Als so drei Gänge aufgetragen waren,  
 Indes dem Spiel und köstlichem Gesang  
 Der Minnesänger, der bei Tisch erklang,  
 Der König lauschte, und vom Adel Alle,  
 Ritt durch das Thor urplötzlich in die Halle  
 Ein Ritter, der auf einem Rosse saß  
 Von blankem Stahl. – Er trug ein Spiegelglas  
 In seiner Hand und einen goldnen Ring  
 Am Finger, und an seiner Seite hing  
 Ein nacktes Schwert. – Und als er näher ritt,  
 Ward in der Halle Jeder stumm; denn mit  
 Verwundrung blickten hin auf die Gestalt  
 Des Rittersmanns geschäftig Jung und Alt.  
 Der bis aufs Haupt vom reichsten Panzerhemde  
 Umhüllte, plötzlich eingetretne Fremde  
 Begrüßte König, Königin und alle  
 Die Ritter ehrerbietig in der Halle  
 Dem Rang gemäß nach höfischem Gebrauch  
 In Wort und Haltung. – Käme selber auch  
 Zur Erde wieder aus dem Land der Geister  
 Gawain, der alte Ceremonienmeister,  
 Fürwahr, verbessern könnt' er nicht ein Wort.  
 Der Ritter nahte sich dem Thron sofort  
 Und gab in seiner Sprache männlich laut,  
 Die Botschaft wieder, die ihm anvertraut,  
 Nach Laut und Silbe, ohne jeden Fehler;  
 Es gab durch seinen Vortrag der Erzähler  
 Vielmehr den Worten ihren besten Werth,  
 Wie es die Kunstform der Rhetorik lehrt.  
 Doch mir wird, ach! sein Redestil zu sauer.  
 Ich überklimme nicht so hohe Mauer,  
 Doch sag' ich dieses, damit Jeder klar  
 Ersehe, was der Sinn der Rede war,  
 Soweit es mein Gedächtniß noch behält:  
 »Arabiens König, Indiens Herr bestellt«  
 – So hub er an – »zu Deinem Ehrentag

Dir Grüße, wie er bestens kann und mag,  
Und sendet Dir zu dieser Festlichkeit  
Durch mich – der stets zu Deinem Dienst bereit –  
Dies Roß von Erz, das leicht, sowie bequem  
In Zeit von einem Tage – unter dem  
Hier vierundzwanzig Stunden sind gemeint –  
Ob's regnet, oder ob die Sonne scheint,  
Wenn Dir's gefällt, nach jedem Ort Dich trägt,  
Wohin Dein Herz zu reiten Neigung hegt,  
Durch Dick und Dünn, und ohne zu versagen.  
Es wird auf Wunsch Dich in die Lüfte tragen,  
Hoch wie der Adler sich im Fluge schwingt.  
Wohin Du willst, ans Ziel trägt unbedingt  
Dich dieses Roß, und ohne Furcht vor Tücken  
Magst schlafen Du und ruh'n auf seinem Rücken.  
Es kehrt zurück, berührst Du einen Knopf.  
Der es gemacht hat, war ein schlauer Kopf,  
Und wußte durch Constellation von Sternen  
Für das Getriebe Manches zu erlernen,  
Und kannte manches Band und manches Siegel.

Auch halt' ich den Händen einen Spiegel  
Von solcher Kraft, daß Du mit einem Blick  
Darin erspäh'st jedwededes Mißgeschick,  
Das Dir bevorsteht, oder Deinem Reich;  
Und Freund und Feind erkennst darin Du gleich.  
Und überher zeigt noch der Spiegel an,  
Ob, wenn ein schönes Fräulein einen Mann  
Ihr Herz geschenkt hat, dieser Falschheit sinne,  
Und was er plane, wen aufs Neue minne;  
So offenbar wird jede Heimlichkeit.

Weßhalb ich jetzt zur lust'gen Sommerzeit  
Von meinem Herrn den Spiegel sammt dem Ringe  
Hier Deiner Tochter zum Geschenke bringe,  
Der edlen Dame voller Trefflichkeit.

Der Ring – sofern Ihr's hören wollt – verleiht  
Die Kraft, daß, wenn am Daumen sie ihn trägt,  
Auch, falls sie will, in ihre Börse legt,  
Von jedem Vogel unterm Himmelsdache  
Sie auch sofort verstehen kann die Sprache;

Und klar wird ihr der Sinn von ihren Liedern,  
Und sie kann in derselben Art erwiedern.

Auch alle Kräuter, so aus Wurzeln sprießen,  
Kennt sie und kann mit ihnen Wunden schließen,  
Wie groß auch deren Tiefe sei und Weite.  
Und dieses nackte Schwert an meiner Seite  
Hat solche Kraft, daß, wenn ein Mann es schwingt,  
Sein Hieb sofort durch jeden Harnisch dringt,  
Wär' er selbst stärker, als die stärkste Eiche.  
Und, wenn ein Mann verwundet ist vom Streiche,  
Wird er – sofern es Dir beliebt – nie heil,  
Falls mit des Schwertes Fläche Du den Theil  
Nicht streicheln willst, wo seine Wunden fließen.  
Das heißt: die Stelle wird sofort sich schließen,  
Berührst Du sie mit Deinem flachen Schwert.  
Das ist die Wahrheit, und der Zauber währt,  
So lang' das Schwert Du führst in Deinen Händen.«

Hier ließ der Ritter seinen Vortrag enden,  
Ritt aus der Halle dann zum Hof hinein  
Und stieg vom Roß, das ruhig, wie aus Stein  
Gehauen, dastand hell wie Sonnenschimmer.  
Der Ritter legte dann in einem Zimmer  
Die Rüstung ab, worauf er in die Halle  
Zur Tafel ging. – Aus kostbarem Metalle  
Waren die Gaben, nämlich, Schwert und Spiegel,  
Die durch erwählte Diener unter Riegel  
Im Hauptthurm zu bewahren man befahl.  
Der Ring jedoch ward feierlich beim Mahl  
Sogleich der Dame Canace verehrt.

Doch unbeweglich stand das Eisenpferd  
– Ich fab'le nicht, die Wahrheit spricht mein Mund –  
Auf seinem Platz, wie festgeleimt am Grund.  
Von seinem Fleck es Niemand treiben kann;  
Sie wenden Hebel, Winden, Schrauben an.  
Vergebens! – Da der Kunstgriff nicht bekannt,  
So blieb das Roß am Platze, wo es stand,  
Bis später die Bewegung von dem Pferde  
Der Ritter zeigte, wie ich melden werde.

Es wogte hin und her das Volksgedränge,  
Das Pferd begaffend, das von solcher Länge,  
So breit und hoch war, aber Ebenmaß  
Trotz aller Kraft und Stärke doch besaß.  
Vollkommen roßgleich war es, und dabei  
Von Blick so feurig, wie die Lombardei  
Mitsammt Apulien nur ein Pferd geboren.  
Es könne von dem Schweif bis zu den Ohren  
In keiner Art verbessern die Erscheinung  
Natur noch Kunst – so war des Volkes Meinung.

Doch galt als größtes Wunder allerwärts,  
Daß gehen könne dieses Pferd von Erz;  
Ein Feeenspuk erschien dem Volk zumeist es.  
Doch »soviel Köpfe, soviel Sinne« heißt es,  
Und eine Meinung kann nicht Jedem dienen.  
Sie murmelten gleich einem Schwarm von Bienen,  
Denn ihre Kraft der Einbildung war rege;  
In alten Liedern fanden sie Belege;  
Es sei der Gaul ganz gleich dem Pegasus,  
Dem Flügelrosse, war der Einen Schluß;  
Doch Andre sagten, es sei Sinon's Pferd,  
Des Griechen, durch das Troja ward zerstört,  
Wie dies aus alten Büchern man vernommen.

»Mein Herz« – sprach Einer – »ist stets angstbekommen.  
Bewaffnet Volk – so glaub' ich – steckt darin  
Und hat die Plünderung unsrer Stadt im Sinn.  
Mir schien' es gut, wär' Alles erst bekannt!«  
Und leise sprach, zum Nachbar hingewandt,  
Ein Anderer: »Er lügt! Mir scheint vielmehr,  
Als ob Magie dabei im Spiele wär',  
Wie Taschenspieler sie auf Festen zeigen!«  
So zweifelten und schwätzten sie, wie's eigen  
Dem Pöbel ist in seiner Allgemeinheit,  
Der stets bei Dingen, die mit größrer Feinheit  
Gemacht sind, als sein schmales Hirn versteht,  
Auch auf das Schlimmste gern zunächst geräth.

In andern Gruppen man vom Spiegel sprach,  
Der aufbewahrt im starken Thurme lag,  
Verwundert, daß er solche Dinge künde.

Doch kannte dieser oder der die Gründe:  
Man könne durch die Winkabstellung schlau  
Die Reflexion berechnen ganz genau;  
Sei doch in Rom ein solches Glas zu seh'n.  
Vitellon – sagten sie – und Alhazen  
Und Aristoteles beschrieben schon  
Die Perspektiven und die Reflection,  
Was Lesern ihrer Schriften sei bekannt.

Auch an dem Schwert man viel zu wundern fand,  
Das Kraft besaß, durch jedes Ding zu stechen.  
Man kam auf König Telephus zu sprechen,  
Und auf Achilles mit dem Zauberspeer,  
Der heilen konnte, wie verwunden schwer,  
Ganz in derselben Weise wie das Schwert,  
Von dessen Kraft soeben Ihr gehört.

Sie sprachen über Härtung von Metall  
Und die Verfahren, die man überall  
Anwenden könne, solches fest zu machen.  
Doch mir sind dieses unbekannte Sachen.  
Von Canace besprachen sie den Ring  
Und sagten: solch' ein wunderbares Ding  
Von Zauberei sei etwas namenloses.  
Sie wußten nur, daß Salamo und Moses  
Sich hohen Ruhm in dieser Kunst gewannen.  
Und also redend, zog das Volk von dannen.  
Merkwürdig – meinten Einige – sei, daß  
Aus Farnkrautasche man bereite Glas,  
Da beides doch so ganz verschieden sei.  
Doch bald war das Geschwätz davon vorbei;  
Als Wunder galt nicht, was den Meisten kund.  
Höchst räthselhaft erschien des Donners Grund,  
Der Jungfernsommer, Nebel, Ebbe, Fluth,  
Und was noch sonst bislang im Dunkel ruht.  
So schwatzten sie und meinten Allerhand,  
Bis von der Tafel auf der König stand.

Vom Mittagswinkel wandte Phöbus sich  
– Doch ascendirte dabei königlich  
Der edle Löwe mit dem Aldrian –  
Als dieser Tartarkönig Cambuscan

Die Tafel aufhob und vom Throne dann  
- Die Sänger und Trompeter ihm voran -  
Zum Prunksaal ging, wo Instrumentenklang  
Sofort erscholl; und wem's zu Ohren drang,  
Der währte sich ins Himmelreich versetzt.  
Tanz, liebe, lust'ge Venuskinder, jetzt!  
Denn freundlich blickt der Liebe Königin,  
Hoch in den Fischen thronend, auf Euch hin.

Der edle König, hoch zu Thron im Saal,  
Den fremden Ritter zu sich her befahl,  
Der bald im Tanz mit Canace sich schwang.  
Nun herrschte Lust, nun schallte Jubelklang!  
Doch das beschreibt uns nicht, wer trüb gesinnt.  
Nur wer im Dienst der Liebe selber minnt,  
Ein Lebemann, frisch wie der Mai und jung,  
Kann unternehmen diese Schilderung.  
Doch wer vermag das Bild Euch zu entfalten  
Von fremden Tänzen, frischen Frau'ngestalten,  
Die Liebesgrüße mit verstohl'nen Blicken,  
Der Gatten Eifersucht befürchtend, nicken?  
Ich überschlag' es; denn nur Lancelot  
Kann das beschreiben; aber der ist todt.  
Ich sage nichts. - In froher Lust indessen  
Laß ich sie weilen bis zum Abendessen.

Es heißt, derweil die Instrumente klingen,  
Der Tafelmeister Wein und Speisen bringen.  
Es eilen fort die Junker und Lakai'n;  
Man trägt die Schüsseln auf, man bringt den Wein,  
Man ißt, man trinkt und nach dem Essen geht  
Man schicklich in den Tempel zum Gebet,  
Um dann aufs Neu' den ganzen Tag zu zechen.  
Jedoch, was nützt es, von dem Glanz zu sprechen?  
Bekanntlich giebt's auf einem Königsfeste  
Für Hoch und Niedrig Viel und stets das Beste  
An - was weiß ich, wie manchen - Leckerei'n.

Gleich nach dem Schmause nahm im Augenschein  
Der edle König mit dem ganzen Troß  
Von Herr'n und Damen jenes Eisenroß;  
Und so bewundert ward das Pferd von Allen,

Daß seit der Zeit, da Troja einst gefallen,  
Und Menschen staunend auf ein Roß geschaut,  
Kaum die Verwundrung wurde je so laut.  
Doch schließlich bat der König, daß erklärt  
Vom Ritter ihm die Tugend von dem Pferd  
Und seine Kraft und seine Leitung werde.  
Gleich hob das Roß sich trippelnd von der Erde,  
Sobald der Rittersmann erfaßt den Zaum.  
»Herr!« – sprach er dann – »es braucht der Worte kaum.  
Wohin Du willst, der Ritt von Statten geht,  
Wenn man den Knopf in seinem Ohre dreht.  
Sind wir allein, will ich Dir Alles zeigen.  
Auch darfst Du Land und Ort ihm nicht verschweigen,  
Wohin den Ritt nach Deiner Wahl Du lenkst;  
Und bist Du da, wo Du zu bleiben denkst,  
Gieb ihm Befehl; und daß es niederfliegt,  
Dreh' an dem andern Knopfe. – Darin liegt  
Die ganze Kunst. – Gehorsam allsofort  
Steigt es hernieder und bleibt still am Ort.  
Mag alle Welt das Gegentheile besagen,  
Nicht fort zu zieh'n ist's und nicht fort zu tragen.  
Und willst Du weiter reiten, nun, so drücke  
An diesen Knopf, und gleich im Augenblicke  
Ist es entschwunden dem Gesicht von Allen.  
Bei Tag und Nacht steigt wieder nach Gefallen  
Es auch herab, rufst Du es in der Art,  
Wie unter uns Dir näher offenbart  
Noch werden soll in kurzer Zeit. – Und nun  
Reite nach Lust; denn mehr giebt's nicht zu thun!«

Nachdem vom Ritter unterwiesen war  
Der König, und nach Form und Art ihm klar  
Geworden war das Triebwerk auf das Beste,  
Kehrte vergnügten Sinnes er zum Feste  
Nunmehr zurück. Die Zügel aber ließ  
Er aufbewahren in dem Thurmverließ.  
Bei den Juwelen von besonderm Werth.

Aus Aller Blick jedoch entschwand das Pferd.  
Ich weiß nicht wie? Von mir bringt Ihr heraus  
Für jetzt nichts mehr. – Ich lasse froh beim Schmaus  
Sich Cambuscan mit seinen Herr'n behagen,

Bis daß der Morgen fast beginnt zu tagen.

### **Pars Secunda.**

Schlaf, der Verdauung Amme, fing zu winken  
Und zu warnen an, daß man nach vielem Trinken,  
Wie nach der Arbeit, Ruhe suchen müsse,  
Und schenkte Jedem, gähnend seine Küsse,  
Und sprach: »Die höchste Zeit ist, daß Ihr ruht,  
Denn dominierend ist bereits das Blut,  
Und diesen Freund des Fleisches hegt und pflegt.«

Zum Danke zwei- bis dreimal gähnend, legt  
Zu Bett sich Jeder, denn die beste Wahl  
Schien, das zu thun, was ihnen Schlaf befahl.

Was sie geträumt, kann ich zu melden sparen,  
Da ihre Köpfe so umnebelt waren,  
Daß sie nur Träume hatten ohne Sinn.  
Die Meisten schliefen bis zum Mittag hin;  
Jedoch nicht Canace, die nach den Sitten  
Der Frauenwelt das Maß nicht überschritten,  
Und von dem Vater ihren Abschied nahm  
Und schlafen ging, sobald der Abend kam;  
Denn ungerne wäre sie mit bleichen Mienen  
Am nächsten Morgen unfestlich erschienen.  
Bald lag im ersten Schlummer sie, doch wachte  
Dann wieder auf; denn ihrem Herzen machte  
So große Freude Spiegelglas und Ring,  
Daß zwanzigmal die Farbe kam und ging,  
Und Traumvision ihr stets den Spiegel wies,  
Der solchen mächt'gen Eindruck hinterließ.  
Als daher kaum die Sonne aufging, rief  
Sie ihre Pflegerin, die bei ihr schlief,  
Und sprach: sie habe Lust sich zu erheben.

Wie alte Frau'n sich gern den Anschein geben  
Besondrer Weisheit, frug die Pflegerin  
Hierauf zunächst: »Madam, wo wollt Ihr hin,  
So früh am Tage? – Noch schläft Jedermann!«

»Ich will« – sprach sie – »da ich nicht schlafen kann  
Und länger schlafen mag, spazieren geh'n.«

Gleich sprangen auf von ihren Frauen zehn  
Bis zwölf, wie die Pflegerin gebot.  
Auch Canace erhob sich, frisch und roth,  
Der jungen Sonne gleichend, die am Pfad  
Des Himmels eben bis zum vierten Grade  
Des Widders klomm, als sie schon fertig stand  
Und in das Freie leichten Schritts entschwand,  
Für Spiel und Wanderung vom luft'gen Kleid  
Umflattert in der lustig süßen Zeit.  
Doch von der Frauenschaar nahm sie allein  
Fünf oder sechs mit in den Park hinein.

Durch Nebeldunst, der aus der Erde quoll,  
Erschien die Sonne roth und breit und voll;  
Jedoch ein Schauspiel war's voll Herrlichkeit.  
Und in der morgenfrischen Frühlingszeit  
Schlug ihr das Herz erleichtert, als der Sang  
Der Vogelstimmen ihr zu Ohren drang,  
Denn Meinung und Bedeutung konnte sie  
Sofort erkennen aus der Melodie.

Man sollte nie, hat man was mitzuteilen,  
So lange bei der Knotenschürzung weilen,  
Bis wir bei denen, die uns reden hören,  
Die Lust ertöden und den Reiz zerstören.  
Denn wird zu viel und gar zu breit geschwätzt,  
Verfliegt der Duft. – Und darum will ich jetzt  
Mich gleich zum Knoten der Erzählung wenden,  
Und lasse hiemit ihre Wandrung enden.

Wo Canace im grünen Waldesraum  
Lustwandelte, saß hoch auf einem Baum,  
Der dürr und trocken war und weiß von Schein,  
Wie Kreide, eine Falkin, deren Schrei'n  
Im ganzen Walde kläglich wiederscholl;  
Und die mit ihren Flügeln jammervoll  
Sich selbst zerschlug, bis daß von rothem Blute  
Der Baumstamm troff, auf dem der Vogel ruhte,  
Der immerfort erbärmlich schrie und kreischte,  
Und mit dem eignen Schnabel sich zerfleischte.  
Ein Tiger hätte, der im Walde schweift,  
Ein wildes Thier, das durch die Dickung streift,

Wenn ihnen Thränen nicht Natur versagte,  
Geweint aus Mitleid, als so laut sie klagte.

Zwar Mancher weiß die Schildrung uns zu geben  
Von einem Falken. Doch es hat im Leben  
Bislang kein einz'ger Mann, wohl einen gleichen,  
So schöngeformten, so gefiederreichen,  
So ganz vollkommenen Vogel je gekannt.  
Ein Pilgerfalk schien's aus fremdem Land,  
Doch jetzt durch Blutverlust geschwächt und kaum  
Mehr bei Besinnung, so daß, auf dem Baum  
Sich festzuhalten, länger nicht vermocht' er.

Und Canace, die schöne Königstochter,  
Die an dem Finger trug den Zauberring,  
Durch den sie Kraft besaß, ein jedes Ding,  
Von dem ein Vogel spricht in seinen Liedern,  
Klar zu versteh'n und darauf zu erwiedern,  
Vernahm auch, was die Falkin zu ihr sprach,  
Durch deren Jammer fast das Herz ihr brach.  
Rasch zu dem Baume wandte sie den Lauf  
Und blickte mitleidsvoll zum Vogel auf,  
Und breitete den Schooß aus, wohl bewußt,  
Er falle durch den vielen Blutverlust  
Bei nächster Ohnmacht sicher von dem Aste.  
In der Erwartung stumm verharrend, paßte  
Sie länger auf, bis sie das Schweigen bannte  
Und sich zur Falkin mit den Worten wandte:  
»Was ist der Grund – darfst Du es mir erzählen –  
Daß Dich so grimme Höllenschmerzen quälen?«  
– So sprach zum Vogel droben Canace. –  
»Ist's Todesangst, verschmähter Liebe Weh?  
Denn – wie mich dünkt – entspringt aus diesen beiden  
Für edle Herzen wohl das schwerste Leiden.  
Von anderm Harme brauch' ich nicht zu sprechen;  
Daß Du versuchst, Dich an Dir selbst zu rächen,  
Beweißt es klar, Haß oder Furcht allein  
Kann Deiner grausen That Beweggrund sein.

Doch seh' ich nirgends den Verfolger kommen.  
Bei Gottes Liebe, Dir zum eignen Frommen!  
Wie kann ich helfen? Rede, sprich zu mir!

In Ost und West sah Vogel oder Thier  
Ich nie zuvor, dem solches Leid geschah.  
Fürwahr, mir gehen Deine Sorgen nah.  
Von Mitleid ist für Dich mein Herz erfaßt.  
Um Gottes Willen, komm herab vom Ast!  
So wahr ich eine Königstochter bin,  
Machst Du mich mit dem Grund bekannt, worin  
Dein Leiden wurzelt, kann ich, eh' die Nacht  
Herniedersinkt, Dich heilen, will mit Macht  
Und Weisheit Gott mich gütig unterstützen.  
Ich finde manche Kräuter, die Dir nützen,  
Und Deine Wunden heilen rasch und sicher!«

Jedoch die Falkin schrie nur jämmerlicher,  
Als je zuvor, stürzte zu Boden und  
Lag regungslos, still wie ein Stein, am Grund;  
Bis Canace in ihren Schooß sie nahm,  
Wo ihr Bewußtsein schließlich wiederkam,  
Und sie, sich dann erholend nach und nach,  
In Falkenzunge diese Worte sprach:

»Daß Mitleid rasch ein edles Herz bewegt,  
Da fremder Schmerz ihm selber Schmerz erregt,  
Kann jeder Tag beweisen, und es steht  
Fest durch die That, wie durch Autorität.  
Denn edlen Sinn zeigt stets ein edles Herz.  
Drum überwältigt auch bei meinem Schmerz  
Dich Mitleid, meine schöne Canace!  
Die reinste Frauenliebe - wie ich seh' -  
Ist Deines Thuns Beweggrund von Natur.  
Nicht weil ich Heilung hoffe, sondern nur  
Dem zu entsprechen, was Dein Herz begehrt,  
Und daß mein Beispiel Andere belehrt  
- Ward doch der alte Leu gewarnt vom jungen -  
Aus diesen Gründen, diesen Folgerungen  
Will ich auch Dir, so lang' vor meinen Scheiden  
Mir Zeit gegönnt ist, beichten meine Leiden.«

So klagte sie in ihrer Sorgen Last,  
Und hin in Thränen schmolz die Andre fast,  
Bis sie die Falkin endlich schweigen hieß,  
Die, tief erseufzend, sich vernehmen ließ:

»Geboren ward ich – weh', daß je getagt  
Der Morgen mir! – wo hoch ein Felsen ragt  
Von grauem Marmor, und in Zärtlichkeit  
Herangepflegt, vor Harm beschützt und Leid,  
Bis himmelan zu fliegen ich gelernt.

Ein Sperber wohnte von mir nicht entfernt,  
Von edlem Ansehn, aber in der That  
Nur voller Tücke, Falschheit und Verrath.  
Dem Scheine nach voll Offenheit verbarg  
Im Demuthsmantel er des Herzens Arg;  
Stets dienstbeflissen und verbindlich schien er,  
Und nichts verrieth in ihm den Augendiener;  
Von Grund aus echt hielt Jeder seine Farben.  
Wie eine Schlange, unter Blumengarben  
Versteckt, zum Biß erspäht die rechte Zeit,  
Verstand mit höflicher Geschmeidigkeit  
Es dieser Gott der Heuchelliebe auch  
Dem Scheine nach zu wahren Form und Brauch,  
Wie ehrenhafte Liebe dies verlangt.  
Gleich wie ein Grab, das schön von Außen prangt,  
Die Leiche birgt, wie Jeder von Euch weiß,  
War dieser Heuchler beides, kalt und heiß;  
Und so kam er zum Zweck; doch Niemand ahnte,  
Als nur der Teufel, was er sann und plante.

Nachdem er weinend, klagend Jahr und Zeit  
Sich meinem Dienste scheinbar ganz geweiht,  
Wodurch mein Herz, das mitleidsvoll sich regte,  
Von der Erzbosheit niemals Ahnung hegte,  
Gab ich, von Furcht um seinen Tod bezwungen,  
Auch seine Schwüre und Versicherungen  
Ihm unter der Bedingung meine Liebe,  
Daß Ruf und Ehre mir erhalten bliebe  
Wie im Geheimen, so auch öffentlich;  
Das heißt: ich gab, wie er's verdient um mich,  
Gedanken, Herz und Alles ihm dahin  
– Doch Anderes trug er – weiß Gott – im Sinn –  
Und schenkte für sein Herz das meine fort!  
Lang' ist es her. – Doch wahr bleibt stets das Wort:  
Ein Ehrenmann denkt anders, wie ein Dieb.

Kaum sah er, wie es stand; wie ihm zu lieb  
Ich seiner Minne völlig mich ergeben  
In solcher Weise, wie erzählt soeben,  
Und ihm mein treues Herz geschenkt so frei,  
Wie er mir schwur, daß sein's mein eigen sei,  
Als dieses zweigezüngte Tigerthier  
Auf seine Knie sich niederwarf vor mir  
So voller Demuth und so ehrfurchtsreich,  
Ganz den verliebten Edelleuten gleich,  
Entzückt - wie's schien - und voller Freudigkeit,  
Wie Paris kaum und Jason ihrer Zeit.  
Wie Jason? - Nein! wie niemals sonst ein Mann  
Seit Lamech, der zu allererst begann  
Zweiweiberei, wie aus der Schrift erhellt,  
Nein! nie zuvor, seit Adam kam zur Welt,  
War an Verstellungskunst, die er verstand,  
Der zwanzigtausendfachste Theil bekannt.  
Es löste Niemand ihm die Schuh', sobald  
Es zu berücken und zu heucheln galt.  
Er dankte mir, wie Keiner je geschehen,  
Und Himmel war es, ihn nur anzusehen.  
Gewiß, das klügste Weib hätt' er berückt,  
So schön war er geputzt, so reich geschmückt,  
So wohl gesetzt sein Wort und sein Betragen.  
Wie konnt' ich drum ihm meine Lieb' versagen?  
Er schien so treu und wahrgesinnt von Herzen!  
Ja, drückten ihn nur die geringsten Schmerzen,  
So fühlt' ich auch, sobald es mir bewußt,  
Die größte Todesqual in meiner Brust.

Und kurz und gut, so ging es weiter fort;  
Sein Wille war der meine; seinem Wort  
- Will das besagen - gab ich nach beständig  
In allen Dingen, die nicht unverständlich;  
Und meinem Bunde bin ich treu geblieben.  
Nichts liebt' ich so, Nichts konnte mehr ich lieben,  
Als ihn - weiß Gott! - und werd' es nun und nimmer!

Ein bis zwei Jahre schwanden, aber immer  
Hatt' ich das Beste nur von ihm gedacht.  
Doch endlich zwang ihn des Geschickes Macht

Zur Wanderung und trieb ihm von dem Ort,  
Wo ich gelebt, und meiner Seite fort.  
Wie weh' mir war, mag unerörtert bleiben.  
Es läßt sich das nicht malen und beschreiben.  
Indessen offen darf ich eines sagen,  
Daß Todesschmerzen ich um ihn getragen,  
So sehr fühlt' ich der Trennung bittren Gram!

Es kam der Tag, an dem er Abschied nahm  
So voller Sorgen, daß ich sicherlich  
Der Meinung war, er litte so wie ich.  
Mir schwand bei seinem Anblick, seinem Wort  
An seiner Treue jeder Zweifel fort,  
Und wohl mit Recht konnt' ich die Hoffnung nähren,  
Er würde heim nach kurzer Weile kehren;  
Vernunft allein gebiet' es ihm zu gehen,  
Und seine Ehre – wie das oft geschehen.  
So macht' ich Tugend aus Nothwendigkeit,  
Verborg die Sorgen und ertrug, so weit  
Ich Kraft besaß, was nicht zu ändern stand;  
Schwur ihm bei St. Johannes in die Hand  
Und sprach: Von ganzer Seele bin ich Dein!  
Sieh', wie ich war, so werd' ich immer sein!

Was er darauf erwiedert, schlag' ich über.  
Wer konnte falscher sprechen und wer lieber?  
Er that mir schön, und damit war es aus.  
Nun, wer mit einem Teufel sitzt beim Schmaus,  
Muß lange Löffel haben, wie es heißt.

Als er von mir dann schließlichs fortgereist,  
Flog er dem Ziel, das er erwählte, zu;  
Doch mich bedünkt, der Platz für seine Ruh'  
War nach dem Texte wohl von ihm erkoren,  
Dem Trieb zu folgen, der ihm angeboren.  
Ich denke, Menschen sagen, daß das Neue  
Naturgemäß am meisten uns erfreue;  
Wie es der Vogel in dem Käfig lehrt,  
Der, Tag und Nacht aufs sorgsamste genährt  
Mit Zucker, Semmel, Milch und Honigseim,  
Im seidenweichen Käfig sitzt daheim;  
Und doch, wenn offen er die Thüre sieht,

Den Trog mit seinen Füßen tritt und flieht,  
Um Würmer in dem nahen Wald zu fressen.  
So sind auf neues Futter sie versessen.  
Das Neue reizt – das steckt in dem Gemüthe –  
Nicht edle Neigung bindet sie, noch Güte.

So ging's dem Sperber. – Ach, du liebe Zeit!  
Wie schien so frisch er, wie voll Heiterkeit,  
Bescheiden, frank und adelig von Art!  
Doch hatt' er eine Weihe kaum gewahrt,  
Verliebt' er sich bis über beide Ohren,  
Und seine Neigung war für mich verloren.  
So brach er falsch, was er geschworen hatte.  
Im Dienste dieser Weihe lebt mein Gatte,  
Indeß ich hilflos und verlassen bin.«

Die Falkin sprach's und sank ohnmächtig hin  
Vor Jammer in den Schooß von Canace.  
Und um den Sperber fühlte sie solch' Weh,  
Daß Canace mit ihrer Frauenschaar  
Sie aufzurichten, beinah' rathlos war.  
Sie trug den Vogel heim in ihren Schooß  
Und legte Pflaster auf die durch den Stoß  
Des eignen Schnabels ihm geschlagne Wunde.  
Nach Kräutern nun grub in der Erde Grunde  
Jetzt Canace, um aus den köstlich frischen  
Heilkräft'gen Pflanzen Salben sich zu mischen  
Für ihre Falkin, die sie Nacht und Tag  
So sorgsam pflegt, wie irgend sie vermag.

Bei ihrem Bett ließ sie den Käfig bauen;  
Zum Zeichen der Beständigkeit von Frauen  
War er mit blauem Sammet überspannt,  
Und dargestellt auf grüner Außenwand  
Sah man die falschen Vögel, die Verderber,  
Wie Haubenhähne, Eulen oder Sperber;  
Und recht gemalt, wie zum Verdruß für sie,  
War eine Elsternschaar, die spottend schrie.

Von Canace, die ihre Falkin pflegt,  
Von ihrem Ring, den sie am Finger trägt,  
Sprech' ich nicht weiter, bis ich Euch beschreibe

Der Sage nach, wie zu dem Falkenweibe  
Der Sperber reuig heimgekehrt, und wie  
Hülfreiche Hand Camballo dazu lieh,  
Der Königssohn, von dem ich früher sprach;  
Und graden Weges werd' ich dann hernach  
Auf Schlachten und auf Abenteuer kommen,  
So wunderbar, wie Ihr sie nie vernommen.

Zuerst berichtet' ich Euch von Cambuscan,  
Der mittlerweile manche Stadt gewann;  
Und darauf wird von Algarsif erzählt,  
Wie Theodora er zum Weib erwählt,  
Und wie ihm in der dringendsten Gefahr  
Das Eisenroß die beste Hülfe war;  
Dann rede von Camballo ich, der mit  
Zwei Brüdern tapfer in den Schranken stritt  
Für Canace, bevor er sie gewann,  
Und wo ich abbrach, fang' ich wieder an.

### **Der Prolog des Freisassen.**

*Vers 13551-13606.*

»Wahrhaftig, Junker! Du hast's brav gemacht!«  
– Rief jetzt der Freisaß – »und in Anbetracht  
Von Deiner Jugend hast Du fein erzählt.  
Man sieht, daß Dir Gefühl und Witz nicht fehlt.  
Ich muß Dich loben! Hier von uns erreicht,  
Fährst Du so fort, Dich Keiner wohl so leicht  
An Eloquenz. – Nun, stehe Gott Dir bei,  
Daß Deine Tugend auch von Dauer sei!  
Denn, was Du sprachst, war ganz nach meinem Sinn.  
Bei dem Dreiein'gen! gerne gäb' ich hin  
Den vollen Werth von zwanzig Pfund in Land,  
Gelangte mir's auch eben in die Hand,  
Wenn nur mein Sohn Dir an Verstand und Witz  
In etwas gliche. – Pfui! was gilt Besitz,  
Wenn einem Manne gute Sitten fehlen?  
Wie mußst' ich ihn, wie werd' ich ihn noch schmälern,  
Daß er Gehör der Tugend nimmer schenkt,  
An Würfelspiel nur und Verschwendung denkt,  
Und Alles, was er hat, verliert, verpraßt;  
Mit einem Knechte lieber sich befaßt,

Als mit den Edelleuten zu verkehren,  
Die höflich sind und feine Sitte lehren.«

»Was« – rief der Wirth – »frag' ich nach feinen Sitten!  
Verzeiht, Herr Freisaß, aber ich muß bitten,  
Euch zu erinnern: ein bis zwei Geschichten  
Muß Jeder hier bei Pfandverlust berichten.«

»Wohl weiß ich« – sprach der Freisaß – »was beschlossen.  
Doch Herr – ich bitte – seid nicht gleich verdrossen,  
Daß ich ein Wort mit diesem Mann geplaudert.«

»Frisch loserzählt! und länger nicht gezaudert!«

»Mein lieber Wirth!« – sprach er – »von Herzen gern  
Will ich gehorchen. – Hört mir zu, ihr Herr'n!  
In keiner Art will ich Euch widerstreben,  
Soweit Verständniß mir und Witz gegeben.  
Steht Gott mir bei und stimmt es Euch vergnügt,  
So weiß ich, daß es gut ist und genügt.

Von edelen Bretonen ist vor Zeiten  
Von Abenteuern und Begebenheiten  
Manch' Lied gereimt in aller Zungenart,  
Das bald zur Laute vorgesungen ward,  
Bald vorgelesen, sie zu unterhalten;  
Und im Gedächtniß hab' ich ein's behalten,  
Das ich erzählen will, so gut ich kann.  
Indeß, ihr Herr'n! ich bin ein schlichter Mann  
Und bitte drum, im Voraus zu verzeih'n,  
Wenn meine Rede roh ist und gemein.  
Die Künste der Rhetorik kenn' ich nicht,  
Und muß ich reden, sprech' ich grad' und schlicht.

Auf dem Parnasso lag ich nie im Schlummer,  
Nie machte Tullius Cicero mir Kummer,  
Und Redefarben sind mir unbekannt.  
Zwar hab' ich manche Farben an der Wand  
Und oft auch Farben, die auf Wiesen steh'n,  
Doch Farben der Rhetorik nie geseh'n;  
Da ich mit solchen Sachen mich nicht plage.  
Doch habt Ihr Lust, so hört, was ich Euch sage.«

## Die Erzählung des Freisassen.

*Vers 13607-14494.*

Im Britenland, Armorika genannt,  
War einst ein Ritter, der, in Lieb' entbrannt  
Für eine Dame, treu und dienstbereit  
Gar manche Arbeit, manche Fährlichkeit  
Um sie bestand, bevor er sie errang.  
Denn da aus edlem Hause sie entsprang,  
Und zu den schönsten Frau'n auf Erden zählte,  
Es ihm aus Furcht an der Entschließung fehlte,  
Ihr seinen Kummer, seine Noth zu klagen;  
Bis sie zuletzt sein würdiges Betragen,  
Sein sanfter Sinn und sein ergeb'ner Wille  
So innig rührte, daß sie ihre stille  
Gewogenheit ihm länger nicht verhehlte,  
Und ihm zum Gatten und zum Herrn erwählte  
– Soweit die Männer ihrer Weiber Herrn. –  
Der Ritter aber schwur von Herzen gern,  
Um möglichst segensreich mit ihr zu leben,  
Sich seiner Herrschaft gänzlich zu begeben,  
Ihr Tag und Nacht gehorsam stets zu sein,  
Ihr niemals Grund zur Eifersucht zu leih'n,  
Und ihr zu folgen willig und geduldig,  
Wie ein Verliebter seiner Dame schuldig,  
Wenn er nur vor der Welt, wie sich's gebühre,  
Dem Namen nach die Oberherrschaft führe.  
Und, sich bedankend, sprach sie demuthsvoll:  
»Herr! wenn ich solchen Antheil haben soll  
Am Regiment durch Deine Gunst und Huld,  
So soll auch Krieg und Streit durch meine Schuld  
– Wenn's Gott gefällt – uns nimmerdar entzweien.  
Ich schwöre Dir, ein folgsam Weib zu sein,  
So lange, wie zu athmen mir beschieden!«

Und Beide lebten ruhig und in Frieden.

Genossenschaft – das bleibt stets wahr, ihr Herr'n! –  
Besteht nur unter Freunden, insofern  
Sich Einer weiß dem Andern anzupassen.  
Es will die Liebe sich nicht meistern lassen.  
Sobald der Liebesgott den Zwingherrn sieht,

Regt er die Schwingen, sagt Ade, und flieht.  
 Ein freies Ding ist Liebe, wie der Geist;  
 Und ihre Freiheit liebt das Weib zumeist.  
 Doch Zwang und Knechtschaft sind ihr höchst verhaßt,  
 Wie dieses – denk' ich – auch auf Männer paßt.  
 Wer in der Liebe nur Geduld behält,  
 Der hat den größten Vortheil von der Welt.  
 Als höchste Tugend ist Geduld zu preisen,  
 Denn sie bezwingt – so sagen uns die Weisen –  
 Was unbesiegbar selbst der Strenge gilt.  
 Es ist nicht gut, wenn man stets schimpft und schilt.  
 Zu dulden lernet! – Denn, auf Seligkeit!  
 Gern oder ungern müßt ihr's mit der Zeit.  
 Es hat kein Mensch auf Erden je gewandelt,  
 Der unrecht nicht gesprochen und gehandelt.  
 Wein, Zorn, Konstellationen, Krankheit, Leid  
 Und Wechsel der Gemüthsbeschaffenheit  
 Veranlaßt Manchen, lästerlich zu sprechen;  
 Doch jedes Unrecht darf der Mensch nicht rächen,  
 Und mit der Zeit lernt Mäßigung der Mann,  
 Der sich bezwingen und beherrschen kann.  
 Weßhalb zum eignen Besten der erprobte  
 Und weise Ritter ihr Geduld gelobte.  
 Sie aber schwur, er sollte keinen Flecken  
 An ihr für nun und nimmermehr entdecken.  
 Seht! solch ein Demuthsbund ist weisheitsreich.  
 Sie kor zum Knecht ihn und zum Herrn zugleich,  
 Zum Knecht der Liebe und zum Herrn im Haus.  
 Wie? schließt denn Knechtschaft nicht die Herrschaft aus?  
 Knechtschaft? – O, nein! nur Herrschaft ist gemeint,  
 Wenn Liebe mit der Ehe sich vereint;  
 War doch nach Liebeswahl und Recht und Brauch  
 Die Herzgeliebte für ihn Gattin auch.

Als ihm zu Theil geworden war dies Glück,  
 Nahm er sein Weib mit in sein Land zurück,  
 Wo unweit Penmark sein Besitz gelegen,  
 Und lebte dort in Fröhlichkeit und Segen.  
 Beschreiben kann uns nur, wer selbst vereh'licht,  
 Die Lust, das Glück, die Ruhe, die beseeligt  
 So Mann als Weib im heil'gen Ehestand.

Mehr als ein Jahr vergnügt vorüber schwand,  
Bis der erwähnte Ritter dieser Dame  
– Arviragus von Cairud war sein Name –  
Nach England zog, dem Reiche der Bretonen,  
Dasselbst ein Jahr lang oder zwei zu wohnen,  
Um Waffenruhm und Ehre zu gewinnen;  
Denn solche Arbeit war sein stetes Sinnen.

Zwei Jahre blieb er – wie mein Buch sagt – dort.

Nun wendet von Arviragus mein Wort  
Sich hin zu seinem Weibe Dorigene;  
Sie schickte manchen Seufzer, manche Thräne  
Dem heißgeliebten, fernen Gatten nach  
– Wie solches stets ein edles Weib vermag. –  
Sie trauert, fastet, jammert, wacht und klagt,  
Von Sehnsucht und Verzweiflung so geplagt,  
Daß ihr das ganze Weltall war zuwider.  
Die Freunde sahen, wie der Schmerz sie nieder  
Zu drücken schien, und sprachen Tag und Nacht  
Ihr tröstend zu nach bester Kraft und Macht,  
Sich grundlos nicht bis auf den Tod zu quälen.  
Sie ließen es an keinem Troste fehlen,  
Indem sie Alles thaten und ersannen,  
Was passend schien, die Schwermuth zu verbannen.

Nur nach und nach – das weiß man allgemein –  
Gelingt durch lange Arbeit es, dem Stein  
Figuren oder Zeichen einzugraben.  
Wie manchen Trost sie ihr daher auch gaben,  
Es währte lange, bis er Eindruck machte,  
Und Hoffnung und Vernunft so weit erwachte,  
Daß sie sich ihrer Sorgen mehr entschlug  
Und minder wild und aufgereggt betrug.

Doch hätte nicht Arviragus daneben  
Ihr Kunde seines Wohlergehns gegeben  
Und brieflich rasche Rückkehr ihr versprochen,  
So hätte Kummer ihr das Herz gebrochen.  
Die Freunde sahen ihre Sorgen flieh'n,  
Und baten sie, bei Gott, auf ihren Knie'n,  
Durch Lust und Spiel mit ihnen im Verein

Sich von den düstern Grillen zu befrei'n.  
So fügte sie, da man ihr unbestritten  
Zum Besten rieth, sich endlich ihren Bitten.

Da nun ihr Schloß nicht weit vom Meere stand,  
Ging sie mit ihren Freunden oft zum Strand  
Und schaute von dem hohen Felsenriffe  
Hinab und sah die Barken und die Schiffe,  
Bald hier- bald dorthin durch die Fluthen steuern.  
Doch schien es ihre Schmerzen zu erneuern,  
Denn zu sich selber sprach sie oft: »O, weh!  
Bringt keines von den Schiffen, die ich seh',  
Mir meinen Herrn zurück, damit mein Herz  
Genesung finde von dem bitterm Schmerz?«

Oft in Gedanken blickte sie dann wieder  
Vom steilen Ufer in die Tiefe nieder  
Zur grauenhaften, schwarzen Felsenwand;  
Bis sie, von Furcht und Schauer übermannt,  
Nicht mehr der Kraft der eignen Füße traute.  
Dann, in das Gras sich niedersetzend, schaute  
Sie voller Jammer auf das Meer hinaus  
Und brach erseufzend in die Worte aus:

»Allew'ger Gott! der Du mit Vorbedacht  
Die Welten lenkst durch Deines Willens Macht,  
Nichts Eitles – sagt man – schufen Deine Hände.  
Doch diese grausig schwarzen Felsenwände  
Sind die Gebilde der Verwirrung nur;  
Kein schönes Werk, an welchem wir die Spur  
Von Deiner weisen Schöpferhand gewahren.  
Wie konntest Du so unbedacht verfahren?  
Denn keine Nahrung finden Mensch und Thier  
In Süd und Nord, in Ost und Westen hier.  
Sieh, lieber Herr! es nützt zu Nichts: fürwahr,  
Es bringt den Menschen Tod nur und Gefahr;  
Denn sicher fielen hunderttausend Leute  
Den unverständ'gen Felsen schon zur Beute.  
Doch ist der Mensch der Schöpfung höchste Zier;  
Du schufst ihn ja als Ebenbild von Dir;  
Und da die Menschen Du nach allem Schein  
So innig liebst, wie kann es möglich sein,

Daß Mittel der Zerstörung Du erdacht,  
Die Gutes nimmer, Schaden stets gebracht.  
Daß alle Sachen nur zum Besten dienen,  
Beweisen die Gelehrten. – Aber ihnen  
Will ich das Disputiren überlassen.  
Ich kann es nicht begreifen und erfassen.  
Mein Schluß ist nur: Gott, welchem Wind und Wetter  
Gehorchen muß, sei meines Herrn Erretter!  
O, möchte Gott die schwarzen Felsenmassen  
Zur Höllentiefe niedersinken lassen,  
Die stets mit Angst um ihn mein Herz beschweren!«

– So sprach sie unter jammervollen Zähren.

Die Freunde sahen, daß am Meeresstrand  
Sie nur Verdruß anstatt Vergnügen fand.  
Drum wählten sie zum Spielplatz andre Stellen.  
Sie führten sie zu Flüssen und zu Quellen,  
Und suchten sie an andern schönen Plätzen  
Durch Tanz und Schach und Brettspiel zu ergötzen.  
Einst gingen sie mit Tagesanbeginn  
Zu einem nah geleg'nen Garten hin,  
Zu welchem Lebensmittel und Proviant  
Mit weiser Vorsicht sie vorausgesandt,  
Und spielten dort, bis niedersank die Sonne.

Der sechste Tag war's in dem Mond der Wonne,  
Es hatte Mai durch sanfte Regenwetter  
Frisch aufgemalt die Blumen und die Blätter  
Im ganzen Garten, der durch Kunst und Kraft  
Der Menschenhand so schön und zauberhaft  
Geschaffen war, das nur dem Paradies  
Er sich an Pracht allein vergleichen ließ.  
Der Blüthen Duft, der Blumen reicher Flor  
Rief Munterkeit und heit'ren Sinn hervor  
In jeder erdgebor'nen Brust, der Gram  
Und Krankheit die Empfindung nicht benahm;  
So voller Schönheit war er, voller Frische.

Gesang und Tanz begann sogleich nach Tische;  
Doch theilnahmlos stand Dorigene da,  
Erseufzend, klagend, denn ihr Auge sah

Nicht den als Tänzer in der Männerschaar,  
Der ihr Gemahl und Herzgeliebter war.  
Indessen faßte sie sich nach und nach,  
Die Sorge schwand und Hoffnung wurde wach.

Vor ihr schwang unter andern sich im Tanz  
Ein Junker, der an jugendfrischem Glanz  
Und schmuckem Anzug – meiner Meinung nach –  
Weit heller strahlte als der Maientag.  
Es sang und tanzte nimmer wohl ein Mann  
So schön wie er, seitdem die Welt begann.  
Auch war er – will man eine Schilderung  
Von ihm entwerfen – weise, stark und jung,  
Vom Glück begünstigt tugendhaft und reich  
Und wohlbeliebt und hochgeehrt zugleich.

Die Wahrheit zu gesteh'n, war überdies  
Der lust'ge Junker, der Aurelius hieß,  
Der Venus Diener, und verliebt war er  
Seit langer Zeit in Dorigene mehr  
Als in sonst irgendwelche Frau; doch wußte  
Sie nichts von seiner Neigung, und so mußte  
Er, ohne seine Noth gesteh'n zu dürfen,  
Den Trank der Wehmuth ohne Becher schlürfen.  
Dies trieb ihn zur Verzweiflung, denn sein Leiden  
Vermocht' in Liedern er allein zu kleiden  
Als allgemeine Klage, daß er liebe,  
Doch seine Neigung unerwidert bliebe.  
Hierüber schrieb er manche Laiche nieder,  
Rondeau's und Klagen, Virelais und Lieder:  
Er dürfe nimmer seine Sorge nennen,  
Er müsse schmachend in der Hölle brennen,  
Ihm bringe noch, wie Echo um Narciß,  
Verschmähte Liebe seinen Tod gewiß!  
Nur so verblümt, wie hier erzählt, gestand  
Er ihr die Leiden, die sein Herz empfand;  
Obschon er sich nach junger Leute Brauch,  
Die Freiheit nahm, in Tanz bisweilen auch  
Mit solchen Blicken auf sie hinzuseh'n,  
Wie Männer thun, die um Erhörung fleh'n.  
Indeß sein Zweck blieb ihr ganz unverständlich.  
Doch, eh' das Fest vorbei war, führt' ihn endlich

Des Zufalls Gunst in ihre Nachbarschaft,  
Und da sie ihn als brav und tugendhaft  
Seit langen Jahren kannte, so begann  
Sie ein Gespräch mit ihm, in welchem dann  
Aurelius, seinem Ziele nach und nach  
Stets näher rückend, diese Worte sprach:  
»Madam« – rief er – »beim Schöpfer dieser Welt!  
Wär' all Dein Leiden dadurch abgestellt,  
So hätte sich für Dich Aurelius  
An jenem Tage, als Arviragus  
Das Meer durchschiffte, gern den Tod gegeben!  
Ich weiß zu wohl, umsonst ist mein Bestreben,  
Mein einz'ger Lohn – ist ein gebroch'nes Herz!  
Laß, edle Frau, Dich rühren meinen Schmerz!  
Ein Wort von Dir vernichtet oder rettet.  
Ach! wollte Gott, ich läg' vor Dir gebettet  
In meinem Grab! Nicht weiter kann ich sprechen,  
Hab' Mitleid, Süße, soll mein Herz nicht brechen.«

Sie blickte nieder auf Aurelius  
Und frug: »Ist das Dein Wille und Entschluß?  
Zuerst, Aurelius, konnt' ich's nicht verstehn,  
Doch jetzt« – sprach sie – »beginn' ich's einzuseh'n.  
Indeß – bei Gott, dem Herrn von Seel' und Leib! –  
Ich werde nie als ungetreues Weib  
In Worten oder Werken mich erzeigen,  
Und dem ich mich verbunden, bleib' ich eigen.  
Betrachte dies als letzte Antwort Du!«

Indessen scherzend fügte sie hinzu  
Und sprach: »Aurelius! – bei dem Herrgott droben! –  
Ich will Dir dennoch Liebe zugeloben,  
Weil Du so flehentlich darnach begehrt hast.  
Sieh'! an dem Tag, an dem Du weggekehrt hast  
Aus der Bretagne alle Felsenriffe  
So gründlich Stein um Stein, daß keine Schiffe  
Daselbst mehr scheitern, und die Küste rein  
Von allen Klippen ist und jedem Stein,  
Will ich Dich mehr als jede Kreatur  
Auf Erden lieben! – Dieses ist mein Schwur.  
Denn das wird – weiß ich sicher – nie geschehen.  
Laß solche Thorheit aus dem Sinn Dir gehen.

Weßwegen reizt Euch Männer nur ein Weib,  
Das einen Gatten hat, der ihren Leib  
Genossen hat, so oft es ihm behagte?«

Schwer seufzte nun Aurelius und fragte:  
»Bleibt denn kein einz'ger Hoffnungsschimmer mein?«  
Sie sprach: »Bei Gott, der mich erschaffen! – Nein!«

Sobald Aurelius dieses Wort vernahm,  
Sprach er zu ihr in seinem Herzensgram:  
»Madam! durch solch' unmögliches Gebot  
Treibt ihr mich jählings in den grausen Tod!«

Und mit den Worten ging er von ihr fort.

Bald kehrten Freunde, welche – hier und dort  
Zerstreut im Garten – dieser letzten Scene  
Nicht beigewohnt, zurück zu Dorigene;  
Und rasch begann von Neuem Spiel und Tanz.  
Und als erloschen war der Sonne Glanz,  
Die längst sich hinterm Horizont verkrochen,  
Das heißt, nachdem die Nacht hereingebrochen,  
Ging froh und heiter Jedermann nach Haus.  
Jedoch Aurelius nehm' ich davon aus,  
Der heimwärts zog mit sorgenvollen Sinnen.  
Er hoffte kaum, dem Tode zu entrinnen,  
Ihm zu erkalten schien bereits das Herz,  
Und seine Hände hob er himmelwärts,  
Und warf in wilder Fieberphantasie  
Sich zum Gebete nieder auf die Knie.  
Vom Weh' getrübt war des Verstandes Licht,  
Und was er sagte, wußt' er selber nicht;  
Doch sprach er so, und klagte jammervoll  
Sein Leid der Göttin und zunächst Apoll:

»Du Gott der Sonne!« rief er – »Reichsverweser  
Der Pflanzen, Bäume, Blumen und der Gräser,  
Der allen, nach dem Standpunkt, den du nimmst,  
Die Dauer und die Blüthezeit bestimmst,  
Bald hoch, bald niedrig Deine Herberg' wählend.  
Auf mich, Aurelius, wirf in meinem Elend,  
Dein Gnadenauge! Sonst bin ich verloren!  
Mein Liebchen, Herr! hat mir den Tod geschworen!

Drum zeige Du, da jeder Schuld ich ledig,  
Dich meinem todeskranken Herzen gnädig!  
Denn wahrlich, Phöbus, sie nur ausgenommen –  
Kann Deine Hülfe mir am Besten frommen.  
Drum nimm in Gnaden meinen Rathschlag an,  
Wodurch und wie mir Rettung werden kann.  
Lucina, deine Schwester, diese lehre  
Und segensreiche Königin der Meere,  
Die – ob Neptun darüber zwar regiert –  
Als Obergöttin doch den Scepter führt,  
Beseelt – wie Du es weißt – das heiße Streben,  
Durch Deine Gluth zu leuchten und zu leben;  
Drum folget sie beständig Deiner Spur.  
Und so bestrebt das Meer sich von Natur  
Der Göttin nachzufolgen, die zumal  
Das Meer beherrscht, wie Flüsse breit und schmal.

Darum, Herr Phöbus! lautet so mein Flehen:  
Thu' dieses Wunder, sonst muß ich vergehen!  
Wenn Ihr Geschwister Euch in nächster Zeit  
Im Bild des Löwen gegenüber seid,  
So mache, daß sie eine Hochfluth bringe,  
Die mindestens fünf Faden überspringe  
Bretagnens allerhöchste Felsenwände,  
Und nicht vor Ablauf von zwei Jahren ende.  
Dann darf ich sprechen: ›Halte mir Dein Wort,  
Verehrte Frau! – Die Felsen sind jetzt fort!‹

Für mich, Herr Phöbus, dieses Wunder thu'!  
Heiß' sie nicht schnellern Laufs zu geh'n, als Du!  
Ich sage dieses: Deine Schwester bitte,  
Mit Dir zwei Jahre lang in gleichem Schritte  
Zu bleiben. Dann wird steter Vollmondschein  
Und Tag und Nacht beständig Springfluth sein.  
Doch will sie nicht in dieser Art gewähren,  
Mir meine theure Herrin zu bescheeren,  
So bitte sie, jedwede Felsenwand  
Hinab zu senken in ihr dunkles Land.  
Tief in die Erde, dort, wo Pluto wohnt,  
Da mich sonst nimmer ihre Liebe lohnt!

Barfuß nach Delphi will ich, Phöbus wallen

Zu Deinem Tempel! – Von den Wangen fallen,  
Sieh', meine Zähren – und erbarme Dich!«

Mit diesem Worte sank er jämmerlich  
In Ohnmacht nieder, und lag lange Zeit,  
Bis ihn sein Bruder, dem sein Herzeleid  
Bekannt war, aufhob und zu Bette trug.  
Hier lag der Aermste jammervoll genug,  
Und mag – statt meiner – nun in seiner Noth  
Selbst wählen zwischen Leben oder Tod.

Arviragus, des Ritterstandes Blume,  
War heilen Leibes unter großem Ruhme  
Mit würd'gen Mannen wieder heimgekehrt.  
Welch' Glück ist, Dorigene, Dir bescheert,  
Da Dir im Arme wieder wohlgemuth  
Dein frischer Ritter, Held und Gatte ruht,  
Der Dich mehr lieb hat, als sein eig'nes Leben!

Sich grillenhaftem Argwohn hinzugeben,  
Ob zu ihr Jemand während seiner Reise  
Von Liebe sprach, lag nicht in seiner Weise;  
Er plagte sich mit solchen Grillen nicht.

Er denkt nur an Vergnügen, tanzt und ficht.

Und so verlass' ich ihn in Lust und Glück,  
Und kehre zu Aurelius zurück.

Sehnsüchtig, elend und gequält, litt schwer  
Aurelius zwei Jahre lang und mehr,  
Bevor den Fuß er auf den Boden setzte.  
Kein anderer Trost in dieser Zeit ihn letzte,  
Als solcher Zuspruch, welchen der gelehrte,  
Vertraute Bruder seinem Leid gewährte.

Denn sicherlich mit keiner Kreatur  
Sprach er ein Wörtchen von der Sache nur.  
Verschlossen trug im Busen er sein Weh,  
Wie Pamphilus für seine Galathee.  
Von Außen freilich schien die Brust zwar heil,  
Doch tief im Herzen stak der scharfe Pfeil;  
Und in der Heilkunst – das ist Jedem klar –

Sind inn're Wunden immer von Gefahr,  
Wenn an den Pfeil man nicht gelangen kann.

Wehklagend sah's der Bruder heimlich an,  
Bis es zuletzt in ihm begann zu tagen;  
Und wie die jungen Schüler darnach jagen,  
In allen Winkeln und in allen Ecken  
Von fremden Künsten etwas zu entdecken,  
Was wunderbar erscheint und belangreich,  
So fiel ihm ein, daß er ein Buch in Frankreich  
Zu Orleans sah, wo er sein Studium trieb,  
Das die natürliche Magie beschrieb;  
Denn heimlich hatte dies sein Kamerad  
- Zu jener Zeit ein Rechtsbaccalaureat -  
Obschon es in sein Fach nicht schlug, besessen  
Und eines Tags auf seinem Pult vergessen.

Viel stand im Buch von den Operationen  
Der achtundzwanzigfachen Mondmansionen  
Und andre Thorheit; doch was drin gelehrt,  
Ist heute kaum noch eine Fliege werth;  
Denn uns zu schützen weiß vor Illusion  
Die heil'ge Kirche durch den Glauben schon.

Und als er dieses Buches sich entsann,  
Fing froh das Herz in ihm zu hüpfen an,  
Und zu sich selber sprach er still: »Ich heile  
Jetzt meinen Bruder in ganz kurzer Weile.  
Denn Wissenschaften giebt es - das steht fest -  
Durch die sich manches Wunder machen läßt,  
Wie's jene Taschenspieler schlaue verstehen.  
Man hat an Festen - hört' ich - oft gesehen,  
Wie sich ein großer Saal auf ihr Gebot  
Mit Wasser füllte, auf dem dann ein Boot  
In jener Halle kam einher geschwommen.  
Bald sah man einen grimmen Löwen kommen,  
Bald Blumen, wie sie auf den Wiesen prangen,  
Bald roth und weiß am Weinstock Trauben hangen,  
Und bald aus Kalk und Steinen ein Kastell;  
Und auf Geheiß schwand Alles wieder schnell.  
So trug sich's zu nach allem Augenschein.  
Drum sollte - schließ' ich - aufzufinden sein

In Orleans ein alter Mitstudent,  
Der die natürliche Magie noch kennt  
Und noch vertraut ist mit den Mondmansionen,  
Soll Gegenliebe meinen Bruder lohnen!  
Denn wohl mag ein Gelehrter es versteh'n,  
Daß durch ein Trugbild scheinbar untergeh'n  
Auch der Bretagne schwarze Felsenriffe  
Und ab und zu am Ufer zieh'n die Schiffe.  
Und währt der Spuk nur einen Tag bis zwei,  
Sind meines Bruders Schmerzen auch vorbei,  
Dann muß sie halten, was sie ihm versprach,  
Und thut sie's nicht, so trifft sie Schimpf und Schmach.«

Was soll ich davon sprechen breit und lang?  
Zum Bett des Bruders lenkt' er rasch den Gang  
Und gab ihm solchen guten Trost und Rath,  
Nach Orleans zu geh'n, daß in der That  
Sein Bruder aufsprang und sofort von dannen  
Voll Hoffnung zog, die Schwermuth zu verbannen.

Und als sie auf Entfernung von vielleicht  
Ein bis zwei Stunden jene Stadt erreicht,  
Sprach, höflich grüßend, sie ein junger Mann,  
Der dort spazierte, auf Lateinisch an  
Und redete verwunderlicher Weise:  
»Ich kenne schon den Grund von Eurer Reise.«  
Und theilte drüber, eh' nur einen Schritt  
Sie weiter gingen, ihnen Alles mit.

Nun stellte der Bretone manche Frage,  
Betreffend die Bekannten alter Tage.  
Doch ihm ins Auge manche Thräne kam,  
Als er von Allen nur den Tod vernahm.

Von seinem Pferde sprang Aurelius dann  
Und schleunig führte sie der Wundermann  
Zu sich ins Haus und sorgte dort aufs Beste  
Für Trank und Speise nach der Wahl der Gäste.  
Fürwahr, Aurelius fand so wohl bestellt  
Noch keinen Haushalt auf der ganzen Welt.  
Der Meister wies ihm Abends vor dem Mahl  
In Park und Wald des Wildes reiche Zahl.

Da sah er Hirsche mit Geweihen steh'n,  
So mächtig, wie kein Auge je geseh'n.  
Da sah er hunderte zerfleischt von Hunden,  
Vom Pfeil durchbohrt und blutend aus den Wunden.  
Dann war's vorbei, und statt der wilden Thiere  
Sah er auf schönem Flusse Falkoniere,  
Sah nach dem Reiher ihre Falken fliegen,  
Sah auf dem Plane Ritter sich bekriegen.  
Dann wies sich ihm als größter Hochgenuß  
Im Tanze seine Dame noch zum Schluß,  
Mit der er selber tanzte, wie er dachte.  
Und als der Meister, der dies Werk vollbrachte,  
Sah, daß es Zeit war, schlug er in die Hände,  
Und – Lebewohl! – der Zauber war zu Ende.  
Doch aus dem Haus entfernten sie sich nimmer.  
In seinem Studio- oder Bücherzimmer  
Erblickten sie die ganze Zauberei,  
Dort ruhig sitzend, immer nur selbdrei.

Der Meister seinen Junker herbefahl  
Und frug: »Wie steht's um unser Abendmahl?  
Fast eine Stunde – denk' ich – schon enteilte,  
Seit ich dazu den Auftrag Dir ertheilte,  
Und ich mit diesen würd'gen Herren in  
Mein Bücherzimmer eingetreten bin.«

»Herr!« – sprach der Junker – »wenn es Euch gefällt,  
Speist Ihr sogleich. – Die Tafel ist bestellt!«

»Wohlan« – sprach er – »geh'n wir zum Abendbrod!  
Ein wenig Ruhe thut Verliebten Noth.«

Berathen ward, nachdem getafelt war,  
Sodann zunächst des Meisters Honorar,  
Wenn felsenrein zu kehren er die Küste  
Von der Garonne bis zur Seine wüßte.  
Er machte Schwierigkeiten, und er schwur;  
So Gott ihm helfe! ungerne thät' er's nur,  
Und tausend Pfund sei wahrlich kaum genug.

Aurelius, dem das Herz vor Freude schlug  
Entgegnete: »Pfui, über tausend Pfund!  
Die ganze Welt, der Erde weites Rund,

Wollt' ich drum geben, wären sie nur mein!  
Der Handel gilt! Wir kamen überein!  
Ich werde redlich zahlen – auf mein Wort!  
Jedoch – kein Aufschub und Verzug hinfort!  
Nicht länger als bis morgen halt' uns auf!«

»Nein!« – sprach der Meister – »nimm mein Wort darauf!«

Und als Aurelius bald zu Bette ging,  
Ihn süßer Schlaf die Nacht hindurch umfing  
Mit Hoffnungsträumen künft'ger Seligkeit  
Nach seiner Arbeit, seinem Herzeleid;

Am nächsten Tag, sobald der Morgen da,  
Sich gradeswegs auf nach Armorika  
Aurelius und der Zaubermeister machten,  
Und stiegen ab, wo sie zu bleiben dachten.

Dem Buche nach geschah's im frost'gen, kalten  
Decembermond – ich hab's genau behalten. –  
Phöbus, gealtert und wie Messing fahl,  
Der schimmernd einst den glühend gold'nen Strahl  
Zur heißen Zeit des Sommers abgesandt,  
Nunmehr schon tief im Bild des Steinbocks stand,  
Und schien dort trübe – wie gesagt – und matt.  
In keinem Garten blieb ein grünes Blatt;  
Nichts hatte Regen, Frost und Schnee gespart.  
Am Feuer sitzt mit seinem Doppelbart  
Janus und trinkt aus Büffelhörnern Wein,  
Vor sich das Fleisch vom scharfbezahnten Schwein,  
Und »Noël!« ruft ein jeder lust'ge Mann. –

Aurelius thut Alles, was er kann,  
Den Meister zu bewirthen und zu ehren;  
Doch Eile blieb sein dringendstes Begehren:  
Er müsse schleunigst heilen seinen Schmerz;  
Wo nicht, durchstäch' er mit dem Schwert sein Herz!  
Der kluge Mann, der seinen Kummer theilte,  
Sich Tag und Nacht mit aller Kraft beeilte,  
Um auszurechnen seine beste Zeit;  
Das heißt: zur Täuschung die Gelegenheit,  
Daß mittelst einer Phantasmagorie  
– Ich weiß zwar nicht, ob die Astrologie

Den Ausdruck kennt – sie und ein Jeder meine,  
Aus der Bretagne seien Fels und Steine  
Ins Meer gesunken oder sonst verschwunden.

Und endlich war die Zeit herausgefunden  
Für diese bösen und verruchten Possen,  
Die aus verfluchtem Aberglauben sprossen.  
Die Tafeln von Toledo nahm zur Hand er,  
Wohl corrigirt; und keinen Fehler fand er  
In seinen Wurzeln, seinen Umlaufsjahren,  
Ob sie collecte, ob expanse waren.  
Auch seine Kreise, seine Argumente  
Und die proportionalen Elemente  
Für seine Gleichung stimmten auf das Haar.  
Und durch die achte Sphäre ward ihm klar,  
Wie weit bereits sich der Alnath dort oben  
Vom Haupt des Fixsterns Aries verschoben,  
Der angehört dem neunten Sphärenkreise.  
Dies calculirt' er auf die schlaueste Weise;  
Und als berechnet war das erste Haus,  
Fand er den Rest durch Proportion heraus.  
Er wußte, wann und wo der Mond aufging,  
Termine, Phasen und jedwedes Ding;  
Er kannte gründlich alle Monomansionen  
Mit ihrem Einfluß auf Operationen;  
Er kannte gleichfalls sonst noch Observanzen  
Für Täuschungen und solche Firlefanzen,  
Wie damals sie beim Heidenvolk im Schwange.  
Er zögerte deßwegen nicht mehr lange,  
Und scheinbar schaffte seine Zauberei  
Die Felsen fort für einen Tag bis zwei.

Aurelius, verzweiflungsvoll vor Wehe,  
Ob er gewinne oder leer ausgehe,  
Erwartete das Wunder Tag und Nacht;  
Und als er ohne Hinderniß vollbracht  
Es sah und fand, die Felsen waren fort,  
Warf zu des Meisters Füßen mit dem Wort  
Er sich zur Erde: »Laß, o Herr, mich danken,  
Venus und Euch, daß Ihr den sorgenkranken  
Und leidenden Aurelius habt geheilt!«

Und zu dem Tempel eilt er unverweilt,  
Wo seine Dame war, wie ihm bekannt;  
Und als dazu Gelegenheit er fand,  
Begrüßte zweifelsbang und demuthsreich  
Er seine theure Herrin auch sogleich:

»Gerechte Frau!« – sprach der gequälte Mann –  
»Dich fürcht' ich und Dich bet' ich liebend an!  
Nicht für die Welt würd' ich mich unterfangen,  
Dich je zu kränken. – Doch soll nicht Verlangen  
Nach Dir das Herz mir auf der Stelle brechen,  
So muß ich jetzt von meiner Liebe sprechen.  
Wenn ich nicht sterben soll, muß ich Dir sagen:  
Du hast mit Schmerzen schuldlos mich geschlagen;  
Doch läge Dir auch nichts an meinem Leben,  
Bedenke wohl – Du hast Dein Wort gegeben.  
Du magst vor Gott dies reuig überlegen,  
Eh' Du mich tödtest meiner Liebe wegen.  
Verehrte Frau! Du weißt, was Du versprochen.  
Doch Gnade nur, statt auf mein Recht zu pochen,  
Verlang' ich, theure Herrscherin, von Dir.  
Wozu in jenem Garten Du Dich mir  
Verpflichtet hast und was Du in die Hand  
Mir zugeschworen, ist Dir wohl bekannt.  
Gott weiß! die höchste Liebe sagtest Du,  
So unwerth ich derselben bin, mir zu.  
Madam! ich spreche Deiner Ehre wegen,  
Nicht weil an meinem Leben mir gelegen.  
Was Du befohlen hast, das ist gescheh'n.  
Beliebt es Dir, kannst Du es selber seh'n.  
Thu', was Du willst! – Doch Deinen Eid bedenke,  
Ob Tod ob Leben Deine Hand mir schenke,  
Ich nehme hin, was Du für gut befunden.  
Jedoch – ich weiß – die Felsen sind verschwunden!«

Er eilte fort. – Doch sie blieb staunend steh'n,  
Mit blutlos blassem Antlitz; vorgeseh'n  
War eine solche Falle von ihr nie.  
»Ach, daß mich dieses treffen muß!« – rief sie.  
»Ich wähte nicht, daß solche Zauberei,  
Daß solches Wunder jemals möglich sei  
Zuwider den Gesetzen der Natur!«

Und heimwärts schwankt die arme Kreatur  
Mit schwerem, durch die Furcht gelähmtem Gang.  
Sie klagt und weint ein bis zwei Tage lang,  
– In ihrer Ohnmacht traurig anzuschauen. –  
Doch wollte Keinem sie den Grund vertrauen;  
Denn ihr Gemahl war aus der Stadt auf Reise.  
Und still für sich sprach sie in dieser Weise,  
Verstörten Blick's mit blassem Angesichte  
Die Jammerworte, die ich Euch berichte:

»Ach!« – rief sie – »Dir, Fortuna, gilt mein Klagen!  
In Fesseln hast Du jählings mich geschlagen,  
Die zu zerreißen – weiß ich – nur der Tod  
Vermögend ist, da mir Entehrung droht;  
Und zwischen diesen zwei'n muß ich entscheiden.  
Jedoch viel lieber will ich Tod erleiden,  
Als meinen Leib durch Schande zu entweih'n,  
Oder durch Wortbruch sonst beschimpft zu sein.  
Doch jeder Schmach kann mich mein Tod entheben.  
Hat es nicht manches edle Weib gegeben  
Und manches Mädchen, das den Tod erwählte,  
Eh' ihren Leib der Schande sie vermählte?  
Gewißlich! Das bezeugen diese Sagen.«

Als Phidon in Athen beim Fest erschlagen  
Von jenen dreißig Mordtyrannen war,  
Da ließen der gefang'nen Töchter Schaar  
Sie splinternackt zur Fröhnung ihrer Laster  
Vor sich erscheinen, daß sie auf dem Pflaster  
– Gott möge strafen solchen Uebermuth! –  
Vor ihnen tanzten in des Vaters Blut.  
Heimlich entrannen voller Furcht und Schrecken  
Die armen Mädchen, um nicht zu beflecken  
Ihr Jungfernthum und – dem Berichte nach –  
Ertränkten sie sich in dem nächsten Bach.

Es suchten sich in Sparta aus und nahmen  
Einst die Messenier fünfzig junge Damen,  
An ihnen ihre Fleischeslust zu stillen.  
Doch alle widerstanden ihrem Willen;  
Entschlossen trotzten alle dem Gebot

Und gingen lieber freudig in den Tod,  
Als ihrem Mädchenthume zu entsagen.  
Warum soll ich denn vor dem Tode zagen?

Sieh' den Tyrannen Aristoklides,  
Der einst geliebt die Maid Stymphalides.  
Zum Dianatempel floh sie in der Nacht,  
In welcher man den Vater umgebracht;  
Und um das Bildniß dieser Gattin schlang  
Die Arme sie; und selbst durch keinen Zwang  
Zog man sie fort; sie hielt es fest umwunden,  
Bis durch Gewalt sie dort den Tod gefunden.

War diesen Mädchen schmachvoll es erschienen;  
Der faulen Lust der Männerwelt zu dienen,  
Sollt' auch ein Weib – so denk' ich – lieber sterben,  
Als ihren Leib durch Unzucht zu verderben!

Was sagt' ich nur vom Weib des Hasdrubal,  
Die sich den Tod gab bei Karthago's Fall?  
Sie sieht, das ganze Heer der Römer dringt  
Zur Stadt hinein, und mit den Kindern springt  
Sie in das Feuer, und freiwillig endet  
Ihr Leben sie, eh' sie ein Römer schändet.

Starb nicht Lukretia auch durch eigne Hand,  
Als ihr Tarquin die Jungfernschaft entwandt?  
Sie dachte, daß ein Leben sonder Ehre  
Und guten Ruf die größte Schande wäre.

Durch Furcht und Jammer wurden auch die sieben  
Jungfrau'n Milesiens in den Tod getrieben,  
Damit kein Gallier ihre Unschuld raube.

Und tausend von Geschichten – wie ich glaube –  
Könnt' ich erzählen von der gleichen That.

So gab, als umgekommen Abradat,  
Sein Weib den Tod sich zu derselben Stunde,  
Und ließ in seine tiefe, weite Wunde  
Ihr Blut entströmen mit dem Wort: »Nun kann  
Mich fürderhin entehren nie ein Mann!«  
Was nützt es mehr, Exempel vorzutragen?

Wie viele haben lieber sich erschlagen,  
Als ihres Leibes Schändung zu erleben.  
Drum besser ist's, mein Leben hinzugeben  
Als Ehr' und Unschuld. – Dies ist mein Beschluß:  
Getreu verbleib' ich dem Arviragus,  
Sollt' ich mein Leben auch mit eignen Händen  
Wie jene Tochter des Demotion enden,  
Um nicht den Leib durch Schande zu entweih'n!  
O, Sedasus! mit welcher Herzenspein  
Las ich von Deinen Töchtern, die sich alle  
Den Tod gegeben in dem gleichen Falle.  
Und tiefes Mitleid rief in mir hervor  
Die Maid von Theben, die um Nicanor  
Sich aus demselben Grunde nahm das Leben.  
So starb ein and'res Mädchen noch in Theben,  
Die, von den Macedoniern arg bedroht,  
Ihr Jungfernthum bewahrte durch den Tod.  
Was sag' ich von dem Weib des Nicerat,  
Die makellos blieb durch die gleiche That?  
So bot dem Alcibiades zu Liebe,  
Daß nicht sein Leichnam unbestattet bliebe,  
Sein treues Mädchen sich dem Tode dar.  
»Seht, welch' ein Weib« – rief sie – »Alceste war!  
Hat nicht Homer Penelope genannt?  
Kennt ihre Keuschheit nicht ganz Griechenland?  
Steht nicht von Laodamia geschrieben,  
Daß sie, nachdem vor Troja's Wall geblieben  
Prothesilaus, sie sich selbst entleibt?  
Die edle Portia zu erwähnen bleibt;  
Sie konnte nicht getrennt von Brutus leben,  
Dem sie ihr ganzes, volles Herz gegeben.  
Von Artemisia's strengem Wittwenthum  
Spricht noch die ganze Barbarei mit Ruhm.  
Ein Spiegel bleibt, o, Teuta, Königin!  
Für alle Weiber stets Dein keuscher Sinn.«

Ein bis zwei Tage weilte, also klagend  
Und mit Gedanken an den Tod sich tragend,  
Schon Dorigene, bis die dritte Nacht  
Arviragus zu ihr zurückgebracht.  
Der würd'ge Ritter fand sie thränenschwer  
Und forschte nach. Jedoch sie weinte mehr

Und mehr und sprach: »Ach, daß ich je geboren!  
Ich habe« – rief sie – »so und so geschworen!«  
Und gab ihm kund, was ihr bereits vernommen.  
– Was kann es mir zu wiederholen frommen? –  
Doch heitern Blick's versetzte drauf ihr Mann  
Und redete mit Freundlichkeit sie an:  
»Und ist das Alles, Dorigene? Sprich!«  
»Ach, ach!« – sprach sie – »der Himmel schütze mich!  
Es ist zu viel! und wär' es Gottes Wille.«  
»Nun, Weib!« – sprach er – »laß schlafen das in Stille.  
Noch heute mag's zum Guten sich gestalten;  
Doch meiner Treu! Dein Wort sollst Du ihm halten!  
Denn wie auf Gottes Gnade steht mein Hoffen,  
So wäre lieber ich zu Tod getroffen,  
Wie sehr ich Dir in Liebe zugewandt,  
Als daß Du brächest Ehrenwort und Pfand!  
Des Menschen Allerhöchstes ist sein Wort!«

So sprach er unter Thränen und fuhr fort:  
»Bei Todesstrafe bleibt es Dir verwehrt,  
So lang' Du athmest und Dein Leben währt,  
Von Deinem Unglück Jemandem zu sagen;  
Wie ich mein Leid nach bester Kraft will tragen,  
Darf man aus keiner Schmerzensmiene je  
Errathen können Deines Herzens Weh!«

Den Junker und die Zofe rief er dann.  
»Bringt Dorigene« – sprach er beide an –  
»Sogleich zu dem ihr mitgetheilten Ort!«

So nahmen Abschied sie und gingen fort.  
Doch weder von dem Zwecke, noch dem Grunde  
Erhielten sie von Dorigene Kunde.

Der Zufall aber war Aurelius günstig,  
Und dieser Junker, welcher liebesbrünstig  
Nach Dorigene schmachtete, traf grade  
Mit ihr zusammen, als auf nächstem Pfade  
Sie durch die Stadt, wie sie Befehl empfing,  
Mit raschen Schritten nach dem Garten ging.  
Und zu demselben Garten ging auch er.  
Er hatte lang' gelauert schon vorher,

Ob sie ihr Haus, um auszugeh'n, verlasse,  
Und traf sie so durch Zufall auf der Gasse.  
Er grüßte sie vergnügt und guter Dinge  
Und frug, wohin und welchen Weg's sie ginge?  
Sie aber sprach mit halb verwirrtem Sinn:  
»Zu jenem Garten schickt mein Mann mich hin,  
Dir Wort zu halten! – Weh' mir, daß ich's muß!«

Verwundert hörte dies Aurelius,  
Und es begann sein Herz bei ihren Klagen  
In tiefem Mitgefühl für sie zu schlagen,  
Wie für Arviragus dem würd'gen Ritter,  
Der Wort zu halten ihr befahl, so bitter  
Er seines Weibes Opfer auch empfand.

Und so erwog, von Mitleid übermannt,  
Aurelius, daß er in dieser Lage  
Weit besser seines Fleischeslust entsage,  
Als daß er eine Schurkerei vollbringe,  
Die gegen Anstand, gegen Ehre ginge.  
Mit kurzen Worten sprach er drum zu ihr:

»Madam! sag' dem Arviragus von mir,  
Dieweil ich seinen Edelmuth erkannt,  
Und so verzweiflungsvoll Dich selber fand,  
Dieweil er dulden wolle lieber Schmach,  
Als daß Du brächest, was Dein Wort versprach,  
So wollt' auch ich weit lieber ewig leiden,  
Als wie die Liebe stören von Euch Beiden.  
Empfange, werthe Frau, in Deine Hand  
Zurück ein jedes Jawort, jedes Pfand,  
Das Du zuvor in Deinem ganzen Leben  
Vom Tage der Geburt an mir gegeben.  
In keiner Weise will ich durch ein Wort  
Dich jemals tadeln. – Und so scheid' ich fort  
Vom besten, treusten Weibe, das ich fand  
Und während meines Lebens je gekannt.  
– Doch künftig mögen, wenn ihr Wort sie schenken,  
Die Frau'n zuvor an Dorigene denken. –  
Nur ohne Furcht! – Gewiß ein Junker kann  
So edel handeln, wie ein Rittersmann!«

Ihm dankend, fiel sie auf die Kniee nieder,  
Und eilte heim zu ihrem Gatten wieder,  
Dem sie, was ihr vernommen habt, erzählte.  
Doch meiner Treue! wie ihn das beseelte  
Ist mir unmöglich, näher zu beschreiben.  
Was soll ich länger bei der Sache bleiben?  
Es lebte fort im seligsten Genuß  
Frau Dorigene mit Arviragus.  
Kein Zwiespalt trennte Beide fürderhin,  
Er ehrte sie wie eine Königin,  
Und ihm getreu blieb sie auf immerdar.

Mehr hört ihr nicht von diesem Ehepaar.

Den Tag verfluchte, welcher ihn geboren,  
Aurelius, der all sein Geld verloren.  
»Ach!« – rief er – »ach! daß ich versprochen habe  
Eintausend Pfund von reinem Gold als Gabe  
Dem Philosophen! – Wie schaff' ich es an?  
Ich bin – das seh' ich – ein verlor'ner Mann!  
Mein ganzes Erbgut muß ich jetzt verkaufen,  
Ich bin ein Bettler, muß von dannen laufen,  
Um meine Sippe hier nicht zu beschämen!  
Vielleicht jedoch kommt es zum Einvernehmen,  
Wenn ich versuchen will, ihm vorzuschlagen,  
Von Jahr zu Jahr die Schulden abzutragen  
Mit bestem Dank für die Gefälligkeit;  
Dann lüg' ich nicht und halte meinen Eid.«

Zum Koffer ging er mit betrübtem Sinn,  
Und trug sein Gold zum Philosophen hin;  
Fünfhundert Pfund an Werth war's – wie ich denke –  
Und bat, daß er die Frist ihm freundlich schenke,  
Um nach und nach das fehlende zu zahlen.  
»Nicht will ich, Meister!« sprach er – »damit prahlen,  
Doch hielt ich stets, wozu ich mich verpflichtet,  
Und sicherlich wird nach und nach entrichtet,  
Was ich Dir schulde, mag, was will, gescheh'n,  
Und sollt' ich auch im Hemde betteln geh'n.  
Jedoch, gewährtest Du auf Sicherheit  
Vielleicht zwei Jahre oder drei mir Zeit,  
Wär' es mir lieb. – Doch willst Du es verweigern,

Wohlan! – so muß mein Erbgut ich versteigern!«

Der Philosoph gab Antwort ihm indessen

Auf diese Weise ruhig und gemessen:

»Hielt etwa ich an unserm Pakt nicht feste?«

»Gewiß« – sprach er – »getreulich und aufs Beste!«

»Und war die Dame, die Du liebst, nicht Dein?«

»Nein!« – rief er sorgenvoll erseufzend – »nein!«

»Aus welchem Grunde? – Wenn Du darfst, sag' an!«

Worauf Aurelius den Bericht begann

Und ihm erzählte, was Ihr schon vernommen;

Es nützt zu nichts, darauf zurück zu kommen.

Er gab ihm kund: wie ritterlich sein Leid

Arviragus zu tragen sei bereit,

Wenn sie ihr Wort nur halte, das sie binde;

Wie schmerzlich Dorigene dies empfinde

Und lieber ihrem Leben gleich entsage,

Als daß sie sich als schlechtes Weib betrage.

Wie unschuldsvoll, da solche Zauberei

Sie nie geahnt, ihr Wort gegeben sei.

»Und da« – sprach er – »ich Mitgefühl empfand,

So schickt' ich, ganz wie er sie mir gesandt,

Sie ihm freiwillig auch zurück ins Haus.

Mehr weiß ich nicht; denn damit ist es aus.«

Der Philosoph sprach: »Bruder! laß Dir sagen,

Ihr Beide habt Euch ehrenwerth betragen,

Du als ein Junker, er als Rittersmann!

Doch, ohne Sorgen! – auch ein Schreiber kann

So gut wie Ihr beweisen seine Ehre

– Und Gott verhüte, daß es anders wäre! –

Herr! ich verzichte auf die tausend Pfund,

Als ständest Du, soeben aus dem Grund

Hervorgekrochen, unbekannt vor mir.

Nicht einen Pfennig nehm' ich an von Dir

Für meine Kunst und alle Müh' und Last!

Da Du bezahlt für meine Nahrung hast,

So ist's genug! – Lebwohl!« – und mit dem Wort

Bestieg er seinen Rappen und ritt fort.

Nun aber, Herren! laßt mich Euch befragen:

Wer hat sich hier am Edelsten betragen?

Was dünkt Euch? – Sprecht! bevor ihr weiter zieht.  
Ich weiß nichts mehr! – Zu Ende ist mein Lied.

### **Der Prolog des Doctors.**

*Vers 14495–14500.*

»Ei!« – rief der Wirth – »Laßt jetzt die Sache ruh'n!  
Herr Arzt und Doctor. Euch ersuch' ich nun  
Erzählt uns eine sittsame Geschichte.«

»Hört Ihr mir zu, will ich mit dem Berichte  
Beginnen« – sprach der Doctor und hub an:  
»Ihr guten Leute, horchet Mann für Mann!«

### **Die Erzählung des Doctors.**

*Vers 14501–14786.*

Einst lebte – sagt uns Titus Livius –  
Ein Rittersmann, genannt Virginus,  
So ehrenhaft wie bieder, und zugleich  
An Freunden stark, sowie an Schätzen reich,  
Dem eine Tochter seines Weibes Schooß  
Allein gebar; sonst war er kinderlos.  
Doch hier auf Erden sah man weit und breit  
Kein schön'res Wesen, als die holde Maid,  
An der mit Fleiß und höchstem Vorbedachte  
Natur ein wahres Meisterstück vollbrachte,  
Gleichsam, als um zu sagen: »Ich, Natur,  
Bin nur im Stande, solche Kreatur  
Zu formen. – Sagt, wer kann mich überstrahlen?  
Pygmalion? – Nein! – Zwar ist im Meißeln, Malen,  
In Schmieden, Hämmern er geschickt, indessen  
Nicht er, noch Xeuxis und Apelles messen  
Sich je mit mir in allen diesen Sachen,  
Wenn sie versuchen, es mir nachzumachen.

Mich hat der erste Bildner dieser Welt  
Zu seinem Generalvicar bestellt.  
Was unterm wandelbaren Monde nur  
Vorhanden ist, jedwede Kreatur  
Kann nach Gefallen formen ich und malen,  
Und lasse mir die Arbeit nicht bezahlen.  
Mein Herr und ich sind stets in Harmonie,

Und meinem Herrn zur Ehre schuf ich sie;  
Wie dies für alle Wesen gilt hienieden,  
Sind Farben und Gestalten auch verschieden.«  
– So würde, dünkt mich, sprechen die Natur. –

Das Mädchen zählte vierzehn Jahre nur,  
Von dem Natur war solcher Art entzückt;  
Sie, welche weiß die zarte Lilie schmückt  
Und roth die Rose, hatte schon erlesen,  
Noch eh' geboren war dies edle Wesen,  
Für ihren Leib dieselbe Farbenpracht,  
Und auf den Gliedern schicklich angebracht;  
Und gleich dem Gold der Sonnenstrahlen war  
Gefärbt durch Phöbus ihr gelocktes Haar.

Doch übertraf den Schönheitsglanz der Jugend  
In tausendfachem Maß noch ihre Tugend.  
Es fehlte nichts, was man verständ'ger Weise  
Erwähnen kann zu ihrem Lob und Preise.  
Keusch war ihr Leib, und rein war ihr Gemüth,  
Und jungfräulich war sie emporgeblüht  
In aller Demuth und Bescheidenheit.  
In Selbstbeherrschung und Enthaltbarkeit.  
Stets hielt sie Maß in Kleidung und Betragen,  
Gab sittsam Antwort auf gestellte Fragen,  
Und ob sie weise gleich wie Pallas war,  
Blieb ihre Sprache weiblich doch und klar.  
Sie ahmte nicht die Modephrasen nach,  
Um weise zu erscheinen. Was sie sprach,  
War angemessen ihrem Stand und Rang  
Und tugendhaft und anmuthsvoll von Klang.  
Sie war von mädchenhafter Schüchternheit,  
Doch fest von Sinn. Durch stete Thätigkeit  
Verscheuchte sie die müß'gen Träumerei'n  
Und ließ nicht Bacchus ihren Meister sein.  
Denn Wein und Trägheit schürt in uns so gut,  
Wie bei dem Feuer Oel und Fett, die Gluth.

Von Zier und Zwang in ihrer Tugend frei,  
Mied unterm Vorwand, daß sie leidend sei,  
Sie dennoch solche Kreise, wo an Tand  
Und Thorheit etwa man Gefallen fand.

Wohl bieten Feste, Tänze, Schmauserei'n  
Gelegenheit zu manchen Tändelei'n,  
Und wie bekannt ist, pflegen solche Sachen  
Die Kinder frühreif, kühn und frech zu machen,  
Was für gefährlich gilt und immer galt.  
Denn allzukühn wird sich ein Mädchen bald,  
Wenn sie zum Weib emporwächst, nur gebahren.

Erzieherinnen! die ihr – alt an Jahren –  
Des Adels Töchter überwacht und lenkt,  
Fühlt Euch durch meine Worte nicht gekränkt.  
Erwägt, die Edelfräulein zu erzieh'n,  
Ist aus zwei Gründen Euch das Amt verlieh'n:  
Zuvörderst wegen Eurer Sittsamkeit,  
Sodann vielleicht, weil ihr gefallen seid  
Und daher mit dem alten Tanz bekannt,  
Dem Ihr Euch nun für immer abgewandt.

Um Christi Willen! lehret stets die Pflicht  
Der Tugend ihnen; – und versäumt es nicht!  
Von einem Wilddieb, welcher aufgegeben  
Die alte Kunst und Neigung hat, wird eben  
Ein Forst am allerbesten überwacht.  
Drum hütet sie! Es steht in Eurer Macht.  
Sorgt, daß ihr Laster nie an ihnen billigt!  
Verflucht seid Ihr, sofern Ihr darin willigt!  
Denn wer das thut, übt sicher Hochverrath.  
Drum seht Euch vor, und folget meinem Rath.  
Ein schlimm'rer Hochverräther als die Pest  
Ist, wer zu Fall die Unschuld kommen läßt.  
Ihr Väter und ihr Mütter! ob ein Kind,  
Ob viele Kinder Euch geboren sind,  
Tragt stete Sorge für ihr Wohlergeh'n,  
So lange sie in Eurer Obhut steh'n,  
Damit sie durch das Beispiel, das ihr gebt,  
Und weil Euch, sie zu strafen, widerstrebt,  
Nicht ins Verderben kommen. – Hinterher  
Bereut ihr's, wahrlich, bitter oft und schwer.  
Wenn schwach und pflichtvergessen ist der Hirt,  
Manch' Schaf und Lamm vom Wolf zerrissen wird.

Es mögen Euch genügen diese Lehren,

Denn zur Geschichte muß zurück ich kehren.

Die Maid, von der ich sprach, bedurfte kaum  
Der Lehrerin. Sie hielt sich selbst in Zaum.  
Denn wie in einem Buche war zu lesen  
In ihrem Wandel, wie in Wort und Wesen  
Ein sittsam' Mädchen sich betragen soll.  
Sie war so herzensgut und einsichtsvoll;  
Weit drang der Ruf nach allen Seiten hin  
Von ihrer Schönheit, ihrem Edelsinn.  
Im ganzen Land pries man sie allgemein,  
Wo Tugend galt. Es schwieg der Neid allein,  
Den das betrübt, was andere beglückt,  
Und das erfreut, was sie mit Kummer drückt.  
– So ward vom Doctor Augustin geschrieben. –

Zur Stadt ging einst die Maid mit ihrer lieben  
Und theuren Mutter, um nach Brauch der Frauen  
Sich in dem nahen Tempel zu erbauen.

Nun war im Stadtbezirk zu jener Zeit  
Ein Richter Pfleger der Gerechtigkeit,  
Der von dem Platze, wo er grade stand,  
Durch Zufall scharf den Blick auf sie gewandt,  
Als dieses Mädchen ihm vorüber ging.  
Und da sein Herz sofort auch Feuer fing,  
Als ihre Schönheit ihm ins Auge stach,  
So sann er in der Stille nach und sprach:  
»Um jeden Preis wird dieses Mädchen mein!«

Gleich schlich der Teufel ihm ins Herz hinein  
Und lehrte rasch ihm eine List ersinnen,  
Zu seinem Zweck das Mädchen zu gewinnen.  
Denn zu erreichen war – das sah er bald –  
Dies weder durch Bestechung noch Gewalt.  
Denn sie war stark an Freunden und zugleich  
Im höchsten Grade keusch und tugendreich.  
Und so begriff er, daß zur Lust und Sünde  
Sie zu verführen, außer Frage stünde.

Er überlegte lange und besann  
Auf einen Schurken in der Stadt sich dann,  
Dem es an Kühnheit und an List nicht fehlte.

Ihn ließ er zu sich kommen und erzählte  
Ihm insgeheim, was er im Sinne trage,  
Ihn dabei warnend, daß er's Keinem sage,  
Sofern ihm Leben lieber sei als Tod.  
Und als der Schuft sich zu der That erbot,  
War hoch erfreut der Richter, der ihn pries  
Und reich beschenken und bewirthen ließ.

Von Punkt zu Punkt – wie späterhin erhellt –  
Ward dann der Plan von Beiden festgestellt  
Nebst allen Schlichen, die geeignet schienen,  
Zur Stillung seiner Liebesbrunst zu dienen.  
Worauf den Schurken, welcher Claudius hieß,  
Der falsche Richter Appius entließ.  
– So war sein Name. Denn, was ich berichte,  
Ist keine Fabel, sondern Thatgeschichte,  
An deren Wahrheit man nicht zweifeln kann. –

Der falsche Richter ging sofort daran,  
In schnellster Art zum Ziele zu gelangen;  
Und so geschah's, als kurze Zeit vergangen,  
Und er – wie uns erzählt in der Geschichte –  
Einst nach Gewohnheit saß in dem Gerichte,  
Um zu entscheiden die vorhand'nen Fälle,  
Daß raschen Schrittes jener Schandgeselle  
Hervortrat und ihn ansprach: »Herr! versage,  
Ich bitte Dich, mir Recht in meiner Klage,  
Die gegen den Virginius lautet, nicht!  
Im Fall er der Behauptung widerspricht,  
Wird Zeugniß und Beweis von mir gestellt,  
Daß wahr ist, was die Klageschrift enthält.«

Der Richter sprach: »So lang' er nicht zur Stelle,  
Geht es nicht an, daß ich mein Urtheil fälle.  
Doch ruft ihn! Dann vernehm' ich ihn nach Pflicht.  
Dir wird Dein Recht! denn Unrecht giebt's hier nicht.«

Virginius kam, wie's ihm der Richter hieß,  
Worauf die Klagschrift er verlesen ließ,  
In der geschrieben stand, was ich Euch sage:

»Euch, werthem Herrn und Richter Appius, klage  
Ich – Euer armer Diener Claudius –

Daß mir ein Ritter, der Virginius  
Genannt wird, gegen Recht und Billigkeit,  
Wie sehr ich protestirte, eine Maid,  
Die noch in zartem Kindesalter stand,  
Heimlich bei Nacht aus meinem Haus entwandt,  
Obwohl durch Recht sie meine Sclavin war.  
Wenn Ihr erlaubt, bring' ich Beweise dar,  
Daß sie – und wenn er's noch so sehr bestritte –  
Nie seine Tochter war. – Entscheidet, bitte,  
In dieser Sache, was mein Recht betrifft.«

So war der Inhalt dieser Klageschrift.

Virginius sah erstaunt den Schurken an,  
Indeß bevor er den Versuch begann,  
Durch manche Zeugen und nach Ritterart  
Ihm zu beweisen, daß sein Widerpart  
Dies alles fälschlich ihm gelegt zur Last,  
War der verfluchte Richter so in Hast,  
Daß er zu schweigen den Virginius hieß,  
Sein Urtheil sprach und sich vernehmen ließ:

»Entschieden ist: dem Mann gehört die Magd!  
Sie zu behalten, wird Dir untersagt:  
Du gibst zurück in des Gerichtes Hand  
Sein Eigenthum! – So wird zu Recht erkannt.«  
Als sich der Rittersmann Virginius  
Durch diesen Spruch des Richters Appius  
Gezwungen sah, zum liederlichen Leben  
Dem Richter seine Tochter preis zu geben,  
Ging er zu Haus und trat in seinen Saal,  
Wohin zu kommen er der Maid befahl.  
Und als er ansah, wie sie demuthsreich  
Vor ihm erschien, ward er wie Asche bleich,  
Da Mitleid tief sein Vaterherz erregte.  
Doch hielt er fest am Vorsatz, den er hegte.

»Virginia!« – sprach er – »es giebt, theures Kind,  
Zwei Wege nur, die für Dich offen sind:  
Tod oder Schande! – Weh'! daß ich geboren,  
Daß schuldlos Du zu solchem Loos erkoren,  
Und enden mußt durch Messer oder Schwert!

O, Tochter, die mein Lebensmark verzehrt!  
Du, die ich stets mit solcher Freude pflegte,  
So treu beständig im Gedächtniß hegte,  
O, meine Tochter! Du, das letzte Leid,  
Die letzte Freude meiner Lebenszeit,  
Du, keusche Perle, mit geduld'gem Sinn  
Nimm Deinen Tod, den ich beschlossen, hin!  
Nicht Haß – nein, Liebe Dir das Leben raubt,  
Denn fallen muß durch diese Hand Dein Haupt!  
Ach! daß Dich Appius jemals sah im Leben,  
Und so dies falsche Urtheil hat gegeben.«

Den ganzen Fall gab er ihr kund sodann,  
Was, als bekannt, ich übergehen kann.

»Mein Vater!« – rief das Mädchen – »hab' Erbarmen!«  
Und seinen Hals umschlang mit beiden Armen  
Sie nach Gewohnheit, während jammervoll  
Die Thränenfluth aus beiden Augen quoll.

»O, guter Vater!« – rief sie – »muß ich sterben?  
Giebt's Gnade nicht? – nicht Rettung vorm Verderben?«

»Nein, keine!« – sprach er – »theures Töchterlein.«

»Gewähre, Vater!« – rief sie – »nur allein  
Mir kurze Frist, mein Ende zu beklagen.  
Denn ehe seine Tochter er erschlagen,  
Gewährte Jephta ihr die gleiche Huld.  
Und weiß es Gott! sie trug daran nicht Schuld,  
Daß sie als Erste war vorangegangen,  
Um ihren Vater festlich zu empfangen.«

Und mit dem Wort sank sie in Ohnmacht hin.

Doch später, als zurückgekehrt ihr Sinn,  
Erhob sie sich und sprach zum Vater dann:  
»Gelobt sei Gott, daß keusch ich sterben kann!  
Gieb mir den Tod! ich will nicht Schmach erleben!  
Thut Eurem Kind, was Gott Euch eingegeben!«

So sprach sie zu ihm und bat immer wieder  
Um sanften Tod und sank zu Boden nieder,

Wo sie alsdann bewußtlos liegen blieb.

Der schmerzzerriß'ne Vater aber hieb  
Das Haupt ihr ab, hob es am Schopf empor,  
Trug es zum Richter hin und wies es vor,  
Als er noch Sitzung hielt in dem Gerichte.  
Kaum sah's der Richter – sagt uns die Geschichte –  
Befahl er, ihn zu greifen und zu hängen.  
Doch, voller Mitleid, ihn zu retten, drängen  
Sich tausend Menschen Augenblick's herbei,  
Denn längst bekannt war seine Schurkerei.  
Schon aus der Art, wie sich der Kerl benommen,  
War Jedermann auf den Verdacht gekommen,  
Daß Appius dahinter stecken müßte,  
Denn zu bekannt war Allen sein Gelüste.  
Drum zogen sie zu Appius hin, und ließen  
Ihn in den Kerker auf der Stelle schließen,  
Wo er sich selbst erschlug. – Und Claudius,  
Den Knecht und Helfer dieses Appius,  
Hätte der Henker an den Baum geknüpft,  
Wär' nicht durch diesen Umstand er entschlüpft,  
Daß sich Virginius selbst für ihn verwandte,  
So daß man ihn zur Strafe nur verbannte.  
Sonst mußten Alle hängen, arm und reich,  
Die thätig waren bei dem Bubenstreich.

Seht, ihren Lohn die Sünde stets erhält!  
Seid auf der Hut! denn Niemand auf der Welt  
Weiß, wann ihn Gottes Hand trifft, oder wann  
Der Wurm Gewissen fängt zu nagen an.  
Den schlechten Wandel, ob man noch so schlau  
Ihn vor der Welt verbirgt, sieht Gott genau.  
Denn, ob ihr thöricht oder weise seid,  
Euch faßt die Furcht noch Alle mit der Zeit.  
An meinem Rathe haltet darum fest:  
Verlaßt die Sünde, eh' sie Euch verläßt!

### **Der Prolog des Ablaßkrämers.**

*Vers 14787–14828.*

Wie toll schwur unser Wirth in seiner Wuth:  
»Holloh!« – rief er – »bei Nägeln und bei Blut!

Das war ein falscher Kerl, ein falscher Richter;  
Verkommen möge dieses Rechtsgelichter  
Und Advokatenpack in Schmach und Noth!  
Indeß, was hilft's? – Die gute Maid ist todt!  
Ach, theuer kam die Schönheit ihr zu stehen!  
Ich sage drum: man kann es täglich sehen,  
Was uns geschenkt das Glück hat und Natur,  
Gereicht zum Tod uns allzuhäufig nur!  
Ihr Tod war ihre Schönheit, darf ich sagen.  
O, weh! wie elend wurde sie erschlagen!  
Wie oft doch Menschen von den beiden Gaben,  
Die ich genannt, mehr Harm als Nutzen haben!  
Doch, theurer Meister! eins kann ich beschwören,  
Dein Sachbericht war traurig anzuhören.  
Indessen, was vorüber ist, laßt fahren!  
Gott möge Deinen edlen Leib bewahren,  
Sowie Dein Harnglas und Latwergenfaß,  
Deine Galiener, Deinen Ypokras  
Und Deine Nachtgeschirre. – Segne sie  
Der Herrgott und die heilige Marie!  
Denn – bei St. Ronian! – Du bist in der That  
Ein wack'rer Mann und ganz wie ein Prälat!  
Sprach ich nicht gut? – Ich bin nicht phrasenreich;  
Jedoch ich weiß, Du hast mein Herz so weich  
Und trüb gestimmt, daß mir ein Brustkrampf droht.  
Beim *Corpus Christi!* mir thut Theriak Noth!  
Doch hilft ein Trunk von gutgemalzttem Bier,  
Ein lust'ger Schwank vielleicht noch besser mir!  
Das Mädchen macht mein Herz so mitleidsschwer.  
Du, Ablaßkrämer, *bel ami!*« – rief er –  
»Mit einem lust'gen Spaß bedienen' uns nun!«

»Beim heil'gen Ronian! gerne will ich's thun!  
Doch einen Bierkranz« – sprach er – »seh' ich winken;  
Da muß zuvor ich Kuchen kau'n und trinken!«

Die feinern Herr'n begannen gleich zu schrei'n:  
»Nein, unterlassen soll er Zoterei'n!  
Erzählst Du uns, was bessert und belehrt  
Und witzig ist, sei Dir Gehör gewährt.«

»So sei's!« – sprach er – »auf etwas, das sich paßt,

Besinn' ich mich, wenn ihr mich trinken laßt!«

### **Die Erzählung des Ablasskrämers.**

*Vers 14829–15468.*

Ihr Herr'n! Wenn meine Stimme mit Gewalt  
Bei meiner Predigt durch die Kirche schallt,  
Tönt sie, wie eine Glocke, rund und voll;  
Denn memorirt hab' ich, was kommen soll.  
Mein Thema ist und war und bleibt stets das:  
*Radix malorum est cupiditas!*

Erst mach' ich kund, von wannen ich gekommen;  
Dann werden meine Bullen durchgenommen,  
Dann weis' ich auf das Königssiegel hin  
An dem Patent, damit ich sicher bin,  
Daß Priester nicht und Küster sich erfrechen,  
Mich in dem heil'gen Werk zu unterbrechen.  
Und hinterher beginn' ich zu erzählen.  
Von Päpsten, Patriarchen, Kardinälen,  
Bischöfen weiß ich Bullen aufzutischen,  
Ein Wort Latein dem Vortrag einzumischen,  
Daß ich die Predigt würze, sie belebe,  
Und so die Andacht meiner Hörer hebe.

Dann werden meine Gläser mit den alten,  
Zerbroch'nen Knochen ihnen vorgehalten,  
Und für Reliquien sieht sie Jeder an.  
Ein Schulterbein in Messing zeig' ich dann  
Von einem heil'gen Judenschafe vor:

»Ihr, guten Leute!« – sprech' ich – »spitzt das Ohr!  
In einer Quelle wascht den Knochen hier;  
Und wie geschwollen Kalb, Schaf, Kuh und Stier  
Vom Biß und Stich der Würmer sind und Maden,  
Laßt nur des Thieres Zunge darin baden,  
So wird es heil für immer auf der Stelle. –  
Kuriren kann ein Schluck aus dieser Quelle  
Von Räude, Pocken und von aller Plage  
Jedwedes Schaf! – Behaltet, was ich sage!«

Wenn wöchentlich, bevor der Hahn gekräht,  
Der Herr des Thieres zu der Quelle geht,

Und schöpft daraus sich nüchtern einen Trunk,  
Vermehren sich – nach Ueberlieferung  
Des heil'gen Juden – bei ihm Vieh und Frucht!  
Und, meine Herr'n! – es heilt auch Eifersucht!  
Ist diese Wuth bei Jemand ausgebrochen,  
Laß aus dem Wasser er sich Suppe kochen,  
Sodann mißtraut er nimmer seiner Frau,  
Und kennt' er auch die Schuld von ihr genau,  
Ja, hielte sie's mit mehr als einem Pfaffen!

Hier, diesen Handschuh mögt ihr jetzt begaffen!  
Steckt in denselben Jemand seine Hand,  
Vervielfacht sich sein ganzer Fruchtbestand,  
Ob Hafer er gesät hat oder Weizen.  
– Nur müßt ihr nicht mit Deut und Groschen geizen! –

Doch, Herrn und Frauen! seid gewarnt von mir,  
Ist irgend einer in der Kirche hier,  
Der auf sich lud so große Sündenlast,  
Daß, sie zu beichten, ihn die Scham erfaßt,  
Sind alte, oder junge Frau'n zugegen,  
Die Männern Hörner aufzusetzen pflegen,  
So darf und will ich keine Opfergaben  
Von solchem Volk für die Reliquien haben.  
Doch trage, wer von solchem Tadel frei,  
In Gottes Namen zu dem Opfer bei;  
Und von den Sünden absolvir ich ihn,  
Wie mir die Bulle dazu Macht verlieh'n.

– Der Kniff verschaffte hundert Mark im Jahr  
Mir stets, seitdem ich Ablaßkrämer war. –

Ganz wie ein Theologe stell' ich mich  
Auf meine Kanzel. – Setzt der Pöbel sich,  
Beginnt die Predigt, wie ich schon berichtet,  
Mit hundert Lügen, die ich zgedichtet.  
Ich reck' und strecke meinen Hals und blicke  
Hinab aufs Volk nach Ost und West und nicke,  
Wie eine Taube auf dem Scheunendache.  
Mit Hand und Zunge bin ich bei der Sache,  
So daß sich Alle meines Eifers freu'n.  
Ich pred'ge stets, vor Lastern sich zu scheu'n,

Wie Geiz und Habsucht; doch im Pfennigschenken  
Nicht karg zu sein – und meiner zu gedenken.  
Mein ganzes Streben ist zu profitiren,  
Nicht etwa sie von Sünden zu kuriren.  
Sind sie begraben, ist mir's einerlei,  
Wie brombeerschwarz auch ihre Seele sei.

Denn, sicher, hinter mancher Predigt steckt  
Gar schlimme Absicht. Oft wird nur bezweckt,  
Dem Volke Schmeicheleien darzubringen,  
Durch Heuchelei sich rasch emporzuschwingen,  
Indessen Haß und Ruhmsucht Andre treibt,  
Wenn ich es sonst nicht wagen darf, so bleibt  
Mir noch der Weg, mit meiner Zunge Jeden  
Scharf durchzuhecheln in den Kanzelreden  
Und Jeden zu verläumdern ungestraft,  
Der mich beleidigt und die Brüderschaft.  
Und führ' ich Keinen auch mit Namen an,  
Den, wer gemeint ist, kennt doch Jedermann,  
Da es aus meinen Winken leicht erhellt;  
Und das fühlt Jeder, welcher uns mißfällt.

So spuck' ich Gift und Galle unterm Schein  
Der Frömmigkeit, und gelte fleckenrein.  
Denn kurz und gut, auf Treu' und Ehrlichkeit!  
Mein Grund der Predigt ist Begehrlichkeit.  
Mein Thema ist und war und bleibt stets das:  
*Radix malorum est cupiditas.*

So schelt' ich auf das Laster, das zumeist  
Ich selbst besitze, und das Habsucht heißt.  
Von dieser Sünde, der ich mich ergab,  
Zieh' ich hingegen andre Leute ab,  
Und suche sie vom Geize zu bekehren.  
Indessen dies ist nicht mein Hauptbegehren  
Aus eigner Habsucht halt' ich meine Predigt;  
Und damit sei die Sache nun erledigt.

Dann pfleg' ich ihnen mancherlei Geschichten  
Aus alter Zeit als Beispiel zu berichten,  
Da solche Sachen der gemeine Mann  
Gern nacherzählt und leicht behalten kann.

Wie, glaubt ihr, wenn mir Gold- und Silbergeld  
So leicht durch Pred'gen in die Hände fällt,  
Ich sollte dennoch freiwillig und gern  
In Armuth leben? – Nein, das liegt mir fern!  
Ich pred'ge mich und bettle mich durchs Land  
Und thue keine Arbeit mit der Hand,  
Von Körbeflechten brauch' ich nicht zu leben,  
Ich bettle fleißig – und mir wird gegeben.

Nicht die Apostel ahm' ich nach. – Auf Geld,  
Korn, Käse, Wolle ist mein Sinn gestellt;  
Und schenkt sie mir im Dorf der ärmste Knecht,  
Die ärmste Wittwe – mir ist Alles recht;  
Ob ihre Kinder auch verhungern müssen.  
Nein! Rebensaft will trinken ich und küssen  
Die schmuck'sten Dirnen in jedwedem Ort!

Horcht auf, ihr Herr'n! Ich werde nun sofort  
– Wie's Euch beliebt hat – zur Geschichte kommen.  
Mein Schlückchen Doppelbier hab' ich genommen,  
Und – wie zu Gott ich hoffe – wird Euch Allen,  
Was ich erzähle, zweifellos gefallen.  
Zwar bin ich selbst ein lasterhafter Mann,  
Jedoch, gewohnt um Geld zu pred'gen, kann  
Ich auch moralisch reden, wenn ich will;  
Und jetzt beginn' ich – drum schweigt Alle still!

In Flandern war von jungen Zechgenossen  
Einst eine Bande, die Hasard und Possen  
Und Rauferei in jeder Schenke trieb,  
Beim Würfelspiele Tag und Nacht verblieb,  
Zum Lauten-, Harfen- und Ginternenklang  
Dort tanzte, speiste und gewaltig trank.

So hielten in des Teufels eigenem Haus  
Verruchter Weise sie bei üpp'gem Schmaus  
Ihr Teufelsoffer, fluchten laut und schworen  
So grauenhaft, daß es für reine Ohren  
Entsetzlich klang. Auch rissen sie in Stücke  
Des Herren Leib, als ob der Juden Tücke  
Nicht zur Genüge schon zerfetzt ihn hätte,  
Und spotteten der Sünde um die Wette.

Dann kamen hübsche, schlanke Tänzerinnen  
Und junge Obst- und Waffelhändlerinnen,  
Und Huren, Harfenmädchen und was mehr  
Als Officier dient in des Teufels Heer,  
Die fleischlichen Begierden zu entflammen.  
Denn Völlerei und Kitzel wohnt beisammen.

Die heil'ge Schrift kann darin Zeuge sein:  
Zur Ueppigkeit reizt Trunkenheit und Wein.

Seht Loth Euch an! wie er in trunk'nem Muthe  
Bei seinen beiden Töchtern schamlos ruhte,  
Unwissend, was er in dem Rausch begann.  
Auch von Herodes führen Bücher an,  
Daß, an der Tafel sitzend bei dem Mahl,  
Im Rausche zu enthaupten, er befahl,  
Johann den Täufer, schuldlos wie er war.

Ein gutes Wort sprach Seneka, fürwahr,  
Als er uns sagte: »Zwischen einen Mann,  
Der trunken ist, und einem Tollen kann  
Ich wesentlichen Unterschied nicht sehen.  
Nur wird die Tollheit nicht so rasch vergehen,  
Wie Trunkenheit, die meistens bald vorbei.«

O, schändliche, verruchte Völlerei!  
O, Quelle jedes Jammers und Verderbens!  
O, Urgrund der Verdammniß und des Sterbens,  
Eh' durch sein Blut erkaufte uns Jesus Christ!  
Mit kurzen Worten: Seht, so theuer ist  
Die Welt erkaufte und von dem Fluch befreit,  
Der sie getroffen durch Gefräßigkeit!  
Denn eben dieses Lasters wegen stieß  
Zu Müh' und Arbeit aus dem Paradies  
Gott unsern Vater Adam und sein Weib.  
So lang er fastete, war sein Verbleib  
Im Paradies ihm sicher. Als indessen  
Er die verbot'ne Frucht vom Baum gegessen,  
Ward er zu Weh' und Pein daraus verjagt.  
O, Schwelgerei! mit Recht wirst Du verklagt!

Ach! wüßte nur der Mensch, wie mancherlei  
Beschwerden zeugt maßlose Völlerei,

So würd' er sich weit mäßiger im Speisen  
Bei seiner Mahlzeit sicherlich beweisen.

Doch für die zarten Gaumen, kurzen Kehlen,  
Sieht man in Nord, Süd, West und Ost sich quälen  
Die Menschen, daß aus Wasser, Luft und Erde  
Ein leck'rer Bissen oder Trunk uns werde.

Von dieser Sache sprichst Du, Paulus, auch,  
Wenn Du besagst: »die Speisen für den Bauch,  
Der Bauch für Speise; aber Gott vernichtet  
Diesen und jene« – so hast du berichtet.

Ein schlimmes Wort! – Doch schlimmer unbedingt  
Ist noch die That, wenn man sich so betrinkt  
In Roth- und Weißwein, daß vor Ueberfluß  
Zum Abtritt man die Kehle machen muß.

Es klagte der Apostel unter Thränen:  
»Wie viele wandeln auf der Welt, von denen

Ich Euch gesagt – nun sag' ich es mit Weinen –  
Die Christi Kreuz gering zu achten scheinen.  
Ihr Gott heißt Bauch; ihr Ende ist der Tod!«

O, Bauch! o, Wanst! Du Stinktopf voller Koth,  
Voll von Verderbniß, Unrath und Gestank,  
Wie faul aus beiden Enden ist Dein Klang!

Was kostest Du? – Wie müssen wir uns placken?  
Wie müssen Köche stampfen, mahlen, hacken,  
Eh' aus dem Stoff die Speise hergestellt,  
Die Deiner Schlinglust mundet und gefällt!

Den harten Knochen wird das Mark entnommen,  
Nichts wirft man fort und nichts läßt man verkommen,  
Was sanft uns lieblich durch die Gurgel gleitet.  
Aus Wurzeln, Lauch, Gewürz und Zimmt bereitet  
Man leck're Brühen, die vortrefflich schmecken,  
Und stets von Neuem Appetit erwecken.

Doch ist der Mann, der nach Genüssen jagt,  
Lebendig todt, bis er der Lust entsagt.

Ein geiles Ding ist Wein und Trunkenheit,  
Voll Jammer, voller Elend und voll Streit.  
Verzerrt ist dein Gesicht, o, trunk'ner Mann!  
Faul ist dein Kuß! dein Athem widert an!  
Durch deine trunk'ne Nase kommt ein Ton,  
Als sprächest Du nur stets: »Sims n, Sims n!«

Und dennoch liebte Simson nicht den Wein;  
Doch du fällst um, wie ein gestoch'nes Schwein.  
Lahm ist die Zunge; Anstand, Sitte fort!  
Denn Trunkenheit ist der Begräbnisort  
Für Manneswitz und Umsicht und Verstand.  
Gewinnt der Trunk bei uns die Oberhand,  
So ist's vorbei mit der Verschwiegenheit.

Nun, auf der Hut vor Weiß- und Rothwein seid,  
Besonders vor dem weißen Wein von Lepe,  
Den man verkauft in Fishstreet und in Chepe!  
Mit diesem Wein aus Spanien versetzt  
Man unsern Landwein schlauer Weise jetzt,  
Was einen solchen Rausch zu Wege bringt,  
Daß, wenn man nur drei Züge davon trinkt,  
Und glaubt in Chepe sich zu Hause – so  
Ist man nicht in Rochelle mehr und Bordeaux,  
Nein, längst im Spanierland, in Lepe schon,  
Und sagt beständig nur: »Sims n, Sims n!«

Ein Wort, ihr Herren! bitt' ich noch zu sagen:  
Was sich im alten Bunde zugetragen,  
Was dort durch Gottes allgewalt'ge Macht  
An Thaten und an Siegen je vollbracht,  
Geschah allein durch Fasten und Gebet.  
Seht in die Bibel, wo's geschrieben steht.

Schaut, Attila, den großen Sieger traf  
Ein scham- und ehrenloser Tod im Schlaf  
Durch Nasenbluten in der Trunkenheit.  
– Ein Hauptmann lebe stets in Nüchternheit. –

Vor allem macht es der Befehl Euch klar,  
Der einst dem Lamuel gegeben war;  
– Nicht Samuel, nein Lamuel sag' ich –  
Lest nur die Bibel, da wird nachdrücklich

Der Weingenuß beim Richterstand gerügt.

Nicht's mehr davon! Was ich gesagt, genügt.  
Sprach ich bislang vom Unmaß im Genuß,  
Ich vorm Hasardspiel nunmehr warnen muß.

Spiel ist die wahre Mutter alles Lügens,  
Des gottverfluchten Schwörens und Betrügens,  
Des Mord's, der Läst' rung Christi, und dabei  
Zugleich auch Zeit- und Geldvergeuderei.

Als ehrenrührig und als Vorwurf gilt,  
Wenn man uns liederliche Spieler schilt.  
Je höher Jemand seinem Stande nach,  
Um desto größer ist für ihn die Schmach,

Ein Fürst, der dem Hasardspiel sich ergiebt,  
Wird auch – und sei er noch so sehr beliebt,  
Durch sein Geschick im Herrschen und Regieren –  
Die öffentliche Achtung bald verlieren.

Stilbon, ein großer Staatsmann voll Verstand,  
Ward ehrenvoll einst nach Korinth entsandt  
Von den Spartanern, um mit jenem Reich  
Ein Bündniß abzuschließen. – Doch sogleich  
Nach seiner Ankunft es ihm höchst mißfiel,  
Als er des Landes höchste Herr'n beim Spiel  
Dort sitzen fand. – Drum stahl er sich nach Haus,  
So rasch es ging, und sagte frei heraus:  
»Ich will nicht meinen Ruf dadurch verlieren,  
Mit diesem Spielervolk Euch zu alliiren!  
Ich will nicht meinen guten Namen schänden!  
Ihr möget and're Diplomaten senden.  
Fürwahr, zu Grunde will ich lieber geh'n,  
Als Euch im Bunde mit den Spielern seh'n!  
Zu ehrenhaft ist Euer Ruf und Wandel,  
Als daß ich solches Bündniß, solchen Handel  
Je schließen könnte, jemals schließen würde.«  
– So sprach der weise Philosoph mit Würde.

Ein Paar von gold'nen Würfeln ward aus Hohn  
Vom Partherkönig – nach der Tradition –  
Dem Könige Demetrius gesandt,

Der ihm schon längst als Spieler war bekannt.  
So zeigt' er ihm, daß sich trotz Ruhm und Macht  
Um seine Achtung jener Fürst gebracht.  
Denn, wahrlich, mit weit ehrenhaftern Dingen  
Kann seinen Tag ein großer Herr verbringen.

Nun sollt Ihr noch vom Fluchen und vom Schwören  
Ein Wort bis zwei aus alten Büchern hören:  
Abscheulich ist und höchst zu tadeln nur  
Das laute Fluchen und der falsche Schwur,  
Und allgemein vom lieben Gott verdammt.

Dies Zeugniß giebt Matthäus uns, mitsammt  
Dem heil'gen Jeremias, welcher spricht:  
»Den Schwur nimm ernst und lüge dabei nicht.  
Heilig, gerecht und weise sei dein Eid,  
Denn eitel Schwören ist Verworfenheit!«

Auf des Gesetzes erste Tafel seht,  
Wo Gottes Wille aufgeschrieben steht,  
Und gleich das zweite der Gebote spricht:  
»Mißbrauch' den Namen Deines Herren nicht!«

Seht! Schwören ist so gut verboten dort,  
Wie andre Sünden, so zum Beispiel Mord.  
Wer die Gebote Gottes kennt, vergißt  
Auch nicht, was ihre Reihenfolge ist.  
Und weiß, daß dies im zweiten wird befohlen.  
Und fernerweit sag' ich Euch unverhohlen:  
Von Rache wird das Haus stets heimgesucht  
Von dem, der übermäßig schwört und flucht.

»Bei Deinem Leib und Deinen Nägeln, Christ!  
Beim Blute Gottes, das in Hailes ist!  
Mein Wurf war sieben – Deiner fünf und drei!  
Bei Gottes Arm! treibst du Betrügerei,  
Fährt Dir mein Messer durch das Herz sofort!«

Seht! Fluchen, Falschheit, Zorn und Menschenmord,  
Das sind die Früchte, welche Knöchel tragen!  
Beim Heiland, der ans Kreuz für uns geschlagen,  
Das Schwören laßt im Ernst und Scherze sein!

Doch, werthe Herr'n, jetzt lenk' ich wieder ein.

Die drei erwähnten Spieler saßen, lang'  
Bevor die Glocke noch die Prime rang,  
Bei ihrem Trinken in der Schenke schon.  
Da hörten sie des Todtenglöckleins Ton,  
Als eine Leiche man zu Grabe trug.  
Der eine rief den Knecht herbei und frug  
»Was giebt's? – Sieh' zu, und forsche schleunigst aus,  
Mit welcher Leiche man an diesem Haus  
Vorüber zieht? und merke Dir den Namen!«

»Das thut nicht Noth! Bevor die Herren kamen,  
Wußt' ich schon seit zwei Stunden« – sprach der Knabe –  
»Den alten Freund von Euch trüg' man zu Grabe,  
Dem man in dieser Nacht das Leben nahm.  
Betrunken saß er auf der Bank, da kam  
Ein Dieb heran geschlichen, Tod genannt,  
Der alle Menschen umbringt hier zu Land,  
Und der sein Herz mit einem Speer durchstach,  
Und darauf fortging und kein Wörtchen sprach.

Der Pestilenzkerl hat schon umgebracht  
An Tausende. Drum, Herr, nehmt Euch in Acht,  
Ihm in den Weg zu kommen. Wie mir scheint,  
Thut große Vorsicht Noth bei solchem Feind.  
Genug! Ihm zu begegnen, stets parat  
Zu sein, gab meine Herrin mir den Rath.«

»Bei St. Marie! das Kind spricht nur zu wahr!«  
– Begann der Schenkwrith – »Er hat dieses Jahr  
In einem Dorfe, eine Meile fern,  
Erschlagen Knechte, Kinder, Frau'n und Herr'n.  
Dort hat er seinen Wohnsitz, wie mir scheint;  
Am klügsten ist, man sieht sich vor dem Feind,  
Bevor er Schaden thun kann, weislich vor.«

»Bei Gottes heil'gen Arm!« – der Raufbold schwor –  
»Wenn's so gefährlich ist, ihm in den Weg  
Zu kommen, will ich jeden Pfad und Steg  
Nach ihm durchsuchen! Bei des Herrn Gebein!  
Beschwör ich das! – Gesellen, kommt, schlagt ein!  
Laßt alle drei die Hand uns darauf geben,

Daß wir fortan als treue Brüder leben.  
Wir wollen den Verräther Tod erschlagen,  
Dem schon so viele Menschen unterlagen  
– Bei Gottes Würde! – noch vor Abendzeit!«

So schwuren dann die dreie sich den Eid,  
Einander Beistand stets auf Tod und Leben,  
Wie dies gebor'nen Brüdern ziemt, zu geben.

In trunk'ner Wuth verließen sie das Haus  
Und zu dem Dorfe zogen sie hinaus,  
Sobald den Namen sie vom Wirth erfuhren.  
Des Herren Leib zerrissen sie und schwuren  
Dabei entsetzlich: »Packen wir am Kragen  
Nur erst den Tod, so wird er todtgeschlagen!«

Doch kaum nach einer halben Meile Weges  
Sah'n bei dem Ueberschreiten eines Steges  
Sie einen armen Greis an jenem Ort,  
Der sie bescheiden grüßte mit dem Wort:  
»Gott schenke, werthe Herren, Euch Gedeih'n!«

Gleich rief der schlimmste Raufbold von den drei'n:  
»Warum, bis auf dein trauriges Gesicht,  
Verhüllst Du, Schuft, Dir Deinen Leib so dicht?  
Warum lebst Du so lange, alter Mann?«

Mit festen Blicken sah der Greis ihn an  
Und sprach: »Fürwahr, in keinem Dorf und Flecken  
Von hier bis Indien weiß ich zu entdecken  
Den Menschen, welcher meines Alters Bürde  
Mit seiner Jugend gern vertauschen würde.  
Ich muß darum, so lange Gott es will,  
Mein Alter tragen in Geduld und still.  
Der Tod, – o, weh! – begehrt mein Leben nicht,  
Und rastlos wandern muß ich armer Wicht,  
Ob früh und spät geklopft mit meinem Stabe  
Ich an dem Thor der Mutter Erde habe,  
Und stets gerufen: Mutter! laß mich ein!  
Verschrumpft und morsch sind Fleisch, Haut, Blut und Bein!  
Wann finden meine armen Knochen Ruhe?  
Ach, Mutter! gern vertauscht ich meine Truhe,  
Die ich bewahrte schon seit langer Zeit

In meinem Zimmer, für ein hären Kleid,  
Mich drein zu wickeln. – Doch sie hört mich nicht  
Und bleich und welk ist darum mein Gesicht.

Jedoch, ihr Herr'n, nicht höflich ist's, noch gut,  
Daß einem Greis ihr solchen Schimpf anthut,  
Der sich in Wort und Thaten nicht versündigt.  
Lest in der heil'gen Schrift. Da wird verkündigt:  
›Vor einem alten Mann mit greisem Haupt  
Erhebet Euch!‹ – und meinen Worten glaubt:  
Fügt alten Leuten keine Kränkung zu,  
Wenn Ihr nicht wollt, daß man Euch Gleiches thu'  
In Eurem Alter, falls der Tod Euch spart.  
Nun, Gott sei mit Euch auf der Wanderfahrt!  
Denn meines Weges muß ich weiter zieh'n.«

»Nein, alter Schuft, das sollst Du nicht!« – fuhr ihn  
Der zweite der drei Spieler darauf an. –  
»So leicht entkommst Du nicht, bei St. Johann!  
Du hast hier den Verräther Tod genannt.  
Der alle Freunde uns erschlägt im Land.  
Ich glaube sicher, Du bist sein Spion!  
Sag' wo er ist, sonst kriegst Du Deinen Lohn!  
Du bist – beim heil'gen Sakrament von Gott! –  
Ganz ohne Zweifel mit ihm im Complott,  
Uns junges Volk zu tödten, falscher Dieb!«

»Nun, Herren!« – sprach er – »ist es Euch so lieb  
Den Tod zu finden, folgt dem krummen Saume;  
In jenem Haine unter einem Baume  
Verließ ich ihn; und dort wird er noch sein;  
Er läuft nicht fort vor Euren Prahlerei'n!  
Bei jener Eiche könnt ihr ihm begegnen.  
Gott, der die Welt erlöste, mög' Euch segnen  
Und besser machen!« – sprach der alte Mann.

Dem Baume zu gleich jeder Raufbold rann.  
Sie langten an und sahen – Welch' ein Fund! –  
Dort gold'ne Gulden liegen, neu und rund;  
Beinah acht Scheffel schienen sie zu messen.  
Gleich auf der Stelle war der Tod vergessen,  
So selig waren sie in ihrem Glücke

Beim hellen Glanz der blanken Guldenstücke.

Zu ihrem Schatze setzten sie sich nieder,  
Und es begann der schlimmste der drei Brüder:  
»Merkt Freunde, was ich sagen will, genau.  
Trotz Spiel und Spaß bin ich gewitzt und schlau.  
Fortuna hat uns diesen Schatz gegeben,  
Damit in Lust und Fröhlichkeit wir leben.  
Leicht kam er uns, leicht sei er durchgebracht!  
Ei, Gottes Würde! hätten wir gedacht,  
Es sei das Glück uns heute noch so hold?  
Ich wünschte nur, wir hätten erst das Gold  
In mein Haus oder Euer Haus geschafft;  
Denn uns gehört es ganz unzweifelhaft.  
Wir könnten jubeln, wär' es erst geschehen.  
Jedoch bei hellem Tage wird's nicht gehen.  
Für Diebe würden wir sofort von Allen  
Gehalten werden, und dem Strick verfallen.  
Den Schatz so klug wie heimlich fortzubringen,  
Kann nur allein uns in der Nacht gelingen.  
Aus diesem Grunde schlag' ich Euch jetzt vor,  
Wir wollen Loose zieh'n, und wer verlor,  
Der muß gutwillig nach der Stadt sofort  
In größter Eile laufen, um von dort  
Mit Brod und Wein zu uns zurückzuwandern  
Heimlich und rasch, indeß die beiden Andern  
Den Schatz getreu bewachen. Und bei Nacht  
Wird er von uns an einen Ort gebracht,  
Den als den besten wir vorher bereden.«  
Zur Hand nahm er die Loose und bat Jeden  
Zu seh'n, auf wem das kürzte würde fallen;  
Und, sieh'! – es traf den Jüngsten unter Allen,  
Der dann zur Stadt in großer Eile ging.

Sobald er seinen Rücken wandte, fing  
Der Eine zu dem Andern an zu sprechen:  
»Willst du geschwor'ne Brüderschaft nicht brechen,  
Erfährst Du deinen Vortheil gleich von mir.  
Sieh! unser Mitgesell ist fort – und hier  
Ist Gold in Fülle und in Ueberfluß,  
Das in drei gleiche Theile gehen muß.  
Indessen sollte mir der Plan gelingen,

Nur zwischen uns zur Theilung es zu bringen,  
Das wäre doch ein Freundschaftsstück für Dich?«

»Wie soll das angeh'n?« – rief der zweite – »sprich!  
Er weiß genau, wie viel uns übertragen;  
Was bleibt zu thun? was sollen wir ihm sagen?«

Der erste rief: »Willst Du Dir rathen lassen,  
So könnt' ich's schon in kurze Worte fassen,  
Wie dies am besten auszuführen wäre.«

Der zweite sprach: »Auf Glauben und auf Ehre!  
Ich werde niemals ein Verräther sein!«

»Nun« – sprach der erste – »wir sind hier zu zwei'n,  
Und zweie können einen leicht bezwingen!  
Setzt er sich nieder, hast Du aufzuspringen,  
Als wolltest Du im Scherze mit ihm streiten;  
Und ich durchsteche rasch ihm beide Seiten,  
Wenn ihr im Spiele miteinander ringt, und Du  
Stößt mit dem Messer ebenmäßig zu.

Ist das gescheh'n, mein theurer Freund! so fällt  
Zu gleichem Theil an mich und Dich das Geld.  
Dann fröhnen wir der Lust, soviel wir wollen,  
Und lassen munter unsre Würfel rollen!«  
So waren einig beide bald geworden,  
Den dritten – wie ihr hörtet – zu ermorden.

Zur Stadt indessen ging der Jüngste hin.  
Doch nimmer wollten ihm aus seinem Sinn  
Die schönen, neuen, blanken Gulden weichen,  
»O, Herr!« – sprach er – »vermöcht' ich zu erreichen,  
Allein nur zu besitzen alles Geld,  
Wär' sicherlich auf Gottes weiter Welt  
Kein Mensch so selig und beglückt wie ich.«

Der Teufel aber in sein Herz sich schlich  
Und rieth ihm, Gift zu kaufen ohne Säumen,  
Um die Genossen aus dem Weg zu räumen.  
Dem Bösen freilich konnt' es leicht gelingen  
Bei solchem Hang in Schaden ihn zu bringen.  
So war zum Morde seiner zwei Genossen

Er ohne Reue daher fest entschlossen.  
Und ohne Zögern lief er dann sofort  
Zu einem Apotheker in dem Ort,  
Und etwas Gift bat er ihm zu verkaufen.  
Er sei von vielen Ratten überlaufen,  
Gefressen sei schon mehr als ein Kapaun  
Von einem Iltis, der durch seinen Zaun  
Gekrochen sei; und dieser Thiere wegen  
Gedächte Gift er in der Nacht zu legen  
Der Apotheker sprach: »Ich will Dir geben  
– So wahr mir Gott mag gnädig sein im Leben! –  
Ein Gift, durch welches jede Kreatur  
– Frißt oder säuft sie von der Mischung nur  
Soviel, als wie ein Weizenkörnchen wiegt –  
Ganz unbedingt dem Tode unterliegt;  
Ja, sterben muß und schon verendet ist,  
Eh' eine Meile Du gegangen bist.  
So stark und heftig wirkt es auf der Stelle.«

Mit seiner Hand ergriff der Schandgeselle  
Die Dose mit dem Gifte, und lief dann  
Zur nächsten Gasse hin zu einem Mann,  
Um sich drei große Krüge dort zu leih'n.  
In zwei von ihnen goß er Gift hinein,  
Doch rein ließ er den dritten mit Bedacht,  
Um selbst zu trinken, wenn er in der Nacht  
Das schwere Gold vom Platze heimwärts trüge.  
Und als den Wein in die drei großen Krüge  
Der jämmerliche Raufbold dann gegossen,  
Ging er zurück zu seinen Spießgenossen.

Doch was bedarf es vieler Worte mehr?  
Wie seinen Tod beschlossen sie vorher,  
So ward er auch erschlagen auf dem Fleck.

Als dies vollbracht war, sprach der eine keck:  
»Erst laßt uns trinken, laßt uns lustig sein!  
Dann scharren später wir den Leichnam ein.«

Und mit dem Wort ergriff durch Zufall's Walten  
Er einen Krug, in welchem Gift enthalten.  
Er trank daraus; – so that sein Mitgeselle,

Und sterben mußten beide auf der Stelle. –

Ich glaube, selbst bei Avicen trifft man  
Im ganzen Kanon keinen Abschnitt an.  
Mit solcher wunderbaren Giftgeschichte,  
Wie dieser Tod der beiden Bösewichte.

So kamen die zwei Mörder um das Leben  
Mitsammt dem Schurken, der das Gift gegeben.

O, aller Thaten höchste Frevelthat!  
O, Meuchelmord! heimtückischer Verrath!  
O, Schlemmerei und Ueppigkeit und Spiel!  
Ach, Menschenkind! Du lästerst Christ so viel,  
Du prahlst, Du wucherst, fluchst und schwörst so gern,  
Sag' an, wie kannst Du gegen Deinen Herrn,  
Der Dich erschaffen hat und für Dein Leben  
Sein theures Herzblut hat dahingegeben,  
So äußerst falsch und undankbar nur sein?

Nun, Eure Sünde möge Gott verzeih'n,  
Ihr liebe Herr'n! – Doch scheut des Geizes Laster!  
Mein Ablaß ist das beste Sündenpflaster,  
Bringt ihr zum Opfer Nobel mir und Groschen  
Und Silberlöffel, Ringe oder Broschen. –  
Vor meiner heil'gen Bulle senkt das Haupt!  
Ihr Weiber kommt! gebt Wolle her, und glaubt,  
Trag', ich in meine Rolle hier Euch ein,  
So werdet selig Ihr im Himmel sein!  
Euch wasch' ich dann, bringt Ihr mir Opfer dar,  
Wie neugebor'ne Kinder rein und klar  
Von aller Schuld! – Seht, das ist, was ich pred'ge!  
Verzeihen möge Jesus Christ, der gnäd'ge  
Arzt unsrer Seelen, Euch die Sündenlast!  
Das ist das Beste! – Mir ist Trug verhaßt. –

Doch, Herr'n! ein Wort vergaß ich einzuschalten:  
Reliquien sind in meinem Sack enthalten,  
Und Ablaßzettel von des Papstes Hand,  
Wie sie kein Mensch hat in ganz Engeland.  
Wenn einer unter Euch aus Devotion  
Mir opfern will und sich Absolution  
Von mir erholen, mag er niederknien,

Und seine Schuld sei ihm von mir verzieh'n.  
Sonst nehmet Ablaßbriefe für die Fahrt  
In jeder Stadt von Frischem Euch, und spart  
Beim Opfern nicht. – Nein, gebt stets mehr und mehr  
An echten Nobeln, vollen Groschen her!  
Ein großes Glück für Jeden, der hier reitet,  
Ist, daß ein Ablaßkrämer Euch begleitet,  
Der auf der Fahrt Euch absolviren kann.  
Durch Zufall kommt oft Mancher übel an.  
Der eine oder andre fällt vom Pferde  
Und bricht sich seinen Nacken an der Erde.  
Seht! welche Sicherheit gewährt Euch allen,  
Daß in Gesellschaft ich mit Euch gefallen!  
Denn, eh' die Seele aus dem Leibe flieht,  
Seid absolvirt ihr sonder Unterschied.

Zuerst beginnt – so denk' ich – unser Wirth,  
Der auf den schlimmsten Sündenpfaden irrt!  
»Komm' her, Herr Wirth! Erst gieb Dein Opfer mir,  
Dann küsse jede der Reliquien hier  
Für einen Groschen! – Thu' den Beutel auf!«

»Nein, nein!« – rief er – »das ist ein schlechter Kauf!  
Mich möge Christ verfluchen, wenn ich's thu!  
Zum Küssen hieltest als Reliquie Du  
Vielleicht mir Deine alten Hosen hin,  
Obschon die Farben Deines St..... d'rin.  
Beim heil'gen Kreuz, das St. Helene fand,  
Hätt' ich, anstatt Reliquien, in der Hand  
Jetzt Deine zwei T..... – Ei! Dir würde  
Durch einen Schnitt genommen Deine Bürde  
Und eingeschreint in Schweinedreck sofort!«

Der Ablaßkrämer sprach kein Sterbenswort;  
So schnürte Wuth ihm seine Kehle zu.

»Mit zorn'gen Leuten« – sprach der Wirth – »wie Du  
Treib' ich am besten länger nicht mein Spiel!«

Doch ihm ins Wort der würd'ge Ritter fiel  
– Denn lachen sah er ringsumher die Leute –  
»Nichts mehr davon! – Es ist genug für heute!  
Herr Ablaßkrämer! sei vergnügt und fröhlich!

Und Dir, mein vielgeliebter Wirth, befehl' ich:  
Du küssest auf der Stelle diesen Mann.  
Nun, Ablaßkrämer, bitte, tritt heran!  
Kommt! scherzen, lachen wir nach alter Weise.« –

Sie küßten sich – und weiter ging die Reise.

### **Die Erzählung der zweiten Nonne.**

*Vers 15469–16021.*

Der Laster Pfliegerin und Dienerin,  
Die »Trägheit« wir in schlichter Sprache heißen,  
Vom Thor der Sinnenlust die Pförtnerin,  
Zu fliehen und die Macht ihr zu entreißen,  
Lernt Euch des graden Widerspiels befleißigen;  
Das heißt: seid thätig stets in allen Dingen,  
Sonst fall't durch Trägheit Ihr in Satans Schlingen.

Er, der beständig auf der Lauer steht,  
Mit tausend schlaun Stricken uns zu fangen,  
Wird, wenn er uns im Müssiggang erspäht,  
Mit leichter Müh' auch an sein Ziel gelangen;  
Und eh' die Augen uns sind aufgegangen,  
Hält er uns längst mit seiner Hand am Kragen.  
Drum wirkt, und lernt dem Müssiggang entsagen.

Und wären wir von Todesfurcht auch frei,  
So müßte dennoch uns Vernunft belehren  
Daß Müssiggang des Lasters Anfang sei,  
Und nicht das Mittel, unser Gut zu mehren.  
Durch Arbeit Andrer sucht er sich zu nähren,  
Und führt uns, wie am Gängelband, dabei  
Zum Schlaf, zur Trunksucht und zur Völlerei.

Damit ich wieder mich vom Müssiggang,  
Der soviel Unheil bringt, zur Arbeit wende,  
Hab' ich – soweit es meinem Fleiß gelang –  
Euch übersetzt die folgende Legende  
Vom ruhmgekrönten Leben, Leid und Ende  
Der reinen Jungfrau mit der Ros' und Lilie;  
Ich meine Dich, Du Märtyrin Cäcilie.

Du aller Jungfrau'n blüthenreichste Zier,

Von der St. Bernhard hat so schön gesungen,  
Laß mich beginnen mit Gebet zu Dir!  
Du Trost der Schwachen, sprich, wie hat bezwungen  
Den Bösen und ihr Seelenheil errungen  
Durch ihren Tod als Jungfrau Deine Magd,  
Von welcher die Legende uns besagt?

Du, Deines Sohnes Tochter! Mutter, Maid!  
Du Gnadenbronn, der Sünder macht genesen,  
Du Trägerin von Gottes Herrlichkeit,  
Du Niedrige, zur Hoheit auserlesen  
Vor aller Welt, Du hast der Menschen Wesen  
So sehr geadelt, daß in Fleisch und Blut  
Den Sohn zu kleiden, Gott, der Herr, geruht.

Dein Segensschoß gab menschliche Gestalt  
Der ew'gen Liebe, wie dem ew'gen Frieden,  
Dem Lenker der dreieinigen Gewalt.  
Ihn preist der Himmel; ihm lobsingt hienieden  
Das Land und Meer. Dir aber ward beschieden,  
Als makellose Maid in Zucht und Ehren  
Den Schöpfer aller Wesen zu gebären.

In Dir vereint Erhabenheit und Macht  
Mit Gnade sich, mit Güte, mit Erbarmen.  
Du hilfst nicht nur, o, Sonne voller Pracht,  
Wenn wir Dich bitten; nein, Du nimmst der Armen  
Auch ungefragt in Deiner liebewarmen  
Barmherzigkeit Dich oft und willig an;  
Du treuer Arzt der Seelen gehst voran!

Hilf auch mir Schwachen, sanfte Segensmagd,  
So lang' ich an dies Jammerthal gebunden.  
Hat doch das Weib von Canana gesagt,  
Man gönne ja die Krumen gern den Hunden,  
Die unterm Tisch des Herren sie gefunden.  
Bin ich als Evas Sohn und sünd'ger Mann  
Auch Dein nicht werth, nimm meinen Glauben an!

Todt ist der Glaube, der nicht wirkt und schafft.  
Drum schenke mir Verstand und Raum zu Thaten!  
Gieb holde, gnadenreiche Maid mir Kraft,  
Und laß mich nicht ins dunkle Reich gerathen!

Nein, mach' Dich dort zu meinem Advocaten,  
Wo endlos Dir gesungen wird Hosianna!  
Du Mutter Christi, theures Kind der Anna!

Ins Dunkel meiner Seele gieße Licht,  
Daß sie des Leibes Nähe nicht entehre!  
Es drückt auf mich mit doppeltem Gewicht  
Der Erdenlust und kranker Neigung Schwere.  
O, Zufluchtshafen, Retterin gewähre  
Gleich Allen, welche Leid und Kummer drücken,  
Auch mir die Kraft, mich an mein Werk zu schicken!

Mir aber, bitt' ich, legt es nicht zur Last,  
Wenn Ihr dies leset, was ich aufgeschrieben,  
Daß schmuck- und kunstlos ist mein Werk verfaßt.  
Ich bin beim Sinn und bei dem Wort geblieben  
Von dem, der, durch Verehrung angetrieben,  
Uns ihren heil'gen Lebenslauf erzählte;  
Darum verbessert, wo ich etwa fehlte.

Zuvörderst sei der Name St. Cäcilie  
Von mir Euch der Legende nach erklärt.  
Ihn übersetzen kann man: »Himmelslilie«,  
Weil sie das Weiß der Keuschheit unversehrt  
Erhalten hat und ehrlich sich bewährt.  
Vielleicht gab guter Ruf und Herzensgüte  
Den Namen ihr vom Duft und Grün der Blüte.

Cäcilie kann auch heißen: »Weg für Blinde«,  
Da stets ihr Beispiel lehrreich war. Doch scheint  
– Wie ich nicht minder aufgeschrieben finde –  
Daß dieser Name sinnbildlich vereint  
Den »Himmel« mit der »Lia«; denn es meint  
Der Himmel: »heil'ge Hoheit der Gedanken«,  
Und Lia: »Thun und Wirken sonder Wanken.«

Vielleicht bedeutet – kann man ferner sagen –  
Cäcilie: »Blindheitsmangel«; denn sie war  
Ein helles Licht an Weisheit und Betragen.  
Wenn nicht von »Himmel« und von »Leos« gar  
Ihr Name kommt, da man mit Recht, fürwahr,  
Als »Volkes Himmel« dieses wohlbewährte  
Und weise Vorbild guter Thaten ehrte.

Denn »Leos« heißt: »das Volk«, und insofern  
Die Menschen an dem Himmelszelt gewahren  
Den hellen Schein von Sonne, Mond und Stern'  
Erkannte man auch geistig aus dem klaren,  
Verständ'gen Sinn und gläubigem Gebahren,  
So wie aus manchen Werken dieser Maid  
Die Seelengröße und Vortrefflichkeit.

Wie nach der Weisen Meinung sich geschwind  
Die Himmel rund im Kreise flammend schwingen,  
So warst auch Du, Cäcilia, keusches Kind  
Geschwind und thätig stets in allen Dingen  
Und rund und ganz an Dauer im Vollbringen,  
Und da wie Feuer Deine Liebe flammte,  
So ist erklärt, woher Dein Name stammte.

Die hehre Maid – so sagt ihr Lebenslauf –  
War hohem, edlem Römerblut entsprungen;  
Vom Glauben Christi war von Kindheit auf  
Des Evangeliums Botschaft ihr erklungen.  
Von Furcht und Liebe zu dem Herrn durchdrungen,  
Bat sie – wie aus dem Buch ich dies erfahren –  
Beständig Gott, ihr Mädchenthum zu wahren.

In reifern Jahren ward zur Frau versprochen  
Sie einem Jüngling, Valerian genannt;  
Indessen als der Tag herangebrochen  
Zum Eintritt in den heil'gen Ehestand,  
Trug unter ihrem gold'nen Prachtgewand  
Die herzensfromme, demuthsvolle Braut  
Ein hären Hemd auf ihrer bloßen Haut.

Und als die Orgel in der Kirche schallte,  
Sang sie im Herzen so zu Gott allein:  
»Den Leib, o Herr, mir unbefleckt erhalte,  
Laß meine Seele nicht verloren sein!«  
Und ihn zu ehren, welcher Kreuzespein  
Für uns erlitt, hielt sie die strengsten Fasten,  
Und wollte nimmer im Gebete rasten.

Es kam die Nacht. Mit dem Vermählten hatte  
Nach alter Sitte sie zu Bett zu geh'n.

Doch heimlich sprach sie: »Lieber, theurer Gatte  
Ich hab' Dir ein Geheimniß zu gesteh'n,  
Und willst Du's hören, soll es gleich gescheh'n,  
Doch unter der Bedingung, daß Du schwörst,  
Nie zu verrathen, was von mir Du hörst.«

Und rasch beschworen ward von Valerian,  
In keinem Falle je zu offenbaren,  
Was ihm auch immer von ihr kund gethan.  
Und dann erst sprach sie: »Von den Himmelschaaren  
Liebt mich ein Engel, welcher vor Gefahren  
Mit größter Sorgfalt stets bei Tag und Nacht  
Mich liebend schützt und meinen Leib bewacht.

Und fühlt er, daß mit sündigem Verlangen  
Du jemals fleischlich meinen Leib berührt,  
Wirst Du als Jüngling schon den Tod empfangen  
Von seiner Hand als Lohn, der Dir gebührt.  
Doch wenn Dich reine Liebe lenkt und führt,  
Wird seine Liebe Dir, wie mir, zu eigen,  
Und er wird sich im Himmelsglanz Dir zeigen.«

Und Valerian, dem Gott in das Gewissen  
Geredet hatte, sprach: »Soll ich Dir trau'n,  
Muß ich vom Dasein dieses Engels wissen,  
Und läßt Du mich von Angesicht ihn schau'n,  
Will ich Dir folgen; darauf magst Du bau'n.  
Doch bist Du einem andern Mann ergeben,  
Verliert Ihr beide durch mein Schwert das Leben.«

Cäcilie gab zur Antwort: »Dein Verlangen  
Sei Dir erfüllt. Du sollst den Engel seh'n,  
Nachdem die Taufe Du als Christ empfangen.  
Drei Meilen mußt aus dieser Stadt Du geh'n,  
Zur Via Appia, wo die Häuser steh'n  
Der armen Leute, und erzähle dort,  
Was ich Dir sagen werde, Wort für Wort.

Zu ihnen rede: Ich, Cäcilie, sende  
Zum guten, alten Urban heimlich Dich  
In Seelennoth zum besten Zweck und Ende.  
Und zu dem heiligen Urbanus sprich,  
Wenn Du ihn siehst, was Du erfuhrst durch mich.

Hat er Verzeihung Deiner Schuld gewährt,  
Siehst Du den Engel, eh' Du heimgekehrt.

Und schleunig eilte, wie sie ihm geboten,  
Zum angewies'nen Platze Valerian,  
Und fand dort in der Grabstatt heil'ger Todten  
Auf seinen Knie'n den alten St. Urban;  
Und als ihm seine Botschaft kund gethan,  
Und er mit seinen Worten war zu Ende,  
Hob froh Urbanus himmelan die Hände,

Und Thränen ließ er aus den Augen fallen.  
»Allmächt'ger Gott und Christ!« – rief er bewegt –  
Du Säer keuschen Rathes, Hirt von Allen,  
Die Früchte, die der Keuschheit Samen trägt,  
Den Du Cäcilien hast ins Herz gelegt,  
Nimm hin! denn sieh'! so emsig wie die Bienen  
Weiß ohne Falsch Dir Deine Magd zu dienen!«

»Der Gatte, dem sie kürzlich ward verbunden,  
Der stolze Löwe, kommt, von ihr gesandt,  
So fromm zu mir, wie nur ein Lamm erfunden!«  
So rief er aus – und mit den Worten stand  
Vor Valerian im weißen Lichtgewand  
Ein alter Mann, der in der Hand ein Buch  
Mit reichverzierten, gold'nen Lettern trug.

Und Valerian schlug wie ein todter Mann  
Vor Schrecken um. Empor aus seinem Falle  
Hob ihn der Greis und fing zu lesen an:  
»Ein Herr, ein Gott, ein Glaube für uns Alle!  
Ein Christenthum, und überm Weltenalle  
Für alle Menschen eine Vaterhand!«  
Wie es im Buch mit gold'nen Lettern stand.

Nachdem er dies gelesen, frug der Alte:  
»Und glaubst Du dies? Ja oder Nein? – Sag' an!« –  
»Ich glaube dies!« – sprach Valerian – »und halte  
Es für die größte Wahrheit, die ein Mann  
Hier unterm Himmel nur erfassen kann!« –  
Verschwunden war der Greis – und Valerian  
Empfing die Taufe durch den Papst Urban.

Er kehrte heim, und sah, wie mit Cäcilien  
In seinem Wohngemach ein Engel stand.  
Und sieh', es trug von Rosen und von Lilien  
Zwei Kronen dieser Engel in der Hand.  
Und an Cäcilie – wenn ich's recht verstand –  
Gab er die eine, und die andre Krone  
Empfing ihr Gatte Valerian zum Lohne.

»Mit reinem Leib und unbefleckten Sinnen  
Behütet diese Kronen stets!« – sprach er. –  
»Ich trug sie aus dem Paradies von hinnen,  
Und sie verwelken nun und nimmermehr,  
Und duften immer lieblich wie zeither.  
Doch mit den Augen nur die Kronen sieht,  
Wer keusch verbleibt und jede Sünde flieht.«

»Mein Valerian, weil Du Dich rasch bekehren  
Zum Guten ließest, sprich, was Dir gefällt,  
Und was Du forderst, will ich Dir gewähren!«  
Er sprach: »Ein Bruder ist mir zugesellt,  
Der mir der liebste Mensch ist auf der Welt;  
Ich bitte Dich, ihm Deine Gunst zu schenken  
Und ihn, wie mich, zur Wahrheit hinzulenken!«

Der Engel sprach: »Gott liebt, was Du erbeten.  
Er reicht Euch beiden Märtyrpalmen dar,  
Und in sein Reich der Ruhe sollt Ihr treten.«  
Und es erschien, als er zu Ende war,  
Tiburz, sein Bruder, welcher wunderbar  
Ergriffen ward im innersten Gemüthe  
Vom Duft der Lilien- und der Rosenblüthe.

»Mich wundert« – rief er – »daß zu dieser Zeit  
Des Jahrs die Rosen und die Lilien spenden  
Noch Wohlgeruch von solcher Lieblichkeit.  
Ja, hielt ich selbst die Blumen in den Händen,  
Es dränge mir der Duft, den sie entsenden,  
Wohl schwerlich süßer in das Herz hinein.  
Ich scheine wie verwandelt mir zu sein!«

»Zwei glänzend helle Kronen uns umwinden,  
Schneeweiß und rosenroth,« – sprach Valerian. –  
»Durch mein Gebet kannst Du den Duft empfinden,

Obschon sie Deine Blicke nimmer sah'n,  
Doch werden Dir die Augen aufgethan,  
Sofern Du ohne Säumen Dich bekehrst  
Zum rechten Glauben und die Wahrheit ehrst!«

»Wie?« – frug Tiburz – »sprichst Du im Ernst zu mir?  
Ist mir ein Traum zu Ohren nur gekommen?«  
»In Träumen, lieber Bruder, lebten wir,«  
– Sprach Valerian – »jetzt hat zu unserm Frommen  
Die Wahrheit Sitz in unsrer Brust genommen.«

»Wie hast Du dieses« – rief Tiburz – »erfahren?«  
»Das will ich Dir« – sprach Jener – »offenbaren!«

»Ein Engel Gottes zeigte mir die Wahrheit,  
Und leistest Du dem Götzendienst Verzicht,  
Führt er auch Dich zur Reinheit und zur Klarheit.«

– Und von dem Wunder dieser Kronen spricht  
Ambrosius in seinem Vorbericht;  
Und also redet zu des Wunders Preise  
Der edle Doctor in erhab'ner Weise:

Die Palme seines Märtyrthums zu tragen,  
Gab Gott der heiligen Cäcilie Kraft,  
Der Welt und ihrem Brautbett zu entsagen.  
Denn in der Beichte gab unzweifelhaft  
Tiburz und sie darüber Zeugenschaft,  
Und Gott ließ güterreich mit duft'gen Kronen  
Durch seinen Engel diese zwei belohnen.

So führte beide Männer diese Maid  
Zum ew'gen Heil. Und dieses möge lehren  
Der Welt den Werth der keuschen Frömmigkeit. –

Schlicht wußte dann Cäcilie zu erklären,  
Daß alle Götzen eitle Dinge wären,  
Nur taub und stumm, und darum von Idolen  
Sich fern zu halten, habe Gott befohlen.

»Wer das nicht glaubt, ist schlimmer als ein Vieh!«  
– So rief Tiburz – »ich sag' es unumwunden!«  
Und seine Brust vor Freuden küßte sie,

Beglückt, daß er die Wahrheit ausgefunden.

»Seit diesem Tage bist Du mir verbunden!«

Rief diese schöne segensreiche Maid,

Und also sprach sie zu ihm fernerweit:

»Wie durch die Liebe Christi« – hub sie an –

»Ich Deines Bruders Weib bin, soll bestehen

Ein Bund auch zwischen Dir und mir fortan.

Du hast gelernt, die Götzen zu verschmähen;

Mit Valerian magst Du zur Taufe gehen,

Und bist Du rein, so wirst Du auch hernach

Den Engel seh'n, von dem Dein Bruder sprach.«

»Mein lieber Bruder« – frug Tiburtius weiter –

»Wohin, zu wem, heißt Du mich geh'n? Sag' an!«

»Zu wem?« – sprach er – »komm', folge mir nur heiter,

Ich führe Dich zum heil'gen Papst Urban!«

»Zum Papst Urbanus, Bruder Valerian?!

Wie!« – rief Tiburz – »willst Du zu ihm mich bringen?

Das scheint mir äußerst wunderbar zu klingen.«

»Meinst Du Urbanus, welcher vom Gerichte

So manches Mal verurtheilt ward zum Tod,

Der in Verstecken haust und kaum dem Lichte

Sein Haupt zu zeigen wagt in seiner Noth,

Dem stets der Scheiterhaufen flammend droht?

Wenn man mit ihm uns in Gesellschaft fände,

Wir kämen sicher zu dem gleichen Ende.«

»Und während wir, die Gottheit zu erkennen,

Die in dem Himmel sich verbirgt, uns müh'n,

Wird man uns hier auf dieser Welt verbrennen.«

Doch in das Wort fiel ihm Cäcilie kühn:

»Man würde, sich dem Tode zu entzieh'n,

Mein lieber Bruder, ganz mit Recht bestreben,

Gäb' es nach diesem nicht ein andres Leben.«

»Ein bess'eres Leben ist an anderm Orte,

Und fürchte nicht, daß jemals Dir entgeht,

Was Gottes Sohn versprach durch seine Worte,

Des Vaters Sohn, der Alles, was besteht

Geschick und sinnreich schuf. Denn es durchweht

Der Geist, der von dem Vater ausgegangen,  
Auch unsre Seelen. – Dir braucht nicht zu bangen.«

»Durch Wort und Werke hat uns kund gegeben  
Der Gottessohn, als er auf Erden war,  
Des Menschen Heimat sei im andern Leben!«

»O, theure Schwester« – rief Tiburz – »fürwahr,  
Noch eben sagtest Du ganz schlicht und klar,  
In Wahrheit sei ein Herr und Gott allein,  
Und nun gibst Du mir Zeugenschaft von Drei'n?«

»Auch damit« – sprach sie – »mach' ich Dich bekannt.  
Sowie drei Kräfte sich im Mann vereinen,  
Vorstellungstrieb, Gedächtniß und Verstand,  
So müssen drei Personen auch erscheinen  
Mit gleichem Recht im göttlichen Verband.«  
Und hinterher begann sie, ihm die Lehren  
Und Leiden Christi emsig zu erklären.

Wie Gottes Sohn so mancherlei erlitten,  
Dieweil auf Erden er als Gast geweilt,  
Wie er Erlösung für die Welt erstritten,  
Und Sündennoth und Sorgenlast geheilt,  
Ward an Tiburtius von ihr mitgetheilt.  
Und dann ging er mit glaubensfrohem Sinn  
Zum Papst Urban mit seinem Bruder hin.

Der dankte Gott von Herzen froh und heiter,  
Tauft ihn sofort und macht ihn dann bekannt  
Mit allen Lehren als des Herren Streiter;  
Worauf Tiburz so hohe Gnade fand,  
Daß ihm kein Tag im Lauf der Zeit entschwand,  
An dem er Gottes Engel nicht gesehen;  
Und gern und schnell erhörte Gott sein Flehen.

Schwer hielt' es, nach der Reihe vorzutragen,  
Wie viele Wunder Jesus für sie that.  
Doch endlich schleppten – um es kurz zu sagen –  
Die Schergen Rom's auf das Präfectorat  
Sie vor Almachius der als Magistrat  
Sie dann vernahm und bald den Fall durchblickte  
Und zu dem Bilde Jupiters sie schickte.

Und er begann: »Mein Urtheilsspruch ist dieser:  
Euch trifft der Tod, bringt Ihr nicht Opfer dar!«  
Die Märtyrer indessen überwies er  
An Maximus, der ein Cornicular  
Und Offizier von dem Präfecten war,  
Den, als die Heil'gen er von dannen führte,  
Um sie das Mitleid bis zu Thränen rührte.

Und Halt gebot den Quälern, als vernommen  
Er ihren Glauben, Maximus, und nahm  
Die Heil'gen in sein Haus, wo sie in frommen  
Gesprächen weilten, bis der Abend kam.  
Und Maximus ergriff die tiefste Scham  
Mitsammt den Henkern, und der falschen Lehre  
Entsagten sie und gaben Gott die Ehre.

Cäcilie kam mit Priestern in der Nacht,  
Daß Allen sie die heil'ge Taufe gäben;  
Und hinterher, sobald der Tag erwacht,  
Begann sie fest die Stimme zu erheben:

»Wollt Ihr als echte Ritter Christi leben,  
Entsagt dem Werk der Finsterniß fortan,  
Und schnallt die Rüstung ew'ger Klarheit an.«

»Ja, eine große Schlacht habt Ihr geschlagen!  
Jetzt ist's vollbracht! Ihr habt Euch treu bewährt!  
Ihr werdet drum des Lebens Krone tragen,  
Die ein gerechter Richter Euch bescheert.  
Er giebt sie Euch; Ihr seid derselben werth!«

Dann führte, als gesprochen war dies Wort,  
Man sie sogleich zum Opferplatze fort.

Indeß – um kurz die Sache zu beenden –  
Sie wollten, angelangt an jenem Ort,  
Nicht Weihrauch streu'n, noch Opfergaben spenden.  
Nein, voll Ergebung knieten Beide dort  
In Demuth nieder; worauf sie sofort  
Enthauptet wurden. Doch zum Himmelreich  
Entschwebten Beider Seelen auch zugleich.

Und Maximus stand tief gerührt daneben  
Und sprach, vor Jammer weinend und vor Schmerz:  
»Mit Engeln voller Licht und Klarheit schweben,  
Sah ich die Seelen Beider himmelwärts.«  
Und dieses Wort bekehrte manches Herz.

Doch ließ Almachius mit Eisenruthen  
Ihn dafür zücht'gen und zu Tode bluten.

Begraben ließ Cäcilie die Gebeine  
Mit Valerian und mit Tiburz sodann  
In einer Gruft und unter einem Steine.

Inzwischen trieb die Häscher, Mann für Mann,  
Zur Jagd Almachius auf Cäcilie an,  
Damit sie gleich vor seinem Angesichte  
Den Opferdienst an Jupiter verrichte.

Es schenkten, durch ihr Wort sich rasch bekehrend,  
Indessen jene vollen Glauben ihr,  
Und schrieen unter Thränen immerwährend:  
»Christ, Gottes Sohn, Du bleibest für und für  
Der wahre Gott! – So denken Alle wir.  
Dir dient die beste Magd. An Dir den Glauben  
Soll selbst der Tod, der uns bedroht, nicht rauben.«

Almachius hörte, was sich zugetragen  
Und lud Cäcilie vor, und wandte sich  
Sodann zunächst an sie mit dem Befragen:  
»Was bist Du für ein Frauenzimmer? – Sprich!«  
Und sie begann: »Ein Edelweib bin ich!«  
»Ich spreche« – rief er – »ob die Frage schon  
Dich kränken mag, von Glauben und Rel'gion.«

»Nun, dann befrugst Du mich höchst thöricht eben.  
Fürwahr, auf eine Frage« – sprach sie – »kann  
Ich eine Antwort nur, nicht zweie geben.«  
Ihr fiel ins Wort Almachius und begann:  
»Von wannen kommt die Frechheit Dir? – Sag' an!«  
»Von wannen?« – sprach sie – »mir giebt Muth dazu  
Des Glaubens Kraft und des Gewissens Ruh'!«

»Wie?« – frug Almachius – »fühlst Du keinen Schrecken

Vor meiner Macht?« – Sie aber sprach: »Nicht leicht  
Wird Deine Stärke Furcht in mir erwecken,  
Da Menschenmacht, soweit sie immer reicht,  
Nur einer windgefüllten Blase gleicht,  
Die, wenn der Nadel Spitze sie durchsticht,  
Den Halt verliert und rasch zusammenbricht.«

»Mit Unrecht« – sprach er – »hast Du angefangen,  
Und störrisch hältst Du an dem Unrecht fest.  
Denn solltest Du nicht wissen, daß ergangen  
Von unsern Fürsten ist ein Manifest,  
Das Euch die Strafen, die Euch droh'n, erläßt  
Und ungestörten Frieden Euch gewährt,  
Sofern Ihr Christum ferner nicht verehrt?«

»Es irren Eure Fürsten und der Adel«  
– Cäcilie sprach – »und übel angewandt  
Wird das Gesetz! – Ihr wißt, uns trifft kein Tadel,  
Denn unsere Unschuld ist Euch wohlbekannt.  
Nach Christi Namen werden wir genannt;  
Und daß von ihm wir mit Verehrung sprechen,  
Das macht Ihr uns zum Schimpf und zum Verbrechen.«

»Wir kennen ihn als tugendhaft und rein;  
Wie sollten wir ihn zu verläugnen wagen?«  
Almachius rief: »Entscheide zwischen zwei'n  
Kein anderer Weg bleibt für Dich einzuschlagen,  
Als opfern, oder Christum zu entsagen!«  
Indessen lächelnd gab darauf Bescheid  
Die heil'ge, schöne, segensvolle Maid:

»O, Richter, fein verdrehst Du Deine Sachen!  
Soll ich entsagen meiner Seligkeit?  
Wie, willst Du zur Verbrecherin mich machen?  
O, seht ihn an, wie vor Verlegenheit  
Er im Gerichte heuchelt, wüthet, schreit!«

»Elende!« – rief Almachius aufgebracht –  
»Du kennst noch nicht den Umfang meiner Macht!«

»Ward von den mächt'gen Fürsten mir gegeben  
Die Vollmacht nicht und die Autorität,  
Um zu entscheiden zwischen Tod und Leben?

Was redest Du so stolz und aufgebläht?«

Sie sprach: »Ich rede standfest nur; mir steht  
Durchaus nicht an, mich stolz vor Dir zu brüsten,  
Als Laster hassen allen Stolz wir Christen.«

»Doch wenn zu hören Dir der Muth nicht fehlt,  
Will ich Dir nicht die Wahrheit vorenthalten.  
Du sprichst: die Fürsten hätten Dich erwählt  
Und ausgestattet mit den Amtsgewalten,  
Um über Tod und Leben frei zu schalten.  
Du kannst allein nur in den Tod uns senden,  
Doch andre Vollmacht hast Du nicht in Händen.«

»Du magst zwar sagen, daß vom Halsgericht  
Die Fürsten zum Verwalter Dich bestellten,  
Indessen mehr Gewalt besitzt Du nicht.«

Almachius rief: »Hör' auf mit Deinem Schelten!  
Zum Opfer geh'! Ich werde nicht entgelten  
An Dir Dein Unrecht. Denn ertragen kann  
Ich dieses leicht als Philosoph und Mann.«

»Doch, daß den Göttern Schmähung wiederfuhr  
Aus Deinem Munde, darf ich nicht ertragen!«

Cäcilie sprach: »Spitzfind'ge Creatur!  
Ich sah aus jedem Worte Deiner Fragen  
Seit lange schon Dein albernes Betragen.  
In jeder Art bist Du erkannt von mir  
Als eitler Richter, grober Officier!«

»Nichts fehlt zum Sehen Deinem Augenpaar,  
Als nur das Licht. Denn, was wir Alle kennen  
Als einen Stein ganz zweifellos und klar,  
Will Dir belieben, einen Gott zu nennen.  
Berühr' ihn nur, und Du mußt fühlen können  
Mit Deiner Hand, daß es ein Stein nur ist,  
Obschon Du blind auf beiden Augen bist.«

»O, Scham! daß Du den Leuten dienen mußt  
Durch Deine Thorheit zum Gespött und Hohne!  
Denn allgemein ist Jeder sich bewußt,

Daß hoch im Himmel Gott allmächtig throne.  
Und diese Bilder mußt Du zweifelsohne  
Für sich und Dich ganz nutzlos doch erkennen,  
Nicht einen Heller sind sie werth zu nennen!«

Dies sagte sie und manches andre Wort.  
Doch wüthend hieß er sie nach Hause führen,  
Und um sie zu verbrennen, alsofort  
Ein Feuer unter ihrem Bade schüren.  
Man eilte, die Befehle auszuführen.  
Sie wurde schleunigst in ein Bad gebracht,  
Worunter Feuer brannte Tag und Nacht.

Die lange Nacht, sowie am nächsten Tage  
– War auch das Bad und Feuer noch so heiß –  
Blieb sie stets kalt und fühlte keine Plage,  
Und sie vergoß nicht einen Tropfen Schweiß,  
Wiewohl auf des Almachius Geheiß,  
Der tückisch seine Schergen abgesandt,  
Sie ihren Tod im Bade dennoch fand.

Geführt nach ihrem Nacken wurden drei  
Verschied'ne Streiche von dem Henkersknechte;  
Und dennoch brach der Wirbel nicht entzwei.  
Nun aber galt in jener Zeit zu Rechte,  
Wer einen Menschen nicht ums Leben brächte,  
Nachdem er dreimal auf ihn zugeschlagen,  
Der dürfe nicht zum vierten Mal es wagen.

Halb todt ließ die im Nacken schwer Verletzte  
Daher der Henker liegen, und verschwand.  
Doch manches Tuch mit ihrem Blute netzte  
Die Schaar der Christen, welche sie umstand.  
Und trotz der Qualen fuhr sie unverwandt  
Drei Tage fort, die theuren Glaubenslehren  
Zu predigen und ihnen zu erklären.

Sie schenkte ihnen ihr gesamntes Erbe,  
Und wies sie auf den Papst Urbanus an,  
Und sprach: »O, Himmelskönig, eh' ich sterbe  
Gewähre mir drei Tage noch fortan,  
Daß für ihr Seelenheil ich beten kann,  
Und eine Kirche Dir auf ew'ge Zeiten

Vermag aus meinem Hause zu bereiten.«

Mit seinen Diaconen holte leise  
Zur Nacht der heil'ge Urban ihr Gebein,  
Und senkt' es dann in feierlicher Weise  
Zu andern Heil'gen auf dem Friedhof ein.  
Zur »St. Cäcilienkirche« ließ er weih'n  
Ihr Haus; und dort verehren noch bis heute  
Christ und die Heil'ge andachtsvoll die Leute.

### **Der Prolog des Dienstmannes vom Kanonikus.**

*Vers 16022-16187.*

Fünf Meilen waren wir geritten eben,  
Als bei dem Schluß von St. Cäcilien's Leben  
Ein Reitersmann bei Boughton an der Heide  
Uns überholte. – Unter einem Kleide  
Von schwarzem Tuch trug er aus weißem Stoff  
Ein Chorhemd. Zum Erstaunen aber troff  
Der Schweiß von seiner apfelgrauen Mähre,  
Als ob drei Meilen gloppirt er wäre.  
Und auch der Klepper, den sein Diener ritt,  
War voller Schweiß und konnte kaum mehr mit.  
Hoch war die Brust mit weißem Schaum bedeckt;  
Gleich einer Elster schien der Gaul gefleckt.  
Ein Sack hing überm Widerriß ihm quer,  
Sonst führt' er scheinbar an Gepäck nichts mehr;  
Nur Sommerkleider trug der würd'ge Mann.

Ich fing im Stillen mich zu wundern an,  
Was er wohl wäre, bis ich am Gewand  
Die Schauben festgenäht am Kragen fand;  
So kam nach langen Grübeln ich zum Schluß:  
Der Mann wär' irgend ein Kanonikus.

Tief in den Nacken hing sein Hut herab  
An einer Schnur, da statt im Schritt und Trab  
Er im Galopp wie toll geritten war.  
Mit einem Klettenblatte war sein Haar  
Bedeckt, um seinen Kopf nicht zu erhitzen.  
Man sah mit wahrer Seelenlust ihn schwitzen;  
Wie nämlich eine Regenrinne tropft,  
Wenn Hauslauch oder Weg'rich sie verstopft,

Troff seine Stirn, als er, sich nahend, schrie:  
»Gott segne diese lust'ge Kompagnie!  
Scharf ritt ich zu« – sprach er – »um Euretwegen.  
Euch einzuholen kommt mir sehr gelegen;  
In fröhlicher Gesellschaft reit' ich gern.«

Sein Dienstmann glich an Höflichkeit dem Herrn.  
»Ich sah Euch« – sprach er – »morgens schon bei Zeiten,  
Verehrte Herr'n, aus Eurem Gasthof reiten;  
Und meinem Herrn und Meister rieth ich dann:  
Schließt Euch der lustigen Gesellschaft an!  
Denn Scherz und Kurzweil liebt er selber eben.«

»Freund, segne Gott den Rath, den Du gegeben!«  
– Sprach unser Wirth. – »Gewiß, es will mir scheinen,  
Dein Herr sei klug und stecke – sollt' ich meinen  
Und möchte wetten – voller Scherz dabei.  
Kann er vielleicht erzählen ein bis zwei  
Geschichten unserm Kreise zum Vergnügen?«

»Wer, Herr? – Mein Meister? – Ja, Herr, ohne Lügen,  
Er steckt von Späßen und von Scherzen voll;  
Und, Herr, wenn ich die Wahrheit sagen soll,  
Ihr würdet Euch, wenn Ihr ihn so genau  
Wie ich erst kenntet, wundern, wie höchst schlaue  
Er seine Kunst treibt auf verschied'ne Weise,  
Und Großes unternimmt, das hier im Kreise  
Wohl schwerlich ohne meines Meisters Lehre  
Zu leisten Irgendwer im Stande wäre.  
Mag noch so schlicht er hier zu Pferde sitzen,  
Euch würde seine Freundschaft sicher nützen,  
Ihr würdet Euch derselben nicht entschlagen  
Für vieles Geld. Die Wette will ich wagen,  
Und, was ich habe, setz' ich gern zum Pfand!  
Er ist ein Herr von gründlichem Verstand;  
Ich sag' es Euch: ein selten großer Mann.«

»Gut!« – sprach der Wirth – »indessen sag' uns an,  
Ist ein Gelehrter, oder was ist er?«

»Nein!« – rief der Dienstmann – »er ist wahrlich mehr  
Als ein Gelehrter, lieber Wirth! und gern  
Erzähl' ich kurz die Künste meines Herrn.

Mein Meister ist so voll Geschicklichkeit  
- Zwar bin ich nicht in Alles eingeweiht,  
Obschon ich ihm behülflich bin zu Zeiten -  
Daß er den Grund, auf welchem wir hier reiten,  
So weit, bis wir in Canterbury sind,  
Nicht um und um nur kehren, nein, geschwind  
Sogar mit Gold und Silber pflastern kann.«

Als er so weit gekommen war, begann  
Zu ihm der Wirth: »Ei, *benedicite!*  
Dann nimmt mich Wunder, wie ich frei gesteh',  
Daß Euer Herr, der solcher Weisheit voll,  
Daß ihn die Welt darob verehren soll,  
So wenig Werth auf seine Würde legt,  
Und solchen fadenschein'gen Mantel trägt.  
Bei meinem Heil! Wollt Ihr die Wahrheit wissen?  
Er ist beschmutzt, ganz werthlos und zerrissen.  
Wie ist Dein Herr so schmierig nur? sag' an,  
Der bess're Kleider sich doch kaufen kann,  
Wenn seine Lage Deinem Wort entspricht.  
Ich bitte Dich, gieb mir davon Bericht.«

»Wie?« - rief der Dienstmann - »stellt Ihr diese Frage?  
Bei meinem Heil! nie kommt er in die Lage!  
Doch soll ich sein Geheimniß Euch entfalten,  
Muß ich Euch bitten, reinen Mund zu halten.  
Der Grund ist, glaub' ich: er weiß allzuviel.  
Durch Uebertreibung kommt man nicht ans Ziel.  
Sie schadet nur, wie die Gelehrten sagen,  
Und daher scheint mir thöricht sein Betragen.  
Denn, ist ein Mann gar zu gewitzt und klug,  
Mißbraucht er seine Gaben oft genug.  
So thut mein Herr - und das betrübt mich sehr.  
Es bess're Gott! Ich sage jetzt nichts mehr.«

»Nun, das laß ruh'n!« - hub unser Gastwirth an -  
»Was thut Dein Herr? Erzähle, lieber Mann.  
Du kennst ja seine Künste ganz genau,  
Du sagtest uns, er sei verschmitzt und schlau.  
Nun, wenn Du darfst, so sprich: wo seid Ihr her?«

»Aus einem Vorort einer Stadt«, - sprach er -

»Woselbst in engen, finstern Gassenecken  
Sich Räuber, Diebe dieser Art verstecken  
Und im Geheimen ihre Wohnung nehmen,  
Weil sie sich öffentlich zu zeigen schämen.  
So geht es uns, soll ich die Wahrheit sagen.«

»Nun« – sprach der Wirth – »laß mich Dich weiter fragen:  
Weßwegen bist so schwarz Du im Gesicht?«

»St. Peter!« – rief er – »bei des Herrn Gericht!  
Wer so, wie ich, ins Feuer blasen muß,  
Bekommt – so denk' ich – sein Gesicht voll Ruß!  
Im Spiegel zu beseh'n, pfleg' ich mich nie,  
Multipliciren lern' ich voller Müh';  
Doch wie wir grübeln und das Feuer schüren,  
Das, was wir wünschen, ist nicht auszuführen.  
Zum Schluß ist immer dies und das vergessen.  
Verschied'ne Leute täuschen wir indessen.  
Wir borgen Gold, bald ein Pfund oder zwei,  
Bald zehn, bald zwölf, was auch die Summe sei,  
Und schwatzen ihnen vor, wir wüßten Wege,  
Wie man aus einem Pfunde zweie präge.  
Zwar ist es falsch, doch bleibt in uns beständig  
Der Vorsatz und die Hoffnung d'rauf lebendig.  
Fern aber vor uns liegt die Wissenschaft;  
Ob fest entschlossen, fehlt uns doch die Kraft,  
Es auszuführen; es entschlüpft den Händen  
Stets rasch und läßt am Bettelstab uns enden.«

Es war, bevor der Dienstmann so weit kam,  
Sein Herr ihm längst zur Seite, und vernahm,  
Was er erzählte. Denn, wenn Jemand sprach,  
War auf der Stelle auch sein Argwohn wach.  
Wer – wie uns Cato sagt – sich schuldig fühlt,  
Denkt gleich, daß jede Rede auf ihn zielt.

Damit ihm nicht ein einz'ges Wort entgehe,  
Ritt er heran und hielt sich in der Nähe  
Des Dieners auf, und sagte: »Halt' sofort  
Den Mund, und rede fernerhin kein Wort!  
Und wenn Du's thust, so soll's Dir schlimm ergeh'n!  
Du wagtest, vor den Leuten mich zu schmäh'n,

Und mein Geheimniß ihnen zu entdecken!«

»Sprich weiter!« – rief der Wirth – »laß Dich nicht schrecken!  
Denn all sein Droh'n ist keinen Heller werth!«

»Bei meiner Treu!« – sprach jener – »dieses schert  
Mich wenig nur!« – Doch der Kanonikus,  
Der sich von seinem Diener mit Verdruß  
Verrathen sah, floh voller Scham von hinnen.

»Jetzt« – sprach der Dienstmann – »soll der Spaß beginnen!  
Gleich will ich Alles, was ich weiß, erzählen!  
Jetzt ist er fort! – Mög' ihn der Teufel quälen,  
Nie will ich ihn – die Wahrheit zu gesteh'n –  
Für Pfund und Pfennig ferner wiederseh'n.  
Durch ihn ließ ich mich zu dem Spiel berücken;  
Bevor er stirbt, soll Leid und Scham ihn drücken!  
Ich bin im Ernst. – Ihr mögt mir Glauben schenken;  
Ich fühl es tief, was auch die Leute denken.  
Und dennoch konnt' ich selbst trotz aller Schmach,  
Trotz Arbeit, Sorgen, Schmerz und Ungemach  
Mich dieser Sache nimmermehr entzieh'n!  
Nun, wollte Gott, mir sei der Witz verlieh'n,  
Euch diese Kunst vollständig klar zu machen.  
Zum Theil indeß erzähl' ich Euch die Sachen.  
Mein Herr ist fort, drum werd' ich ihn nicht sparen,  
Und was ich weiß, das will ich offenbaren!«

### **Die Erzählung des Dienstmannes vom Kanonikus.**

*Vers 16188–16949.*

Seit sieben Jahren dien' ich diesem Herrn,  
Und bleibe doch der Kunst beständig fern.  
Ich büßte, was ich hatte, durch ihn ein,  
Und – weiß es Gott – so ging es allgemein.  
Vor Zeiten trug ich schöne, frische Kleider  
Und andern Schmuck; jetzt aber trag' ich leider  
Auf meinem Kopf nur einen Strumpf als Hut.  
Einst hatt' ich frische Wangen voller Blut;  
Jetzt sind sie welk und bleich und fahl wie Blei;  
Denn, wie man's treibt, so fährt man auch dabei.  
Von vieler Arbeit trieft mein Auge schon.  
Den Vortheil – seht! – bringt Multiplication!

Die schlüpferige Wissenschaft entriß  
Mir, was ich hatte. Voller Kümmerniß  
Muß ich in Armuth meine Wege zieh'n.  
Ich schulde mehr an Geld, das mir gelieh'n,  
Als - meiner Treu - ich je bezahlen kann.  
Nehmt Euch für immer eine Warnung d'ran!  
Wer einmal sich befaßt mit diesen Dingen,  
Wird, wenn er fortfährt, sich um Alles bringen.  
Gott helfe mir! dabei ist kein Gewinn,  
Es macht den Witz und macht die Börse dünn.  
Und wenn ein Mensch durch Thorheit oder Wahn  
In diesem Spiel hat all sein Gut verthan,  
So kitzelt er in Andern das Verlangen,  
Ihr Geld zu lassen, gleich wie's ihm ergangen.  
Denn Bösewichten macht es stets Behagen,  
Wenn Nebenmenschen Leid und Sorgen tragen;  
Das sagten mir Gelehrte schon vor Zeiten.  
Genug davon! Laßt uns zur Sache schreiten.

Wenn unser Teufelswerk zuerst beginnt,  
Denkt Jedermann, wie wunderklug wir sind.  
Wir reden so gelehrt und so curios.  
Ins Feuer blas' ich, bis ich athemlos  
Geworden bin. Was soll ich Euch erzählen,  
Wie zum Gemisch die Proportion wir wählen?  
Ob wir fünf Unzen Silber oder auch  
Sechs oder mehr bedürfen zum Gebrauch?  
Soll ich die Namen aller Elemente,  
Wie Knochen, Eisenspähne, Opermente,  
Die zu dem feinsten Pulver wir zerreiben,  
Und dann in irdne Töpfe thun, beschreiben?  
Was wir an Salz und Pfeffer zu den eben  
Von mir erwähnten Pulvern etwa geben?  
Wie wir sie durch krystall'ne Glocken schützen,  
Und was wir sonst zu unserm Werk benützen?  
Wie wir verlöthen Gläser und Geräth,  
Damit durch Luftzug kein Atom entgeht?  
Was soll ich Euch von all den Feuern sagen,  
Den schwachen und den starken; von den Plagen  
Und allen Sorgen beim Amalgamiren,  
Beim Calciniren und beim Sublimiren  
Von dem Quecksilber oder Merkural?

Denn es mißrath am Ende jedesmal.  
Und nehmen von Quecksilbersublimat,  
Von Bleiglanz, Porphyry, Operment und Spath  
Auch diese Zahl und jene wir von Unzen,  
Was hilft's? – Wir werden unser Werk verhunzen.  
Wie hoch empor der Spiritus auch steigt,  
Was sich als Bodenniederschlag auch zeigt,  
Wir ernten nie die Früchte unsres Strebens,  
Und alle Müh' und Arbeit bleibt vergebens.  
Auf zwanzig Teufelswegen geht zuletzt  
Verloren doch, was wir daran gesetzt.

Wir pflegen auch von manchen andern Sachen  
In unserm Handwerk noch Gebrauch zu machen,  
Die nach der Ordnung ich nicht nennen kann;  
Denn ich bin nur ein ungelehrter Mann.  
Doch zählen will ich's, wie mir in den Sinn  
Es eben kommt, Euch ohne Ordnung hin:  
Borax und Grünspan, Ammoniak, Gefäße  
Von Glas und Thon und mancherlei Gemäße,  
Und unsre Urinalen und Phiolen,  
Alembiks, Cucurbiten, Crucibolen,  
Sublimatorien, Descensionsretorten,  
Und andre, keinen Heller werthe Sorten.  
Indeß, was nützt es, die Substanzen alle,  
Wie Röthwasser, Schwefel, Bolusgalle,  
Arsenik und *sal armoniac* zu kennen?  
Auch manche Kräuter weiß ich noch zu nennen,  
Wie Mondwurz, Ackermennig, Baldrian;  
Und mehr als ich in Kürze sagen kann.  
Auch unsre Lampen, welche Tag und Nacht  
Hell brennen, damit unser Werk vollbracht;  
Und unsern Flammenherd zum Calciniren,  
Und unsre Wasser zum Albisiciren,  
Kalk, ungeschwemmte Kreide, Albumin,  
Thon, Pulver, Asche, Dünger und Urin,  
Salpeter, Vitriol und Trockenseiher,  
Von Holz und Kohlen die verschied'nen Feuer,  
Weinstein, Alkalien und Salzpräparate,  
Brennmaterialien und Coagulate,  
Lehm mit dem Haar von Menschen und von Pferden,  
Tantar, Alaun, Oel, Hefe, Glas und Erden,

Und Rosalgar und Mittel, die verschwinden  
Materien machen, oder sie verbinden;  
Und unser Silber, das wir citriniren,  
Und unser Cementiren, Fermentiren,  
Und unsre Formen, Barren und was mehr  
Dazu gehört. – Auch zähl' ich ferner her  
Die sieben Körper Euch und die vier Geister,  
Wie mir sie oft hat vorgeannt mein Meister.  
Quecksilber nennen wir den ersten Geist,  
Den zweiten Operment; den dritten heißt  
Man Ammoniak und Schwefel kommt zuletzt.  
Und auch die sieben Körper nenn' ich jetzt:  
Sol ist das Gold, die Luna Silber nur,  
Das Eisen Mars, Quecksilber ist Merkur,  
Der Jupiter ist Zinn, Saturnus Blei,  
Die Venus Kupfer. – Stehe Gott mir bei!  
Wer immer der verfluchten Kunst verfällt,  
Hat zur Genüge niemals Gut und Geld;  
Denn Alles, was er darauf angewendet,  
Ist zweifellos verloren und verschwendet.  
Doch, wer so thöricht ist und will verlieren,  
Erlerne schleunigst das Multipliciren.  
Wer seinen Koffer voll hat, komm' heran,  
Zum Philosophen reift bald Jedermann.  
Seht her! wie leicht ist dies zu unternehmen!

Nein, nein! – weiß Gott! – nicht Mönch noch Priester kämen,  
Nicht Bettelbruder noch Kanonikus,  
Noch and're Leute je damit zum Schluß,  
Selbst wenn sie Tag und Nacht studirten. Nie  
Erlernen diese Teufelskünste sie;  
Noch weniger ein unstudirter Mann.  
Pfui! sprich nicht drüber! es geht niemals an!  
Ob Jemand in der Wissenschaft zu Haus,  
Ob darin fremd ist, kommt auf eins heraus;  
Denn Beide bringen es – auf Seligkeit! –  
In dieser Multiplication gleich weit.  
Dabei wird Hab' und Gut verspeculirt,  
Das heißt: zum Schluß sind Beide ruinirt.

Vergessen hab' ich und darum erwähne  
Ich hinterher: die Eisenhobelspähne,

Die Oele, Scheidewasser, und desgleichen  
Die Körper zum Erhärten und Erweichen,  
Die Spülmittel und die Schmelzmetalle.  
Doch würde, davon aufzuzählen alle,  
Den Umfang jeder Bibel übersteigen;  
Und daher wird es besser sein, zu schweigen.  
Genug – so denk' ich – sprach ich von den Sachen,  
Den grimmsten Teufel dadurch wild zu machen.

Nein, damit abgethan! – Das Elixir,  
Den Stein der Philosophen suchen wir;  
Denn sein Besitz bringt Ruh' und Sicherheit.  
Jedoch – bei Gott im Himmel! einen Eid  
Will ich d'rauf schwören – alle Kunst und Müh'  
Bleibt stets vergebens. – Zu uns kommt er nie.

Er hat uns schon um vieles Gut gebracht,  
Und hätte längst vor Gram uns toll gemacht,  
Beschliche nicht die Hoffnung stets das Herz,  
Wir würden ihn trotz allem bitt'ren Schmerz  
Noch später finden und mit Augen schau'n;  
Und zäh' und fest bleibt Hoffnung und Vertrau'n.  
Seid vorgewarnt: Ihr sucht darnach für immer!  
Die Menschen hat der Zukunftshoffnungsschimmer  
Von dieser Kunst stets um ihr Gut betrogen;  
Und doch wird Jeder wieder angezogen.  
Es scheint für ihn so bittersüß zu sein;  
Er würde selbst, wenn er ein Hemd allein,  
Sich zu bedecken Nachts in seinem Bette,  
Und für den Tag nur einen Mantel hätte,  
Sie doch verkaufen; bis er dann zuletzt  
Der Kunst zu Liebe Alles d'ran gesetzt.

An diesen Leuten nimmt man immerdar,  
Wohin sie geh'n, Gestank von Schwefel wahr.  
Sie stinken ringsumher wie eine Gais;  
Ihr Dunst ist stets so böckisch und so heiß;  
Man riecht im Voraus eine Meile lang  
Von ihnen – glaubt mir – schon den Pestgestank.

Seht! da sie stinken und sich schäbig kleiden,  
Kann man sehr leicht die Leute unterscheiden.

Doch woll't Ihr im Geheimen sie befragen,  
Weßhalb sie sich so fadenscheinig tragen,  
So raunen sie Euch allsogleich ins Ohr:  
Man überwache sie, man habe vor  
Sie zu erschlagen ihres Wissens wegen.  
Seht! wie die Einfalt sie zu täuschen pflegen!

Genug davon! Zurück zur Sache jetzt!

Bevor den Topf man auf das Feuer setzt,  
Thut man Metalle je nach Maß hinein.  
– Die Mischung macht mein Herr für sich allein. –  
Jetzt ist er fort. – D'rum sprech' ich unverblümt.  
Wie man sein Kunstgeschick auch immer rühmt,  
Wie sehr mir selbst sein hoher Ruf bekannt,  
So hat er sich doch manchesmal verrannt.  
Und wißt Ihr, wie? – Nun, es geschah von je,  
Daß ein Gefäß zerbricht – und dann Ade  
Geht Alles; denn die Kraft von dem Metall  
Ist fürchterlich. Ihr widersteht kein Wall,  
Mag er erbaut auch sein aus Kalk und Stein.  
Sie sprengt die Mauern, bricht sie, stürzt sie ein.  
Oft fließt auch das Metall uns in den Grund  
– Dadurch verloren wir schon manches Pfund –  
Oft fliegt es, weithin rollend, durchs Gemach  
Und – ungelogen – oftmals bis ans Dach.  
Und glaubt mir – zeigt sich auch der Teufel nicht,  
Bei uns ist doch der schlaue Bösewicht.  
Und in der Hölle, wo er Herrscher ist  
Giebt es kaum mehr an Sorge, Neid und Zwist.  
War uns ein Topf zerbrochen – wie gesagt –  
So schimpfte man, und Jeder ward verklagt.  
Der eine sprach: »Geschürt ward nicht die Gluth!«  
Der rief: »O, nein! geblasen ward nicht gut!«  
– Und das war leider mein Officium –  
»Stroh!« – rief der Dritte – »Ihr seid roh und dumm!  
Nur an der Mischung lag es sicherlich!«  
»Nein!« – schrie der Vierte – »Still, und hört auf mich!  
Man heizte nicht mit Buchenscheiten ein.  
– Bei meinem Heil – das war der Grund allein!«

Ich kann nicht sagen, was die Ursach' war,

Doch, daß es großen Streit gab, weiß ich klar.

»Was?« – rief mein Herr – »dabei ist nichts zu thun!  
Doch hüten werd' ich vor Gefahr mich nun.  
Eins ist gewiß: zerbrochen ist der Topf,  
Wie's immer kann. Behaltet hoch den Kopf!  
Und reinigt, wie dies Brauch ist, rasch die Flur!  
Frisch, Muth gefaßt! seid froh und munter nur!«

Auf einen Haufen ward der Schutt gefegt,  
Und auf die Flur ein Segeltuch gelegt;  
Man warf den Kehricht in ein Sieb, und dann  
Fing man zu schütteln und zu suchen an.

»Pardi!« – rief einer – »vom Metall zurück  
Blieb zwar nicht Alles, doch noch manches Stück.  
Diesmal mißrieth es, aber Ihr sollt seh'n,  
Zum zweiten Male wird es besser geh'n.«

Wir mußten unser Gut von Neuem wagen.  
Im höchsten Wohlstand könnte dies ertragen  
Fürwahr kein Handelsmann, bei meiner Ehre!  
Zwar oft ertrinkt auch ihm sein Gut im Meere,  
Doch meistens kommt es sicher an das Land.

»Still!« – rief mein Herr – »ich bring' es noch zu Stand!  
Doch ganz verschieden wird es angefaßt  
Das nächste Mal, wenn Ihr mich machen laßt.  
Nur ein Versehen war es, wie ich weiß.«

Ein And'rer sprach: »Das Feuer war zu heiß!«

Doch ob es heiß, ob kalt ist, zum Beschluß  
Mißrath es stets, wie ich bekennen muß.  
Erreicht wird nie, was wir bestreben wollen.  
Wir rasen nur beständig, wie die Tollen.  
Doch sind wir alle bei einander, so  
Scheint Jedermann ein zweiter Salamo.  
Nicht alle Dinge, die wie Gold ausschau'n,  
Sind darum Gold. – Man kann dem Spruche trau'n:  
Nicht jeder Apfel, welcher lieblich scheint,  
Ist darum gut, was man auch sagt und meint.

So geht es auch mit uns. – Bei Jesu Christ!  
Wer als der Klügste bei uns gilt, der ist  
Der größte Thor, sobald man ihn erprobt,  
Und oft zum Dieb wird, wen als treu man lobt.  
Das sollt Ihr, eh' sich unsre Wege trennen,  
Am Schlusse der Geschichte noch erkennen.

Einst schloß sich ein Kanonikus uns an;  
Verpesten würde jede Stadt der Mann,  
Ob groß wie Alexandrien sie sei,  
Rom, Troja, Ninive und andre drei.

Von seinen Schlichen, seiner Falschheit brächte  
Kein Mensch ein Buch zu Ende, wie ich dächte,  
Und sollt' er tausend Jahre selbst erreichen.  
Denn auf der Erde sah man Seinesgleichen  
An Falschheit nicht. Er wußte sich zu winden  
Und höchst geschickt die Worte zu verbinden  
Und im Gespräch mit Leuten so zu reden,  
Daß es im Kopfe toll ward einem Jeden,  
Der nicht ein Teufel gleich ihm selber war.  
Und so betrog er Viele Jahr für Jahr  
Und wird es thun die ganze Lebenszeit.  
Und dennoch geh'n und reiten meilenweit  
Ihm Leute nach, die seiner Freundschaft trau'n,  
Weil sie sein falsches Wesen nicht durchschau'n.

Doch, wollt Ihr gütigst mir Gehör gewähren,  
So will ich Euch den Sachverhalt erklären.

Ihr aber, würd'ge Stiftsherr'n müßt nicht denken,  
Daß ich, um Euch und Euer Stift zu kränken,  
Von einem Herrn Kanonikus berichte.  
In jedem Stande giebt es Bösewichte;  
Indessen Gott verhüte, daß auf Alle  
Sofort die Thorheit eines Mitglieds falle.  
Euch zu beschimpfen liegt mir wahrlich fern;  
Nur bessern, wo gefehlt ist, möcht' ich gern.  
Denn auch für Andre, nicht für Euch allein  
Gilt die Geschichte. – Man weiß allgemein,  
Daß unter zwölf Aposteln in der Schaar  
Des Herrn nur Judas ein Verräther war.

Wie kann deßwegen tadeln man den Rest,  
Der schuldlos blieb? Und ganz dasselbe läßt  
Von Euch sich sagen. – Aber hört, ich bitte:  
Habt einen Judas Ihr in Eurer Mitte,  
So rath' ich Euch, entfernt ihn schon bei Zeiten,  
Sonst wird er Scham Euch und Verlust bereiten.  
Doch seid ersucht, nehmt keinen Anstoß d'ran  
Und, was ich Euch erzählen will, hört an.

In London wohnte manches liebe Jahr  
Ein Priester und Capitels-Annualar,  
Der sich so höflich einer Frau erwies,  
In derem Hausstand er sich speisen ließ,  
Daß sie ihn niemals um Bezahlung frug  
Für Tisch und Zeug, so schön er sich auch trug.  
Mit Silbergeld war er vollauf verseh'n;  
Doch, das laßt ruh'n; ich will nun weiter geh'n  
Und Euch erzählen, wie's der Stiftsherr machte  
Daß er den Pfaffen ins Verderben brachte.

Ins Zimmer, wo der Priester hauste, trat  
Der falsche Stiftsherr eines Tags und bat,  
Daß er ein Darlehn ihm gewähren wolle,  
Das er sofort zurück empfangen solle.  
»Leih' eine Mark nur auf drei Tage mir,  
Mein Wort zum Pfand, ich zahle pünktlich Dir  
Die Summe heim; sonst hänge nach Verlauf  
Von den drei Tagen mich am nächsten auf.«

Der Priester gab ihm eine Mark sofort.  
Und Abschied nahm nach manchem Dankeswort  
Der Herr Kanonikus und zog von dannen.  
Und eh' zu Ende noch drei Tage rannen,  
Trug er das Geld dem Priester wieder hin,  
Und diesem war ganz wunderfroh zu Sinn.

»Gewiß« – sprach er – »es soll mich nicht verdrießen  
Ein, zwei, drei Nobel Leuten vorzuschießen,  
Und was ich habe sonst an Gut und Geld.  
Falls Jemand treu an die Bedingung hält  
Und löst sein Wort bestimmt und pünktlich ein,  
So sag' ich nie zu solchem Herren: Nein!«

»Was?« – fragte Jener – »sollt' ich ungetreu  
Denn etwa handeln? – Nun, das wäre neu!  
Von einem Dinge, wie die Treue, weiche  
Ich bis zum Tage, daß ins Grab ich schleiche,  
Gewiß nicht ab. Verhüt' es Gott und Christ!  
Dies ist so wahr, wie nur Dein Credo ist.  
Ich danke Gott und darf es füglich sagen,  
Noch hatte Keiner über mich zu klagen,  
Der mir an Gold und Silber etwas lieb;  
Denn Falschheit wohnte mir im Herzen nie.  
Herr« – rief er – »für Dein edeles Betragen  
Möcht' ich zum Dank Dir mein Geheimniß sagen.  
Du liehst mir Beistand in Verlegenheit,  
Und zum Entgelt für Deine Freundlichkeit  
Will ich, hegst Du den Wunsch Dich zu belehren,  
In jeder Richtung Einsicht Dir gewähren  
In meine Künste der Philosophie.  
Darum gieb Acht! Eh' ich von dannen zieh',  
Soll noch durch mich ein Meisterstück gescheh'n.«

»Ja?« – frug der Priester – »soll ich's wirklich seh'n?  
Wohlan! so bitt' ich d'rum von ganzer Seele!«

»Mein Herr« – sprach der Kanonikus – »befehle!  
Dir treu gehorsam bin ich bis zum Tod!«

– Seht! wie der Dieb ihm seinen Dienst anbot. –

Jedoch es stinkt – wie alte Weise sagen –  
Wird uns ein Dienst zu dringend angetragen;  
Und daß dies Wahrheit ist, erseht Ihr später  
An dem Kanonikus, dem Erzverräther,  
Der Teufelspläne stets im Herzen hegte,  
Und den's zu freu'n und zu ergötzen pflegte,  
Dem Christenvolk in jeder Art zu schaden.  
– Vorm falschen Heuchler schütz' uns Gott in Gnaden! –  
Der Priester wußte nicht, mit wem er theilte,  
Bis ihn das Unglück ungeahnt ereilte.

O, dummer Priester! o, bethörter Mann!  
Daß Dich Begehrlichkeit so blenden kann!  
Dein Dünkel, ach! ist dumm und blind genug;  
Nicht einen Argwohn hegst Du vom Betrug,

Mit dem der Fuchs beginnt Dich zu umspinnen!  
Du wirst nicht seinem schlaunen Schlich entrinnen!  
Jedoch um fortzufahren in der Sache,  
Die schließlich Dein Verderben war, so mache,  
Unsel'ger Mann, ich Deinen Unverstand  
Und Deine Thorheit unverweilt bekannt,  
Und auch die Falschheit, insoweit ich solche  
Euch schildern kann, von jenem andern Strolche!

Ihr denkt, mein Herr sei der Kanonikus.  
Doch – bei der Himmelskönigin – ich muß  
– Herr Wirth–bekennen, dies ist nicht der Fall,  
Denn hundertfach geschickter überall  
Betrog mein Herr beständig einen Jeden.  
Doch es verdriest mich, viel davon zu reden,  
Weil in die Wangen mir die Röthe steigt,  
Denk' ich daran, wie falsch er sich bezeigt.  
Das heißt, es überläuft mich glühend heiß;  
Denn nicht erröthen kann ich, wie ich weiß,  
Da die verschied'nen Dünste der Metalle,  
Wie solche von mir aufgezählt sind alle,  
Mich längst um meine Röthe schon gebracht.

Nun komm' ich auf den Schurkenstreich. – Gebt Acht!

»Den Knecht« – sprach der Kanonikus – »heiß laufen,  
Uns auf der Stelle Merkural zu kaufen.  
Zwei bis drei Unzen muß er mit sich bringen.  
Kommt er zurück, sollst Du an Wunderdingen  
Erblicken, was Du nie zuvor geseh'n.«

»Herr!« – sprach der Priester – »das soll gleich gescheh'n.«

Er schickte seinen Diener nach den Sachen,  
Und dieser rannte – um es kurz zu machen –  
Sofort davon, wie dies sein Herr befahl  
Und holte rasch drei Unzen Merkural.

Fein und behutsam legte sie zurecht  
Dann der Kanonikus und hieß den Knecht,  
Die nöth'gen Kohlen zu dem Werke bringen,  
Damit sie gleich an ihre Arbeit gingen.

Der Diener trug die Kohlen rasch heran,  
Und aus dem Busen zog der Stiftsherr dann  
Ein Schmelzgefäß, hielt es dem Priester hin:  
»Dies Instrument, das Du hier siehst, nimm in  
Die Hand« – sprach er – »und eine Unze thu  
An Merkurial hinein. – Und dann bist Du  
In Christi Namen bald ein Philosoph.  
Nur wenig Leute führt' ich durch den Hof  
Der Wissenschaft zu dieser Offenbarung!  
Du sollst indeß erschauen durch Erfahrung  
Wie – ohne Täuschung – ich sofort verdichte  
Dies Merkurial vor Deinem Angesichte,  
Um feines, gutes Silber d'raus zu schlagen,  
Wie Du und ich es in der Börse tragen  
Und anderswo. – Ich mach' es hämmerbar;  
Sonst schilt mich falsch und jedes Anspruchs bar,  
Mich fernerhin zu zeigen vor der Welt!  
Dies Pulver hier, das manches schwere Geld  
Mich kostet, ist der Urgrund meiner Kraft,  
Das – wie du seh'n sollst – alles Gute schafft.  
Den Knecht schick' fort und laß ihn draußen bleiben,  
Und schließ' die Thür, indessen wir betreiben  
Die Heimlichkeit. Es darf uns Niemand seh'n,  
Wenn wir ans Werk der Philosophen geh'n.«

Rasch ausgeführt ward alles, was er sagte,  
Auch in der That. – Gleich aus der Thüre jagte  
Der Meister seinen Knecht, verschloß sie dann,  
Und ohne Zögern fing die Arbeit an.

Der Priester stellte, wie ihm jener hieß,  
Die Sachen auf das Feuer, und er blies  
Die Flammen an in dienstbefliss'ner Eile.  
Und der Kanonikus warf mittlerweile  
Ein Pulver in den Tiegel, das aus Glas  
Und Kalk gemacht war und, wer weiß, aus was?  
Das reine Blendwerk war es, in der That  
Nicht eine Fliege werth. Und darauf bat  
Den Priester er, mit Kohlen schichtenweise  
Den Tiegel zu bedecken. – »Zum Beweise  
Wie ich Dich liebe« – sprach er – »sollst Du nun  
Mit eignen Händen alle Sachen thun!«

»Grand merci!« – sprach der Pfaffe herzensfroh,  
Und legte dann die Kohlen grade so,  
Wie solches der Kanonikus befohlen.  
Doch dieser Schelm – mag ihn der Teufel holen! –  
Zog aus dem Busen eine Kohle noch;  
Und in ein schlau darin gebohrtes Loch  
War eine Unze Silberstaub gestopft,  
Und dann mit Wachs so künstlich zugepfropft,  
Daß von der Masse nichts daraus entwich.  
Jedoch versteht mich: dieser schlaue Schlich  
Ward nicht erst jetzt gemacht, nein, schon vorher,  
Und späterhin erzähl' ich Euch noch mehr  
Von andern Sachen, die er mit sich brachte,  
Indem er längst ihn zu betrügen dachte.

Und dies geschah. – Er gab sich nicht zufrieden,  
Bis er gerupft den Priester, eh' sie schieden.

Jedoch mich langweilt über ihn zu sprechen  
Gern möcht ich mich an seiner Falschheit rächen,  
Wüßt ich nur wie? – Jedoch, bald hier, bald dort  
Streift er umher; er bleibt an keinem Ort.

Doch nun gebt Acht, ihr Herr'n um Gottes willen!

Er nahm die Kohle – wie gesagt – im Stillen  
In seine Hand. Dort hielt er sie verstohlen,  
Und währenddem der Priester in die Kohlen  
Geschäftig blies – wie ich zuvor erzählt –  
Sprach der Kanonikus: »Mein Freund, gefehlt!  
So, wie sie sollten, liegen nicht die Schichten;  
Doch rasch weiß ich es besser einzurichten,  
Wenn ich auch Manches daran ändern muß.  
Du dauerst mich bei Sanct Aegidius!  
Du schwitzest – seh' ich – und Du bist so heiß;  
Nimm hier ein Tuch und trockne Deinen Schweiß!«

So wischte dann der Priester sein Gesicht,  
Und der Kanonikus versäumte nicht  
Die günstige Gelegenheit und warf  
Die Kohle auf den Tiegel und blies scharf  
Zu hellen Flammen rasch das Feuer an.

»Gieb uns nunmehr zu trinken!« – sprach er dann –  
»Es wird gerathen. Dafür steh' ich ein.  
Nur Platz genommen; laßt uns fröhlich sein!«

Sobald die Kohle glühend war, entfloß  
Das Silber aus der Höhlung und ergoß  
Sich in den Tiegel, wo es niederschlug,  
Wie selbstverständlich ist und klar genug,  
Da obendrauf er ja die Kohle legte.  
Doch keinen Argwohn unser Priester hegte,  
Ach! er verstand, da alle Kohlen sich  
An Güte glichen, Nichts von diesem Schlich.

Zur rechten Zeit begann der Alchymist:  
»Steh' auf und hilf mir! denn vorhanden ist  
– Soviel ich weiß – hier keine Form zum Guß;  
Drum geh' und hole Kreide, denn ich muß  
Versuchen, ob ich etwas mir vielleicht  
D'raus machen kann, das einer Gußform gleicht.  
Auch eine Pfanne, oder sonst ein Becken  
Voll Wasser hole! Dann wirst Du entdecken  
Und seh'n, wie unsre Sache wächst und treibt;  
Und damit Dir kein Argwohn übrig bleibt  
Und kein Verdacht, gehst Du von meiner Seite,  
So geb' ich Dir persönlich das Geleite,  
Und gehe fort und kehre heim mit Dir.«

Und kurz gesagt – sie öffneten die Thür  
Und schlossen sie, den Schlüssel aber nahmen  
Sie mit sich fort, und ohne Zögern kamen  
Sie dann zurück. – Soll bis zum Tagesende  
Ich drüber schwatzen? – Nein! in seine Hände  
Nahm er die Kreide, und nun theil' ich mit,  
Wie aus derselben eine Form er schnitt.

Seht! aus dem Aermel zog er ganz verstholen  
Ein Silberplättchen – mag die Pest ihn holen! –  
Das ganz genau nur eine Unze wog.  
Nun gebet Acht, wie schlau er ihn betrog!  
Die Form zum Guß er bald verfertigt hatte  
Genau so lang und breit wie jene Platte,  
Die rasch zurück er in den Aermel steckte,

So heimlich, daß der Priester nichts entdeckte;  
Nahm die Materie darauf aus der Gluth  
Und in die Form goß er sie wohlgemuth,  
Und warf sie später in das Wasserbecken  
Und hieß die Hand den Priester darin stecken,  
Und rief: »Sieh hin! was ist dort? Greife zu!  
Darin – so hoff' ich – findest Silber Du!«

Wie sollt' es anders sein – zum Teufel, wie?  
Ist Silberstaub denn Silber nicht? Pardi!

Der Priester griff ins Wasser mit der Hand,  
Wo er ein Plättchen feinen Silbers fand,  
Von Herzen froh, daß alles Wahrheit sei.

»Dir stehe Gott und seine Mutter bei  
Und alle Heil'gen! – Herr Kanonikus,  
Sollt' ich verdammt sein,« – rief er – »dennoch muß  
Ich lernen die geheimnißvolle Kunst,  
Und willst Du mir erweisen diese Gunst,  
Steh' ich zu Diensten Dir in allen Sachen!«

»Nun, den Versuch« – sprach Jener – »will ich machen  
Zum zweiten Male. – Aber, aufgepaßt!  
Damit Du's lernst. Und wenn Du Neigung hast,  
Versuchst Du später in der Wissenschaft  
Auch ohne meine Hülfe Deine Kraft.

Nimm ohne viele Worte noch einmal  
Hier eine Unze von dem Merkural,  
Und mache dann es in derselben Art,  
Wie mit der andern, die zu Silber ward.«

Aufs Höchste strengte sich der Priester an,  
Alles zu thun, was der verfluchte Mann  
Ihm anbefahl, blies in die Gluth mit Macht,  
Stets auf das heißersehnte Ziel bedacht.

Doch spielte der Kanonikus sogleich  
Dem Priester wieder einen Gaunerstreich.

Des Ansehns halber nahm in seine Hände  
Er einen hohlen Stab, in dessem Ende

Von Silberstaub – hört, und vergeßt es nicht! –  
Genau nur eine Unze an Gewicht,  
Wie früherhin in jener Kohle, steckte,  
Und welchen Wachs zur Sicherheit bedeckte.

Als sich der Priester ans Geschäft begab,  
Trat der Kanonikus mit seinem Stab  
Zu ihm heran, und warf auch jetzt geschwinde  
Sein Pulver zu. – Für seine Falschheit schinde  
Der Teufel ihn! Das möge Gott mir schenken!  
Falsch war er stets im Handeln und im Denken. –

Dann schürte mit dem Stock, der zum Betrug  
Den falschen Einguß in der Höhlung trug,  
Er überm Tiegel rasch die Kohlen an,  
Bis daß im Feuer alles Wachs zerrann;  
Und darauf fiel – das ist wohl Jedem klar,  
Der nicht ein Thor ist – was im Stocke war  
Auch schleunigst in den Tiegel hinterher.  
Nun, gute Herren, was verlangt Ihr mehr?

So war der Priester abermals betrogen,  
Nichts Böses ahnend; ihm war – ungelogen –  
Weit lustiger und fröhlicher zu Sinn,  
Als je zu schildern ich im Stande bin;  
Und Gut und Leben bot er oft ihm an.

»Ja, lieber Sohn, obwohl ein armer Mann,  
Bin ich geschickt« – sprach der Kanonikus –  
»Verlaß Dich drauf, Du siehst noch mehr zum Schluß.  
Ist etwas Kupfer« – frug er – »hier im Haus?«

»Ja, Herr, ich denke« – rief der Priester aus. –

»Wo nicht, so mußt Du solches für uns holen;  
Geh', lieber Herr, und mach' Dich auf die Sohlen!«

Er ging und kam mit Kupfer schnell zurück,  
Und eine Unze wog sofort vom Stück  
Der Stiftsherr ab und nahm sie dann zur Hand.

Doch meine Lippen sind nicht so gewandt,  
Als Diener meines Witzes zu beschreiben

Sein Doppelspiel und sein verfluchtes Treiben.  
Wer ihn nicht kennt, mag ihn für freundlich halten;  
Doch teuflisch ist sein Sinnen und sein Walten.  
So sehr es mich verdrießt, von ihm zu sprechen,  
Will ich mein Schweigen aus dem Grunde brechen,  
Damit nach solcher Warnung Jedermann  
Vor seiner Falschheit auf der Hut sein kann.

Das Kupfer that und Pulver er zusammen,  
Und stellte dann den Tiegel auf die Flammen,  
Indessen er den Priester blasen ließ  
Und wie zuvor sich tief zu bücken hieß.  
Es war ein Kniff. Stets macht' er aus dem Pfaffen,  
Sobald es ihm behagte, seinen Affen.

Und später that er in die Form den Guß  
Und warf ihn in die Pfanne zum Beschluß;  
Und in das Wasser taucht' er seine Hand.  
Doch in dem Aermel – wie damit bekannt  
Ich Euch schon machte – stak die Silberplatte,  
Und ohne daß Verdacht der Priester hatte,  
Schob so geschickt sie der verdammte Dieb  
In das Gefäß, daß sie am Boden blieb,  
Und rührte lang' im Wasser und ergriff  
Das Kupferstück so heimlich, daß vom Kniff  
Der Priester nichts erfuhr, und darauf sackte  
Das Kupfer er behutsam ein und packte  
Den Priester scherzend vor die Brust und sprach:  
»So bück' Dich doch! Beim Himmel, welche Schmach!  
Wie ich Dir half, so hilf doch jetzt auch mir!  
Tauch' ein die Hand! Was liegt im Wasser hier?«

Der Priester nahm heraus die Silberstange,  
Und Jener sprach: »Was zögern wir noch lange?  
Laß uns mit den drei Stangen, die wir machten,  
Zum Goldschmied geh'n, ob sie für echt zu achten?  
Und, meiner Treu, fahr' hin mein Stiftsgewand,  
Wird nicht das Silber fein und gut erkannt!  
Die Probe wird es bald zu Tage bringen.«

Zu einem Goldschmied mit den Stangen gingen  
Sodann die zwei, das Silber zu erproben

Durch Feuer und durch Hammer. Doch zu loben  
War Alles nur als durchaus gut beschaffen.

Wer glich nunmehr an Fröhlichkeit dem Pfaffen?  
Es sang kein Vogel in der Morgensonne,  
Und keine Nachtigall im Mond der Wonne,  
Und keine lust'ge Dame jemals so  
Vergnügten Sinns, so heiter und so froh.  
Und sprechen wir von Frauendienst und Minne,  
Begehrte wohl mit thatenlust'germ Sinne  
Kein Rittersmann der Heißgeliebten Gunst,  
Als dieser Priester den Besitz der Kunst.

Und zum Kanonikus sprach er: »Beim Herrn,  
Der für uns Alle starb! und insofern  
Ich es gewiß verdienen will um Dich,  
Was soll das Mittel kosten? – Rede, sprich!«

»Bei Unsrer Frau! es wird Dir theuer kommen,  
Da, einen Bettelbruder ausgenommen,  
Nur ich in England es zu machen weiß.«

»Thut nichts! Um Gotteswillen nenn' den Preis!  
Was soll ich zahlen?« – rief er – »bitte, sage!«

»Nun« – sprach er – »theuer kommt es ohne Frage.  
Mit einem Wort, verlangst Du's zu besitzen,  
Gieb vierzig Pfund! Und möge Gott mich schützen,  
Wenn zwischen uns nicht solche Freundschaft wäre,  
Du müßtest mehr bezahlen noch, auf Ehre.«

Rasch schaffte vierzig Pfund der Priester an  
Als Preis für das Recept, und zählte dann  
In Nobeln dem Kanonikus sie hin;  
Und dieser sprach, stets Lug und Trug im Sinn:  
»Herr Priester, da ich mir aus Ruhm nichts mache  
In meiner Kunst, vielmehr geheim die Sache  
Bewahren will, so halte reinen Mund  
Mir zu Gefallen. Wird den Leuten kund  
All' meine Weisheit und Geschicklichkeit,  
So droht mir auch der Tod durch ihren Neid,  
Vor dem – bei Gott! – ich keinen Ausweg sehe.«  
»Verhüte Gott, daß, was Du sagst, geschehe!«

- Der Priester sprach. - »Ich müßte sinnlos sein,  
Setzt' ich nicht Gut und Habe willig ein,  
Um solches Unglück von Dir abzuwehren.«

»Nun, Deinen guten Willen muß ich ehren.«  
- Sprach der Kanonikus. - »Lebwohl! *Merci!*«

Fort ging er und der Priester sah ihn nie  
Nach diesem Tage wieder. Doch er fand,  
So oft er das Recept noch angewandt,  
Es hülfte nichts. Fahr' hin! es ging nicht an!  
Begaunert und betrogen war der Mann.

So wußte schlau sich Jener einzuführen,  
Um hinterher das Volk zu ruiniren.

Seht, werthe Herr'n, wenn Ihr's betrachten wollt,  
Führt jeder Mensch beständig mit dem Gold  
So lange Streit, bis es in Nichts zerrinnt.  
Multipliciren macht so Manche blind!  
Und darin liegt - ich halte dies für Wahrheit -  
Bei meiner Treu! der Hauptgrund seiner Rarheit.  
Die Philosophen reden so verdreht  
Und nebelhaft, daß sie kein Mensch versteht,  
Trotz allem Witz der gegenwärt'gen Zeit.  
Sie gleichen Elstern an Geschwätzigkeit;  
Sie spielen stets mit Worten und mit Zeichen;  
Doch werden nimmer ihren Zweck erreichen.  
Nur eins lernt Jeder beim Multipliciren:  
Sein Gut, wenn's ihm gelüstet, zu verlieren.  
Was bringt dies lust'ge Spiel uns für Gewinn?  
Verkümmert wird des Mannes froher Sinn,  
Die größten, schwersten Börsen macht es leer,  
Und Fluch erkaufte sich Mancher überher  
Von Allen, welche Geld ihm dazu lieb'n.  
O, pfui der Schande! können sie nicht flieh'n  
Das Feuer, das schon einmal sie verbrannt?  
Vom Spiele, rath' ich, zieht zurück die Hand  
Eh' Alles hin ist! Besser spät, als nimmer.  
Wer's zu nichts bringt, verliert die Zeit auf immer.  
Wie sehr Ihr jagt, umsonst bleibt Euer Müh'n!  
Gleich einem blinden Gaule seid Ihr kühn,

Der vorwärts stolpert, die Gefahr nicht kennt  
Und muthig gegen alle Steine rennt,  
Anstatt zu bleiben auf dem rechten Pfade.  
Seht, so ergeht's Euch Alchymisten grade.  
Und falls nicht Eure Sehorgane taugen,  
Seht mindestens mit des Verstandes Augen.  
Wie sehr Ihr immer glotzt und starrt und stiert,  
Kein Heller wird beim Handel profitirt;  
Verloren geht, wonach Ihr hascht und rennt.  
Drum dämpft das Feuer, eh' zu rasch es brennt.  
Ich meine: laßt Euch auf die Kunst nicht ein,  
Soll, was Ihr habt, nicht rein verschwendet sein.  
Und ebendeßhalb denk' ich vorzutragen,  
Was uns darüber Philosophen sagen.

Ich will, was Arnold von der neuen Stadt  
In dem Rosarius geschrieben hat,  
Euch ohne Lügen wortgetreu berichten:  
Man kann – sagt er – kein Merkural verdichten,  
Sobald der Beistand seines Bruders fehlt.

Hört an, was Hermes uns davon erzählt;  
Seht, dieser Philosophenvater spricht:  
Es stirbt der Drache zweifelsohne nicht,  
Wird nicht sein Bruder mit ihm auch erschlagen.  
Der Drache will jedoch nichts Andres sagen,  
Als Merkural; und auch gemeint allein  
Kann unterm Bruder nur der Schwefel sein,  
Den man der Luna und dem Sol entnimmt.  
Und deßhalb – sagt er – warn' ich Euch bestimmt:  
Der Kunst versuche Niemand nachzugeh'n,  
Hat er, die Philosophen zu versteh'n,  
Nicht deren Wort und Sinn erlernt zuvor,  
Und wer dies dennoch thun will, ist ein Thor;  
Da diese Kunst und Wissenschaft – das wißt –  
Die Heimlichkeit der Heimlichkeiten ist.

Von einem Schüler wurde – wie man sagt –  
Der Meister Plato eines Tags befragt,  
Und wie sein Buch Senioris dies enthält,  
Ward ihm die Frage wörtlich so gestellt:

»Wie nennt man den geheimnißvollen Stein?«  
Und Plato sprach: »Man nennt ihn insgemein  
Den Titanos.« Der Schüler rief: »Nun, ja,  
Doch was ist das?« »Das ist Magnesia!«  
– Sprach Plato. – »Nun, wie ich bekennen muß,  
Das heißt: *ignotum per ignotius!*  
Was ist Magnesia, lieber Herr? sagt an!«  
»Ein Wasser ist es, das man machen kann  
Aus den vier Elementen« – Plato sprach.  
»Woraus besteht« – so forschte Jener nach –  
»Denn dieses Wasser? Könnt Ihr mir's beschreiben?«  
»Nein, Nein!« – sprach Plato – »das laß ich wohl bleiben!  
Die Philosophen schwuren einen Eid  
Der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit;  
Davon zu schreiben ist sogar verwehrt.  
Denn es ist Gott so theuer und so werth,  
Daß Er, anstatt es Allen zu entfalten,  
Entscheiden will nach seinem eignen Walten,  
Ob Er Erleuchtung unserm Geiste spende,  
Ob vorenthalte. – Seht, dies ist das Ende.«

Und daher schließ' ich, weil der Gott der Welt  
Den Philosophen nicht hat freigestellt,  
Zu sagen, wie man diesen Stein erringe,  
So ist's am Besten: man läßt ruh'n die Dinge!  
Wer Gottes Willen frech zuwider handelt,  
Und so in seinen Gegner ihn verwandelt,  
Wird nicht gedeih'n; und wenn er auch zeitlebens  
Multiplicirt, die Mühe bleibt vergebens.

Und damit Punktum! Möge Trost in Leiden  
Gott jedem frommen Menschenkind bescheiden!

### **Der Prolog des Tafelmeisters.**

*Vers 16950–17053.*

Wißt ihr nicht, wo der kleine Flecken steht,  
Wenn man des Wegs nach Canterbury geht,  
»Bob auf und nieder unterm Wald« geheiß'en?  
Dort war's, wo unser Wirth mit Possenreißen  
Begann und sprach: »Bleibt Hans im Drecke stecken?  
Will Niemand unsern Freund dahinten wecken;

Und es für Lohn und gute Worte hindern,  
Daß etwa Diebe binden ihn und plündern?  
Seht, wie er nickt! – Potzknochen! – Seht, vom Pferde  
Fällt auf der Stelle sicher er zur Erde!  
Ist das ein Koch von London? – Schwerenoth!  
Führt ihn mir vor, er weiß schon, was ihm droht!  
Erzählen soll er etwas – meiner Treu! –  
Ist es auch werthlos wie ein Bündel Heu!  
Ei, Koch, wach' auf! Daß Dich der Herrgott plage!  
Weßwegen schläfst Du nur am hellen Tage?  
Bist Du betrunken? – Setzten Nachts die Flöhe  
Und Huren Dir so zu, daß in die Höhe  
Du Deinen Kopf nicht halten kannst? – Sag' an!«  
Mehr bleich als roth im Angesicht begann  
Der Koch zum Wirth: »So Gott mir Heil gewähre!  
Mich überkam, ich weiß nicht welche Schwere;  
Und schenkte man vom besten Cheper Wein  
Mir einen Eimer, lieber schlief ich ein.«

»Nun« – sprach der Tafelmeister – »wenn die Last  
Es Dir erleichtert und es Jedem paßt  
Von der Gesellschaft und der Gastwirth hier  
Es höflichst zuläßt, mein Herr Koch, sei Dir  
Für dieses Mal erlassen die Geschichte.  
Sehr blaß bist – meiner Treu! – Du im Gesichte.  
Dir flimmert's vor den Augen, wie mich dünkt,  
Und sicher weiß ich, daß Dein Athem stinkt;  
Und das verräth, Dir sei nicht wohl zu Sinn.  
Drum laß ich Dich in Ruhe. – Doch, schaut hin!  
Wie gähnt – o seht! – der trunkene Geselle,  
Als wollt' er uns verschlingen auf der Stelle?  
Bei Deines Vaters Sippe, schließ den Mund!  
Da steck' der Teufel aus dem Höllenschlund  
Die Füße drin! – Dein Pesthauch macht uns krank!  
Pfui, stinkend Schwein! schlimm fahre lebenslang!  
Ihr Herr'n, bleibt diesem lust'gen Mann vom Leibe!  
Nun – willst Du stechen nach der Flatterscheibe?  
Dazu scheinst Du mir wie gemacht zu sein.  
Du trankst – ich glaube – zu viel Affenwein;  
Nach diesem Stoff treibt jeder Kinderpossen!«

Der Koch, dem diese Reden höchst verdrossen,

Gab einen Wink – da seine Zunge stockte –  
Dem Tafelmeister – als die Mähre bockte  
Und hülflos er zu Boden niederschlug.  
Dies war des Koches lust'ger Ritterzug.  
Ach, hätt' er nur am Küchenlöffel doch  
Sich festgehalten! – Denn, bevor den Koch  
Man in den Sattel hob, gab's Müh' und Last.  
Man schob den blassen, ungefügen Gast  
So lange hin und her mit Weh und Ach,  
Bis unser Wirth zum Tafelmeister sprach:

»Da dieser Mann von seiner Trunkenheit  
So übermannt ist, wird – auf Seligkeit! –  
Was er erzählt, auch pöbelhaft nur sein.  
Ob altes, schales Bier er, oder Wein  
Getrunken hat, gilt mir ganz gleich. – Er pustet  
Und spricht durch seine Nase, niest und hustet,  
Und wird genug damit zu schaffen haben,  
Auf seinem Gaul zu sitzen, statt im Graben.  
Und fällt er uns noch öfters von dem Pferde,  
So haben wir die Last und die Beschwerde,  
Den trunk'nen Leichnam wieder aufzuheben.  
Drum rede Du! – ihn hab' ich aufgegeben.  
Doch überpffiffig war es von Dir nicht,  
Sein Laster ihm so grade vors Gesicht  
Zu halten. Später mag es ihm gelingen,  
Dich zur Vergeltung auf den Leim zu bringen.  
Ich meine – wenn er etwa sprechen wollte  
Von Deiner Rechnung, und man finden sollte,  
Du wärest in Kleinigkeiten nicht ganz ehrlich?«

»Nun, freilich diese Schlinge wär' gefährlich«  
– Der Tafelmeister sprach – »und für mich faul!  
Bezahlen wollt' ich lieber seinen Gaul,  
Auf dem er sitzt, eh' ich mit ihm krakeele;  
Ich will ihn nicht mehr reizen – meiner Seele!  
Nur Scherz war Alles, was ich sprach und trieb!  
Und wißt Ihr was? Ein Schlückchen Wein verblieb  
Im Kürbiß hier, und zwar aus reifen Trauben.  
Paßt auf! jetzt will ich mir den Spaß erlauben,  
Davon zu trinken diesem Koch zu geben,  
Und sagt er nein, so büß' ich's mit dem Leben.«

Und so geschah es wirklich – auf mein Wort!  
Ach! aus der Flasche trank der Koch sofort,  
Als hätt' er sich noch nicht genug bezechet,  
Und in sein Horn blies er, fürwahr, nicht schlecht;  
Und nach dem Trunke wunderfroh zu Sinn,  
Gab er die Kürbißflasche wieder hin,  
Und sprach, so gut er konnte, seinen Dank.

Der Gastwirth lachte sich vor Lust halb krank,  
Und sprach: »Nothwendig ist es, wie ich denke,  
Mit uns zu führen solch ein gut Getränke,  
Denn dadurch wird manch Uebel abgewendet,  
Weil Haß und Groll in Lieb' und Eintracht endet.  
O, Bacchus, Bacchus! hoch sei'st Du verehrt!  
Dem Gotte, der den Ernst in Spaß verkehrt,  
Laßt uns stets Dank und Ehrerbietung spenden!  
Doch mit der Sache will ich nunmehr enden.  
Herr Tafelmeister, jetzt kommt zur Geschichte!«

»Schon gut« – sprach dieser – »hört, was ich berichte.«

### **Die Erzählung des Tafelmeisters.**

*Vers 17054–17311.*

Als Phöbus hier auf Erden hat geweilt,  
War, wie in alten Büchern mitgetheilt,  
Kein bess'rer Bogenschütze ringsumher,  
Und kein vergnügterer Gesell, als er.  
Die Schlange Python schlug er einstmals nieder,  
Als in der Sonne schlafen lag die Hyder,  
Und manche Heldenthat ward mit dem Bogen  
Von ihm noch, wie man lesen kann, vollzogen.

In jeder Spielmannskunst und im Gesange  
War er erfahren, und dem hellen Klange  
Von seiner Stimme lauschte Jeder gern.  
Selbst von Amphion, Thebens Königsherrn,  
Der durch sein Singen jene Stadt umwallte,  
Ward nie gesungen, wie sein Lied erschallte.  
Ein Mann von edlerm Anstand und Betragen  
Lebt nicht, noch lebte seit den Schöpfungstagen.  
Was soll sein Aeuß'res lang beschrieben werden?

An Schönheit glich ihm Keiner rings auf Erden;  
Und dabei war er die Vollkommenheit  
An Ehre, Zartgefühl und Würdigkeit.

Auch führte Phöbus, diese Zier und Blume  
An Kraft und Freimuth rings im Ritterthume,  
Zur Kurzweil und zum Zeichen seiner Glorie,  
Weil er den Python schlug – sagt die Historie –  
In seiner Hand beständig einen Bogen.

Von ihm war eine Krähe aufgezogen,  
Die er zu Haus in einem Käfig nährte,  
Und auch zu sprechen, wie die Elstern lehrte.  
Weiß war die Krähe, gleich dem Schwan schneeweiß,  
Und machte von den Leuten auf Geheiß  
Den Ton und Klang der Stimme täuschend nach;  
Auch konnte von ihr hunderttausendfach  
Im Singen jede Nachtigall auf Erden  
An Schmelz und Wohlklang übertroffen werden.

Nun hatte Phöbus auch daheim ein Weib,  
Für welches freudig Leben er und Leib  
Geopfert hätte. Er war Tag und Nacht  
Auf ihre Lust und Ehre nur bedacht.  
Doch war er, wie ich nicht verschweigen darf,  
Voll Eifersucht, und pflegte daher scharf  
Aus Furcht vor Hörnern sie zu überwachen,  
Wie's Männer oft in gleicher Lage machen.  
Es hilft zu Nichts. Umsonst ist ihr Beginnen.  
Ein gutes Weib von reinem Thun und Sinnen  
Braucht nicht bewacht zu werden, das ist klar.  
Dagegen wird die Arbeit offenbar  
Verschwendet bei dem bösen Frauenzimmer.  
Und d'rum halt' ich's für reine Thorheit immer,  
Ein Weib zu hüten. Denn vergebens bleiben  
Wird alle Müh' – wie die Gelehrten schreiben.

Doch laßt zur Sache mich zurück nun kehren.  
In jeder Hinsicht suchte sie zu ehren  
Der würd'ge Phöbus, der sich männlich klug  
Und stets gefällig gegen sie betrug,  
Damit kein Andrer ihre Gunst ihm raube.

Jedoch kann Niemand – wie, bei Gott, ich glaube –  
Das jemals ändern, was von der Natur  
Selbst eingepflanzt ward einer Kreatur.

Setzt einen Vogel in den Käfig man,  
Und wendet allen Fleiß und Eifer an,  
Ihn liebevoll zu füttern und zu tränken  
Mit allen Leckerei'n, die zu erdenken,  
Hält man ihn mit der größten Sorgfalt rein,  
Mag noch so schön sein gold'ner Käfig sein,  
Wird doch zehntausendmal so gern im Wald  
Der Vogel, sei's auch noch so rau und kalt,  
Von Würmern und von Ungeziefer leben;  
Und durch Instinkt wird er sich stets bestreben,  
Sobald er kann, dem Käfig zu entflieh'n;  
Denn Freiheit bleibt der höchste Wunsch für ihn.

Nehmt eine Katze, nährt sie noch so reich  
Mit Milch und zartem Fleisch, macht seidenweich  
Ihr Lager – und dann zeigt ihr eine Maus,  
Sofort ist Milch und Fleisch und was im Haus  
Es sonst an Leckerbissen giebt, vergessen  
Aus Gier und Sehnsucht, diese Maus zu fressen.

Seht, unsre Neigung hat die Oberhand,  
Und unsre Lust bewältigt den Verstand.

So wird von einer Wölfin von Natur  
Der schlechteste, gemeinste Wolf, der nur  
Zu finden ist, zum Gatten angenommen,  
Ist über sie die Zeit der Brunst gekommen.

All' diese Beispiele betreffen Herr'n,  
Die treulos sind, nicht Damen, insofern  
Ein Mann mit viel mehr Gier und Appetit  
Den Lustact mit gemeinem Pack vollzieht,  
Als mit der eignen Gattin, einerlei  
Wie schön, wie gut, wie freundlich sie auch sei.

Ach! schlimmer Weise liebt das Fleisch so sehr  
Den Wechsel, daß uns kein Vergnügen mehr,  
Wenn es nach Tugend schmeckt, zu munden pflegt.

Trug hatte Phöbus nie im Sinn gehegt;  
Und doch trotz aller seiner Zärtlichkeiten  
Betrog sein Weib ihn, das sich einen zweiten  
Geliebten hielt, der sich an Werth indessen  
Wohl schwerlich je mit Phöbus konnte messen.

Nun, um so schlimmer! doch geschieht es, ach!  
Nur allzu oft, und Leid und Weh folgt nach.

So kam's, daß, wenn den Rücken Phöbus wandte,  
Sein Weib sofort zu ihrem Buhlen sandte.  
Zum Buhlen? – Pfui! Der Ausdruck ist nicht Sitte!  
Verzeiht mir gütigst dieses Wort, ich bitte.  
In Einklang steh'n muß Wort und Thun – so sprach  
Der weise Plato – lest es selber nach.  
Will man genau erzählen, darf allein  
Das Wort der Vetter von der That nur sein.  
Ich geb' es zu, ich bin ein grober Mann,  
Doch keinen Unterschied, auf Ehre, kann  
Ich zwischen einem Weib aus hohem Stande,  
Das ihren Körper überläßt der Schande,  
Und einer armen Dirne, deren Sünden  
Die gleichen sind, als etwa diesen finden:  
Ist man von edler Abkunft heißt der Name  
Für solche Frau'n Geliebte oder Dame;  
Dagegen wird ein Weib aus niederm Stand  
Beischläferin und Hure nur genannt.  
Doch, lieber Freund, beim Gott im Himmelreich!  
Das eine wie das andre bleibt sich gleich.

So sind ein unrechtmäßiger Tyrann,  
Ein Räuber oder vogelfreier Mann  
Nur dadurch unterschieden von einander  
– Wie vorgehalten ward dem Alexander –  
Daß den Tyrannen, dem Gewalt geworden,  
Durch Heeresmacht die Leute zu ermorden  
Und rings umher zu plündern und zu brennen,  
Wir einen Feldherrn dieserhalb benennen;  
Indeß der Führer einer kleinen Bande,  
Der weniger gefährlich einem Lande  
Und harmloser als jener sich erweist,  
Man einen Räuber und Banditen heißt.

Doch ich bin kein citatereicher Mann,  
Und führe drum kein weit' res Beispiel an,  
Nein, halte mich an der Erzählung Faden.

Als Phöbus' Weib den Buhlen eingeladen,  
Begann auch bald der lust' ge Liebesspaß.

Die weiße Krähe, die im Käfig saß,  
Sah ihrem Treiben zu und sprach kein Wort.  
Jedoch, als Phöbus eintrat, sang sofort  
Die Krähe laut: »Kucku, Kucku, Kucku!«

»Was?« – fragte Phöbus – »Vogel, was sagst Du?  
Sonst tönte stets so lieblich Dein Gesang,  
Daß Wonne mir das ganze Herz durchdrang,  
Wenn ich Dich hörte. – Ach! was singst Du jetzt?«

Und von dem Vogel ward darauf versetzt:  
»Nichts Falsches sing' ich, Phöbus; Gott verhüte!  
Indeß trotz Deiner Schönheit, Würde, Güte,  
Trotz Deiner Freundlichkeit, trotz Deiner Kunst  
In Spiel und Sang, entwandte Dir die Gunst  
Von Deinem Weib ein ganz gemeiner Mann,  
Der sich mit Dir durchaus nicht messen kann,  
Denn er ist wahrlich keine Fliege werth;  
Und doch im Bett hat er Dein Weib entehrt.«

Was wollt Ihr mehr? Durch manches kühne Wort,  
Durch manches ernste Zeichen gab sofort  
Der Vogel kund, wie sich sein Weib befleckte,  
Und schamlos ihn mit Schimpf und Schmach bedeckte.  
»Ich sah es selbst« rief wiederholt die Krähe.

Das Herz zu brechen schien vor Leid und Wehe  
Dem armen Phöbus, der sich seitwärts wendend,  
Den Bogen spannt und einen Pfeil entsendend,  
In seinem Zorn das falsche Weib erschlug.  
So war der Schluß und damit sei's genug.

In seinem Jammer er in Stücke haute  
Den Psalter nebst Ginterne, Harfe, Laute,  
Die Pfeile sammt dem Bogen er zerbrach;

Worauf zum Vogel er die Worte sprach:

»Scorpionenzunge und Verrätherin!  
Du stießest mich ins Elend! Warum bin  
Ich auf der Welt? was athmet noch die Brust?  
O, theures Weib, Du Kleinod meiner Lust,  
So ernsten Sinnes und so treu zugleich,  
Jetzt liegst Du todt am Boden, starr und bleich!  
Und trägst – ich möchte schwören – keine Schuld!  
O, Frevelthat! o, Hand voll Ungeduld,  
O, hirnverbrannter, zorn'ger Narre du,  
Was schlägst du jählings auf die Unschuld zu?!  
O, Zweifelmath voll Argwohn und Verdacht,  
Wie ward um Witz ich und Verstand gebracht?!  
O, hüte Jeder sich vor blinder Hast!  
Verlangt Beweis, bevor Ihr Glauben faßt;  
Schlagt nicht gleich zu, bevor Ihr wißt, weißwegen?  
Nehmt willig Rath an, lernt zu überlegen,  
Und zwar zuvor, eh' Ihr in Zorn und Wuth  
Aus falschem Argwohn Uebereiltes thut.  
Ach! tausend Leute sind vom Zorn verblindet,  
In Schmutz gesunken und darin verendet.  
Ach! tödten möcht ich mich vor Gram und Wehe!  
O, falsche Diebin!« – sprach er zu der Krähe –  
»Dir soll die Falschheit nun vergolten werden!  
Wie Du sang keine Nachtigall auf Erden;  
Von nun an sei Dir Dein Gesang genommen,  
Um Deine weißen Federn sollst Du kommen,  
Und lebenslang kein einz'ges Wort mehr sprechen.  
So soll ein Mann sich am Verräther rächen!  
Sammt Deiner Brut sei schwarz für alle Zeit!  
Statt süß zu singen, krächzt fortan und schreit  
In Sturm und Regen, daß ein Zeichen bleibe,  
Du trugst die Schuld am Tod von meinem Weibe!«

Und damit stürzt' er auf die Krähe nieder,  
Rupft' ihr vom Leib das weiße Glanzgefieder,  
Färbt kohlschwarz die Federn und entreißt  
Ihr Sprache und Gesang zugleich und schmeißt  
Sie aus der Thür dem Teufel zu als Beute.

Und schwarz deswegen sind die Kräh'n noch heute.

Ihr Herr'n, ich bitte, nehmt ein Beispiel dran.  
Behalte, was ich sagte, Jedermann.  
Erzählt im ganzen Leben nie den Leuten,  
Wenn Andre sich mit ihren Frau'n erfreuten;  
Sonst habt Ihr schwer an ihrem Haß zu tragen.  
Seht! Salamo und andre Weise sagen:  
Die Zunge lehret Jeden zu regieren.  
Doch – wie gesagt – ich mag nicht gern citiren;  
Indeß mich lehrte die Frau Mutter immer:  
»Mein Sohn, bei Gott, vergiß die Krähe nimmer!  
Mein Sohn in Obacht Freund und Zunge nimm!  
Kein Teufel ist wie dieses Glied so schlimm.  
Mein Sohn, vorm Satan durch Gebet Dich hüte!  
Mein Sohn, die Zunge hat in seiner Güte  
Mit Zähnen und mit Lippen Gott umschränkt,  
Damit sein Wort der Mensch zuvor bedenkt.  
Mein Sohn, gar Manchen in den Tod getrieben  
Hat vieles Schwatzen – wie Gelehrte schrieben.  
Doch wenn man wenig und bedächtig spricht,  
So schadet es im Allgemeinen nicht.  
Mein Sohn, die Zunge laß behutsam sein  
Zu jeder Zeit und brauche sie allein  
Zu Gott zu beten und ihn zu verehren.  
Die erste Tugend ist – laß Dich belehren  
Sich vor Geschwätz zu hüten und zu wahren;  
Das lehrt man Kindern schon in jungen Jahren.  
Mein Sohn, zu vieles unbedachtes Reden,  
Wo wenig genügt, hat einem Jeden  
– Wie mir gelehrt ward – nichts als Harm gebracht.  
Es sündigt leicht, wer viele Worte macht.  
Weißt Du, wohin uns führt die böse Zunge?  
Gleich wie das scharfe Schwert in raschem Schwunge  
Den Arm durchschneidet, ebenso, mein Sohn,  
Durchschnitt die Zunge manche Freundschaft schon.  
Verhaßt vor Gott sind Schwätzer stets gewesen.  
Du magst den weisen Salamo nur lesen,  
Die Psalmen Davids und den Seneka.  
Drum schweig', mein Sohn, und nicke Nein und Ja  
Mit Deinem Kopf, als hörtest Du beschwerlich,  
Erscheint Dir, was ein Schwätzer spricht, gefährlich.  
Auf vlämisch sagt man – das behalte Du! –

Wer wenig schwatzt, genießt die meiste Ruh'.  
Mein Sohn, hast Du kein böses Wort gesagt,  
Wirst Du von Furcht nicht vor Verrath geplagt.  
Doch wer sein Wort mißbraucht, macht nimmerdar  
Das ungesprochen, was gesprochen war.  
Ein Wort bleibt Wort und geht in alle Winde,  
Wie sehr man Gram und Scham darob empfinde.  
Wer etwas weiterschwätzt, macht sich zum Knecht  
Des Hörers, und vergolten wird's ihm schlecht.  
Mein Sohn, versuche niemals Neuigkeiten,  
Ob wahre oder falsche, zu verbreiten.  
Bei Reich und Arm, wohin Dein Weg auch gehe,  
Halt' Deinen Mund – und denke an die Krähe!«

### **Der Prolog des Pfarrers.**

*Vers 17322–17385.*

Als die Geschichte hier zu Ende lief,  
War unterm Meridian bereits so tief  
Die Sonne, daß sie scheinbar überm Rand  
Der Erde neunundzwanzig Grade stand.  
Nach meiner Schätzung war's vier Uhr daher;  
Denn elf Fuß Länge, minder oder mehr,  
Erreichte schon mein Schatten mittlerweile  
– Von solchen Füßen, wenn man in sechs Theile  
Den Leib zerlegt nach gleicher Proportion. –  
Der Mond war nahe der Exaltation  
Bis mitten in die Wage fortgeglitten,  
Als eines Dorfes Ende wir durchritten;  
Und wieder führte, wie gebräuchlich war,  
Der Wirth auch diesmal unsre lust'ge Schaar,  
Und sprach: »Gesammte hohe Herr'n, ich meine,  
Es fehlt uns an Geschichten nur noch eine.  
Erfüllt ist mein Erlaß und mein Geheiß,  
Erzählt hat, denk' ich, Jeder hier im Kreis.  
Beinah zu Ende führt' ich die Geschäfte;  
Nun schenke Gott dem letzten Redner Kräfte,  
Daß uns ein lust'ger Vortrag noch erfreue!  
Herr Priester!« – rief er – »sag' auf Wort und Treue,  
Bist Du Vicarius, Pfarrer oder was?  
Sei, was Du seist, verdirb uns nicht den Spaß!  
Denn außer Dir sprach Jeder; drum frisch zu,

Schnall' auf und zeig', was hast im Schnappsack Du?  
Fürwahr, ich denke, Du kannst mit Geschick  
Das Schwerste lösen; dafür bürgt Dein Blick.  
Pottsknochen! trag' uns eine Fabel vor!«

»Mit Fabeln« – fuhr der Pfarrer rasch empor –  
»Werd' ich Euch sicher nicht die Zeit vertreiben.  
Es warnte Paulus schon in seinem Schreiben  
An den Thimotheus vor Unwahrheiten,  
Vor Fabelei'n und solchen Schlechtigkeiten.  
Wie? soll ich Unkraut streu'n mit meiner Hand,  
Wenn Weizen ich zu säen bin im Stand?  
Doch, wenn Ihr wünscht, so will ich gern berichten  
Euch Tugendmähren und Moralgeschichten,  
Und Euch Vergnügen durch erlaubte Sachen,  
Soweit ich kann, zu Ehren Christi machen,  
Falls Ihr ein gütiges Gehör mir schenkt.  
Doch aus dem Süden stamm' ich, das bedenkt.  
Im Rumm, Ramm, Ruff bin ich zu Haus mit nichten  
Und kann, weiß Gott, auch keine Reime dichten,  
Noch glänzend reden. Soll ich drum erzählen,  
Muß ich ein kleines Prosastück mir wählen,  
Um unser Fest zu schließen und zu enden.  
Mög' Jesu Gnade mir Verständniß senden,  
Damit ich auf den rechten Pfad Euch weise  
Der herrlich hocherhab'nen Pilgerreise  
Zum himmlischen Jerusalem empor.  
Verstattet Ihr's, so trag' ich es Euch vor  
Im Augenblick. Entscheidet nach Behagen;  
Ich bitte drum; nichts Bess'eres kann ich sagen.  
Doch die Betrachtung unterstell' ich gern  
Den Korrekturen schriftgelehrter Herr'n.  
Denn wörtlich nach dem Text erzähl' ich nicht,  
Obwohl es, glaubt mir, seinem Sinn entspricht.  
Und drum erklär' ich frei und offen Allen,  
Gern laß ich Korrekturen mir gefallen.«

Wir stimmten gleich nach diesem Wort ihm bei,  
Denn uns schien klar, daß seine Absicht sei,  
Mit irgend einen Tugendsspruch zu enden,  
Und unsre Hörschaft auf sich zu wenden.  
Drum ließen wir durch unsern Wirth ihm sagen,

Wir bäten ihn, gefälligst vorzutragen.

Gleich sprach der Wirth im Auftrag von uns Allen:

»Glück zu, Herr Priester! Wählt Euch zu Gefallen

Den Stoff. Wir lauschen Alle mit Vergnügen.«

Und drauf begann er noch hinzuzufügen:

»Fangt an, uns die Betrachtung mitzutheilen.

Tief steht die Sonne. Ihr müßt Euch beeilen.

Drum macht es kurz; und daß es fruchtbar sei

Und nütze, steh' Euch Gott in Gnaden bei.«

### **Die Erzählung des Pfarrers.**

Unser lieber Herrgott im Himmel, welcher will, daß Niemand untergehen solle, sondern daß wir Alle zu seiner Erkenntniß gelangen und zum segensreichen Leben, welches ewig ist, ermahnt uns durch den Propheten Jeremias und spricht in dieser Weise: Stehet auf den Gassen und schauet und fraget nach den vorigen Wegen – das heißt den alten Bibelsprüchen – welches der gute Weg sei, und wandelt darinnen, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen! Viele sind der geistlichen Wege, welche das Volk zu unserm Herrn Jesus Christus führen und zum Reiche der Herrlichkeit. Unter diesen Wegen giebt es einen höchst edlen und vortrefflichen, der keinem Manne und keinem Weibe ermangeln kann, welche durch Sünde von dem rechten Pfade zum himmlischen Jerusalem abgewichen sind. Und dieser Weg heißt: die Buße; nach welchem Jedermann sich freudig umhören und von ganzem Herzen fragen sollte, um zu erfahren, was Buße sei, weßhalb sie Buße heiße, wie viele Handlungen und Werke der Buße es gebe, und in wie viele Gattungen die Buße zerfalle, was zur Buße nothwendig und unerläßlich sei, und was die Buße hindere. – St. Ambrosius sagt: Die Buße ist der Jammer eines Mannes über die Schuld, welche er auf sich geladen hat, und der Entschluß, nichts mehr zu thun, was ihm gereuen könnte. Und ein Doctor sagt: Buße ist das Wehgeschrei eines Mannes, der über seine Sünde bekümmert ist und sich mit Sorgen quält um das, was er gethan hat. Buße ist, umständlicher angegeben, die wahre Reue eines Mannes, den seine Sünde leid und peinlich ist; und um daher wahrhaft bußfertig zu sein, muß er zunächst die Sünde beklagen, welche er begangen hat und im Herzen den festen Vorsatz fassen, sie zu beichten und zu sühnen und niemals etwas wieder zu thun, was er zu beweinen und zu beklagen hat, und stets in guten Werken zu beharren; denn sonst kann seine Reue ihm nichts nützen. St. Isidorus sagt: Der ist ein Schwätzer und ein Plapperer und nicht wahrhaft bußfertig, der wiederholt das thut, was er bereuen muß. Weinen und doch nicht von der Sünde lassen, hilft zu nichts. Indeß der Mensch soll immer hoffen, daß, wenn er fällt, und sei es noch so oft, er sich durch Buße wieder erheben kann, sofern er Gnade findet; doch dieses ist gewiß höchst zweifelhaft. Denn, wie St. Gregorius sagt: Nicht leicht erhebt sich aus der Sünde, wem der Vorwurf böser Angewohnheit trifft. Und darum hält die heilige Kirche reuige Leute, welche aufhören zu sündigen und von der Sünde lassen, oder von denen die Sünde läßt, ihres Seelenheils

sicher. Und bei dem, welcher sündigt, aber an seinem letzten Tage aufrichtig bereut, hegt auch die heilige Kirche noch Hoffnung auf Rettung seiner Reue wegen durch die große Gnade unseres Herrn, Jesu Christi.

Aber nehmt Ihr den sichern und den zuverlässigen Weg! Und, nachdem ich Euch nun erklärt habe, was Buße ist, sollt Ihr verstehen, daß es drei Handlungen der Buße giebt.

Die erste ist: daß ein Mann getauft wird, nachdem er gesündigt hat. St. Augustinus sagt: Nur wer sein altes, sündenvolles Leben bereut, kann ein neues, reines Leben beginnen; denn, wenn er ohne Reue über seine Schuld getauft wird, so ist es sicher, daß er zwar das Zeichen der Taufe empfängt, aber nicht ihre Gnade, nach Vergebung der Sünden, bevor er nicht wahrhaftige Reue empfunden hat. Ein anderer Mißstand ist, daß Leute Todsünden begehen, nachdem sie die Taufe empfangen haben. Der dritte Mißstand ist, daß Menschen nach ihrer Taufe täglich in läßliche Sünden fallen. Hierüber sagt St. Augustin: Die Buße demüthiger und guter Leute ist eine tägliche Buße.

An Gattungen der Buße giebt es drei. Die eine ist: feierlich; die andere: allgemein; und die dritte: heimlich.

Diejenige Buße, welche feierlich ist, zerfällt in zwei Arten.

Wie in den Fasten aus der Kirche verwiesen zu werden für Kindesmord und derartige Sachen. Eine andere ist, wenn ein Mann öffentlich gesündigt hat und seine Schuld im Lande öffentlich ruchbar geworden ist; dann zwingt ihn die heilige Kirche durch ihr Urtheil, dafür auch öffentliche Buße zu thun. Allgemeine Buße ist, daß die Priester in gewissen Fällen den Menschen auferlegen, beispielsweise nackt oder barfuß auf Pilgerfahrt zu gehen. Heimliche Buße ist die, so alle Menschen täglich für ihre heimlichen Sünden thun, die wir nur heimlich bekennen, und dafür heimliche Buße auferlegt erhalten.

Nun sollst Du lernen, was unerlässlich, nothwendig und dienlich für jede vollkommene Buße ist. Und dieses beruht auf drei Dingen: Zerknirschung des Herzens, Beichte des Mundes und Sühne. Deshalb sagt St. Johannes Chrysostomus: Buße bewegt den Mann, gutwillig jede Strafe anzunehmen, die ihm auferlegt wird, mit zerknirschem Herzen, durch Beichte seines Mundes, durch Sühne und Vollbringung aller Werke der Demuth. Und dies ist die fruchtbringende Buße für jene drei Dinge, durch welche wir unsern Herrn Jesus Christus kränken, nämlich durch Sünde in Gedanken, im sorgenlosen Reden und im bösen Thun. Und in Bezug auf diese drei Sünden kann man die Buße einem Baume vergleichen. Die Wurzel des Baumes ist Zerknirschung, die im Herzen desjenigen ruht, der wahrhaft reuig ist, wie die Wurzel des Baumes in der Erde. Aus dieser Wurzel der Zerknirschung springt ein Stamm, der die Aeste und Blätter der Beichte und die Früchte der Sühne trägt. Von welchen Christus in seinem Evangelium spricht: Thut rechtschaffene Früchte der Buße; denn durch diese Früchte kann man den Baum nur unterscheiden und erkennen, nicht an der Wurzel, welche im Herzen des Menschen verborgen ist, nicht bei den Zweigen und Blättern der Beichte. Darum sagt unser Herr, Jesus Christ: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Aus dieser Wurzel springt auch der Samen der Gnade empor, welcher die Mutter des Heils ist und dieser Samen ist thätig und heiß. Die Gnade dieses Samens kommt von Gott durch die Erinnerung an den Tag des Gerichtes und die Strafen der Hölle. Hierüber sagt Salamo: daß aus Furcht vor Gott der Mensch seine Sünde verlasse. Die Hitze dieses Samens ist die Gottesliebe und das Verlangen nach ewiger Seligkeit. Diese Hitze zieht das Menschenherz zu Gott und macht ihm die Sünde verhaßt. Gewiß, nichts giebt es, was dem Kinde so gut schmeckt, als die Milch seiner Amme, aber nichts ist ihm mehr zuwider als die Milch, wenn ihm andere Nahrung gereicht wird. Gerade so erscheint dem Sünder die Sünde, welche er liebt, als das süßeste aller Dinge; doch sobald er ernstlich unserm Herrn Jesum Christum liebt und nach dem ewigen Leben verlangt, so giebt es nichts, was er mehr verabscheut. Denn, fürwahr, das Gesetz Gottes ist die Liebe Gottes. Deshalb sagt David, der Prophet: Ich halte die Wege meines Herrn und bin nicht

gottlos wider meinen Gott. Wer Gott liebt, hält seine Gebote und sein Wort. Diesen Baum sah der Prophet Daniel im Geiste beim Traumgesicht des Nebukadnezars, als er ihm rieth, Buße zu thun.

Buße ist der Baum des Lebens für die, so sie thun, und derjenige, der wahrhaft bußfertig ist, empfängt Segen nach dem Spruch des Salamo.

Bei dieser Buße oder Zerknirschung sind vier Sachen zu unterscheiden. Nämlich, was Zerknirschung heißt, welches die Ursachen sind, die uns zur Zerknirschung bringen, wie die Zerknirschung beschaffen sein soll und in welcher Art sie der Seele nützt. Nun aber steht es so, daß Zerknirschung der aufrichtige Kummer ist, welchen man im Herzen für seine Sünden fühlt mit dem ernstesten Vorsatz zu beichten, zu büßen und niemals wieder zu sündigen. Und wie St. Bernhard sagt, soll dieser Kummer also beschaffen sein: er soll schwer, schmerzlich, scharf und schneidend sein. Erstens: weil der Mensch sich gegen seinen Herrn und Schöpfer vergangen hat; schärfer und stechender, weil er gegen seinen Vater im Himmel gesündigt hat; noch weit schärfer und stechender, weil er schuldbeladen und sündig vor dem ist, welcher uns durch sein kostbares Blut von den Banden der Sünde, von der Grausamkeit des Teufels und von den Qualen der Hölle losgekauft hat.

Die Gründe, welche einen Mann zur Zerknirschung bewegen sollen, sind sechsfacher Art. Zunächst soll der Mensch seiner Sünden eingedenk sein. Aber er sehe sich wohl vor, daß diese Erinnerung für ihn in keiner Weise ein Vergnügen, sondern große Scham und Sorge ob seiner Sünden sei. Denn Hiob sagt: Wer Sünde thut, soll seine Schuld bekennen. Und deßhalb sagt Hesekiel: Ich will mit Bitterkeit im Herzen mich aller Jahre meines Lebens erinnern. Und Gott sagt in der Apokalypse: Bedenket, wovon ihr gefallen seid. Denn ehe ihr sündigtet, waret ihr die Kinder Gottes und Glieder seines Reiches; aber durch eure Sünde seid ihr faule Knechte geworden, Glieder des Teufels, Verächter der Engel, Spötter der heiligen Kirche, Speise für die falsche Schlange und Brennstoff für das höllische Feuer. Ja, noch fauler und abscheulicher, denn ihr kehrt zur Sünde zurück, wie der Hund zu seinem Ausgespeiten, und weit fauler noch durch euer langes Verharren in der Sünde und lasterhafte Gewohnheit, durch welche ihr in Sünden verfault, wie das Vieh in seinem eigenen Miste.

Solche Gedanken machen den Menschen wegen seiner Sünde beschämt und nicht erfreut, wie Gott sagt durch den Propheten Hesekiel: Ihr werdet eurer Wege gedenken und sie werden euch mißfallen. Gewiß, die Sünde ist der Weg, welcher den Menschen zur Hölle führt.

Der zweite Grund, welcher den Menschen bewegen sollte, Abscheu vor der Sünde zu haben, ist dieser, daß – wie St. Petrus sagt –derjenige, welcher Sünde thut, sich zum Knechte des Verderbens macht; denn Sünde bringt den Mann in große Knechtschaft. Und daher sagt der Prophet Hesekiel: ich ward betrübt und hatte Abscheu vor mir selber. Fürwahr, mit Recht sollte ein Mann die Sünde verabscheuen und sich von jener Knechtschaft und Missethat frei machen. Und seht, was Seneka über diesen Gegenstand sagt. Er spricht: Ob ich auch wüßte, daß weder Gott noch Menschen es je erführen, so würde ich doch verschmähen, zu sündigen. Und derselbe Seneka sagt auch: Ich bin zu größeren Dingen geboren, als der Slave meines Körpers zu sein und meinen Körper zum Slaven zu machen. Und keinen schlimmeren Slaven kann Mann oder Weib aus dem Körper machen, als wenn sie denselben der Sünde überlassen. Wäre es auch der gemeinste Kerl und das gemeinste Weib von geringstem Werthe, sie werden dennoch in schlimmerer Lage und größerer Knechtschaft sein. Je höher der Rang ist, von welchem der Mensch herabfällt, um so mehr wird er immer Knecht und vor Gott und der Welt niederträchtig und verächtlich sein. O, guter Gott! wohl sollte der Mensch Abscheu vor der Sünde hegen, denn aus einem Freien macht sie ihn zum Slaven. Und daher sagt St. Augustin: Wenn du den Knecht verachtest, weil er sich vergeht oder sündigt, dann fühle auch selber Abscheu, Sünden zu begehen. Denke an den eignen Werth, daß du nicht verächtlich vor dir selbst seist! Ach! wohl sollten die, so sich zu Knechten und Slaven

der Sünde nicht hergeben wollen, welche Gott in seiner endlosen Güte so hoch gestellt, denen er Witz, Körperkraft, Gesundheit, Schönheit und Wohlstand gegeben, und die er vom Tode mit seinem Herzblut erkaufte hat, sich vor sich selber schämen, daß sie ihm seine Güte durch so schmachvollen Undank lohnen, indem sie ihre eigene Seele abschlachten. O, guter Gott! ihr Weiber, die ihr so schön seid, denkt an den Spruch Salamos, welcher ein schönes Weib, welches eine Närrin ihres eigenen Leibes ist, mit einem Goldringe vergleicht, so in der Nase einer Sau getragen wird. Denn, wie die Sau sich in jeder Pfütze wälzt, so wälzt sie auch ihre Schönheit in dem stinkenden Schlamme der Sünde.

Der dritte Grund, welcher einen Menschen zur Zerknirschung bewegen sollte, ist die Furcht vor dem Tage des Gerichts und den gräßlichen Strafen der Hölle. Denn St. Hieronymus sagt: Jedesmal, daß ich an den Tag des Gerichtes denke, bebe ich; denn esse ich, oder trinke ich, oder thue, was ich thue, so deucht mir, die Trompete töne in mein Ohr: Erhebt euch, die ihr todt seid, und kommt vor das Gericht! O, guter Gott! wie sehr sollte man solch ein Gericht fürchten, wo wir alle – wie St. Paul sagt – vor dem gerechten Gerichte unseres Herrn Jesus Christus stehen, wenn er die allgemeine Versammlung hält, wo niemand fehlen darf; denn sicherlich, es giebt keine Ausrede noch Entschuldigung, und nicht nur über unsere Fehler soll Recht gesprochen, sondern auch unsere Werke sollen öffentlich erkannt werden. Und – wie St. Bernhard sagt – dort wird keine Entschuldigung und keine List nützen, denn ihr müßt Rechenschaft geben von jedem unnützen Worte. Dort werden wir einen Richter finden, der nicht zu täuschen und nicht zu bestechen ist; und weshalb? denn wahrlich alle unsere Gedanken sind ihm bekannt, und weder Bitten, noch Gaben können ihn bestechen. Und deshalb sagt Salamo: Der Zorn Gottes wird niemanden verschonen um keiner Bitte und um keiner Gabe willen. Und daher ist keine Hoffnung, am Tage des Gerichts zu entfliehen. Deshalb sagt St. Anselmus: Große Angst wird die Sünder zu dieser Zeit ergreifen. Der ernste und zornige Richter wird oben sitzen und unter ihm öffnet sich der gräßliche Schlund der Hölle, die zu verschlingen, so ihre Sünden nicht bekennen wollen, welche sich öffentlich vor Gott und jeder Kreatur zeigen werden; und zur Linken werden mehr Teufel sein, als irgend ein Herz denken kann, um die sündhaften Seelen in den Höllenschlund zu treiben und zu ziehen, und in den Herzen der Leute wird das beißende Gewissen sein, und sodann wird auch die ganze Welt in Flammen stehen. Wohin soll die elende Seele dann fliehen, um sich zu verbergen? Gewiß sie kann sich nicht verbergen, sie muß hervorkommen und sich zeigen. Denn sicherlich – wie St. Hieronymus sagt: die Erde wird ihn auswerfen und das Meer und die Luft, welche voll Donner und Blitz sein wird. Nun, wahrhaftig, wer sich dieser Dinge erinnern will, dem werden sicherlich seine Sünden keinen Kitzel erregen, sondern schwere Sorge aus Furcht vor den Strafen der Hölle. Und deshalb sagt Hiob zu Gott: Gestatte, Herr, daß ich eine zeitlang klage und traure, ehe ich hingehe und komme nicht wieder, nämlich ins Land der Finsterniß, wo der Schatten des Todes ist und keine Ordnung herrscht, sondern grausige Furcht ohne Ende. Ja! hier könnt ihr sehen, daß Hiob um einen kurzen Aufschub bat, seine Schuld zu beweinen und zu bejammern; denn wahrlich alle Sorgen, die sich ein Mann seit dem Beginne der Welt je machen konnte, sind nur geringfügige Sachen im Vergleiche zu den Sorgen der Hölle. Versteht es wohl! Der Grund, weshalb Hiob die Hölle das Land der Dunkelheit nennt, ist dieser. Er nennt sie Land oder Erde, weil sie fest und ständig ist; und dunkel, weil der, so in der Hölle ist, Mangel leidet an dem natürlichen Lichte; denn, wahrlich, das dunkle Licht, das aus dem ewig und immerwährendem Feuer kommt, wird denen Schmerzen verursachen, welche in der Hölle sind, denn es zeigt ihnen die gräßlichen Teufel, welche sie quälen. Bedeckt mit der Finsterniß des Todes; das heißt, daß demjenigen, der in der Hölle ist, das Angesicht Gottes fehlt, denn, wahrlich, Gottes Angesicht ist das ewige Leben. Die Dunkelheit des Todes; das sind die Sünden, die der elende Mensch gethan hat, und welche ihn verhindern, das Angesicht Gottes zu schauen, gleich wie eine dunkle Wolke, die zwischen uns und der Sonne steht. Es ist das

Land des Unbehagens, weil dort an den drei Dingen Mangel ist, welche die Leute dieser Welt während ihrer Lebenszeit haben, nämlich Ehre, Vergnügen und Reichthum. Anstatt Ehre haben sie in der Hölle Schande und Verderben; denn ihr wißt wohl, daß man Ehre die Hochachtung nennt, welche die Menschen einander erweisen; aber, sicherlich, dort wird dem Könige nicht mehr Hochachtung gezollt als dem Knechte. Deßhalb spricht Gott durch den Propheten Jeremias: die, so mich verachten, werden verachtet sein! Ehre wird gleichfalls große Herrschaft genannt. Dort wird kein Mensch dem andern dienen, denn nur zum Schaden und zur Qual. Ehre wird auch große Würdigkeit und Hoheit genannt; aber in der Hölle wird sie von Teufeln zu Boden getrampelt werden. Wie Gott spricht, werden die gräulichen Teufel auf den Köpfen der Verdammten gehen und einerschreiten, und je höher sie in diesem gegenwärtigen Leben gestanden haben, um desto tiefer werden sie in der Hölle erniedrigt und entehrt werden. Statt der Reichthümer dieser Welt werden sie das Ungemach der Armuth haben, und diese Armuth wird aus vier Dingen bestehen: Mangel an Schätzen, worüber David sagt: die Reichen, welche mit ihren Schätzen hängen und kleben, werden den Schlaf des Todes schlafen, und sie werden von allen ihren Schätzen nichts in ihren Händen finden. Und ferner besteht das Ungemach der Hölle in Mangel an Speise und Trank. Denn Gott spricht so durch Moses: sie werden durch Hunger verzehrt werden, und die Vögel der Hölle werden sie verschlingen zu bitterem Tod, und die Galle des Drachen wird ihr Trunk und das Gift des Drachen wird ihre Speise sein. Und zu noch größerem Ungemach wird ihnen Kleidung fehlen; denn sie werden nackt und ohne Hülle sein außer dem Feuer, in welchem sie brennen, und anderem Kothe; und sie werden nackt im Geiste sein, aller Tugend bar, welche die Kleidung der Seele ist. Wo bleiben da die lustigen Gewänder, die weichen Decken, die feinen Hemden? Seht! was spricht Gott durch den Propheten Jesaias? Unter sie sollen Motten gestreut werden und die Würmer der Hölle sollen ihre Decken sein. Und zu noch größerem Ungemach wird dort Mangel an Freunden sein; denn dort giebt es keinen Freund, denn weder Gott noch irgend ein gutes Geschöpf wird ihr Freund sein, und jeder von ihnen wird mit tödtlichem Hasse den andern hassen. Die Söhne und Töchter werden sich erheben wider ihre Väter und Mütter, Art gegen Art, und sie werden sich gegenseitig beschimpfen und schelten bei Tage und bei Nacht, wie Gott spricht durch den Propheten Micha. Und von den verliebten Kindern, welche ehemals so fleischlich liebten, würde jeder den andern auffressen, wenn er nur könnte. Denn, wie könnten sich in den Qualen der Hölle diejenigen lieben, die sich schon in der Glückseligkeit dieses Lebens gegenseitig haßten? Denn glaubt mir, ihre fleischliche Liebe war tödtlicher Haß. Wie der Prophet David sagt: Wer Schlechtigkeit liebt haßt seine eigene Seele, und wer seine eigene Seele haßt, der kann, fürwahr, einen andern nimmermehr lieben; und deßhalb giebt es in der Hölle keinen Trost und keine Freundschaft, und je näher diejenigen, so in der Hölle wohnen, mit einander verwandt sind, desto mehr wird auch des gegenseitigen Fluchens, Scheltens und tödtlichen Hasses sein. Und außerdem werden sie Mangel an Vergnügungen haben; denn, wahrlich, Vergnügungen entspringen den fünf Sinnen, wie Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen. Aber in der Hölle wird ihr Gesicht voll Dunkelheit und Rauch sein und ihre Augen voller Thränen; ihr Gehör voller Heulen und Zähneklappern, wie Jesus Christ sagt; und ihre Nasenlöcher werden voll Gestank sein; und ihr Geschmack – wie der Prophet Jesaias sagt – wird bittere Galle sein; und was das Gefühl anbetrifft, so wird ihr ganzer Körper mit Feuer bedeckt sein, das unauslöschbar ist, und mit Würmern, die nimmer sterben, wie Gott durch den Mund des Propheten Jesaias spricht. Und damit sie nicht wähen mögen, sie könnten vor Qual sterben und durch den Tod derselben also entfliehen, sollen sie lernen die Worte Hiobs zu verstehen, welcher spricht: Dort ist der Schatten des Todes. – Jawohl! ein Schatten gleicht dem Gegenstande, welcher ihn wirft. Grade so steht es mit der Qual der Hölle. Sie gleicht dem Tode wegen der fürchterlichen Angst. Und weßhalb? Weil es sie immer schmerzt, als ob sie auf der Stelle sterben würden; aber, fürwahr, sie sollen nicht sterben! Denn – wie der heilige Gregorius sagt:

den elenden Lumpenhunden soll der Tod ohne Tod sein, das Ende ohne Ende und an Mangel soll ihnen es nicht mangeln, denn ihr Tod soll ewig leben, ihr Ende soll immer von neuem beginnen und ihr Mangel soll nimmer aufhören. Und derowegen sagt St. Johann der Evangelist: Sie werden dem Tode nachgehen, aber sie werden ihn nicht finden; sie werden zu sterben wünschen, aber der Tod wird vor ihnen fliehen. Und auch Hiob sagt: daß in der Hölle keine Ordnung und keine Regel herrsche. Und wenn auch Gott alles in rechter Ordnung, und nichts ohne Ordnung geschaffen hat, dagegen alles geregelt und gezählt von ihm ist, nichtsdestoweniger stehen die Verdammten außer der Ordnung und halten keine Ordnung. Denn die Erde trägt für sie keine Frucht – denn, wie David sagt, Gott wird die Frucht der Erde vor ihnen zerstören – das Wasser giebt ihnen keine Feuchtigkeit, die Luft keine Erfrischung, das Feuer kein Licht. Denn – wie der heilige Basilius sagt – den Brand des Feuers dieser Welt wird Gott den Verdammten in der Hölle geben; aber die Klarheit und das Licht desselben seinen Kindern im Himmel, wie ein guter Hausvater seinen Kindern das Fleisch und den Hunden die Knochen giebt. Und sie werden keine Hoffnung zu entfliehen haben – sagt Hiob zuletzt – und Angst und grause Furcht soll dort für immerdar wohnen. Angst ist die stete Furcht vor den Leiden, die kommen werden und diese Furcht wird stets in den Herzen der Verdammten wohnen. Und somit haben sie aus sieben verschiedenen Ursachen all ihre Hoffnung verloren. Erstens: weil Gott, der sie richtet, ohne Gnade für sie sein wird; sie können ihm nicht gefallen, noch irgend einem Heiligen; sie können kein Lösegeld zahlen; sie haben keine Stimme mit ihm zu reden; sie können der Qual nicht entfliehen; sie haben keine Kraft zum Guten in sich, welche sie zeigen könnten, um sich von den Qualen zu befreien. Und daher sagt Salamo: Der gottlose Mensch stirbt; und ist er todt, so bleibt ihm keine Hoffnung der Qual zu entrinnen. Wer also diese Qualen wohl erfassen und daran denken will, daß er sie selbst für seine Sünden verdient habe, der wird sicher mehr Neigung fühlen, zu seufzen und zu weinen, als zu singen und zu spielen. Denn – wie Salamo sagt: Wer Kunde hat von den Qualen, die über die Sünde bestimmt und verhängt worden sind, der möchte die Sünde verlassen. Diese Kunde – sagt St. Augustin – macht den Menschen wehleidig im tiefsten Herzen.

Der vierte Punkt, welcher den Menschen zur Zerknirschung bringen sollte, ist die sorgenvolle Erinnerung an die guten Thaten, die er vergeblich hier auf Erden vollbracht und an das gute, was er umsonst gethan hat. Fürwahr, die guten Werke, welche umsonst gethan sind, können solche gute Werke sein, welche der Mensch gethan hat, bevor er in Todsünde fiel, oder solche, die er verrichtete, während er in Sünden lag. Wahrlich, alle guten Werke, die er that, ehe er in Todsünde fiel, sind sammt und sonders getödtet, vernichtet und abgeschwächt durch sein wiederholtes Sündigen; die andern Werke, welche er that, während er in Sünden lag, sind gänzlich todt für das ewige Leben im Himmel. Denn diejenigen guten Werke, welche durch wiederholtes Sündigen getödtet sind, und die er gethan hat, während er in Huld stand, können ohne wahre Reue niemals wieder lebendig werden. Und darüber sagt Gott durch den Mund des Hesekiel: Wenn der gerechte Mensch sich wiederum von der Gerechtigkeit abwendet und Böses thut, wird er dann leben? – Nein! denn aller seiner guten Werke, die er verrichtet hat, wird nimmerdar gedacht werden, denn in seiner Sünde wird er sterben. Und über dasselbe Capitel äußert sich St. Gregorius so: Wir sollten vor allem begreifen lernen, daß, wenn wir Todsünde begehen, es uns zu garnichts helfen könne, uns der guten Werke zu erinnern, welche wir zuvor gethan haben und sie in unser Gedächtniß zurückzurufen; denn, sicherlich durch die Begehung von Todsünde ist kein Verlaß mehr auf die guten Werke, welche wir früher verrichtet haben, wenigstens nicht insofern wir dadurch das ewige Leben im Himmel erwerben können. Indessen nichtsdestoweniger kehren die guten Werke zurück und werden wieder lebendig, und helfen und fördern uns, das ewige Leben im Himmel zu erlangen, wenn wir Zerknirschung hegen. Aber, wahrlich, die guten Werke, welche man thut, während man in Todsünde ist, stehen nie wieder auf; denn das ist klar, ein Ding, welches nie gelebt hat, kann auch nimmer wieder zu Leben

kommen. Jedoch, ob sie zwar nicht dazu nützen können, das ewige Leben zu gewinnen, vermögen sie dennoch die Qualen der Hölle abzukürzen oder wir mögen zeitliche Güter durch dieselben erwerben, oder Gott mag durch dieselben das Herz des Sünders erhellen und erleuchten, damit er Reue fühle; auch nützen sie dadurch, daß sie den Menschen an das Verrichten guter Werke gewöhnen, damit der Feind weniger Gewalt über seine Seele habe. Und daher will der gütige Herr, Jesus Christ, daß kein gutes Werk verloren gehe, sondern zu irgend etwas nütze. Aber insofern die guten Werke, welche Menschen thun, während sie rechtschaffen leben, insgesamt durch die nachfolgende Sünde getödtet werden, und auch insofern alle guten Werke, welche Menschen verrichten, während sie in Todsünde sind, gänzlich abgestorben sind in Bezug auf die Erlangung des ewigen Lebens, so kann auch mit Recht der Mann, welcher keine gute Werke thut, jenes neue französische Lied singen: *»J'ai tout perdu mon temps et mon labour.«* Denn, gewiß, die Sünde beraubt den Menschen seiner natürlichen, sowie seiner ihm durch Gnade verliehenen Güte. Denn, wahrlich, die Gnade des heiligen Geistes fährt dahin wie ein Feuer, das nicht müßig bleiben kann; denn das Feuer erlischt, sobald es von seiner Arbeit läßt, und ebenso erlischt die Gnade, wenn sie in ihren Werken nachläßt. Dann verliert der sündige Mensch die Huld der Seligkeit, welche den Guten verhießen ist, so arbeiten und Gutes schaffen. Wohl mag dann derjenige traurig sein, der sein ganzes Dasein Gott verdankt, so lange er lebte und so lange er leben wird, daß er nichts Gutes gethan hat, seine Schuld an Gott abzutragen, dem er alles Leben verdankt; denn verlaßt euch darauf, ihr sollt Rechenschaft geben – sagt St. Bernhard – von all den Gaben, welche euch im gegenwärtigen Leben verliehen sind, und wie ihr sie angewandt habt, und zwar so, daß kein einziges Haar vom Haupte niederfallen, noch die Zeit einer Stunde vergehen soll, ohne daß ihr darüber Rechenschaft abzulegen habt.

Die fünfte Sache, welche einen Mann zur Zerknirschung bewegen sollte, ist die Erinnerung an die Leiden, welche unser Herr, Jesus Christus, um unsrer Sünde willen ertrug. Denn – wie St. Bernhard sagt: So lang' ich lebe, will ich im Gedächtniß tragen die Beschwerden, welche unser Herr, Jesus Christ, bei seiner Lehre erduldet; die Mühseligkeit seiner Reisen, seine Versuchung, als er fastete, sein langes Wachen, als er betete, und seine Thränen, die er aus Mitleid um das gute Volk vergoß; die Worte der Kränkung, der Schande und des Schmutzes, welche die Leute wider ihn sprachen; den faulen Speichel, welchen sie in sein Angesicht spuckten; die Faustschläge, welche sie ihm gaben; die faulen Gesichter, welche sie ihm schnitten, und die faulen Vorwürfe, welche sie ihm machten; die Nägel, mit denen man ihn an das Kreuz schlug, und den ferneren Fortgang seines Leidens, das er nur allein um der Sünde der Menschheit willen und nicht durch eigene Schuld ertrug. – Hier könnt Ihr sehen, wie durch die Sünde des Menschen jede Ordnung und jede Regel auf den Kopf gestellt wird! Denn es ist klar, daß von Gott Vernunft, Sinnlichkeit und der menschliche Leib so geordnet sind, daß jedes dieser vier Dinge Herrschaft über die Vernunft haben soll; das heißt: Gott soll Herrschaft über die Vernunft haben; die Vernunft über die Sinnlichkeit, und die Sinnlichkeit über den menschlichen Leib. Doch, wahrlich, wenn der Mensch sündigt, so stellt er diese Ordnung und Regel auf den Kopf, und daher kommt es, daß, wenn die menschliche Vernunft nicht Gott unterthänig und gehorsam sein will, der doch zu Recht ihr Oberherr ist, sie auch ihre Herrschaft verliert, welche sie über die Sinnlichkeit und über den menschlichen Leib ausüben sollte. Und warum? weil Sinnlichkeit alsdann gegen Vernunft rebellirt, und dadurch die Vernunft ihre Herrschaft über die Sinnlichkeit und über den Körper verliert. Denn, wie die Vernunft ein Rebelle gegen Gott ist, so sind auch die Sinnlichkeit und der Körper Rebellen wider die Vernunft. Und, wahrlich, diese Unordnung und Rebellion hatte unser Herr, Jesus Christ, mit seinem theuren Leibe schwer zu zahlen; und hört, in welcher Weise. Denn alldieweil Vernunft ein Rebelle gegen Gott ist, verdient der Mensch Sorgen zu tragen und zu sterben. Dies litt unser Herr, Jesus Christus, für die Menschheit, nachdem er von seinem Jünger verrathen und gefesselt und gebunden war, so daß – wie St. Augustin sagt – sein Blut unter jedem Nagel

seiner Hände hervorspritzte! Und fernerweit, da die Vernunft des Menschen die Sinnlichkeit nicht in Zaum halten will, wie sie könnte, so hat der Mensch auch Schande verdient, und diese Schande hat unser Herr, Jesus Christus, für den Menschen erlitten, als sie ihm in das Angesicht spieen. Und weiter noch: derweil der jammervolle Menschenleib ein Rebelle ist wider Vernunft und Sinnlichkeit, so hat er dieserhalb den Tod verdient; und diesen Tod hat unser Herr, Jesus Christ, am Kreuze erlitten, wo kein Theil seines Körpers frei war von großem Schmerz und bitterm Leiden. Und alles dieses erduldet unser Herr, Jesus Christ, der nichts verbochen hatte, und also sprach er: Zu sehr werde ich gequält um Dinge, für welche ich es niemals verdient habe, und zu sehr werde ich erniedrigt der Verdammniß halber, welche dem Menschen gebührt. Und wohl mag daher der Sünder sprechen, wie St. Bernhard sagt: Verflucht sei die Bitterkeit meiner Sünde, um derenwillen so große Bitterkeit zu erdulden war. Denn gewiß nach den verschiedenen Mißgattungen unserer Schlechtigkeit war das Leiden Jesu Christi auch verschieden gestaltet, und zwar so: Wahrlich, die Seele des Sünders wird vom Teufel verrathen durch die Begehrlichkeit nach zeitlichem Wohlergehn, und durch Hinterlist verspottet, wenn sich der Mensch fleischlichen Lüsten ergiebt; und darnach wird sie im Unglück durch Ungeduld gequält und durch die Knechtschaft und Unterwürfigkeit unter die Sünde bespeit, und endlich zuletzt wird sie erschlagen. Für diese Mißgattungen der Sünde im Menschen ward Jesus Christus erst verrathen und dann gebunden; er, welcher kam, uns loszubinden von der Sünde und der Pein. Dann wurde er verspottet, er, welcher in allen Dingen und vor allen Dingen hätte geehrt werden sollen. Dann wurde sein Angesicht, welches zu sehen die ganze Menschheit wünschen sollte und welches die Engel zu schauen verlangen, elendiglich bespeit. Dann wurde er gegeißelt; er, welcher nichts übles gethan hatte; und endlich ward er gekreuzigt und erschlagen. So waren die Worte des Propheten Jesaia erfüllt: Er ward verwundet wegen unserer Missethat und beschimpft wegen unser Verbrechen! Nun, da Jesus Christ für alle unsere Schlechtigkeit die Pein auf sich selbst genommen hat, wie sehr sollte der Sünder da weinen und wehklagen, daß Gottes Sohn vom Himmel für seine Sünden alle diese Qualen erdulden mußte.

Die sechste Sache, welche einen Mann zur Zerknirschung bewegen sollte, ist die Hoffnung auf drei Dinge, nämlich: auf Vergebung der Sünden, auf die Gabe der Gnade, rechtschaffen zu wandeln, und auf die Herrlichkeit des Himmels, durch welche Gott den Menschen für seine guten Thaten belohnen will. Und deßhalb, weil Jesus Christ uns diese Gaben aus seiner Freigebigkeit und unendlichen Güte schenkt, ist er *Jesus Nazarenus Rex Judaeorum* genannt worden. Jesus heißt nämlich Erlöser oder Erlösung, dieweil alle Menschen hoffen sollen durch ihn Vergebung der Sünden zu erlangen, worin die eigentliche Erlösung von der Sünde besteht. Und daher sprach der Engel zu Joseph: Du sollst ihn Jesus heißen denn er wird sein Volk von seiner Sünde erlösen. Und hiervon spricht auch St. Peter: Es ist kein anderer Name unter dem Himmel, der irgend einem Menschen gegeben ist, durch welchen wir von unseren Sünden erlöst werden, denn einzig der Name: Jesus.

Nazarenus heißt so viel wie blühend, dieweil der Mensch hoffen soll, daß er, welcher ihm die Vergebung der Sünden verschafft hat, ihm auch die Gnade verleihen werde, rechtschaffen zu wandeln; denn in der Blüthe ist die Hoffnung auf Frucht für kommende Zeiten, und in der Vergebung der Sünde ist die Hoffnung auf Gnade, rechtschaffen zu wandeln. »Ich stand vor der Thüre deines Herzens« – spricht Jesus – »und klopfte an, um Einlaß bittend. Der mir öffnet, soll Vergebung der Sünden empfangen, und ich will in ihm eintreten und mit ihm essen von den guten Werken, welche er thun wird, denn diese Werke sind die Speise Gottes, und er soll mit mir essen von der großen Freude, welche ich ihm gebe werde.« So soll der Mensch hoffen, daß durch seine Werke der Buße ihm Gott das Himmelreich verleihen werde, welches er ihm im Evangelium verheißt.

Nun soll der Mensch verstehen lernen, wie seine Zerknirschung beschaffen sein muß. Ich sage: sie muß allgemein und vollständig sein; das heißt: ein Mensch soll wahrhaft

bußfertig sein für alle seine Sünden, welche er im Wohlgefallen seiner Gedanken gethan hat; denn Wohlgefallen ist gefährlich. Denn es giebt zwei Arten der Einwilligung aus Neigung, nämlich, wenn ein Mann sich zur Sünde bewegen läßt und dann länger mit Vergnügen an die Sünde denkt, aber nicht seine faule Lust und Neigung bezwingt, obschon seine Vernunft wohl begreift, daß es Sünde gegen das Gesetz sei, und wiewohl er klar einsieht, daß es gegen die Ehrfurcht vor Gott ist. Und wenn auch eine Vernunft zwar nicht einwilligt, die Sünde thatsächlich zu begehen, so sagen doch einige Doctoren, daß eine solche Lust, so länger in uns wohne, höchst gefährlich sei, wie unbedeutend sie auch immer erscheinen möge. Und daher sollte ein Mann ganz besonders betrübt sein über alles, was er je dem Gesetze Gottes zuwider gewünscht hat mit voller Einwilligung seiner Vernunft, denn es ist kein Zweifel, daß solche Einwilligung Todsünde ist. Denn, gewiß, es giebt keine Todsünde, welche nicht zunächst in dem Gedanken des Menschen ihren Ursprung hat und dann später zur Lust und dann zur Einwilligung und dann zur That wird. Darum sage ich, daß viele Leute über solche Gedanken und Neigungen niemals Reue fühlen und sie niemals beichten, sondern nur die sichtbaren Thaten gröblicher Sünde. Darum sage ich, daß solche böse Gelüste schlaue Betrüger sind, sintemal die Menschen dafür verdammt sein werden. Auch fernerhin sollte man nicht minder Sorge tragen wegen seiner bösen Worte, als wegen seiner bösen Thaten. Denn, wahrlich, Reue über eine besondere Sünde und keine Reue über die allgemeine Sünde, oder Reue über die allgemeine, aber keine Reue über die besondere Sünde hilft zu nichts.

Fürwahr, Gott der Allmächtige ist die vollkommene Güte; und deßhalb vergiebt er entweder alle Sünden, oder gar keine überhaupt. Und daher sagt St. Augustin: Ich weiß gewiß, daß Gott der Feind jedes Sünders ist; und wie das? Soll der, welcher eine Sünde bekennt, Vergebung für den Rest seiner Sünden haben? Nein! Und fernerhin muß die Zerknirschung wunderbar sorgenvoll und qualvoll sein, und dann schenkt uns dafür Gott ehrlich seine Gnade. Und wenn daher meine Seele voll Sorgen und voll Qual war, dann hatte ich Gott im Gedächtniß, damit mein Gebet zu ihm dringen möge.

Fernerweit muß die Zerknirschung anhaltend sein, und man muß den festen Entschluß hegen, zu beichten und sein Leben zu bessern. Denn, wahrlich, wenn die Zerknirschung dauernd ist, mag der Mensch Hoffnung hegen, Vergebung zu erlangen. Und daraus entsteht Haß gegen die Sünde, welcher dieselbe in ihm selber wie in anderm Volke, auf welches er Einfluß hat, zerstört. Weßhalb David sagt: Die, so Gott lieben, hassen das Böse; denn Gott lieben, heißt das lieben, was er liebt, und das hassen, was er haßt.

Das letzte, was der Mensch hinsichtlich der Zerknirschung verstehen lernen soll, ist, wozu die Zerknirschung nützt. Ich sage, daß Zerknirschung den Menschen manchmal von Sünde befreit, worüber David sagt: Ich hatte den festen Vorsatz zu bekennen, und Du, o Herr! sprachst mich meiner Sünden los. Und grade so, wie Zerknirschung nichts hilft ohne den ernstesten Vorsatz der Beichte und Buße, ebensowenig Werth hat Beichte und Buße ohne Zerknirschung. Und außerdem zerstört Zerknirschung den Kerker der Hölle und macht die Gewalt der Teufel kraftlos und schwach und erneuet die Gaben des heiligen Geistes und aller Tugenden, und sie reinigt die Seele von Sünde, und befreit sie von der Qual der Hölle, von der Gesellschaft des Teufels und von der Knechtschaft der Sünde, und macht sie wieder tüchtig für alle geistlichen Güter und für die Gemeinschaft der heiligen Kirche. Und fernerweit macht sie den, welcher ehemals ein Kind des Zornes war, zum Kinde der Gnade; und alles dieses wird durch die heilige Schrift bezeugt. Und wer daher nach diesen Dingen streben will, wird sehr weise sein; denn, fürwahr, er wird dann in seinem Leben nicht mehr den Muth haben zu sündigen, sondern wird sein Herz und seinen Leib dem Dienste Jesu Christi weihen und ihm solcher Weise huldigen. Fürwahr, unser Herr Jesus Christ, hat uns so gütereich in unserer Thorheit geschont, daß wir alle ein trauriges Lied singen könnten, wenn er nicht Mitleid mit den Menschen hätte.

## **Explicit prima pars penitentiae; et incipit pars secunda.**

Der zweite Theil der Buße ist die Beichte und diese ist das Merkmal der Zerknirschung. Nun sollt Ihr verstehen, was Beichte ist, ob sie nothwendig sei oder nicht, und was zur wahren Beichte erforderlich ist.

Zuerst muß Du wissen, daß Beichte das aufrichtige Bekennen der Sünde an den Priester ist, und zwar aufrichtig, weil man ihm alle Verhältnisse beichten muß, welche zur Sünde gehören, so weit man vermag; alles muß gesagt, nichts entschuldigt, verborgen oder verschleiert werden, ohne dabei mit den guten Werken zu prahlen. Somit ist es nothwendig, einzusehen, woher die Sünden entspringen, wie sie zunehmen und welcher Art sie sind. Vom Ursprung der Sünde spricht St. Paul in dieser Weise: wie durch einen Menschen die Sünde ist kommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, so dringt also der Tod zu allen Menschen, welche Sünde thun. Und dieser Mensch, durch welchen Sünde in die Welt kam, war Adam, dieweil er das Gebot Gottes brach. Und er, der anfangs so mächtig war, daß er nicht zu sterben brauchte, wurde hernach ein solcher Mensch, daß er sterben mußte, er mochte wollen oder nicht, und alle seine Nachkommen in dieser Welt, die in solcher Weise sündigen, sterben. Sieh! wie in dem Stande der Unschuld, als Adam und Eva noch nackt im Paradiese waren und keine Scham über ihre Blöße fühlten, die Schlange, dieses listigste von allen Thieren, so Gott erschaffen hatte, zum Weibe sprach: Warum hat euch Gott befohlen, daß ihr nicht von jedem Baume im Paradiese essen dürft? Und das Weib antwortete: Wir essen – sprach sie – von den Früchten der Bäume im Paradiese, aber von den Früchten des Baumes mitten im Paradiese hat Gott gesagt: esset nicht davon, rühret es auch nicht an, daß ihr nicht sterbet. Die Schlange sprach zum Weibe: Nein, Nein! ihr werdet mit nichten des Todes sterben, sondern Gott weiß fürwahr, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgethan und ihr werdet sein wie die Götter und wissen, was gut und böse ist. Das Weib schauete an, daß von dem Baume gut zu essen und er lieblich anzusehen wäre, und nahm von der Frucht des Baumes und aß, und gab ihren Mann auch davon, und er aß. Und sogleich wurden ihrer beider Augen aufgethan, und als sie gewahr wurden, daß sie nackt waren, nähten sie aus den Blättern des Feigenbaumes eine Art von Hose zusammen, um ihre Nacktheit zu verbergen. Hier könnt Ihr sehen, daß die Todsünde zunächst vom Teufel eingegeben wird, wie es hier die Natter zeigt, und nachher durch das Gelüste des Fleisches, wie es hier Eva zeigt, und sodann durch die Einwilligung der Vernunft, wie es Adam zeigt. Denn glaubet nur, wenn auch der Teufel Eva versuchte, das heißt: das Fleisch, und wenn auch das Fleisch Vergnügen fand an der verbotenen Frucht, so war der Mensch dennoch im Stande der Unschuld, bis die Vernunft, das heißt: Adam einwilligte, die Frucht zu essen. Von diesem Adam ist uns die Erbsünde überkommen. Von ihm stammen wir alle nach dem Fleische ab und sind erzeugt aus schlechten und verdorbenen Säften; und wenn die Seele in unseren Körper gelegt wird, so ist sie auch sofort der Erbsünde verbunden, und dasjenige, was anfänglich nur Drang der fleischlichen Begierde war, ist späterhin sowohl Drangsal als auch Sünde; und dieserhalb würden wir alle geborene Kinder des Zornes sein und bestimmt zur ewigen Verdammniß, wenn wir nicht die Taufe empfangen, welche die Schuld von uns hinwegnimmt. Aber nichtsdestoweniger wohnt der Drang der Versuchung in uns und dieser Drang heißt: fleischliche Begierde. Ist diese fleischliche Begierde auf das Schlechte gerichtet und gestellt, so macht sie den Menschen durch die Begierde des Fleisches lüstern nach fleischlicher Sünde, nach irdischen Dingen durch das Gesicht seiner Augen und nach Hoheit durch den Stolz seines Herzens.

Um von der ersteren Begierde zu sprechen, welche Fleischeslust heißt nach dem Gesetze unserer Glieder, welche das gerechte Urtheil Gottes in richtiger Weise erschaffen hat, so sage ich: Gleich wie ein Mensch nicht gehorsam ist gegen Gott, so ist auch sein Herz gegen ihn selbst ungehorsam durch fleischliche Begierde, was die Veranlassung und Pflege der Sünde genannt wird. So lange deßhalb ein Mensch den Drang der

Fleischeslust in sich trägt, ist es unmöglich, daß er nicht bisweilen versucht und in seinem Fleische zur Sünde gereizt werde. Und dieses wird nicht ausbleiben, so lange er lebt. Es mag wohl schwächer werden durch die Kraft der Taufe und durch die Gnade Gottes mittelst der Buße, aber so gänzlich wird es niemals unterdrückt werden, daß man in seinem Innern nicht dann und wann dazu geneigt ist, sofern man nicht davon zurückgehalten wird durch Krankheit, durch böse Künste der Zauberei oder durch kalte Getränke. Denn seht, was sagt St. Paul? Das Fleisch trachtet wider den Geist und der Geist wider das Fleisch, sie sind sich entgegen und widerstreiten sich so, daß ein Mensch nicht immer thun kann, wie er möchte. Denn St. Paulus nach seiner großen Buße zu Wasser und zu Lande – im Wasser bei Tag und Nacht in großer Fährlichkeit und großer Mühe; zu Lande in großem Hunger und Durst, in Frost und Blöße, einmal beinahe zu Tode gesteinigt – spricht dennoch: Ach, ich elender Mensch! wer wird mich aus dem Kerker meines elenden Leibes befreien? Und St. Hieronymus – nachdem er lange Zeit in der Wüste gewohnt hatte, wo er nur die Gesellschaft wilder Thiere kannte, wo er nur Kräuter zur Nahrung, nur Wasser zum Trunk und kein ander Bette als die nackte Erde fand, weßhalb sein Fleisch schwarz wurde wie ein Ethiopier vor Hitze und beinahe abstarb vor Kälte – sagt dennoch: daß der Brand der Geilheit in seinem ganzen Körper kochte. Deßhalb weiß ich sicherlich, daß diejenige sich selbst betrügen, welche sagen, daß sie niemals in ihrem Leibe versucht seien. Zeugniß davon giebt St. Jakobus, welcher sagt, daß jeder in seinem eigenen Gewissen versucht werde, das heißt: daß ein Jeder von uns Ursache und Gelegenheit hat, daß er durch die Sünde, so er im Körper hegt, versucht werde. Und deßhalb sagt St. Johann, der Evangelist: Wenn wir sagen, daß wir ohne Sünde sind, so betrügen wir uns selber und die Wahrheit ist nicht in uns.

Nun sollt Ihr verstehen, wie die Sünde im Menschen wächst und zunimmt. Der Anfangsgrund ist das Hegen der Sünde, von dem ich bereits sprach, und dieses ist die fleischliche Begierde; und hinterher kommt die Eingebung des Teufels, das heißt: des Teufels Blasebalg, mit welchem er im Menschen das Feuer der fleischlichen Begierde anfacht, und sodann überlegt der Mensch, ob er die Sache, zu welcher er versucht wird, thun will oder nicht. Und wenn dann der Mensch widersteht und die ersten Verlockungen seines Fleisches zurückweist, so ist es keine Sünde. Wenn er dieses aber nicht thut, spürt er sofort die Flamme der Lust, und dann ist es gut, ihn zu warnen und zurückzuhalten, auf daß er nicht sofort in die Sünde willige, oder sie thue, wenn er Zeit und Gelegenheit dazu findet. Und über diese Sache läßt Moses den Teufel in folgender Weise sprechen. Der Feind sagt: Ich will den Menschen durch böse Einflüsterungen jagen und verfolgen; ich will ihn durch Verlockung und Aufreizung zur Sünde packen, und ich will meinen Preis oder meine Beute mit Ueberlegung zerreißen, und meine Lust soll in Wonne endigen! Ich will mein Schwert der Einwilligung ziehen – denn, wahrlich, wie ein Schwert ein Ding in zwei Theile zerlegt, so trennt auch die Einwilligung den Menschen von Gott – und dann will ich ihn mit meiner Hand durch den Tod der Sünde erwürgen! So spricht der Feind. Und wahrlich, dann verfällt des Menschen Seele ganz und gar dem Tode, dann wird die Sünde durch Versuchung, Lust und Einwilligung erzeugt und wird in dieser Weise alsdann in dem Menschen zur That. Die Sünde ist in Wahrheit zweierlei Art, entweder ist sie läßliche Sünde oder Todsünde. Wenn nun aber ein Mensch irgend ein Geschöpf mehr liebt als Jesum Christ, dann ist es Tod sünde; und läßliche Sünde ist, wenn der Mensch Jesum Christ weniger liebt, als er sollte. Wahrlich, das Begehen solcher läßlicher Sünde ist höchst gefährlich, denn es verringert mehr und mehr die Liebe, welche der Mensch zu Gott haben sollte. Und wenn sich daher ein Mensch mit vielen solcher läßlicher Sünden beschwert, so können sie in ihm fürwahr die Liebe, welche er zu Jesus Christ hegt, wohl vermindern, wenn er sich ihrer nicht bisweilen durch die Beichte entledigt, und so geht gar leicht die läßliche Sünde in Todsünde über. Gewißlich, je mehr ein Mensch seine Seele mit läßlichen Sünden beladet, desto mehr wird er geneigt sein, in Todsünde zu fallen. Und darum laßt uns nicht nachlässig sein, und uns unserer läßlichen Sünden zu entlasten. Denn das

Sprichwort sagt: Kleines aber vieles muß Großes werden stets am Schluß! Und hört nunmehr dieses Beispiel an: Eine große Meereswoge kommt oftmals mit so großer Gewalt, daß sie das Schiff mit Wasser füllt; und denselben Schaden richten oftmals die kleinen Tropfen Wasser an, welche durch die kleinen Ritzen des Kieles in den Bodenraum des Schiffes eindringen, wenn die Menschen so nachlässig sind, sie nicht bei Zeiten zu entfernen. Und obschon ein Unterschied zwischen diesen zwei Ursachen ist, wird doch in beiden Fällen das Schiff mit Wasser gefüllt. Grade so geht es oftmals mit der Todsünde und den schädlichen läßlichen Sünden, wenn sie sich im Menschen so sehr vermehren, daß die Liebe zu irdischen Dingen, durch welche er läßlich sündigt, in seinem Herzen so groß oder größer wird, als die Liebe zu Gott. Und daher ist Liebe zu allen den Sachen, welche Gott nicht in sich schließen und welche nicht hauptsächlich um Gottes willen gethan werden, selbst wenn sie der Mensch auch weniger liebt als Gott, dennoch läßliche Sünde. Und Todsünde ist, wenn die Liebe zu irgend einem Dinge in dem Herzen des Menschen ebenso schwer oder schwerer wiegt, als die Liebe zu Gott. Todsünde – wie St. Augustin sagt – ist, wenn ein Mensch sein Herz von Gott abwendet, der die allerbeste und unwandelbare Güte ist, und sein Herz den Dingen zuwendet, welche wandelbar und flüchtig sind; und, wahrlich, das ist jedes Ding außer Gott im Himmel. Denn das ist sicher, wenn ein Mensch seine Liebe, welche er Gott mit seinem ganzen Herzen schuldig ist, auf ein Geschöpf wendet, so beraubt er auch gewiß Gott um so viel seiner Liebe, als er jenem Geschöpfe schenkt, und begeht daher Sünde, da er als Schuldner von Gott nicht an ihm seine volle Schuld bezahlt, das heißt: ihm die ganze Liebe seines Herzens giebt.

Nun, da man im Allgemeinen verstanden haben wird, was läßliche Sünde sei, so scheint es angezeigt, im Besondern die Sünden aufzuzählen, welche Mancher vielleicht für keine Sünden hält, und welche er nicht beichtet. Aber nichtsdestoweniger sind sie Sünden in der That, wie diese Gottesgelehrten schreiben; das heißt: jeder Zeit, wenn der Mensch mehr ißt oder trinkt, als zur Erhaltung des Körpers nothwendig ist, begeht er sicherlich Sünde; auch wenn er mehr spricht, als nöthig ist, thut er Sünde; auch wenn er nicht wohlwollend die Klage des Armen anhört; auch wenn er gesund am Leibe ist und dennoch ohne vernünftigen Grund nicht fasten will, wenn Andre fasten; auch wenn er mehr schläft, als er bedarf, oder durch diesen Umstand zu spät zur Kirche oder zu andern Werken der Liebe kommt; auch wenn er seines Weibes gebraucht, ohne den obersten Wunsch der Zeugung zu Ehren Gottes oder um seinem Weibe die Schuld seines Körpers zu entrichten; auch wenn er Kranke und Gefangene nicht besucht, wann er kann; auch wenn er Weib oder Kind oder andere irdische Dinge mehr liebt, als die Vernunft erfordert; auch wenn er mehr schmeichelt und liebkost, als er nothwendig zu thun braucht; auch wenn er das Almosen an Arme verringert oder zurückhält; auch wenn er seine Speisen köstlicher anrichtet, als nothwendig ist, oder aus Leckerhaftigkeit zu hastig verschlingt; auch wenn er von eitlen Dingen in der Kirche oder beim Gottesdienste spricht, oder wenn er ein Schwätzer müßiger Worte der Thorheit oder der Schande ist, für welche er Rechenschaft ablegen soll am Tage des Gerichts; auch wenn er verspricht oder versichert, etwas zu thun, was er nicht halten kann; auch wenn er aus thörichtem Leichtsinne seinen Nächsten verläumdert und verspottet; auch wenn er, statt Gewißheit zu haben, über Sachen einen besonderen Verdacht hegt; diese Sachen und manche andere sonder Zahl sind Sünde, wie St. Augustin sagt.

Nun müßt Ihr aber verstehen, daß, obwohl freilich der erdgeborene Mensch nicht alle läßliche Sünden vermeiden kann, er sich dennoch durch die brennende Liebe, die er für unsern Herrn, Jesus Christ, hegt, und durch Gebet und Beichte und andre gute Werke so in Zaum halten kann, daß es ihm nur wenig schaden wird. Denn – wie St. Augustin sagt – wenn ein Mensch Gott in solcher Weise liebt, daß alles, was er immer thut aus seiner Liebe zu Gott kommt, oder um der Liebe Gottes willen, weil er in wahrhafter Liebe zu Gott entbrannt ist, so wird, siehe du: grade so sehr wie ein Tropfen Wasser, der in einen feurigen Ofen fällt, das Brennen des Feuers kümmert und stört, auch eine läßliche Sünde

in gleicher Weise einen solchen Menschen bekümmern und stören, der beständig und vollkommen in der Liebe zu unserm Heiland, Jesus Christ ist. Fernerhin kann auch der Mensch die läßliche Sünde mäßigen und sich derselben entledigen, wenn er würdig den kostbaren Leib Jesu Christi empfängt, sowie die Spendung des heiligen Wassers, sowie durch Almosengeben, durch die allgemeine Beichte im *Confiteor* bei der Messe, der Prime oder beim Komplet, und durch den Segen der Bischöfe und Priester, und durch andere gute Werke.

### **De septem peccatis mortalibus.**

Nun geziemt es sich zu sagen, was Todsünden sind, das will sagen: die Anführer der Sünden, denn sie laufen alle an einer Leite, obschon in verschiedener Weise. Sie werden aber Anführer genannt, insofern sie die Hauptsünden sind und aus ihnen die andern entspringen. Die Wurzel dieser Sünden ist der Stolz, die allgemeine Wurzel alles Uebels. Denn aus dieser Wurzel entspringen gewisse Aeste, wie Zorn, Neid, Verdrossenheit oder Trägheit, Geiz oder im allgemeinen Sinne Begehrlichkeit, Schwelgerei und Wollust; und jede von diesen Hauptsünden hat ihre Aeste und Zweige, wie in den folgenden Capiteln erklärt werden wird.

### **De superbia.**

Und ob es zwar sein mag, daß Niemand vollständig die Zahl der Zweige und der Nachtheile kennt, welche aus Stolz entspringen, so will ich doch einen Theil derselben zeigen, wie ihr gleich sehen sollt.

Da sind: Ungehorsam, Ruhmredigkeit, Heuchelei, Hochmuth, Dünkel, Trotz, Schadenfreude, Unverschämtheit, Ueberhebung, Heftigkeit, Widersetzlichkeit, Zank, Anmaßung, Unehreerbietigkeit, Halsstarrigkeit, Aufgeblasenheit und viele andere Zweige, welche ich nicht aufführen kann.

Ungehorsam ist der, welcher sich aus Geringschätzung nicht den Geboten Gottes, seiner Obrigkeit und seines geistlichen Vaters unterwirft. Ruhmredig ist der, welcher das Böse oder Gute herausstreicht, welches er gethan hat. Heuchler ist der, welcher sich andern nicht zu zeigen sucht, wie er ist, oder sich so zu zeigen sucht, wie er nicht ist. Hochmüthig ist der, welcher seinen Nachbarn, das heißt: seinen Mitchristen verachtet, oder das zu thun verschmäht, was er thun sollte. Dünkelhaft ist der, welcher denkt, daß er in sich Vortrefflichkeit besäße, welche er nicht hat, oder der wähnt, daß solche ihm seinem Verdienste nach zukäme, oder der sich selbst für besser hält, als er ist. Trotzig ist der, welcher aus Stolz keine Scham über seine Sünden fühlt. Schadenfroh ist der, welcher sich über den Schaden freut, so er angerichtet hat. Unverschämt ist der, welcher nach seiner Meinung alle Leute hinsichtlich ihres Werthes, Wissens, Redens und Betragens geringachtet. Ueberhebung ist, wenn man keinen Meister über sich und keinen Genossen neben sich dulden will. Heftig ist der, welcher an seine Fehler nicht gemahnt und erinnert sein will und mittelst Zank die Wahrheit wissentlich angreift und seine Thorheit vertheidigt. Widersetzlich ist der, welcher sich durch seinen Unwillen jeder Autorität und Macht entgegenstemmt, so über ihn ist. Anmaßung ist, wenn der Mensch etwas unternimmt, was ihm nicht ansteht, oder was er nicht thun darf, und dieses wird auch Selbstüberschätzung genannt. Unehreerbietigkeit ist, wenn der Mensch nicht da Ehrfurcht zeigt, wo er sie zeigen sollte und wie er sie für sich selbst in Anspruch nimmt. Halsstarrigkeit ist, wenn ein Mensch zu sehr seine eigene Thorheit vertheidigt und zu sehr auf sein eigenes Urtheil besteht. Aufgeblasenheit ist das Wohlgefallen an Pomp und an zeitlicher Hoheit und sich seines weltlichen Ranges zu rühmen.

Schwartzhaftigkeit ist, wenn ein Mann zuviel von den Leuten spricht und wie eine Mühle klappert, und nicht bedenkt was er sagt.

Und es giebt auch eine heimliche Sorte von Stolz, insofern Jemand abwartet, zuerst begrüßt zu werden, bevor er selbst grüßt, obschon er minder werth als der Andere ist, auch sich zuerst niedersetzen will, oder den Vortritt haben, oder den Meßkelch küssen, oder beräuchert werden, oder zum Opfer gehen vor seinen Nachbarn oder ähnliche Dinge, obwohl sie ihm vielleicht nicht zustehen, weil er in seinem Herzen und Sinne ein solch stolzes Verlangen trägt, vor den Leuten erhöht und geehrt zu werden.

Nun giebt es zwei Arten von Stolz; der eine sitzt im Herzen, der andere ist äußerlich. Von diesen gehören sicherlich die vorhin genannten Dinge und mehr als ich aufgezählt habe, zum Stolze, welcher im Herzen des Menschen ist; und es giebt andere Sorten, welche äußerlich sind, aber nichtsdestoweniger ist die eine Sorte von Stolz das Zeichen der andern, grade wie das lustige Aushängeschild am Wirthshause ein Zeichen ist vom Weine, welcher im Keller liegt. Und dieses gilt von vielen Dingen, wie von der Sprache und Haltung und von dem übermäßigen Staate in der Kleidung. Denn, gewiß, läge keine Sünde in der Kleidung, so würde auch Christus nicht so bald auf die Kleidung des reichen Mannes im Evangelium hingewiesen und davon gesprochen haben. Und da St. Gregor sagt, daß werthvolle Kleidung strafbar sei wegen ihrer Kostspieligkeit, ihrer Weichlichkeit, ihrer Sonderbarkeit und ihrer Vermummung, sowie wegen ihres überflüssigen Umfanges oder ihrer unangemessenen Enge, ach! sollte man da nicht in unsern Tagen auf die sündbare Kostbarkeit der Kleidung blicken und insbesondere auf den überflüssigen Umfang oder auch auf die unangemessene Knappheit derselben?

Was die erste Sünde des Ueberflusses an Kleidung betrifft, welche sie zum Schaden des Volkes so vertheuert, so giebt es nicht allein Kosten für das Besticken, Besetzen, Auszähnen, Einfassen, Kräuseln, Puffen, Schlängeln und Faltenlegen und ähnliche Zeugverschwendung aus Eitelkeit, sondern da ist auch noch ferner das kostbare Unterfutter in den Kleidern, so vieles Bohren mit Pfriemen, um Löcher zu machen, so vieles Zuschneiden mit Scheeren, ein solcher Ueberfluß an Länge in der erwähnten Kleidung, daß die Schleppen durch den Mist und den Dreck zu Fuß und zu Pferde von den Männern und Frauen geschleift und lieber verludert, verdorben, fadenscheinig und durch den Mist verrottet werden, als daß man das Zeug den Armen gäbe zum größten Nachtheil der armen Leute und zwar in verschiedener Weise. Das heißt: je mehr Zeug verludert wird, je theurer wird es seines Mangels wegen für die armen Leute und fernerweit, wenn man solche durchlöchernte und verschleppte Kleider auch den Armen geben wollte, so würden sie für ihren Stand nicht passen und nicht hinreichend sein, ihrer Nothdurft zu helfen und sie vor der Ungunst des Wetters zu schützen.

Sprechen wir auf der andern Seite von der gräulichen, unangemessenen Enge der Kleider, wie diese anschließenden Hosen oder hanswurstigen Beinfutterale, welche durch ihre Knappheit nicht die Schamglieder des Mannes zu bösen Zwecken verbergen, ach! so zeigen einige von ihnen das Geschwulst und die Form der gräulichen geschwollenen Glieder, die wie ein Darmbruch aussehen, in dem Tragbeutel ihrer Hosen und nicht minder hinten den Steiß, welcher aussieht, als ob er der Hintertheil einer Aeffin im Vollmondscheine wäre; und wenn sie ihre abscheulichen geschwollenen Glieder in Vermummung zeigen, indem sie ihre Hosen in weiß und roth theilen, so scheint es, als ob sie ihre Schamtheile geschunden hätten. Und wenn sie ihre Hosen in andere Farben theilen, wie weiß und blau oder weiß und schwarz, oder schwarz und roth und so weiter, so sieht es bei der Verschiedenheit der Farbe aus, als ob die Hälfte ihrer Schamglieder durch das Feuer des heiligen Antonius oder durch den Krebs oder durch einen andern Unfall faul geworden wäre. Auch der Hintertheil ihrer Gesäße ist gräulich anzusehen, denn, wahrlich, jener Theil ihres Körpers, allwo sie ihren stinkenden Unrath von sich geben, diese faule Partie, zeigen sie stolz vor dem Volke in Verachtung der Ehrbarkeit, welche Jesus Christus und seine Freunde in ihrem Leben zu zeigen pflegten.

Nun von dem übertriebenen Staate der Weibsleute! Gott weiß, obwohl die Gesichter keusch und schüchtern scheinen, bekunden sie dennoch in ihren Kleidern Lüsterheit und Stolz. Ich sage nicht, daß Wohlanstand in der Kleidung für Mann oder Weib unziemlich sei, aber, gewiß, der Ueberfluß oder die unangemessene Enge der Kleidung ist tadelnswerth. So zeigt sich auch die Sünde in der Verzierung und im Schmucke der Dinge, welche zum Reiten gehören, wie in vielen feinen Pferden, welche zum Vergnügen gehalten werden und so schön und so fett und so kostbar sind, und auch in den vielen liederlichen Stallburschen, welche ihretwegen gehalten werden, in dem sonderbaren Geschirr, wie Satteln, Schwanz- und Brustriemen und Zügeln, bedeckt mit den kostbarsten und reichsten Tuchen und besetzt und beschlagen mit Gold und Silber. Worüber Gott durch Sacharja, den Propheten, spricht: Ich will die Reiter solcher Pferde zu Grunde richten! Diese Leute nehmen nur wenig Rücksicht auf den Ritt des Sohnes von Gott im Himmel und von seinem Geschirr, als er auf dem Esel ritt und kein anderes Sattelzeug hatte, als die armen Kleider seiner Jünger; ja wir lesen nirgends, daß er jemals auf einem andern Thiere geritten sei. Ich spreche dieses von der Sünde des Ueberflusses, und nicht von der Ziemlichkeit, welche die Vernunft erfordert. Und außerdem macht sich Stolz im höchsten Grade bemerkbar durch das Halten von großer Dienerschaft, welche nutzlos und überflüssig und insbesondere, wenn sie verbrecherisch und dem Volke lästig ist durch die Unverschämtheit hoher Herrschaft oder im Wege ihres Amtes; denn, sicherlich solche Herren verkaufen ihre Herrlichkeit dem Teufel in der Hölle, indem sie die Schlechtigkeit ihrer Dienerschaft begünstigen. Oder auch sonst, wenn Leute von niedrigem Stande, welche Wirthschaften halten, das Uebervortheilen ihrer Gäste dulden, wie solches auf verschiedene Weise geschieht. Solche Art Leute sind wie Fliegen, die dem Honig, oder wie Hunde, die dem Aas folgen. Solche Art Leute erdrosseln geistig ihre Herrschaft, weßhalb David, der Prophet, in dieser Weise spricht: Schlimmer Tod soll solche Herren treffen und Gott gebe, daß sie insgesamt zur Hölle fahren mögen, denn in ihren Häusern wohnt Ungerechtigkeit und Verworfenheit, aber nicht der Herrgott im Himmel! Und fürwahr, wie Gott dem Laban Segen gab durch den Dienst des Jakob, und dem Pharaoh durch den Dienst des Joseph, so wird er auch solchen Herrschaften seinen Fluch geben, wenn sie die Schlechtigkeiten ihrer Diener unterstützen und nicht zur Besserung gelangen. Auch bei der Tafel zeigt sich der Stolz sehr oft, indem reiche Leute zum Essen geladen und die armen zurückgewiesen und fortgescholten werden, und gleichfalls in dem Ueberfluß an verschiedenen Speisen und Getränken und namentlich in solchen gebackenen Schüsseln und Gerichten, welche in wildem Feuer brennen, und gemalt und mit Papier eingefaßt sind, und in ähnlicher Verschwendung, so daß es ein Vorwurf ist, nur daran zu denken. Auch in der großen Kostbarkeit der Geräthe und in der Künstelei von Minnesängern, durch welche man zu den Lüsten der Ueppigkeit noch mehr gereizt wird, liegt Sünde, insofern sich dadurch das Herz weniger auf unsern Herrn Jesus Christus richtet, und wahrlich die Lust daran mag in diesem Falle so groß sein, daß man durch dieselbe leicht eine Todsünde begehen kann. Die Sündenarten, welche dem Stolze entquellen und daraus entspringen, besonders wenn sie aus bedachter, überlegter und vorher geplanter Bosheit entstehen, sind zweifelsohne Todsünden. Und wenn sie aus unüberlegter Schwachheit plötzlich entspringen und rasch wieder schwinden, so sind sie zwar sehr schwere, aber – wie ich denke – keine Todsünden. Nun möchte man fragen, woher jener Stolz entspringt und quellt? Ich sage, daß er bisweilen seinen Grund hat in den Gütern der Natur, bisweilen in den Gütern des Glücks, bisweilen in den Gütern der Gnade. Gewiß, die Güter der Natur bestehen aus den Gütern des Körpers oder den Gütern der Seele. Die Güter des Körpers sind sicherlich: Gesundheit des Leibes, Kraft, Gewandtheit, Schönheit, vornehme Abkunft und Freiheit. Die Güter der Natur in Bezug auf die Seele sind: guter Witz, scharfer Verstand, geschickte Kunstfertigkeit, natürliche Tugend, gutes Gedächtniß. Die Güter des Glücks sind: Reichthümer, hoher Stand der Herrschaft und Ruhm vor dem Volke. Güter der Gnade sind: Wissenschaft, Kraft geistige Anstrengung zu ertragen,

Wohlwollen, tugendhafte Beschaulichkeit, Widerstand gegen Versuchung und ähnliche Sachen, von welchen genannten Gütern allen es aber sicherlich eine große Thorheit wäre, wenn sich der Mensch irgend eines derselben rühmen wollte. Um nun von den Gütern der Natur zu sprechen, so besitzen wir sie, weiß Gott, in unserer Natur bisweilen ebenso sehr zu unserm Schaden wie zu unserm Nutzen. Reden wir von der Gesundheit des Körpers, so geht sie wahrhaftig leicht vorüber und ist auch sehr häufig die Ursache von Krankheiten unserer Seele, denn Gott weiß, das Fleisch ist ein großer Feind der Seele, und jemehr daher der Körper gesund ist, in desto größerer Gefahr sind wir, zu fallen. Auch auf Körperkraft stolz zu sein, ist Thorheit, denn gewiß das Fleisch gelüftet wider den Geist, und je stärker das Fleisch ist, um so elender mag es um die Seele stehen, und Manchem verursacht überdem diese Körperkraft und weltliche Rüstigkeit sehr häufig Gefahr und Unglück. Auch stolz auf vornehme Abkunft zu sein, ist eine sehr große Thorheit, denn oftmals schließt der Adel des Körpers den Adel der Seele aus, und wir alle sind von einem Vater und einer Mutter und sämmtlich verrotteter und verfaulter Natur, sowohl reich als arm. Dagegen ist eine Art von Adel zu preisen, welche den Muth des Menschen mit Tugend und Sittlichkeit ausrüstet und ihm zum Kinde Christi macht, denn darauf könnt Ihr Euch verlassen, über wen Sünde die Meisterschaft hat, der ist nur ein ganz gemeiner Knecht der Sünde.

Nun giebt es allgemeine Kennzeichen des Adels, wie Enthaltung von Laster und Unzucht und Sündenknechtschaft in Wort und Werk und Haltung, und wie die Uebung von Tugend, Höflichkeit, Reinlichkeit und freigebig zu sein, das heißt: mit Maß zu schenken; denn, was über das Maß hinausgeht, ist Thorheit und Sünde. Ein anderes ist, sich der Wohlthaten zu erinnern, welche man von andern empfangen hat; ein anderes, gegen seine Untergebenen freundlich zu sein; weßhalb Seneka sagt: Nichts ist für einen Mann von hohem Rang so ziemlich, wie die Bescheidenheit und wie das Mitleid; und wenn die Fliegen, so man Bienen nennt, sich einen König geben, so wählen sie sich einen aus, der keinen Stachel hat, mit dem er stechen kann. Ein anderes ist, ein edles und eifriges Herz zu haben, um der Tugend nachzustreben. Nun, wahrlich, stolz auf die Güter der Gnade zu sein, ist ebenfalls eine außerordentliche Thorheit, denn diese Gnadengüter, welche uns zur Besserung und zur Arznei gereichen sollten, verwandeln sich alsdann in Gift und in Verderben, wie St. Gregorius sagt. Fürwahr, auch der, welcher Stolz auf die Güter des Glücks besitzt, ist ein großer Thor, denn Mancher ist ein großer Herr am Morgen und ein elender Wicht, bevor es Nacht geworden ist; und oftmals ist der Reichthum der Grund vom Tode eines Menschen, und oftmals liegt im Vergnügen eines Menschen die Ursache von schwerer Krankheit, an welcher er stirbt. Und sicherlich das Lob des Volkes ist zu falsch und zu zerbrechlich, um darauf zu bauen, denn heute preisen sie und morgen tadeln sie. Gott weiß, das Lob des Volkes zu haben, hat manchen thätigen Mann schon in den Tod geführt.

### **Remedium Superbiae.**

Da Ihr nunmehr also verstanden habt, was Stolz ist, und welches die Gattungen desselben sind, und woher Menschenstolz kommt und entspringt, so sollt Ihr jetzt verstehen lernen, was das Mittel dagegen ist. – Demuth oder Ergebung ist das Mittel gegen den Stolz. Diese ist eine Tugend, durch welche der Mensch wahre Selbsterkenntniß erlangt und sich nicht für etwas Besonderes oder Vorzügliches hält in Bezug auf sein Verdienst, sondern stets seiner Schwachheit eingedenk ist. Nun giebt es drei Arten von Demuth: eine Demuth des Herzens, eine andere des Mundes und eine dritte der Werke. Die Demuth des Herzens ist vierfacher Art; die eine ist: wenn der Mensch sich selbst für unwerth vor Gott im Himmel hält; die zweite ist: wenn er keinen andern Menschen geringschätzt; die dritte ist: wenn er sich nicht daran stößt, daß die

Menschen ihn für unwürdig halten; und die vierte ist: wenn er sich seiner Erniedrigung nicht schämt. Ebenso besteht Demuth des Mundes in vier Stücken; in mäßigem Sprechen, in demüthigem Sprechen, und wenn man mit eigenem Munde bekennt, daß man das ist, wofür man sich im Herzen hält, und fernerweit, wenn man die guten Eigenschaften Anderer schätzt und nichts davon verkleinert. Auch die Demuth der Werke ist viererlei Art. Die erste ist, wenn man andere Leute höher stellt, als sich selbst; die zweite ist, den niedrigsten Platz von allen zu wählen; die dritte ist, guten Rath freudig anzunehmen; die vierte ist, sich unter das Urtheil seines Oberherrn willig zu fügen oder von denen, so höher gestellt sind; gewiß dies ist ein großes Werk der Demuth.

### **De Invidia.**

Nach dem Stolze will ich von dem garstigen Laster des Neides sprechen, welche nach den Worten des Philosophen Verdruß über das Wohlergehen anderer Leute ist, und nach den Worten des heiligen Augustinus Verdruß über das Wohl und Freude über den Harm von Anderen. Diese garstige Sünde ist geradezu wider den heiligen Geist. Zwar ist jede Sünde wider den heiligen Geist, aber grade so, wie alles Gute eigentlich dem heiligen Geiste angehört, und aus der Bosheit der Neid entspringt, so ist der letztere recht eigentlich der Gnadenfülle des heiligen Geistes zuwider. Nun zerfällt die Bosheit in zwei Arten, das heißt: in die Verwegenheit des Herzens zum Bösen, oder darin, daß das Fleisch des Menschen so blind ist, daß er nicht bedenkt oder nicht glaubt, daß er in Sünde sei, welches die Verwegenheit des Teufels ist. Eine andere Sorte von Neid ist, wenn ein Mensch der Wahrheit widerstreitet, obwohl er weiß, daß es Wahrheit ist; und auch, wer der Gnade Gottes widerstreitet, welche Gott seinem Nächsten geschenkt hat; und alles dies geschieht durch Neid. Gewißlich, dann ist Neid die schlimmste Sünde, die es giebt, denn, wahrlich, alle andern Sünden widerstreiten nur meistens einer besonderen Tugend, aber Neid sicherlich jeder Art von Tugenden und Trefflichkeiten; denn der Neidhart ist betrübt über alle gute Eigenschaften seiner Nachbarn. Und in dieser Art ist Neid von allen andern Sünden verschieden; denn kaum giebt es eine Sünde, in welcher nicht irgendwie Genuß liegt, nur den Neid ausgenommen, welcher stets nur Qual und Verdruß in sich trägt. Die Unterabtheilungen des Neides sind folgende. Da ist zunächst der Aerger über die Trefflichkeit anderer Menschen und über ihr Wohlergehen, und da diese natürliche Veranlassungen zur Freude sein sollten, so ist der Neid eine Sünde gegen die Natur. Die zweite Art von Neid ist Freude über anderer Leute Unglück; und das gleicht ganz eigentlich dem Teufel, der stets über alles Unglück des Menschen frohlockt. Aus diesen beiden Arten kommt Verläumdung, und diese Sünde der Verläumdung oder der Verkleinerung zerfällt wiederum in gewisse Sorten, z.B. Jemand lobt seinen Nachbar aus schlechter Absicht, denn er macht zum Schlusse einen bösen Knoten; immer setzt er ein »aber« am Ende hinzu, das mehr Tadel in sich schließt, als all sein Loben werth ist. Die zweite Art ist, wenn durch Verläumdung bei einem guten Menschen oder bei einer Sache, die in guter Absicht gesprochen oder ausgeführt wird, in böser Absicht alles Gute verdreht und auf den Kopf gestellt wird. Die dritte ist die Vorzüge des Nächsten zu verkleinern. Die vierte Gattung von Verläumdung

ist diese: daß der Verläumder sagt, wenn Jemand von der Vortrefflichkeit eines Mannes spricht: Traun! der und der ist dennoch besser als er, indem er den heruntermacht, den Andre preisen. Die fünfte Art ist die: mit Wohlgefallen das Schlimme anzuhören, welches von andern Leuten gesprochen wird. Dieses ist eine sehr große Sünde, und wird noch durch die böse Absicht des Verläumders schlimmer. Nach Verläumdung kommt das Mißvergnügen und das Murren und dies entspringt aus Ungeduld bisweilen gegen Gott, bisweilen gegen Menschen. Gegen Gott, wenn man über die Qualen der Hölle oder über Armuth und Verlust an Gut und über Sturm und Regen murrte; oder mißvergnügt ist, daß böse Menschen Glück und gute Unglück haben; denn alle diese Dinge soll der Mensch geduldig tragen, weil sie aus der Weisheit und Bestimmung Gottes hergekommen sind. Zuweilen hat das Murren seinen Grund in Habsucht, wie bei Judas über Magdalene, als sie mit ihrer kostbaren Salbe das Haupt unseres Herrn Jesus Christus ölte. Solch' eine Art von Murren ist auch, wenn Jemand Mißvergnügen hat über das Gute, welches er selber thut, oder welches andre Leute aus ihrem eignen Mitteln thun. Bisweilen kommt das Murren aus Stolz, wie zum Beispiel Simon, der Pharisäer, über die Magdalene murrte, als sie sich Jesus Christus nahte und zu seinen Füßen über ihre Sünde weinte; und zuweilen entspringt es aus Neid, wenn Leute das Schlechte von einem Manne aufdecken, was verborgen war; oder auch wenn man Jemandem durch falsche Mittheilungen zu schaden sucht. Murren findet auch oft bei Dienstboten statt, die ungehalten sind, wenn ihre Herrschaft ihnen das zu thun heißen, was ihnen obliegt; und da sie nicht öffentlich dem Befehle ihrer Herrschaften zu widersprechen wagen, so wollen sie dennoch übel sprechen und verdrießlich sein und heimlich murren, was sie des Teufels *pater noster* nennen; und wenn der Teufel freilich auch kein *pater noster* hat, so giebt doch das gemeine Volk der Sache diesen Namen. Bisweilen kommt das Mißvergnügen aus Zorn oder aus heimlichen Haß, wodurch Groll im Herzen genährt wird, wie ich später erklären werde. Dann kommt Bitterkeit im Herzen, durch welche jede gute That des Nächsten bitter und unschmackhaft erscheint. Dann kommt Zwietracht, welche alle Arten von Freundschaftsbanden löst. Dann kommt Verspottung des Nächsten, so viel Gutes er auch thun mag. Dann kommt Anschwärzen, indem ein Mensch nach der Gelegenheit sucht, seinen Nächsten zu kränken; welches der Verschlagenheit des Teufels gleicht, welcher Tag und Nacht wartet, um uns alle zu verschwärzen. Dann kommt Heimtücke, durch welche ein Mensch seinem Nächsten heimlich zu schaden trachtet; und wenn er es nicht vermag, so bleibt die böse Absicht, zum Beispiel sein Haus heimlich anzuzünden, oder ihn zu vergiften, oder sein Bieh zu tödten, oder ähnliche Sachen.

### **Remedium Invidiae.**

Nun will ich über das Mittel wider diese garstige Sünde des Neides sprechen. Das fürnehmlichste ist: Gott über Alles zu lieben und seinen Nächsten wie sich selbst; denn, fürwahr, das eine kann nicht ohne das andere bestehen. Und verlaß Dich darauf, daß Du Deinen Nächsten als Deinen Bruder ansehen mußt; denn wir haben gewißlich alle einen Vater und eine Mutter dem Fleische nach, nämlich Adam und Eva, und ebenso

einen geistlichen Vater, nämlich Gott im Himmel. Deinen Nächsten bist Du verpflichtet zu lieben und ihm alles Gute zu wünschen, und daher sagt Gott: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, das heißt, um der Erhaltung des Leibes und der Seele willen. Und außerdem sollst du ihn lieben durch Worte und durch gütige Ermahnungen, durch Züchtigung und durch Trost in seinen Nöthen, und du sollst für ihn von ganzem Herzen beten. Und durch die That sollst du ihn so lieben, daß du ihm Barmherzigkeit erweist, wie du es wünschst, daß sie dir selber erwiesen werde; und deßhalb sollst du ihm keinen Schaden zufügen, noch böse Worte wider ihn reden, noch Nachtheil an seinem Leibe, seinen Gütern und seiner Seele thun durch verführerisches und böses Beispiel. Du sollst nicht begehren sein Weib, noch alles, was sein ist. Verstehe gleichfalls, daß unter dem Namen deines Nächsten auch dein Feind mit inbegriffen ist. Gewiß, man soll seinen Feind nach dem Gebote Gottes lieben und wahrlich in Gott sollst du deinen Freund lieben. Ich sage, deinen Feind sollst du um Gottes willen lieben nach seinem Gebote; denn wenn es der Vernunft entspräche, seinen Feind zu hassen, so würde zuverlässig auch Gott nicht uns, als seine Feinde, zu seiner Liebe zugelassen haben. Der Mensch soll gegen die drei verschiedenen Uebel, die ihm sein Feind zufügt, drei Sachen thun, wie folgt: gegen Haß und Groll im Herzen soll er ihn von Herzen lieben; gegen Schmälen und böse Worte soll er für seinen Feind beten; gegen schlechte Handlungen seines Feindes soll er ihm Gutes erweisen. Denn Christus sagt: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen und verjagen und verfolgen, und thut Gutes denen, so euch hassen. Seht! so befiehlt unser Herr Jesus Christus, unsern Feinden zu thun. Fürwahr, die Natur treibt uns, unsere Freunde zu lieben, und, meiner Treu, unsere Feinde bedürfen unserer Liebe mehr, als unsere Freunde; und, sicherlich, Denen, die bedürftiger sind, sollte man auch mehr Gutes erweisen. Und, fürwahr, so zu thun ermahnt uns die Liebe Jesu Christi, der für seine Feinde starb; und je schwerer solche Liebe zu erfüllen ist, um so größer ist das Verdienst, und deßhalb wird durch die Liebe gegen unsere Feinde das Gift des Teufels überwunden. Denn, so wie der Teufel durch Demuth bezwungen wird, so wird er auch zu Tode getroffen durch die Liebe gegen unsere Feinde; dann ist aber zuverlässig Liebe die Arznei, welche das Gift des Neides aus dem Herzen des Menschen hinausschafft.

### **De Ira.**

Nach dem Neide will ich die Sünde des Zorns erklären: denn, wahrlich, wer Neid gegen seinen Nachbar hegt, wird meistens bald Grund zum Zorn in Wort oder That gegen den finden, welchen er beneidet. Und ebensowohl entspringt Zorn aus Stolz als aus Neid, denn, sicherlich, wer stolz und neidisch ist, wird auch leicht zornig. Die Sünde des Zorns ist nach der Erklärung von St. Augustin der böse Wunsch, sich durch Wort oder That zu rächen. Zorn ist nach dem Philosophen das siedende Blut, welches im Herzen des Menschen wallt, wodurch er demjenigen zu schaden trachtet, welchen er haßt; denn, fürwahr, das Herz des Menschen wird durch die Erhitzung und Wallung seines Blutes so unruhig, daß er jede Art von Urtheil verliert. Aber Ihr sollt verstehen, daß Zorn zwei Arten hat, von denen die eine gut, die andere böse ist. Der gute Zorn kommt aus der Eifersucht der Tugend, indem der Mensch zornig wird über die Schlechtigkeit und

gegen die Schlechtigkeit; und deßhalb sagt der Weise, daß Zorn besser sei, denn Spaß. Dieser Zorn ist sanftmüthig und ist Ingrimme ohne Bitterkeit; nicht Ingrimme gegen den Menschen, sondern Ingrimme über die Uebelthat des Menschen, wie der Prophet David sagt: *Irascimini et nolite peccare*. Nun versteht, daß der böse Zorn zweierlei Art hat, nämlich plötzlichen Zorn oder Jähzorn ohne den Beirath und die Einwilligung der Vernunft. Die Meinung und der Sinn hiervon ist, daß die Vernunft des Menschen diesem Zorn nicht beistimmt, und dann ist es läßliche Sünde. Einen anderen, höchst bösen Zorn giebt es, welcher aus Boshaftigkeit des Herzens kommt und vorher überlegt und ausgeplant ist mit dem bösen Wunsche, sich zu rächen, unter Beistimmung der Vernunft, und, wahrlich, dieser ist Todsünde. Dieser Zorn ist Gott so mißfällig, weil er die Ordnung seines Hauses stört und den heiligen Geist aus der Seele des Menschen hinaustreibt und dieses Ebenbild Gottes schändet und vernichtet, und das will sagen: die Tugend der Menschenseele, und dafür das Ebenbild des Teufels an die Stelle setzt und den Menschen von Gott, seinem rechtmäßigen Herrn, entfremdet. Dieser Zorn ist das höchste Frohlocken des Teufels, denn er ist des Teufels Glühofen, den er mit dem Feuer der Hölle heizt. Denn, sicherlich, wie Feuer mächtiger ist, irdische Dinge zu zerstören, als irgend ein anderes Element, ebenso ist Zorn auch mächtig, alle geistlichen Dinge zu zerstören. Seht! wie das Feuer winziger Kohlenreste, das beinahe todt unter der Asche ruhte, wieder auflebt, sobald man es mit Schwefel berührt, grade so wird Zorn auch immer wieder lebendig, wenn er vom Stolze berührt wird, welcher im Herzen des Menschen wohnt. Denn, fürwahr, Feuer kann aus keiner Materie entstehen, wenn es nicht von Natur bereits in derselben ruht wie Feuer aus dem Kiesel mit Stahl gezogen wird. Und wie der Stolz häufig die Mutter des Zorns ist, so ist Groll der Pfleger und Wärter des Zorns. Es giebt eine Art Baum – wie St. Isidorus sagt – welcher, wenn man ein Feuer aus demselben macht und die Kohlen dann mit Asche bedeckt, über ein Jahr und länger brennt, und grade so geht es mit dem Groll; wenn er einmal im Herzen der Leute empfangen ist, dann wird er zweifellos auch vielleicht von einem Ostertage bis zum andern Ostertage oder noch länger währen. Aber gewiß, solch ein Mensch ist während dieser Zeit gewaltig weit von der Gnade Gottes entfernt. In diesem genannten Glühofen des Teufels schmieden drei Bösewichter. Stolz, ja, der bläst und vermehrt das Feuer durch Schelten und böse Worte. Daneben steht Neid und hält das heiße Eisen auf das Herz des Menschen mit den langen Zangen des langgenährten Grolls, und daneben steht die Sünde des Hohnes, des Streites und des Zankes und hämmert und schmiedet durch boshafte Beschuldigungen. Wahrlich, diese verfluchte Sünde schadet sowohl dem Menschen selbst als auch seinem Nächsten. Denn, gewißlich, beinahe aller Harm und aller Schaden, welcher ein Mensch seinem Nächsten zufügt, kommt aus Ingrimme; denn, fürwahr, unbezähmter Grimm thut alles, was der schändliche Feind nur irgend will oder ihm befiehlt, denn er verschont selbst um Christi willen nicht seiner eigenen liebenden Mutter, und in seinem übermäßigen Aerger und Zorn – o weh! o weh! – vergeht sich dann Mancher in seinem Herzen gegen Christus und nicht minder gegen alle seine Heiligen! Ist das nicht ein verfluchtes Laster? – Ja, gewiß! – Ach es beraubt den Menschen des Verstandes und der Vernunft und seines ganzen demüthigen geistlichen

Lebens, welches seine Seele erhalten sollte. Gewiß, es beraubt ihn auch der Gott schuldigen Herrschaft, und das ist seine Seele, und der Liebe seines Nächsten; es streitet auch Tag für Tag wider die Wahrheit; es raubt ihm die Ruhe des Herzens und verkehrt seine Seele. Aus dem Zorn kommen diese stinkenden Sprossen: zunächst Haß oder veralteter Groll; Zwietracht, welche den Menschen seinen alten Freund verlassen macht, den er so lange geliebt hatte; und dann kommt Hader und jede Art von Unrecht, welche ein Mensch gegen seines Nächsten Leib oder Gut verübt. Aus dieser verfluchten Sünde entsteht auch Todtschlag; und versteht es wohl, dieser Mord oder Todtschlag ist verschiedener Art. Der eine ist geistiger, der andere körperlicher Beschaffenheit. Geistiger Mord entspringt aus sechs Sachen. Erstens aus Haß; wie St. Johannes sagt: Wer seinen Bruder haßt, ist ein Mörder. Mord geschieht auch durch Verläumdung, von welchen Verläumdern Salamo sagt: daß sie zwei Schwerter haben, mit denen sie ihren Nächsten erschlagen; denn, gewiß, es ist ebenso schlimm, Jemandem seinen guten Namen zu nehmen, als sein Leben. Mord geschieht auch durch bösen, betrüglichen Rathsschlag, wodurch zu schlechten Sitten und Geschwätz aufgemuntert wird; und gleich wie Salamo sagt: Ein brüllender Löwe und ein hungriger Bär gleichen grausamen Herrn; auch ferner durch Entziehen oder Verkürzen des Lohnes oder der Besoldung der Diener, oder sonst noch durch Wucher oder durch Zurückhalten der Almosen an die Armen. Weißwegen der Weise sagt: Speise den, welcher dem Hugertode nahe ist, denn speisest du ihn nicht, so ermordest du ihn in Wahrheit. Und alles dieses ist Todsünde. Körperlicher Todtschlag ist, wenn du Jemanden mit der Zunge oder auf andere Weise umbringst, und zum Beispiel einem Andern befiehlst, oder räthst, Jemanden zu tödten. Thatsächlicher Todtschlag geschieht auf vier verschiedene Weisen. Der eine durch Gesetz, indem ein Richter nämlich den Schuldigen zum Tode verurtheilt; aber möge der Richter sich wohl vorsehen, daß er es rechtmäßig thue, nicht aus Vergnügen, Blut zu vergießen, sondern um Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Ein anderer Todtschlag geschieht aus Nothwendigkeit, wenn nämlich ein Mann zu seiner Selbstvertheidigung einen andern erschlägt, weil er in keiner anderen Weise dem Tode entrinnen kann; aber gewiß, wenn er ohne den Todtschlag seines Gegners entkommen kann, so thut er Sünde und soll dafür wie für eine Todsünde büßen. Und ebenso, wenn Jemand zum Zeitvertreib oder durch Zufall einen Pfeil abschießt, oder mit einem Steine wirft, durch welchen er einen Menschen tödtet, so ist er ein Mörder. Und wenn ein Weib aus Nachlässigkeit ihr Kind im Schlafe erdrückt, so ist dies Mord und Todsünde. Auch wenn Jemand die Empfängniß eines Kindes verhindert, oder ein Weib durch Getränke aus giftigen Kräutern unfruchtbar macht, daß sie nicht empfangen kann, oder wenn er durch solche Tränke ihr Kind tödtet, oder wenn er gewisse Sachen in ihre Schamtheile steckt, dieses Kind umzubringen, oder wenn er unnatürliche Sünde thut, durch welche ein Mann oder Weib die Natur schädigen, indem ein Kind nicht empfangen werden kann; oder ferner, wenn ein Weib, das empfangen hat, sich selbst verletzt und durch solchen Unfall ihr Kind tödtet, so ist es Mord. Was sagen wir von den Frauen, welche ihr Kind aus Furcht vor weltlicher Schande tödten? Gewiß, das ist schauderhafter Mord! Auch wenn Jemand einem Weibe beiwohnt aus sinnlicher Lust, durch welche ihr Kind

zu Grunde geht, oder wer wissentlich ein Weib so schlägt, daß sie dadurch ihr Kind verliert, alles dieses ist Mord und grauenvolle Todsünde.

Doch es kommen durch Zorn noch weit mehr Sünden, sowohl in Worten und Gedanken, als in der That. Zum Beispiel, wenn Jemand eine Sache, deren er sich schuldig macht, auf Gott schiebt, oder Gott darüber tadelt, oder Gott und alle seine Heiligen verachtet, wie die verfluchten Hasardspieler in manchen Gegenden thun. Diese verfluchte Sünde begehen die, so in ihrem Herzen schlecht von Gott und seinen Heiligen denken, oder das Sakrament des Altars unehrerbietig behandeln; solche Sünde ist so groß, daß sie nie getilgt werden könnte, wenn nicht die Gnade Gottes in ihrer Größe und Gütigkeit über alle seine Werke hinaus ginge. Dann entspringt auch aus Zorn der Aerger über die Reue; wenn ein Mensch in seiner Beichte scharf ermahnt wird, von seinen Sünden zu lassen, dann will er ärgerlich werden und verdrossen und verdrießlich antworten und seine Sünde durch die Schwachheit des Fleisches vertheidigen oder entschuldigen; er habe es der Gesellschaft seiner Genossen wegen gethan, oder der Teufel habe ihn verlockt, oder er habe aus Jugendmuth es gethan, oder seine Constitution sei so kräftig, daß er es nicht helfen könne; oder sagt, es sei seine Bestimmung bis zu einem gewissen Alter; oder er sagt, es sei ihm durch den Adel seiner Ahnen überkommen und ähnliche Sachen.

Alle diese Art Leute wickeln sich so in ihre Sünden ein, daß sie sich von denselben nicht losmachen mögen; denn sicherlich, Niemand, der sich wegen seiner Sünden eigensinnig ausredet, kann sich von denselben eher losmachen, als bis er sie demüthig eingesteht. Nach diesem kommt Schwören, welches ausdrücklich wider das Gebot Gottes ist; und das entsteht oft durch Aerger und Zorn. Gott sagt: Du sollst den Namen deines Herrn nicht mißbrauchen! Auch unser Herr Jesus Christus sagt durch das Wort des heiligen Matthäus: Ihr sollt allerdings nicht schwören; weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl; noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel; noch bei Jerusalem, denn sie ist eines großen Königs Stadt; noch bei deinem Haupt, denn du vermagst nicht, ein einziges Haar weiß oder schwarz zu machen; dagegen sagt er: aber eure Rede sei: Ja, ja; nein, nein; was darüber ist, das ist vom Uebel. So spricht Christus. – Um Christi willen schwört nicht so sündhaft bei Seele, Herz, Knochen und Körper, indem ihr Christ zergliedert; als ob die verfluchten Juden es noch nicht genug gethan hätten, sondern Ihr ihn noch mehr zergliedern müßtet. Und wenn Euch auch das Gesetz zwingt, zu schwören, so richtet Euch bei Eurem Schwur nach dem Gebote Gottes, denn – wie Jeremias sagt: Du mußt drei Bedingungen erfüllen; du mußt nach der Wahrheit, vor dem Gerichte und mit Rechtschaffenheit schwören. Das heißt: du sollst wahr schwören, denn jede Lüge ist Christ zuwider; denn Christus ist die Wahrheit selbst; und bedenke wohl, daß von dem Hause des großen Schwörers, der nicht gesetzlich dazu gezwungen ist, die Plage nicht weichen soll, so lange er unnützer Weise schwört. Du sollst auch vor Gericht schwören, wenn du vom Richter dazu gezwungen wirst, die Wahrheit zu bezeugen. Ebenso sollst du nicht aus Neid, noch aus Gunst, noch für Gaben schwören, sondern nur aus Rechtschaffenheit und um die Wahrheit zur Ehre und Anbetung Gottes zu erklären, und zur Hülfe und Unterstützung deines Mitbruders in Christo. Und Jeder, welcher daher den Namen Gottes unnütz gebraucht, oder mit seinem Munde falsch schwört, oder sich nach Christi Namen einen Christenmenschen nennt, aber dem Beispiele und der Lehre Christi zuwider lebt, alle diese Leute mißbrauchen den Namen Gottes. Seht auch, was St. Peter sagt: *Actuum IV: Non est aliud nomen sub coelo etc.* Es ist kein anderer Name – sagt St. Peter – unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, als nämlich der Name Jesus Christus. Beachte auch, wie kostbar der Name Jesu Christi ist, wie St. Paul sagt *ad Philipenses II: In nomine Jesu etc.*, daß in den Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind; denn er ist so hoch und verehrungswürdig, daß der verfluchte Feind in der Hölle zittern soll, wenn er ihn nennen hört. Dann scheint es, daß die Leute, welche so

gräulich bei diesem gesegneten Namen schwören, ihn frecher verachten als die verfluchten Juden thaten oder der Teufel, wenn er seinen Namen hört.

Nun, wahrlich, da Schwören, ausgenommen, wenn es gesetzmäßig geschieht, so strenge verboten ist, wie viel schlimmer ist es alsdann, falsch oder nutzlos zu schwören?

Was sagen wir von Denen, welche in Schwören ihr Vergnügen finden und es für einen adeligen Zeitvertreib oder für eine männliche That halten, starke Eide zu schwören? Und was von Denen, die aus Gewohnheit nicht aufhören starke Eide zu schwören, obschon der Grund keinen Strohhalmen werth ist? Gewiß, dies ist grauenhafte Sünde. Auch rasches und unbedachtes Schwören ist große Sünde. Aber laßt uns nun auf das erschreckliche Beschwören bei den Zaubersformeln und Besprechungen kommen, wie diese falschen Hexenmeister und Schwarzkünstler in mit Wasser gefüllten Becken oder auf blanke Schwerter, oder im Kreise, oder vor dem Feuer, oder auf das Schulterblatt eines Schafes betreiben. Ich kann nur sagen, daß sie höchst verdammungswürdig und lästerlich gegen Christ und allen Glauben der heiligen Kirche handeln. Was sagen wir von Denen, so an Vorbedeutungen glauben, wie an den Flug oder das Geschrei von Vögeln oder andern Thieren, oder an die Geomancie, an Träume, an Thürenknarren und Wändekrachen, an Rattennagen und an derart elendes Zeug? Gewiß, alle diese Sachen sind von Gott und durch die heilige Kirche verboten, und daher sind auch die, so an solchen Dreck glauben, verflucht, bis sie zur Besserung gelangen. Wenn Zaubersprüche bei Wunden oder bei Krankheiten von Menschen und Vieh Erfolg haben, so mag es sein, daß Gott es vielleicht duldet, damit die Leute mehr Glauben zu ihm haben und mehr Ehrfurcht vor seinem Namen hegen sollen.

Nun will ich über Lügen sprechen, welches im Allgemeinen eine falsche Meinung der gesprochenen Worte ist, in der Absicht unsere Mitchristen zu betrügen. Es giebt eine Art Lügen, durch welches für Niemand ein Vortheil entsteht, und andere gewähren dem Menschen Vortheil und Nutzen und gereichen anderen zum Schaden. Einige Lügen werden gesagt, um das Leben oder die Habe zu retten. Andere Lügen kommen aus der Lust am Lügen, da manche Leute Vergnügen daran finden, denn sie wollen eine lange Geschichte schmieden und sie mit aller Umständlichkeit ausmalen, obschon die ganze Grundlage der Geschichte falsch ist. Einige Lügen kommen daher, weil man das einmal Gesagte aufrecht erhalten will, und einige kommen aus Leichtsinn ohne Nachdenken und aus ähnlichen Ursachen.

Laßt uns nun das Laster der Schmeichelei berühren, welches nicht in Wohlwollen, sondern in Furcht und Neid seinen Grund hat. Schmeicheln ist im Allgemeinen ungerechtfertigtes Lob. Schmeichler sind Teufelsammen, welche ihre Kinder mit der Milch der Süßigkeit nähren. Fürwahr, Salamo sagt, daß Schmeichelei schlimmer ist, als Verkleinerung; denn letztere kann bisweilen einen hochmüthigen Menschen demüthig machen, denn er fürchtet Erniedrigung, aber sicherlich, Schmeichelei bläht das Herz und das Benehmen des Menschen auf. Schmeichler sind des Teufels Hexenmeister, denn sie machen dem Menschen weiß, daß er dem gliche, dem er nicht gleicht. Sie sind gleich Judas, welcher Gott verrieth; und diese Schmeichler verrathen den Menschen, um ihm seinem Feinde, das heißt, dem Teufel zu verkaufen. Schmeichler sind des Teufels Caplane, welche immer »*Placebo*« singen. Ich zähle die Schmeichelei den Lastern des Zornes bei, weil ein Mensch, welcher gegen einen andern aufgebracht ist, dritten Personen schmeicheln will, damit sie ihn in seinem Streit unterstützen.

Sprechen wir nun von solchem Fluchen, welches aus ingrimmigem Herzen kommt. So kann man im Allgemeinen jede Art von Verwünschung nennen. Solches Fluchen beraubt den Menschen des Himmelreiches, wie St. Paul sagt. Und oftmals fällt solches lästerliche Fluchen auf den zurück, welcher flucht; wie ein Vogel zu seinem eigenen Neste zurückkehrt. Und vor Allem sollte der Mensch, soweit er irgend vermag, vermeiden, die eigenen Kinder zu verfluchen und dem Teufel seine Nachkommenschaft zu übergeben; gewißlich, dies ist eine große Gefahr und eine große Sünde.

Laßt uns darauf von Keifen und Schimpfen sprechen, welche tiefe Wunden dem Menschenherzen schlagen, denn sie reuten den Samen der Freundschaft im Menschenherzen wieder aus. Denn öffentlich Jemanden geschmäht, geschimpft und verlästert zu haben, wenn man sich nicht hinterher wieder vollkommen mit ihm aussöhnt, ist sicherlich eine große, gräßliche Sünde, wie Christus im Evangelium sagt. Und nun gebt Acht, wie der, welcher seinen Nächsten schimpft, ihn entweder verlästert wegen eines Leidens, welches er am Körper hat, wie: »Aussätziger, buckliger Kerl!« oder wegen einer Sünde, welche er thut. Nun, wenn er ihn wegen eines schmerzlichen Leidens schimpft, so lenkt sich sein Schimpfen gegen Jesus Christ; denn Leiden wird uns durch den rechtmäßigen Willen Gottes und unter seiner Zulassung gesandt, sei es Aussatz oder Lahmheit oder Krankheit. Und, wenn man Jemanden unbarmherzig wegen seiner Sünden schilt, wie: Hurenbold, besoffener Kerl und so weiter, so gehört solches zur Ergötzlichkeit des Teufels, welcher sich immer freut, wenn Menschen Sünde thun. Doch gewiß, Schimpfen kann nur aus schlechtem Herzen kommen, denn nach der Fülle des Herzens spricht der Mund gar häufig. Und wenn Ihr nur ein wenig Acht gebt, werdet Ihr sehen, daß Jemand, welcher einen Andern strafen will, sich hüten müsse vor Keifen und Schimpfen; denn, gewiß, wer sich nicht in Acht nimmt, mag leicht das Feuer des Zornes und Aergers schüren, anstatt es auszulöschen, und mag den vielleicht tödten, welchen er in Güte hätte strafen können. Denn Salamo sagt: Die freundliche Zunge ist der Baum des Lebens, das heißt, des geistigen Lebens. Und, fürwahr, eine liederliche Zunge tödtet den Geist Dessen, der schimpft, sowie Desjenigen, der geschimpft wird. Seht! wie St. Augustin sagt: Niemand gleicht so sehr einem Kinde des Teufels, als Derjenige, welcher häufig schimpft! Ein Diener Gottes sollte nicht schimpfen. – Und wie Schimpfen eine böse Sache bei jeder Art von Leuten ist, so ist es sicherlich am ungeziemendsten zwischen Mann und Weib; denn dann herrscht niemals Ruhe. Und deßhalb sagt Salamo: Ein triefendes Haus und ein keifendes Weib werden wohl mit einander verglichen. Wenn Jemand in einem triefenden Hause wohnt, so mag er wohl an einer Stelle der Traufe entrinnen, aber es tropft auf ihn wieder an einer andern; und grade so geht es mit einem keifenden Weibe; wenn sie ihn hier schimpft, so will sie ihn auch dort schimpfen; und deßhalb ist es besser, ein Stück Brod mit Freude, als ein Haus voll Leckerbissen mit Schimpfworten, sagt Salamo. Und St. Paul sagt: O, ihr Weiber, seid unterthan euren Männern; und ihr Männer liebt eure Weiber!

Hinterher sprechen wir von Spotten, welches eine böse Sünde ist, namentlich, wenn man Jemanden wegen seiner guten Werke verspottet; denn, gewiß, solchen Spöttern geht es wie den faulen Kröten, welche den süßen Duft der Neben nicht leiden können, wenn der Wein blüht. Diese Spötter sind Spielbrüder des Teufels, denn sie haben Freude, wenn der Teufel gewinnt, und Kummer, wenn er verliert. Sie sind Widersacher Jesu Christi, da sie das hassen, was er liebt, nämlich das Heil der Seele.

Sprechen wir nun von bösem Rathschlag; denn Derjenige, welcher bösen Rath erteilt, ist ein Verräther, denn er betrügt den, welcher auf ihn vertraut. Aber dennoch richtet sich böser Rathschlag zunächst gegen den Menschen selber, denn, wie der Weise sagt: Falschheit hat die Eigenschaft, daß Derjenige, welcher einen Andern kränken will, zunächst sich selber kränkt. Und man soll einsehen, daß man keinen Rath von falschen, zornigen und empfindlichen Leuten annehmen dürfe, noch von solchen, welche ihren eigenen Vortheil besonders lieben, noch von zu weltlich gesinnten Leuten, insonderheit was Rathschläge über die Seele des Menschen anbetrifft.

Nun kommt die Sünde Derjenigen, die Hader zwischen dem Volke anstiften, welche Sünde Christus auf das höchste haßt; und das ist kein Wunder, denn er starb, um Frieden zu machen. Und sie fügen dadurch Christo mehr Schmach zu, als Diejenigen, welche ihn kreuzigten; denn, daß Freundschaft unter Leuten sei, war Gott weit lieber als sein eigener Leib, welchen er um der Eintracht willen dahin gab. Deßhalb kann man sie dem Teufel vergleichen, welcher stets damit umgeht, Unfrieden zu säen. Nun kommt die Sünde der Doppelzüngigkeit, wenn man nämlich schön in der Gegenwart von Leuten

und böse hinter ihrem Rücken spricht, oder wenn man sich den Anschein giebt, als ob man in guter Absicht oder aus Scherz und Spaß rede, und es dennoch aus schlimmen Hintergedanken thut. Nun kommt Ausplaudern von Absichten Anderer, durch welche ein Mensch verunglimpft wird; gewiß, diese Sünde läßt sich kaum wieder gut machen. Dann kommt Drohung, welche offene Thorheit ist; denn, wer oft droht, verspricht mehr, als er meistens ausführen kann. Darauf kommen müßige Worte, welche ohne Werth sind für den, welcher sie spricht, sowie für den, welcher sie hört; oder sonst müßige Worte, welche ganz überflüssig sind und keinen Zweck und keinen natürlichen Nutzen haben. Und wenn auch zwar müßige Worte manchmal nur läßliche Sünden sind, sollte dennoch der Mensch über solche in Zweifel sein, da wir Rechenschaft darüber ablegen sollen vor Gott. Dann kommt Geschwätzigkeit, welche auch nicht ohne Sünde sein kann, und – wie Salamo sagt – ein Zeichen offenbarer Thorheit ist. Und daher sprach ein Philosoph, als er gefragt wurde, wie man dem Volke gefallen könne, indem er zur Antwort gab: Thue des Guten viel und schwätze wenig. Hiernach kommt die Sünde der Possenreißer, welche die Affen des Teufels sind; denn sie machen das Volk lachen über ihre Possen, wie man die Streiche eines Affen belacht. Solche Possen verbietet St. Paul. Seht, so wie tugendsame und heilige Worte Diejenigen erbauen, welche im Dienste Christi arbeiten, grade so erbauen die Streiche von Possenreißern Diejenigen, welche im Dienste des Teufels arbeiten. Dieses sind die Sünden der Zunge, welche aus Zorn entspringen, und viele andere Sünden mehr.

### **Remedium Irae.**

Das Mittel gegen Zorn ist eine Tugend, welche man Sanftmuth oder Gutherzigkeit nennt; und auch noch eine andere Tugend, welche Geduld oder Duldung heißt. Sanftmuth vertreibt oder hält die Anregungen und Gefühle des Uebermuths im Menschenherzen dergestalt zurück, daß sie nicht in Aerger und Zorn ausarten. Duldung duldet demüthig alle Kränkungen und das Unrecht, das von außen kommt. St. Hieronymus spricht so von der Sanftmuth, daß sie Niemandem Schaden durch That oder Wort zufüge und durch nichts Böses, was Menschen thun oder sagen, sich der Vernunft zuwider ereifere. Diese Tugend kommt oftmals von Natur, denn, wie der Philosoph sagt: Der Mensch ist ein lebendiges Wesen, von Natur sanftmüthig und zum Guten geneigt; wenn aber Sanftmüthigkeit durch Gnade erlangt wird, dann ist sie um desto werthvoller.

Geduld ist ein anderes Mittel gegen den Zorn und eine Tugend, welche freudig die guten Eigenschaften eines Menschen anerkennt und über keine Unbill, welche man uns zufügt, ergrimmt. Der Philosoph sagt, daß Geduld die Tugend sei, welche ergeben alle Unbill des Mißgeschicks und jedes böse Wort ertrage. Diese Tugend macht den Menschen seinem Gotte ähnlich und zum eigenen Kinde desselben, wie Christus sagt. Diese Tugend überwindet deine Feinde. Und daher sagt der Weise: Wenn du deine Feinde besiegen willst, so sei geduldig. Und nun sollst du begreifen, daß man vier Arten von Ungemach in äußerlichen Dingen dulden kann, wider welche man auch dann vier Arten von Geduld haben muß. Das erste Ungemach besteht in bösen Worten. Diese Unbill ertrug Jesus Christ, ohne zu murren, höchst geduldig, so häufig ihn die Juden auch verspotteten und beschimpften. Ertrage daher auch du solche mit Geduld, denn der Weise sagt: Wenn du mit einem Thoren streitest, so gilt es gleich, ob er böse wird oder lacht; denn in keinem Falle wirst du Ruhe vor ihm haben. Das andere äußerliche Ungemach besteht in Schaden an deiner Habe. Solches erlitt Christus höchst geduldig, als man ihm alles nahm, was er im Leben besaß, und das waren allein seine Kleider. Das dritte Ungemach ist körperlicher Schmerz. Diesen trug Christus höchst geduldig während seiner ganzen Passion. Das vierte Ungemach ist Ueberbürdung mit Arbeit.

Deßhalb sage ich, daß Leute, welche ihr Gesinde zu hart oder außer der Zeit, wie an Feiertagen, arbeiten lassen, sicherlich große Sünde thun. Auch dieses trug Christus höchst geduldig, und lehrte uns das gleiche zu thun, als er auf seinen Segensschultern das Kreuz trug, an welchem er schmähhchen Tod erdulden sollte. So mögt Ihr lernen geduldig zu sein, denn, wahrlich, nicht die Christen allein sind geduldig aus Liebe zu Jesu Christo und der Verheißung der ewigen Seligkeit wegen, sondern auch die alten Heiden, welche nie getauft waren, empfahlen und übten die Tugend der Geduld. Ein Philosoph, welcher, über einen großen Fehltritt seines Schülers aufgebracht, diesen einstmals dafür strafen wollte, holte eine Gerte, um das Kind zu schlagen. Doch als das Kind die Gerte sah, sprach es zum Lehrer: »Was gedenkt ihr zu thun?« »Ich will dich zu deiner Züchtigung schlagen« - sagte der Lehrer. »Fürwahr« - sprach das Kind - »ihr solltet euch zuerst selbst züchtigen, denn ihr habt alle eure Geduld wegen der Unart eines Kindes verloren.« - »Gewiß« - rief der Lehrer unter vielen Thränen - »du sprichst wahr! Nimm die Gerte, mein lieber Sohn, und züchtige mich wegen meiner Ungeduld.« Aus Geduld kommt Gehorsam, durch welchen sich der Mensch Gott unterwirft und allen Denen, welchen er Gehorsam in Christo schuldig ist. Und versteht es wohl, daß Gehorsam nur dann vollkommen ist, wenn man froh und rasch aus gutem, vollem Herzen das thut, was man thun soll. Im Allgemeinen heißt Gehorsam, rasch die Befehle Gottes und seiner Obrigkeiten zu vollziehen, denen man in aller Rechtmäßigkeit unterthan sein sollte.

### **De Accidia.**

Nach der Sünde des Zornes will ich nunmehr von der Sünde der Verdrossenheit oder der Unlust sprechen; denn Neid verblendet des Menschen Herz, Zorn beunruhigt ihn, und Verdrossenheit macht ihn grämlich, schwermüthig und mürrisch. Neid und Zorn schaffen Bitterkeit im Herzen, welche die Mutter der Verdrossenheit ist und ihm die Lust zu allem Guten entreißt; daher ist Verdrossenheit die Qual eines unruhigen Herzens. St. Augustin sagt: Sie ist Verdruß am Wohlergehen und Verdruß am Mißgeschick. Gewiß, dieses ist eine verdammenswerthe Sünde; denn sie ist ein Unrecht gegen Jesus Christus, insofern sie den Dienst beeinträchtigt, welche alle Menschen mit ganzer Seele Christ erweisen sollten, wie Salamo sagt. Aber Verdrossenheit zeigt keinen solchen Eifer. Sie thut Alles mit Grämlichkeit, Schwermuth, Langsamkeit, Aufschub, mit Trägheit und Unlust; worüber das Buch sagt: Verflucht sei der, welcher den Dienst Gottes nachlässig versieht. Daher ist Verdrossenheit ein Feind in jedem Stande des Menschen. Denn, wahrlich, der Stand des Menschen ist dreifacher Art. Entweder ist er der Stand der Unschuld, wie bei Adam, bevor er in Sünde fiel; und in diesem Stande war er dazu bestimmt, durch Preis und Anbetung Gottes zu wirken. Ein anderer Stand ist der des sündhaften Menschen, in welchem wir bestimmt sind, zu schaffen durch Flehen zu Gott um die Vergebung unserer Sünden und damit er uns gewähre, uns aus der Sünde wiederum empor zu heben. Ein anderer Stand ist der Stand der Gnade, in welchem man bestimmt ist, Werke der Buße zu thun. Und, gewiß, in allen diesen Dingen ist Verdrossenheit ein Feind und Widersacher, denn sie liebt ja überhaupt die Thätigkeit nicht. Nun, gewiß, diese faule Sünde der Verdrossenheit ist auch die größte Feindin der körperlichen Lebenskraft; denn sie trifft keine Vorsorge gegen zeitliche Noth, da sie alles verkommen läßt und alle zeitlichen Güter zerstört und verfaullenzt durch ihre Nachlässigkeit. Die vierte Sache ist, daß Verdrossenheit dem Volke gleicht, welches in

den Qualen der Hölle sitzt, wegen ihrer Trägheit und Schwerfälligkeit, denn die Verdammten sind verurtheilt, weder Gutes thun, noch Gutes denken zu können. Aus Verdrossenheit kommt zunächst, daß man sich gelangweilt und belästigt fühlt, irgend etwas Gutes zu thun, und daher kommt es, daß Gott Abscheu vor solcher Verdrossenheit hat, wie St. Johannes sagt. Nun kommt Bequemlichkeit, welche keine Entbehrungen und Bußen dulden will, denn, fürwahr, Bequemlichkeit ist so zart und gebrechlich – wie Salamo sagt – daß sie keine Entbehrung und Buße ertragen will, und was sie thut, verdirbt. Dieser verrotteten Sünde der Verdrossenheit und Trägheit sollte der Mensch sich durch Uebung entgegenstemmen, indem er sich befließigt, gute Werke zu thun, und männlichen und tugendhaften Muth zu fassen, das Gute zu vollbringen in dem Gedanken, daß unser Herr Jesus Christ jede gute That vergilt, und wenn sie auch noch so klein ist.

Gewohnheit zur Arbeit ist eine große Sache; denn sie giebt – wie St. Bernhard sagt – dem Arbeiter starke Arme und harte Sehnen; aber Trägheit macht sie schlaff und zart. Dann kommt die Scheu vor der Mühe, irgend ein gutes Werk zu thun, denn gewiß, wer zur Sünde geneigt ist, denkt, es sei ein großes Unternehmen, gute Werke zu vollbringen, und er bildet sich in seinem Herzen ein, daß die Beschwerlichkeiten bei dem Thun des Guten so drückend und so schwer zu tragen seien, daß er sich nicht unterfangen könne, Gutes zu thun – wie St. Gregorius sagt.

Nun kommt Hoffnungslosigkeit, das ist Verzweiflung an der Gnade Gottes, welche bisweilen aus zu übertriebener Sorge entsteht, und bisweilen aus zu großer Furcht durch die Einbildung, so viel gesündigt zu haben, daß es nichts mehr hülf zu bereuen und von der Sünde zu lassen; durch welche Verzweiflung oder Furcht man das ganze Herz – wie St. Augustin sagt – an alle Arten von Sünden hingiebt. Wird diese verdammte Sünde bis zum äußersten durchgeführt, so nennt man sie die Sünde gegen den heiligen Geist. Diese schreckliche Sünde ist so gefährlich, daß Derjenige, welcher an sich verzweifelt, vor keinem Verbrechen und keiner Sünde zurückschreckt, wie dieses Judas uns wohl zeigen kann. Gewiß, von allen Sünden ist diese Sünde Christo am meisten zuwider und mißfällig. Wahrlich, wer an sich selbst verzweifelt, gleicht einem verzagten und feigherzigen Kämpen, der ohne Noth davon läuft. Ach, ach! er ist ganz unnöthig verzagt, ganz unnöthig verzweifelt. Wahrlich, die Gnade Gottes ist dem Reuigen stets offen und reicht über alle Werke hinaus. Ach, kann der Mensch nicht an das Evangelium Lucä Cap. XV. denken, wo Christus sagt, daß Freude im Himmel sein werde über einen Sünder der Buße thut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. Betrachtet ferner in demselben Evangelium die Freude des guten Mannes, als sein Sohn reuevoll zum Vater zurückkehrte. Will man sich nicht ferner erinnern, wie der neben Jesus Christus hängende Dieb nach St. Lucä Cap. XXIII sprach: »Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst.« – »Wahrlich« – sprach Christus – »ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein!«

Gewiß, es giebt keine so erschreckliche Sünde des Menschen, daß sie nicht während seines Lebens durch Buße mittelst der Kraft des Leidens und Sterbens Christi getilgt werden könnte. Ach! was braucht denn der Mensch zu verzweifeln, da die Gnade Gottes ihm immer zur Hand und so groß ist. – Bittet, so wird euch gegeben! –

Dann kommt Schlagsucht, das heißt faule Schläfrigkeit, welche den Menschen schwerfällig und stumpf an Leib und Seele macht, und diese Sünde kommt aus Faulheit; und fürwahr, die Zeit, zu der man vernünftiger Weise nicht schlafen sollte, ist der Morgen, wenn kein hinreichender Grund dafür vorhanden ist. Denn, gewiß, die Morgenzeit ist für jeden die geeignetste, sein Gebet zu sprechen, Gott zu loben, Gott zu danken und Almosen an die Armen zu spenden, welche sich in Christo Namen zuerst an

ihn wenden. Seht! was sagt Salamo? Wer am frühen Morgen aufwacht, um Mich zu suchen, der wird Mich finden!

Dann kommt solche Nachlässigkeit und Sorglosigkeit, welche sich um nichts kümmert. Und wenn Unwissenheit die Mutter alles Uebels ist, so ist Nachlässigkeit dessen Amme. Der Nachlässigkeit gilt es gleich, ob eine Sache, die gethan werden muß, gut oder schlecht geschehe.

Das Heilmittel für diese beiden Sünden ist – wie der Weise sagt – daß man Gott fürchte und nicht unterlasse, das zu thun, was gethan werden muß; und wer Gott liebt, wird sich auch bestreben, Gott in sei nen Werken zu gefallen und sie nach besten Kräften gut auszuführen.

Dann kommt Müsiggang; der ist ein Thor für alles Böse. Ein müssiger Mann gleicht einem Orte, der keine Wälle hat, wo die Teufel von jeder Seite her eindringen, und auf ihn, da er ungeschützt ist, mit Versuchungen schießen können. Dieser Müsiggang ist die Stätte für alle schlechten und schändlichen Gedanken, Schwätzeri, läppische Dinge und allen Unrath. Sicherlich, der Himmel ist Denen verheißen, welche arbeiten wollen, aber nicht den Müsiggängern. So sagt auch David: Sie werden nicht die Arbeit von Menschen thun und nicht von Menschen gezüchtigt werden; das heißt im Fegefeuer sein. Fürwahr, es scheint, daß sie von den Teufeln der Hölle geplagt werden sollen, wenn sie nicht Buße thun.

Dann kommt die Sünde, welche man *Tarditas* nennt, indem der Mensch zögert und aufschiebt, sich zu Gott zu wenden, und das ist, sicherlich, eine große Thorheit. Man gleicht Demjenigen, welcher in einen Graben fällt und nicht wieder aufstehen will. Und dieses Laster kommt aus der falschen Hoffnung, daß man denkt, lange zu leben; aber diese Hoffnung wird gar häufig zu Schanden.

Dann kommt Schlawheit, das heißt, wenn man ein gutes Werk zwar beginnt, aber es sofort verläßt und wieder aufgibt, wie Diejenigen thun, welche Andere leiten sollten, aber sofort nicht mehr Acht auf sie geben, wenn ihnen dabei irgend ein Verdruß oder eine Widerwärtigkeit begegnet. Das sind die neuen Hirten, welche ihre Schafe wissentlich zum Wolf laufen lassen, der in den Dornen lauert, und sich um ihre Aufsicht nicht kümmern. Dadurch entsteht Armuth und Verderben an geistlichen wie an leiblichen Dingen.

Dann kommt eine Art von Kälte, welche das Herz des Menschen gefrieren macht. Dann kommt Andachtslosigkeit, durch welche man – wie St. Bernhard sagt – so abgestumpft wird und solche Unlust in der Seele fühlt, daß man in der heiligen Kirche weder lesen noch singen, noch andächtig zuhören oder denken, noch mit seinen Händen an guten Werken arbeiten mag, weil alles unschmackhaft oder schal erscheint. Dann wird man nachlässig und schläfrig und bald ärgerlich und zu jedem Haß und Neid geneigt sein.

Dann kommt die Sünde jener irdischen schwermüthigen Betrübtheit, welche *Tristitia* genannt wird, und den Menschen tödtet, wie St. Paul sagt. Denn, wahrlich, solche Betrübniß wirket zum Tode des Leibes und der Seele, denn durch sie kommt es, daß man seines eigenen Lebens überdrüssig wird. Deßhalb verkürzt solche Sorge das Leben manches Menschen, noch bevor nach der Ordnung der Natur seine Zeit gekommen ist.

### **Remedium Accidiae.**

Gegen diese schreckliche Sünde der Verdrossenheit und die Zweige derselben, giebt es eine Tugend, welche *Fortitudo* genannt wird, oder Festigkeit; das ist eine Eigenschaft, durch welche der Mensch sich über unangenehme Sachen hinwegsetzt. Diese Tugend ist so stark und kraftvoll, daß sie im höchsten Grade Widerstand zu leisten und gegen die Angriffe des Teufels zu kämpfen vermag und den Menschen vor lasterhaften Gefahren zurückhalten kann; denn sie stärkt und kräftigt die Seele ebenso, wie Verdrossenheit dieselbe niederschlägt und schwächt. Diese *Fortitudo* vermag nämlich

mit ausdauernder Geduld die Arbeit zu ertragen, welche uns auferlegt ist. Diese Tugend ist von mancherlei Art. Die erste wird Hochherzigkeit genannt, das heißt: großer Muth. Denn, wahrlich, gegen Verdrossenheit ist ein großer Muth erforderlich, wenn sie nicht die Seele durch Sünde und Kummer verschlingen oder durch Verzweiflung zu Grunde richten soll. Fürwahr, diese Tugend macht die Leute harte und schwierige Dinge wohlbedächtig und vernünftig aus freien Stücken unternehmen. Und insofern der Teufel wider den Menschen mehr durch List und Betrug, als durch Gewalt ankämpft, wird ihm auch der Mensch desto besser durch Witz, Vernunft und Klugheit widerstehen. Dann giebt es die Tugenden des Glaubens und der Hoffnung zu Gott und zu seinen Heiligen, die guten Werke zu vollziehen und zu Ende zu bringen, welche man mit dem festen Vorsatze, sie auszuführen, unternimmt. Dann kommen Vertrauen und Zuversicht, und diese bestehen darin, daß man keine Mühe späterhin scheut, nachdem man ein gutes Werk begonnen hat. Dann kommt Großartigkeit, wenn nämlich ein Mann große gute Werke thut und vollbringt, und das ist das Endziel, weßhalb man gute Werke thun sollte. Denn in der Vollendung der guten Werke liegt ihr großer Lohn. Dann giebt es Beständigkeit, das ist Stätigkeit des Muthes, und diese muß im Herzen sein durch unerschütterlichen Glauben und nicht minder in Worten, im Betragen und in der That. Auch giebt es noch mehr besondere Heilmittel gegen Verdrossenheit durch unterschiedene Werke und durch Betrachtung der Höllenstrafen und der Freuden des Himmels und durch das Vertrauen auf die Gnade des heiligen Geistes, der uns die Kraft geben wird, unsere gute Absicht zu vollbringen.

### **De Avaritia.**

Nach der Verdrossenheit will ich von dem Geize und von der Begehrlichkeit sprechen, von welcher Sünde St. Paul sagt: Die Wurzel alles Uebels ist Begehrlichkeit. Denn, fürwahr, wenn das Herz verwirrt und beunruhigt ist und die Seele ihr Behagen an Gott verloren hat, so sucht man eiteln Trost in weltlichen Dingen. Geiz ist nach der Erklärung von St. Augustin eine Lüsterheit im Herzen, irdische Dinge zu besitzen. Einige Andere sagen, Geiz begehre, sich viele Erdengüter zu verschaffen, und denen, so bedürftig sind, nichts zu geben. Doch merkt euch wohl, daß Geiz sich nicht allein auf Land und Habe bezieht, sondern zuweilen auch auf Wissenschaft und Ruhm, und eine empörende Sache ist Geiz auf jede Weise. Und der Unterschied zwischen Geiz und Begehrlichkeit ist dieser: Der Begehrlichkeit gelüstet nach Dingen, welche du nicht hast, und der Geiz bewahrt und behält unnöthiger Weise die Sachen, welche du hast. Fürwahr, dieser Geiz ist eine höchst verdammenswerthe Sünde, denn die ganze heilige Schrift verflucht ihn und spricht dagegen, weil er Unrecht gegen Jesus Christus ist, indem er ihn der Liebe beraubt, welche die Menschen ihm schulden, und diese Liebe aller Vernunft zuwider verdreht und veranlaßt, daß der geizige Mensch seine Hoffnung mehr auf sein irdisches Gut, als auf Jesus Christ setzt, und sich mehr bestrebt, seinen Schatz zu hüten, als den Dienst Jesu Christi zu thun. Und deßhalb sagt St. Paul, daß ein geiziger Mann der Slave des Mammons ist.

Welcher Unterschied besteht zwischen einem Götzendiener und einem geizigen Manne? Keiner, als nur etwa der, daß ein Götzendiener ein bis zwei Fetische hat, und der Geizige viele, denn, gewiß, jeder Gulden in seinem Koffer ist sein Götze. Und, gewiß, die Sünde des Götzendienstes ist die erste, welche Gott in den zehn Geboten verbietet, worüber *Exod. cap. XX* Zeugniß giebt: Du sollst keine andere Götter haben neben mir, noch sollst du dir ein Bildniß oder irgend ein Gleichniß machen. Daher ist ein geiziger Mensch, welcher seinen Schatz mehr als Gott liebt, ein Götzendiener.

Aus dieser verfluchten Sünde des Geizes und der Begehrlichkeit kommen diese harten Herren, welche die Leute mit Steuern, Zöllen und Frohnden plagten, mehr als die Pflicht und die Vernunft erheischt. Auch nehmen sie von ihren Hörigen Geldbußen, welche besser Erpressungen als Bußen genannt würden. Von welchen Geldbußen und Ranzionen einige Vögte dieser Herren meinen, daß sie rechtmäßig seien, insofern alles zeitliche Gut, welches solch ein Lump besäße, seinem Herrn gehöre, wie sie sagen. Aber, wahrlich, diese Herren thun Unrecht, ihre Hörigen der Dinge zu berauben, welche sie ihnen niemals gaben. *Augustinus de civitate Dei. Liber IX.* – Sicher ist, daß der Stand der Knechtschaft und ihre erste Ursache aus der Sünde kam. *Genesis V.* So könnt Ihr sehen, daß Schuld Knechtschaft verdiente, aber nicht Natur. Deßhalb sollten diese Herren nicht so viel Rühmens von ihrer Herrschaft machen, da sie nicht durch natürliche Bestimmung Herren ihrer Knechte sind, sondern weil die Knechtschaft erst in Folge der Sünde kam. Und wenn übrigens das Gesetz besagt, daß die zeitlichen Güter der Hörigen die Güter ihrer Herren sind, jawohl, so ist es als das kaiserliche Vorrecht zu verstehen, sie in ihren Rechten zu schützen, aber nicht sie zu berauben und zu plündern. Deßhalb sagt Seneka: Der Kluge sollte sich wohlwollend gegen seine Slaven zeigen. Was du deine Knechte nennst, ist Gottes Volk; denn niedrige Leute sind die Freunde Christi, sie sind gleichen Standes mit dem Herrn deinem König.

Bedenke auch, daß aus demselben Samen, aus welchem die gemeinen Leute kommen, auch die Herren entspringen, und daß ein gewöhnlicher Kerl ebensowohl selig werden kann, wie ein Herr. Der Tod, der ihn hinwegrafft, der Tod nimmt auch seinen Herrn hinweg. Deßhalb rathe ich dir, thue deinem Knechte, was du wünschest, daß der Herr dir thun möge, wenn du in seiner Lage wärest. Jeder Sünder ist ein Knecht der Sünde. Ich rathe dir, Herr, dich so zu halten, daß deine Knechte dich mehr lieben, denn fürchten. Ich weiß wohl, daß ein Stand über den andern steht, wie es der Vernunft entspricht; und es gehört sich, daß Menschen ihre Schuldigkeit thun, wie ihnen zukommt. Aber, wahrlich, Quälerei und Verachtung von Untergebenen ist verdammenswerth.

Und nun lernt auch ferner recht begreifen, daß diese Eroberer und Tyrannen gar häufig die zu Slaven machen, welche aus ebenso hohem königlichen Blute entsprossen sind, als Diejenigen, welche sie besiegten. Der Name Knechtschaft war zuerst gar nicht bekannt, bis Noah sagte, daß sein Sohn Ham seiner Sünde wegen der Knecht seiner Brüder sein solle.

Was sagen wir dann von Denen, welche gegen die heilige Kirche Raub und Erpressungen verüben? Gewiß, das Schwert, welches man Jemandem giebt, welcher zuerst den Ritterschlag empfängt, bedeutet, daß er die heilige Kirche vertheidigen, aber nicht berauben und plündern soll; und wer das thut, ist ein Verräther an Christ. Wie St. Augustin sagt: Jene sind des Teufels Wölfe, welche die Schafe Jesu Christi erwürgen; denn, wahrlich, wenn der Wolf seinen Bauch voll hat, so hört er auf, die Schafe zu erwürgen, aber, fürwahr, die Räuber und Zerstörer von heiligen Kirchengütern thun nicht desgleichen, denn sie hören nie zu plündern auf. – Nun, da Sünde, wie ich gesagt habe, die erste Ursache der Knechtschaft war, so kam es auch, daß zu der Zeit, als die ganze Welt in Sünde lag, die ganze Welt auch in Knechtschaft und Unterwürfigkeit war; aber, gewiß, seitdem die Zeit der Gnade gekommen ist, hat Gott angeordnet, daß einige Leute dem Stande und Range nach höher und andere tiefer stehen und daß Jeder seinem Range und Stande gemäß behandelt werden solle. Und daher macht man auch in

einigen Ländern, wo es Sklaven giebt, diese aus ihrer Knechtschaft frei, sobald sie sich zum Glauben bekehrt haben; und daher ist auch sicherlich der Herr seinem Unterthanen ebenso verpflichtet, wie es der Unterthan dem Herrn ist.

Der Papst nennt sich selbst den Diener der Diener Gottes. Doch da weder die Einrichtung der heiligen Kirche, noch das allgemeine Wohl, noch Frieden auf Erden bestehen könnte, wenn nicht Gott angeordnet hätte, daß einige Menschen höher und andere niedriger gestellt sind, so wurde aus diesem Grunde die Herrschaft eingesetzt, um ihre Leute und Unterthanen zu erhalten, zu unterstützen und in vernünftiger Weise zu vertheidigen, soweit es in ihrer Macht liegt, und nicht, um sie zu zerstören und verderben. Deßhalb sage ich, daß jene Herren, die Wölfen gleichen und die das Eigenthum und die Habe armer Leute ohne Erbarmen und Maß schändlicher Weise verschlingen, auch die Gnade Jesu Christi nur nach demselben Maße empfangen werden, mit dem sie dem armen Volke gemessen haben, wenn sie es nicht wieder gut machen.

Nun kommt Betrug zwischen Händler und Händler. Und du sollst wissen, daß der Handel zwiefacher Art sein kann; der eine ist stofflich, der andere geistlich; der eine ist ehrlich und erlaubt, der andere unehrlich und unerlaubt. Der stoffliche Handel, der als ehrlich und erlaubt gilt, ist dieser: wo Gott es bestimmt hat, daß ein Reich oder eine Gegend ausreichend für sich selbst hat, da ist es auch ehrlich und erlaubt, daß die Leute mit dem Ueberflusse eines Landes denjenigen eines anderen Landes aushelfen, welches Mangel leidet; und deßhalb muß es Kaufleute geben, welche die Waaren von einem Land in das andere bringen. Jener andere Handel, welchen Menschen mit Betrug, Hinterlist, Täuschung, Lügen, falschen Eiden treiben, ist durchaus verflucht und verdammt. Geistlicher Handel ist eigentliche Simonie, das heißt: der dringende Wunsch, geistliche Dinge zu kaufen, nämlich solche, welche zum Heiligthume Gottes gehören und zur Pflege der Seele dienen. Selbst wenn dieser Wunsch nicht zur That wird, so ist er dennoch, wenn man eifrig strebt, ihn zur Ausführung zu bringen, Todsünde. Simonie wird dies aber nach Simon Magus genannt, der für zeitliches Gut die Gabe kaufen wollte, welche Gott durch seinen heiligen Geist St. Peter und den Aposteln verliehen hatte, und deßhalb versteht, daß sowohl die, welche geistliche Dinge verkaufen, als auch Diejenigen, welche sie kaufen, Simonisten genannt werden, mag es nun geschehen durch Hingabe von Gut, durch Vermittlung oder durch fleischliches Beten seiner Freunde, fleischlicher oder geistlicher Freunde; fleischlicher Freunde nämlich in zwiefacher Art, wie durch Verwandtschaft oder sonst Freundschaft; denn wahrlich, wenn sie für den beten, der dessen nicht würdig und bei dem es nicht zulässig ist, so ist es Simonie, sofern er daraus Vortheil zieht; doch wenn es zulässig und er würdig dazu ist, so ist es keine. Die andere Art ist, wenn Mann oder Frau für Leute beten, um sie in ihrer bösen fleischlichen Neigung, die sie zu ändern hegen, zu unterstützen; und das ist greuliche Simonie. Aber, gewiß, wenn man seinen Knechten für ihren Dienst geistliche Dinge als Gegendienst giebt, so muß, wohlverstanden, der Dienst ehrenhaft sein, damit es zulässig ist, und ebenso muß es ohne Feilschen geschehen, und die Person dazu würdig sein. Denn – wie St. Damascenus sagt – alle Sünden der Welt sind im Vergleich zu dieser Sünde nichts, denn es ist die größte Sünde, welche es nach der Sünde des Lucifer und Antichrist giebt, da durch diese Sünde Gott seine Kirche und die Seele verliert, welche er durch sein kostbares Blut erkaufte, wenn Leute den Dienst der Kirche Solchen übertragen, die nicht würdig dazu sind; denn sie setzen Diebe ein, welche die Seelen Jesu Christi stehlen und sein Patrimonium zu Grunde richten. Durch solche unwürdige Priester und Pfaffen haben die gemeinen Leute weniger Ehrfurcht vor den Sakramenten der heiligen Kirche; und solche Kirchenpatrone stoßen die Kinder Christi aus und setzen des Teufels eigene Söhne in die Kirchen, sie verkaufen ihnen die Seelen, indem sie die Lämmer dem Wolf zutreiben, welcher sie erwürgt; und deßhalb sollen sie niemals Antheil haben an der Weide der Lämmer, das heißt an der Seligkeit des Himmels.

Nun kommt Hasardspiel mit seinem Zubehör an Tischen und Würfeln, voraus Betrug, falsches Schwören, Schimpfen und alles Lästern, Gottesläugnen, Haß gegen den Nächsten, Verschwendung von Gut, Vergeudung an Zeit und häufig Todtschlag entsteht. Fürwahr, Spieler können nicht ohne große Sünde sein. Aus Geiz kommt auch Lügen, Diebstahl, falsches Zeugniß und Meineid; und Ihr müßt sehen, daß dieses große Sünden sind und den ausdrücklichen Geboten Gottes zuwider, wie ich gesagt habe. Falsches Zeugniß geschieht durch Wort und That; durch Wort, wenn man seinen Nächsten durch falsches Zeugniß seines guten Namens, seiner Habe oder seiner Erbschaft beraubt, wenn du aus Zorn, für Geschenke oder durch Neid falsches Zeugniß ablegst, Jemanden anklagst, um dich selbst zu entschuldigen. Nehmt euch in Acht ihr Proceßkrämer und Notare: wahrlich, durch falsches Zeugniß ward Susanna in große Noth und Sorge gebracht, und mancher Andere außerdem. Die Sünde des Diebstahls ist gleichfalls gegen den ausdrücklichen Befehl Gottes und zwar in zwiefacher Weise, zeitlich und geistlich. Zeitlicher Diebstahl ist, wenn man seinem Nächsten wider seinen Willen sein Gut nimmt, sei es durch Gewalt oder List, durch falsches Maß, durch Stehlen, durch falsche Anklagen gegen ihn und durch Entleihen von dem Gute des Nächsten in der Absicht, ihm es niemals zurückzuzahlen und dergleichen mehr. Geistlicher Diebstahl ist Kirchenraub, das heißt: Beschädigung der heiligen Dinge oder der Christus geweihten Sachen in zweierlei Beziehung, nämlich in Rücksicht auf den heiligen Ort, wie Kirchen und Kirchengut; denn jede schnöde Sünde, welche man an solchen Orten thut, oder jede Gewaltthat an solchen Plätzen kann man Kirchenraub nennen; ebenso, wenn man fälschlich die Rente und Rechte, welche der heiligen Kirche gebühren, wegnimmt. Und schlichthin und allgemein ist Kirchenraub: die heiligen Dinge aus heiligen Plätzen, oder unheilige Dinge aus heiligen Plätzen, oder heilige Dinge aus unheiligen Plätzen zu rauben.

### **Remedium Avaritiae.**

Nun sollt Ihr verstehen, daß die Linderung des Geizes in Erbarmen und in Mitleid in weitem Sinne des Wortes besteht. Man könnte fragen, weshalb Erbarmen und Mitleid den Geiz lindern? Nun, gewiß, der geizige Mensch zeigt kein Mitleid noch Erbarmen gegen den bedürftigen Menschen. Denn er erfreut sich an der Aufbewahrung seiner Schätze und nicht an der Unterstützung und Hülfe seiner Mitchristen. Und dieserhalb spreche ich zunächst von Erbarmen. Denn Erbarmen ist – wie der Philosoph sagt – eine Tugend, durch welche das Herz des Menschen gerührt wird durch das Leid Desjenigen, welcher leidet. Auf Erbarmen folgt Mitleiden, indem man Liebeswerke der Barmherzigkeit thut und vollbringt, und gegen Leidende hilfreich ist und sie tröstet. Und gewiß, es bewegt einen Menschen zum Erbarmen, daß Jesus Christ sich selbst für unsere Schuld dahingab, und aus Erbarmen den Tod erlitt und uns unsere Erbsünde verzieh, und uns dadurch von der Höllenpein erlöste, und die Qualen des Fegefeuers durch unsere Reue verminderte, und uns die Gottesgabe schenkte, Gutes zu thun, und schließlich die ewige Seligkeit im Himmel. Die verschiedenen Arten von Erbarmen sind: zu leihen oder auch zu schenken, zu vergeben und zu erlassen, und Mitgefühl im Herzen zu hegen, und Mitleid seinem Mitchristen zu zeigen, und auch zu strafen, wo es Noth thut. Ein anderes Mittel gegen den Geiz ist vernünftige Freigebigkeit; aber, gewiß, hier bedarf es der Betrachtung der Gnade Jesu Christi und der zeitlichen, sowie der ewigen Güter, welche Jesus Christus uns gab, und auch des Todes zu gedenken, welcher

uns überkommen kann, man weiß nicht wann; und auch daß man Alles zurücklassen muß, was man besitzt, nur das nicht, welches man in guten Werken verthan hat. Aber insofern einige Leute nie Maß zu halten wissen, so muß man thörichte Freigebigkeit, so man Verschwendung nennt, fliehen und meiden. Gewiß, der ist Verschwender, welcher sein Gut nicht fortgiebt, sondern verschleudert. Fürwahr, die Sachen, die man aus Eitelkeit verschenkt, wie an Minnesänger und an andere Leute, damit sie unsern Ruf in die Welt hinaus tragen, laufen auf Sünde hinaus, und sind keine Almosen. Sicherlich, der verliert sein Gut in garstiger Weise, der mit seiner Gabe nur allein nach Sünde sucht. Er gleicht einem Pferde, welches lieber getrübt, schmutziges Wasser als reines Quellwasser trinken will. Und solchen, welche geben, wo sie nicht geben sollten, gebührt der Fluch, welcher Christus am Tage des Gerichts Denen geben wird, welche verdammt werden sollen.

### **De Gula.**

Nach dem Geize kommt Völlerei, welche ausdrücklich gegen Gottes Gebot ist. Völlerei ist maßlose Neigung, zu essen und zu trinken, oder sonst maßlose Lust und ungeordnete Begierde in irgend welchen Bezug auf Essen und Trinken. Diese Sünde verdirbt die ganze Welt, wie aus der Sünde Adams und Evas hervorgeht. Siehe auch, was der heilige Paul von der Völlerei sagt: »Viele wandeln« - sagt er - »von welchen ich euch gesagt habe, und nun sage ich es mit Weinen, die Feinde des Kreuzes Christi, welcher Ende ist Tod und welcher der Bauch ihr Gott ist und ihr Ruhm, zur Verdammniß Deren, welche so irdischen Dingen dienen.« Der, bei welchem diese Sünde der Völlerei gewohnheitsmäßig ist, kann keiner Sünde widerstehen; er muß zum Sklaven aller Laster werden, denn dies ist des Teufels Schlupfwinkel, wo er sich versteckt und wo er rastet. Diese Sünde hat viele Arten. Die erste ist Trunkenheit; diese ist das schreckliche Grab der menschlichen Vernunft; und wenn daher ein Mensch betrunken ist, so hat er seine Vernunft verloren, und dieses ist Todsünde. Indessen, wenn ein Mensch nicht an starke Getränke gewöhnt ist und vielleicht die Macht des Getränkes nicht kennt, oder in seinem Kopfe sich schwach fühlt, oder so gearbeitet hat, daß er mehr als sonst trinkt und dann plötzlich vom Getränk überwältigt wird, so ist es keine Todsünde, sondern eine läßliche. Die zweite Art der Völlerei ist, wenn der Geist des Menschen durch Trunkenheit getrübt und er der Vorsicht seines Verstandes beraubt wird. Die dritte Art der Völlerei ist, wenn der Mensch seine Speise verschlingt und sich beim Essen unpassend benimmt. Die vierte ist, wenn durch großen Ueberfluß an Speise die Säfte seines Körpers verdorben werden. Die fünfte ist Vergeßlichkeit durch zu vieles Trinken, wodurch bisweilen ein Mensch am Morgen vergessen hat, was er am Abend zuvor that. In anderer Weise unterscheidet man die verschiedenen Sünden der Völlerei nach St. Gregorius. Die erste ist, vor der Zeit zu essen. Die zweite ist, wenn ein Mensch sich leckerem Essen und Trinken zuneigt. Die dritte ist, wenn man über das Maß hinaus nimmt. Die vierte ist Künstelei im Zubereiten und Anrichten der Speisen. Die fünfte ist, gierig zu essen. Diese sind die fünf Finger von des Teufels Hand, durch welche er die Leute in Sünde zieht.

### **Remedium Gulae.**

Gegen Völlerei ist das Heilmittel Enthaltbarkeit – wie Galien sagt; doch halte ich diese nicht verdienstlich, wenn sie lediglich wegen der Gesundheit des Körpers geübt wird. St. Augustinus will, daß Enthaltbarkeit der Tugend wegen und mit Geduld ausgeübt werde. Enthaltbarkeit – sagt er – hat wenig Werth, wenn ein Mensch nicht den guten Willen dazu hat, nicht durch Geduld und Liebe dazu getrieben wird und sie nicht um Gottes Willen thut und in der Hoffnung das ewige Heil im Himmel zu erlangen. Die Genossen der Enthaltbarkeit sind Mäßigkeit, welche das Mittel in allen Dingen hält; auch Scham, welche jede Schändlichkeit meidet; Genügsamkeit, welche kein reiches Essen und Trinken sucht, noch Gewicht auf übermäßige Zierlichkeit der Zubereitung legt; auch Maß, welches durch Vernunft die unmäßige Eßlust im Zaume hält; auch Nüchternheit, welche sich des Uebermaßes im Trinken enthält; auch Sparsamkeit, welche sich leckeres Essen und das lange zu Tisch Sitzen versagt, weßhalb einige Leute aus freien Stücken beim Essen stehen, weil sie mit weniger Bequemlichkeit essen wollen.

### **De Luxuria.**

Nach der Völlerei kommt Unzucht, denn diese zwei Sünden sind so nahe verwandt, daß sie sich oft nicht von einander trennen wollen. Weiß Gott, diese Sünde ist Gott höchst mißfällig, denn er sagt selbst: Begehe keine Unzucht! Und deßhalb legt er schwere Strafe auf diese Sünde. Denn, wenn im alten Gesetze eine unfreie Dirne auf dieser Sünde ergriffen wurde, so sollte sie mit Stöcken zu Tode geschlagen werden, und wenn sie eine Edelfrau war, so sollte sie gesteinigt werden, und wenn sie eines Bischofs Tochter war, so sollte sie nach dem Gebote Gottes verbrannt werden. Außerdem ertränkte Gott wegen der Unzucht die ganze Welt und abermals brannte er fünf Städte nieder durch Donner und Blitz und versenkte sie in die Hölle.

Laßt uns nunmehr von der besagten stinkenden Sünde sprechen, welche man Ehebruch nennt; nämlich zwischen verheiratheten Leuten, das heißt, wenn einer von ihnen verheirathet ist, oder auch alle beide. St. Johannes sagt, daß in der Hölle für die Ehebrecher ein brennender Scheiterhaufen von Feuer und Schwefel sein wird, von Feuer wegen ihrer Unzucht und von Schwefel wegen des Gestankes ihres Unflaths. Gewiß, das Brechen dieses Sakramentes ist ein greuliches Ding; es wurde im Paradiese von Gott selbst eingesetzt und durch Jesum Christum bestätigt, wie St. Matthäus in seinem Evangelium bezeugt: der Mann soll Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und beide sollen wie ein Fleisch sein. Dieses Sakrament bedeutet die Verbindung zwischen Christus und der heiligen Kirche. Und nicht allein, daß Gott Ehebruch durch die That verboten hat, nein, er befiehlt auch, daß du nicht deines Nächsten Weib begehren sollst. In diesem Befehle – sagt St. Augustin – ist jede Begehrlichkeit nach Unzucht verboten. Sieh, was St. Matthäus im Evangelium sagt, daß, wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, schon die Ehe mit ihr in seinem Herzen gebrochen hat. Hier könnt Ihr sehen, daß nicht allein die That der Sünde verboten ist, sondern auch das Verlangen, diese Sünde zu thun. Diese verfluchte Sünde schadet dem gewaltig, welcher sich ihr ergiebt; und zunächst der Seele, denn sie verfällt dadurch der Sünde und der Strafe des ewigen Todes; und dann schadet sie auch gewaltig dem Körper, denn sie trocknet ihn aus, richtet ihn zu Grunde und schändet ihn, und von seinem Blute bringt man dem Teufel Opfer dar; sie verschwendet auch Gut und Habe. Und, fürwahr, wenn es schon ein böses Ding ist, sein Gut an Weiber zu verschwenden, so

ist doch ein weit böseres Ding, wenn Frauenzimmer für solchen Unflath ihr Gut und ihre Habe an Männer verthun. Diese Sünde beraubt – wie der Prophet sagt – Mann und Weib ihres guten Rufes und aller ihrer Ehre, und ist dem Teufel höchst gefällig; denn dadurch gewinnt er den größten Theil dieser elenden Welt. Und wie ein Kaufmann sich über die Waare am meisten freut, welche ihm den größten Vortheil und Nutzen bringt, grade so freut sich der Teufel über diesen Unflath.

Dieses ist die andere Hand des Teufels mit fünf Fingern, um das Volk für seine Schändlichkeiten zu packen. Der erste Finger ist der Buhlerblick des buhlerischen Weibes oder des buhlerischen Mannes, der grade wie der Basiliskenhahn durch das Gift seines Blickes tödtet; denn auf die Begehrlichkeit der Augen folgt die Begehrlichkeit des Herzens. Der zweite Finger ist die böse Berührung in böser Absicht. Und daher sagt Salamo, daß der, so ein Weib berührt und angreift, wie jener Mann fährt, welcher einen Scorpion anfaßt, der sticht und durch sein Gift plötzlich tödtet; oder wie jener, der heißes Pech berührt, das seine Finger verbrennt. Der dritte sind faule Worte, welche dem Feuer gleichen, welches sofort das Herz verbrennt. Der vierte Finger ist das Küssen, und wahrhaftig, der ist ein großer Thor, welcher den Mund von einem glühenden Ofen oder einer Feueresse küssen will; und größere Thoren sind die, welche in bösem Sinne küssen, denn jener Mund ist der Mund der Hölle. Dies gilt besonders vor den alten, geckenhaften Hurenjägern, die küssen und lecken wollen und sich anstrengen, obschon sie gar nichts mehr thun können. Gewiß, sie gleichen den Hunden; denn wenn ein Hund an einem Rosenstrauche oder an einem andren Busche vorbeikommt, so will er, wenn er auch gar nicht pissen kann, dennoch sein Bein aufheben und thun, als ob er pißte. Und was das anbetrifft, daß Mancher glaubt, er könne nicht durch Lüsternheit sündigen, welche er mit seinem Eheweibe treibt, so ist sicherlich diese Meinung falsch. Gott weiß, ein Mann kann sich mit seinem eigenen Messer umbringen, und sich aus seiner eigenen Tonne betrinken. Gewiß, sei es Weib, sei es Kind, wenn es irgend etwas mehr liebt als Gott, so ist dieses sein Idol und er selbst ist ein Götzendiener. Ein Mann soll sein Weib mit Besonnenheit, Geduld und Maß lieben, und dann ist sie gleichsam seine Schwester. Der fünfte Finger an des Teufels Hand ist die stinkende That der Unzucht. Glaub mir, die fünf Finger der Völlerei steckt der Teufel in des Menschen Bauch und mit den fünf Fingern der Unzucht packt er ihn an die Nieren, um ihn in den Schmelzofen der Hölle zu werfen, wo er das immerbrennende Feuer und die immernagenden Würmer finden soll und Heulen und Zähneklappern und scharfen Hunger und Durst und die Scheußlichkeit der Teufel, welche alles ohne Unterlaß und Ende zu Boden trampeln.

Aus Unzucht entspringen und entquellen, wie gesagt, verschiedene Arten: wie Hurerei, das ist zwischen Mann und Weib, welche nicht verheirathet sind, und das ist Todsünde und wider die Natur. Alles, was der Natur feindlich ist und sie zerstört, ist wider die Natur. Wahrhaftig, die Vernunft sagt uns schon, daß es Todsünde ist, insofern Gott Unzucht verboten hat. Und St. Paul überweist Solche dem Reiche, das für die bestimmt ist, welche Todsünde begehen. Eine andere Sünde der Unzucht ist, eine Jungfer ihrer Jungferschaft zu berauben; denn wer das thut, stößt ein Mädchen von der höchsten Stufe des gegenwärtigen Lebens hinunter und beraubt Dieselbe der kostbaren Frucht, welche man »Hundertfrucht« nennt. Ich kann es nicht anderweit übersetzen, aber auf Latein heißt es: »*Centesimus fructus*«. Gewiß, wer das thut, verursacht mehr an Schaden und Schlechtigkeit, als irgend Jemand denken kann; grade wie der oftmals die Ursache ist von allen Schaden, den das Vieh auf den Feldern anrichtet, welcher die Umzäunungshecken durchbricht, wodurch er zerstört, was er nie wieder gut machen kann. Denn, gewiß, ebensowenig kann die Jungferschaft wiederhergestellt werden, wie ein Arm, der vom Körper abgeschlagen ist, zurückkehren und wieder wachsen kann. Sie kann Gnade finden, das weiß ich wohl, wenn sie willig ist, Buße zu thun, aber nichtsdestoweniger wird sie für immer geschändet bleiben.

Und wenn ich auch bereits einiges über den Ehebruch gesagt habe, so ist es dennoch gut, auf die Gefahren hinzuweisen, welche am Ehebruche kleben, um diese garstige

Sünde zu meiden. Ehebruch heißt auf Latein das Besteigen von eines anderen Mannes Bette, durch welches Diejenigen, welche sonst ein Fleisch waren, ihren Körper anderen Personen überlassen. Aus dieser Sünde kommen – wie der Weise sagt – mannigfache Uebel. Zuerst Treubruch, und, wahrlich, Treue ist der Schlüssel zum Christenthum, und geht dieser Schlüssel zerbrochen oder verloren, so ist auch wahrlich das Christenthum verloren und steht vergeblich und ohne Frucht da. Diese Sünde ist auch Diebstahl, da Diebstahl heißt, Jemanden seiner Sachen wider seinen Willen zu berauben. Gewiß, der faulste Diebstahl, den es geben kann, ist der, wenn ein Weib ihren Körper dem Gatten wegstiehlt und an ihren Buhlen schenkt, um ihn zu entehren; und wenn sie ihre Seele Christo wegstiehlt und dem Teufel übergibt; dieses ist ein schlimmerer Diebstahl, als in eine Kirche zu brechen und den Kelch zu stehlen, denn die Ehebrecher reißen den Tempel Gottes in geistlicher Hinsicht nieder und stehlen das Gefäß der Gnade, das heißt den Körper und die Seele, weshalb sie Christus vernichten wird, wie St. Paulus sagt.

Gewiß vor solchem Diebstahl war Joseph schwer bange, als seines Herrn Weib ihm zum Bösen einlud und er sprach: Siehe, meine Herrin, wie mein Herr alles unter meine Hand gegeben hat, was er auf dieser Welt besitzt, so ist auch meiner Macht nichts vorenthalten, als einzig du, indem du sein Weib bist. Und wie sollte ich denn nur ein solch großes Uebel thun und so schrecklich wider Gott und wider meinen Herrn sündigen? Gott verhüte es! – Ach! allzuwenig wird solche Treue jetzt gefunden!

Das dritte Uebel ist der Koth, durch welchen sie die Gebote Gottes brechen und den Altar der Ehe, und das ist Christus, schänden. Denn gewiß, je edler und je würdiger das Sakrament der Ehe ist, desto größer ist auch die Sünde, es zu brechen; denn Gott setzte die Ehe im Paradiese im Stande der Unschuld ein, um die Menschen für den Dienst Gottes zu vermehren, und deßhalb ist der Bruch derselben um so schrecklicher, weil durch diesen Bruch oftmals falsche Erben kommen, die unrechtmäßiger Weise das Erbtheil Anderer hinwegnehmen; und deßhalb will sie Christus aus dem Himmelreiche stoßen, welches das Erbtheil der guten Menschen ist. Durch diesen Bruch geschieht es auch oft, daß Leute unvorsichtig in ihrer eigenen Verwandtschaft sündigen, und namentlich diese Hurenbolde, welche die Bordelle von liederlichen Frauenzimmern besuchen, die man den allgemeinen Abtritte vergleichen kann, wo sich die Leute ihres Unrathes entledigen. Was sagen wir aber von den Kupplern, welche von der schrecklichen Sünde der Hurerei leben und die Frauenzimmer zwingen ihnen eine Rente zu zahlen von dem, was sie mit ihrem Körper zusammenhuren, ja oftmals ihre eigenen Weiber und Kinder, wie solche Kuppler thun; gewiß, dies sind verfluchte Sünden. Versteht auch, daß der Ehebruch in den zehn Geboten zwischen Diebstahl und Todtschlag gestellt wird, weil er der größte Diebstahl ist, den es geben kann; denn er ist Diebstahl am Körper und an der Seele und gleicht dem Todtschlage, da er Diejenigen auseinander haut und bricht, welche anfangs zu einem Fleische gemacht worden waren. Und dieserhalb sollten sie nach den alten Gesetzen Gottes erschlagen werden, indessen Jesus Christus sagte in seinem Gesetze, welches das Gesetz des Erbarmens ist, zu dem Weibe, welches im Ehebruch ergriffen war und nach den Willen der Juden ihrem Gesetze gemäß gesteinigt werden sollte: »Geh'« – sprach Jesus Christus – »und sündige nicht mehr!« Gewiß, der Rachelohn des Ehebruchs ist den Strafen der Hölle vorbehalten und kann nur durch Reue gemildert werden. Doch es giebt noch mehre Arten dieser verfluchten Sünde, wie z.B. wenn einer geistlichen Standes ist, oder auch beide oder, solche Leute, welche ordinirt worden sind, wie Subdiacone, Diacone, Priester und Hospitaliter; und je höher Jemand als Geistlicher steht, um desto größer ist die Sünde. Der Umstand, welche ihre Sünde besonders erschwert, ist der Bruch ihres Gelübdes der Keuschheit, das sie ablegten, als sie die Weißen empfangen. Und überdies ist es gewißlich wahr: der heilige Stand ist der höchste Schatz Gottes und ein besonderes Zeichen und Merkmal der Keuschheit, um zu zeigen, daß sie mit der Keuschheit vermählt sind, welches das köstlichste Leben ist, das es giebt; und diese geweihten Leute sind besonders nach Gott benannt und gehören zur besonderen Folgschaft Gottes,

weßhalb sie auch durch Begehung von Todsünde zu besonderen Verräthern an Gott und seinem Volke werden; denn sie leben vom Volke, um für das Volk zu beten, und wenn sie Verräther sind, kann ihr Gebet dem Volke nicht frommen. Priester gleichen den Engeln durch das Mysterium ihrer Würde; aber, fürwahr, St. Paulus sagt, daß Satan sich in einen Engel des Lichtes verwandelte. Gewiß, der Priester, welcher sich Todsünden hingiebt, mag einem Engel der Finsterniß verglichen werden, welcher sich in einen Engel des Lichts verkleidet hat. Er scheint ein Engel des Lichts zu sein, aber, fürwahr, er ist ein Engel der Finsterniß. Solche Priester sind wie die Söhne Eli's, von denen im Buche der Könige gezeigt ist, daß sie die Söhne Belial's, das ist des Teufels, waren. Belial heißt nämlich: richterlos sein, und so steht es mit ihnen. Sie meinen, daß sie frei seien und keinen Richter über sich hätten, wie ein freier Bulle, der jede Kuh in der Stadt nimmt, welche ihm gefällt. So springen sie mit den Frauenzimmern um; denn grade wie ein freier Bulle genug ist für eine ganze Stadt, grade so ist auch eines schlechten Priesters Verderbtheit genug für ein ganzes Kirchspiel oder eine ganze Gegend. Diese Priester können – wie das Buch sagt – nicht die Mysterien der Priesterschaft vor dem Volke ministriren; sie geben sich – wie das Buch sagt – nicht mit dem gesotteten Fleische zufrieden, welches ihnen dargereicht wird, sondern sie nehmen auch mit Gewalt das Fleisch, welches roh ist. Gewiß, ebenso halten sich diese Bösewichte nicht belohnt durch das gebratene und gesottene Fleisch, mit welchem das Volk sie in großer Ehrfurcht füttert, nein, sie wollen auch rohes Fleisch haben, d. h. die Weiber und Töchter des Volkes. Und, gewiß, diese Weiber, welche sich zu ihrer Hurerei hergeben, begehen großes Unrecht gegen Christus, gegen die heilige Kirche, gegen alle Heiligen und alle Seelen, denn sie rauben alles dieses von Denjenigen, welche Christus und seine heilige Kirche verehren und für die Christenseelen beten sollten; und deßhalb trifft diese Priester und ihre Beischläferinnen, welche sich zu ihrer Wollust hergeben, der Fluch des geistlichen Gerichtes, bis sie zur Besserung gelangen.

Die dritte Art von Ehebruch geschieht manchmal zwischen einem Manne und seinem Weibe, indem sie in ihrem Beilager nur allein an ihr fleischliches Vergnügen denken – wie St. Hieronymus sagt – und nichts davon wissen wollen, daß sie sich nur deßhalb vereinigen, weil sie verheirathet sind; alles ist für sie erlaubt, wie sie denken. Aber über solche Leute hat der Teufel Gewalt, wie der Engel Raphael zu Tobias sagte, denn durch ihr Beilager stoßen sie Jesus Christus aus ihrem Herzen und geben sich allem Unflathe hin. – Zur vierten Art gehören die, welche sich in ihrer Verwandtschaft begatten, oder mit denen, so ihnen verschwägert sind, oder mit solchen, welche mit ihren Vätern oder ihrer Verwandtschaft die Sünde der Wollust gepflogen haben. Diese Sünde macht sie gleichsam zu Hunden, die keine Rücksicht auf Verwandtschaft nehmen. Und, fürwahr, Verwandtschaft kann zwiefacher Art sein, entweder geistlich oder fleischlich; geistlich insofern man sich mit seinen Gevattersleuten abgiebt; denn grade so wie der, welcher ein Kind erzeugt, sein fleischlicher Vater ist, grade so ist sein Gevatter sein geistlicher Vater, weßhalb auch ein Weib nicht mit weniger Sünde bei ihrem Gevatter als bei ihrem eigenen leiblichen Bruder liegen kann. – Die fünfte Art ist jene abscheuliche Sünde, von welcher Niemand sprechen noch schreiben sollte, wenn sie nicht öffentlich in der heiligen Schrift erwähnt wäre. Diese Verruchtheit begehen Mann und Weib in verschiedener Absicht und auf verschiedene Art. Aber wenn auch die heilige Schrift von dieser gräßlichen Sünde spricht, so kann doch dadurch die heilige Schrift ebenso wenig verunglimpft werden, wie es die Sonne wird, weil sie auf einen Misthaufen scheint. Zur Wollust gehört noch eine andere Sünde, welche im Schläfe kommt, und diese Sünde ist häufig bei jungfräulichen Leuten, aber auch nicht minder bei solchen, welche verdorben sind. Und diese Sünde nennt man Pollution; und sie entsteht aus vier Ursachen. Oft kommt sie aus dem Verlangen des Leibes, denn die Säfte sind zu üppig und reichlich im Körper des Menschen; oft kommt sie aus Unmächtigkeit und Schwäche an Kraft der Verhaltung, wie die Arzneikunde solches erwähnt; oft durch Ueberfüllung mit Speise und Trank, und oft aus schlechten Gedanken, welche im Gemüthe des Menschen

stecken, wenn er schlafen geht, was nicht ohne Sünde sein kann. Aus diesem Grunde mag sich jeder Mensch wohl davor hüten, denn sonst kann er schwer dadurch sündigen.

### **Remedium Luxuriae.**

Nun kommt das Mittel gegen die Wollust, und das ist im Allgemeinen Keuschheit und Enthaltbarkeit, welche alle unordentlichen Neigungen der Fleischeslust in Zaum halten, und Diejenigen werden um so größeres Verdienst haben, welche am meisten die schlimme Begierde und Hitze dieser Sünde beschränken; und dieses geschieht auf zweierlei Weise, nämlich durch Keuschheit in der Ehe und durch Keuschheit im Wittwenthume.

Nun müßt Ihr verstehen, daß Ehe das erlaubte Beisammensein zwischen Mann und Weib ist, wie solches ihre Verbindung durch die Kraft dieses Sakramentes ihnen gewährt hat, so daß sie sich nicht mehr während ihres Lebens von einander scheiden können, das will sagen, so lange Beide leben. Dies ist – wie das Buch sagt – ein besonders hohes Sakrament. Gott machte es – wie ich gesagt habe – im Paradiese und wollte selbst aus der Ehe geboren werden, und um die Ehe zu heiligen, war er auf einer Hochzeit, wo er Wasser in Wein verwandelte, welches das erste Wunder war, das er vor seinen Jüngern vollführte. Die treue Wirkung der Ehe reinigt den Beischlaf und füllt die heilige Kirche mit guter Nachkommenschaft; denn das ist der Zweck der Ehe und wandelt Todsünde in läßliche bei Denen, so verheirathet sind, und macht in allen, die verheirathet sind sowohl die Herzen als auch die Leiber eins. Dieses ist die wahre Ehe, welche von Gott eingesetzt war, ehe die Sünde kam, als das natürliche Gesetz noch in rechter Geltung im Paradiese stand; und es ward befohlen, daß ein Mann nur ein Weib haben sollte und ein Weib nur einen Mann – wie St. Augustin sagt – und zwar aus vielen Gründen. Denn erstens ist die Ehe dargestellt in der Verbindung Christi mit der heiligen Kirche; und ein anderer Grund ist, weil der Mann das Haupt der Frau ist – wenigstens nach der Vorschrift sollte es so sein. Denn, wenn ein Weib mehr als einen Mann hätte, so würde sie auch mehr Häupter als eines haben und das wäre eine greuliche Sache vor Gott; und ebenso dürfte ein Weib nicht mehren zugleich gefallen und es würde nimmer Frieden und Ruhe zwischen ihnen sein, denn jedes würde sein eigenes Recht fordern. Und fernerhin könnte kein Mensch seine eigene Nachkommenschaft kennen, noch wissen, wer sein Erbe sein sollte, und das Weib würde um so weniger geliebt werden, wenn sie mit mehren Männern verbunden wäre.

Nun kommt, wie ein Mann sich gegen sein Weib betragen soll, besonders in zwei Punkten, nämlich in Langmuth und Ehrerbietung; und dieses zeigt Christus, als er das erste Weib machte. Denn er machte sie nicht aus dem Haupte von Adam, dieweil sie keine zu große Herrschaft in Anspruch nehmen sollte, denn, wo das Weib die Meisterschaft hat, da macht sie gar zu vielen Unfug. Dafür bedarf es keiner Beispiele, die Erfahrungen, welche wir Tag für Tag machen, können hinreichend genügen. Gewiß, Gott machte auch das Weib nicht aus den Füßen von Adam, denn sie soll nicht zu niedrig gestellt werden, da sie nicht geduldig leiden kann. Aber Gott machte das Weib aus der Rippe von Adam, denn das Weib soll die Genossin des Mannes sein. Männer sollten sich ihren Weibern gegenüber mit Treue, Aufrichtigkeit und Liebe benehmen, wie St. Paul sagt, daß ein Mann sein Weib lieben sollte, wie Christ die heilige Kirche, die er so sehr liebte, daß er für dieselbe starb; so sollte ein Mann für sein Weib thun, wenn es erforderlich ist.

Wie nun ein Weib ihrem Gatten unterthan sein soll, das erzählt St. Petrus. Zuerst in Gehorsam. Und wie ebenfalls das Decret sagt: ein Frauenzimmer, welches ein Eheweib ist, hat, so lange sie dieses ist, keine Macht zu schwören oder Zeugniß abzulegen ohne die Einwilligung ihres Ehemannes, der ihr Herr ist. Wenigstens sollte es der Vernunft nach dieses sein. Sie sollte ihm auch in aller Ehrbarkeit dienen und in ihrem Anzuge

mäßig sein. Ich weiß wohl, daß sie ihr Bestreben dahin richten soll, ihrem Gatten zu gefallen, aber nicht durch die Absonderlichkeit ihres Anzuges. St. Hieronymus sagt: Weiber, welche sich mit Seide und köstlichem Purpur aufputzen, können nicht in Jesu Christo gekleidet sein. St. Gregorius sagt ebenfalls, daß man nur des eitlen Ruhmes wegen und um von den Leuten geehrt zu werden, nach kostbaren Anzügen trachte. Es ist große Thorheit, wenn ein Weib auswärts schöne Kleider trägt, während sie selbst inwendig faul ist. Ein Weib sollte gleichfalls mäßig sein in Blicken, Betragen und Lachen und bescheiden in allen ihrem Reden und Thun, und über alle Erdendinge sollte sie von ganzem Herzen ihren Ehemann lieben und ihm mit ihrem Leibe treu sein. So sollte ein jeder Ehemann auch seinem Weibe treu sein, denn da ihr ganzer Leib dem Gatten gehört, so sollte es auch ihr Herz, denn sonst ist zwischen ihnen in dieser Hinsicht keine vollkommene Ehe. Dann sollten die Männer begreifen, daß aus drei Gründen ein Mann mit seinem Weibe zusammenkommen mag. Der erste ist in der Absicht der Kindererzeugung für den Dienst Gottes, denn, gewiß, das ist der Endzweck der Ehe. Ein anderer Grund ist, sich gegenseitig die Schuld des Leibes zu entrichten, denn keiner von beiden hat Gewalt über seinen eigenen Leib. Der dritte ist, Hurerei und Schlechtigkeit zu vermeiden. Der vierte gehört der Todsünde an. Was den ersten anbelangt, so ist er verdienstlich; der zweite auch, denn – wie das Decret sagt – hat Diejenige das Verdienst der Keuschheit, welche dem Gatten die Schuld ihres Leibes abträgt, selbst wenn es gegen ihre Neigung und gegen die Lust ihres Herzens ist. Die dritte Art ist läßliche Sünde; gewiß, kaum irgend einer von ihnen bleibt ohne läßliche Sünde wegen der Verderbniß und des Vergnügens, welche dieser Sache ankleben. Die vierte Art ist so zu verstehen, wenn sie nur aus sinnlicher Liebe zusammen kommen und nicht aus einem der vorerwähnten Gründe, sondern nur um ihr brennendes Verlangen, wer weiß, wie oft, zu stillen. Fürwahr, das ist Todsünde; und dennoch – mit Sorgen sag' ich es – wollen sich einige selbst anstrengen, noch mehr zu thun, als ihrem Bedürfnisse genügt.

Die zweite Art der Keuschheit ist, eine reine Wittib zu sein, und die Umarmung eines Mannes zu fliehen und nach der Umarmung Jesu Christi zu verlangen. Diese sind Diejenigen, welche Weiber gewesen sind, aber ihre Gatten verloren haben und auch Frauen, die Wollust getrieben haben und durch ihre Buße erlöst sind. Und, gewiß, wenn ein Eheweib sich ganz keusch erhalten könne durch Erlaubniß ihres Gatten, so daß sie ihm keine Veranlassung und keine Gelegenheit gäbe, sich zu vergehen, so würde es für sie ein großes Verdienst sein. Diese Art von Frauen, welche die Keuschheit beobachten, muß reines Herzens, Leibes und Sinnes sein, mäßig in Kleidung und Haltung, enthaltsam im Essen und Trinken, im Sprechen und im Thun und dann gleicht sie dem Gefäße oder der Büchse der gesegneten Magdalena, weil sie die heilige Kirche mit gutem Geruche erfüllt.

Die dritte Art der Keuschheit ist Jungfräulichkeit, und es versteht sich, daß sie heilig von Herzen und rein von Körper sei. Dann ist sie die Braut Jesu Christi und das Leben der Engel; sie ist das Lob der Welt und sie kommt den Märtyrern gleich. Sie trägt in sich, was keine Zunge aussprechen kann und kein Herz denken. Jungfräulichkeit besaß unser Herr Jesus Christ, und eine Jungfrau war er selber.

Ein anderes Mittel gegen die Wollust ist, daß man sich besonders derjenigen Dinge enthalte, welche Veranlassung zu jener Schlechtigkeit geben, als Wohlleben, Essen und Trinken; denn, fürwahr, wenn der Topf überkocht, so ist das beste Mittel, ihn vom Feuer fortzurücken. Langer Schlaf bei großer Ruhe ist gleichfalls eine große Nährerin der Wollust.

Ein anderes Mittel gegen Wollust ist, daß Mann und Weib die Gesellschaft derer fliehen, von denen versucht zu werden sie argwöhnen; denn, wenn auch immerhin der That widerstanden wird, so ist dennoch die Versuchung groß. Fürwahr, eine weiße Wand wird, wenn sie das Flimmern einer Kerze auch nicht in Brand setzt, dennoch durch das Licht schwarz.

Gar oft las ich, daß Niemand auf seine eigene Voll kommenheit bauen solle, er sei denn stärker als Simson, heiliger als David oder weiser als Salamo.

Nachdem ich nun, so gut ich konnte, die sieben Todsünden und ihre verschiedenen Zweige und Gegenmittel erklärt habe, möchte ich, fürwahr, wenn ich könnte, euch auch die zehn Gebote Gottes vortragen; aber eine so hohe Lehre überlasse ich den Gottesgelehrten. Nichtsdestoweniger hoffe ich zu Gott, daß ein jegliches unter allen in dieser Abhandlung berührt ist.

Da nun der zweite Theil der Buße in der Beichte des Mundes besteht, so sage ich, wie ich im ersten Capitel begann, daß St. Augustinus spricht: Sünde ist jedes Wort und jede That und alles, was Menschen dem Gesetze Christi zuwider thun, und das besagt: sündigen im Herzen, im Munde und in der That durch die fünf Sinne, welche Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen sind. Nun ist es gut, die Umstände zu kennen, welche zu jeder Sünde beitragen. Du, welcher die Sünde thust, sollst in Erwägung ziehen, was du bist, Mann oder Weib, jung oder alt, edel oder hörig, frei oder dienstbar, gesund oder krank, verheirathet oder ledig, Priester oder Laie, weise oder thöricht, geistlich oder sekulär, ob sie körperlich oder geistlich dir nahe steht oder nicht, ob irgend einer deiner Angehörigen mit ihr gesündigt hat oder nicht, und was der Sachen mehr.

Ein anderer Umstand ist dieser, ob es in Hurerei oder Ehebruch geschehen ist oder nicht, in irgend einer Art von Todtschlag oder nicht, ob es eine greuliche, große Sünde sei oder eine kleine, und wie lange du in der Sünde beharrt hast. Der dritte Umstand ist der Art, allwo du die Sünde begangen hast, ob in anderer Leute Hause oder in deinem eigenen, im Felde, in der Kirche oder in dem Kircheneigenthume, in geweihten oder in ungeweihten Kirchen. Denn, wenn eine Kirche geheiligt ist und Mann oder Weib an diesem Orte ihr Geschlecht verschütten, so wird die Kirche mit dem Inderdict belegt, so lange bis sie der Bischof wieder gereinigt hat; und wäre es ein Priester, der solche Schlechtigkeit beginge, so könnte er bis an das Ende seines Lebens keine Messe mehr singen, und wenn er es dennoch thäte, so würde es jedesmal Todsünde sein, wenn er eine Messe sänge.

Der vierte Umstand bezieht sich auf Vermittler und Boten zur Verlockung und Einwilligung und sich zum Mitgenossen zu machen, da manch elender Mensch lieber zum Teufel in die Hölle fahren will, als nicht Genossenschaft zu halten. Deßhalb sind Diejenigen, die zu Sünden reizen oder Sünden billigen, Theilnehmer an der Sünde und an der Verdammniß des Sünders. Der fünfte Umstand ist, wie oft man gesündigt hat, und ob es im Herzen war, und wie oft man gefallen ist. Denn Derjenige, welcher häufig in Sünde fällt, verachtet die Gnade Gottes und verschlimmert seine Sünde und ist unerkennlich gegen Christus, und wird immer schwächer, der Sünde zu widerstehen, und sündigt leichter und erhebt sich um so später daraus, und wird lässiger zur Beichte und namentlich bei dem, welcher sein Beichtvater war. Aus welchem Grunde auch Leute, wenn sie wieder in ihre alte Thorheit zurückfallen, entweder ihren alten Beichtvater ganz verlassen, oder sonst ihre Beichte auf verschiedene Stellen vertheilen; aber, fürwahr, Diejenigen, welche solcher Art ihre Beichte vertheilen, verdienen nicht die Gnade Gottes für ihre Sünden. Der sechste Umstand ist, weßhalb ein Mensch sündigt, sowie durch welche Versuchung und ob er selbst sich solche Versuchung bereitete, oder durch Andere angeregt wurde; oder ob bei einem Weibe die Sünde mit ihrer eigenen Einwilligung geschah, oder ob das Weib ungeachtet ihres Willens gezwungen wurde oder nicht; das soll sie erzählen, und ob es aus Begehrlichkeit war oder aus Armuth, und ob es durch ihr eigenes Betreiben war oder nicht, und andere solche Sachen. Der siebente Umstand ist, in welcher Weise er seine Sünde begangen hat, oder wie sie gelitten hat, daß er die Sünde an ihr vollziehe. Und so soll man es schlicht erzählen mit allen Umständen und ob man mit gewöhnlichen öffentlichen Dirnen gesündigt hat oder nicht, ob es zu einer geheiligten Zeit war oder nicht, während der Fasten oder nicht, ob vor seiner Beichte oder nach seiner letzten Beichte und ob dadurch

vielleicht die auferlegte Buße gebrochen wurde, mit wessen Hilfe, auf wessen Rath, ob durch Zauberei oder durch List, alles muß erzählt werden. Alle diese Dinge belasten, je nachdem sie groß oder klein sind, das Gewissen von Mann und Weib. Und auch der Priester, welcher dein Richter ist, gewinnt dadurch Einsicht, um die Buße mit Verständniß aufzuerlegen in Gemäßheit deiner Zerknirschung. Denn, verstehe wohl, wenn ein Mann, nachdem er seine Taufe durch Sünde geschändet hat, zur Erlösung gelangen will, so giebt es keinen andern Weg, als durch Reue, Beichte und Genugthuung, und namentlich durch die beiden ersteren, wenn ein Beichtiger vorhanden ist, dem man bekennen kann, und falls man zuvor wahrhaft zerknirscht und reuevoll fühlt; und durch die dritte, falls man am Leben bleibt, sie auszuführen.

Dann soll der Mensch einsehen und erwägen, daß wenn er eine aufrichtige und nutzbringende Beichte machen will, er vier Bedingungen zu erfüllen hat. Erstens muß sie aus kummervoller Bitterkeit des Herzens kommen, wie der König Ezechiel zu Gott sprach: Ich will alle Zeit meines Lebens in der Bitterkeit meines Herzens daran gedenken. Diese Bedingung der Bitterkeit hat fünf Zeichen. Das erste ist, daß die Beichte Beschämung zeigt und die Sünde nicht verschleiert oder verbirgt, sondern eingesteht, wodurch gegen Gott gefehlt und die Seele geschändet ist. Und hierüber sagt St. Augustinus: das Herz liegt in Wehen aus Scham über seine Sünde; und wer große Beschämung fühlt, ist würdig, die Gnade Gottes zu erlangen. So war die Beichte des Zöllners, welcher seine Augen nicht gen Himmel heben wollte, weil er Gott im Himmel beleidigt hatte, für welche Erniedrigung er sofort die Gnade Gottes gewann. Und deßhalb sagt St. Augustin, daß solche schamerfüllte Leute der Vergebung und Gnade am nächsten sind. Ein anderes Zeichen ist Demuth in der Beichte, worüber St. Peter sagt: Demüthigt euch vor der Macht Gottes! – Die Hand Gottes ist mächtig in der Beichte, denn dadurch vergiebt uns Gott die Sünden, denn Er allein hat dazu die Macht. Und die Demuth soll wie im Herzen so auch in äußern Merkmalen bestehen, denn, wie man Demuth gegen Gott im Herzen trägt, so sollte sich ebenso auch der äußere Leib vor dem Priester demüthigen, der an Gottes Stelle sitzt. Darum sollte auch in keinem Falle, alldieweil Christus der Herr ist und der Priester der Unterhändler oder Vermittler zwischen Christus und dem Sünder, und der letztere selbstverständlich der niedrigste ist, ein Sünder so hoch sitzen, wie sein Beichtvater, sondern zu seinen Füßen vor ihm knien, falls ihn nicht Krankheit daran hindert; denn er soll nicht daran denken, wer vor ihm sitzt, sondern in wesserm Stelle er dort sitzt.

Ein Mensch, welcher sich gegen seinen Herrn vergangen hat und zu ihm kommt, um Gnade zu bitten und seine Versöhnung zu machen, sich aber sofort neben seinen Herrn niedersetzen wollte, würde Jedermann für unverschämt halten und nicht für würdig, sobald Vergebung und Gnade zu erhalten. Das dritte Zeichen ist, daß die Beichte unter vielen Thränen geschehe, wenn der Mensch weinen kann; und wenn er nicht mit seinen leiblichen Augen weinen kann, so laßt ihn in seinem Herzen weinen. So war die Buße St. Peters, denn nachdem er Jesus Christus verläugnet hatte, ging er hinaus und weinte bitterlich. Das vierte Zeichen ist, daß man sich nicht schäme zu beichten und zu bekennen. So war die Buße der Magdalena, die nicht aus Scham vor Denen, so auf dem Feste waren, zögerte, sondern zu unserem Herrn Jesu Christo ging und ihm ihre Sünden bekannte. Das fünfte Zeichen ist, daß Mann und Weib gehorsam sind, die Buße anzunehmen, welche ihnen auferlegt ist. Denn, wahrlich, Jesus Christus war um der Schuld der Menschheit willen gehorsam bis zum Tod.

Die zweite Bedingung für die aufrichtige Beichte ist, daß sie eilig geschehe; denn, wahrlich, je länger ein Mensch, welcher eine tödtliche Wunde hat, mit deren Heilung zögert, desto schlimmer wird sie und desto rascher treibt sie ihm dem Tode entgegen und desto schwerer wird sie zu heilen sein. Und ebenso geht es mit der Sünde, welche im Menschen lange verheimlicht bleibt. Gewiß, man muß seine Sünde aus manchen Gründen rasch zeigen, unter andern aus Furcht vor dem Tode, der oft plötzlich kommt und bei dem es ungewiß, wann und wo er uns treffen möge; auch zieht das Verbergen

einer Sünde andere nach sich; und ferner ist man, je länger man zögert, um so entfernter von Christus. Und wenn man bis zu seinem letzten Tage damit zurückhält, so mag man kaum seine Sünde bereuen und sich ihrer entsinnen oder wegen der furchtbaren Todeskrankheit beichten können. Und ebenso wie man in seinem Leben nicht auf Christ hörte, wenn er zu uns sprach, so wird auch unser Herr an unserm letzten Tage, so sehr wir auch zu ihm schreien mögen, uns kaum hören. Und lernt, daß diese Bedingung vier Sachen umfaßt. Erstlich, daß die Beichte vorbereitet und überlegt sein muß; denn schlimme Eile nützt zu nichts; und daß der Mensch bei seiner Beichte wissen muß, ob die Sünde aus Stolz, Neid und so weiter kommt mit allen Umständen und Unterarten; und daß er in seinem Gemüthe die Zahl und Größe seiner Sünden begriffen hat, so wie auch, wie lange er in der Sünde beharrte, und auch, daß er zerknirscht über seine Sünden sei und fest in seinem Vorsatze, mit Gottes Gnade nie wieder in Sünde zu fallen, und auch, daß er wohl Acht gebe und aufpasse die Gelegenheit zu derjenigen Sünde zu meiden, zu welcher er geneigt ist. Und ebenso sollst du alle deine Sünden einem Manne beichten und nicht stückweise durcheinander bei verschiedenen, das besagt in der Absicht, aus Scham oder Furcht die Sünden zu theilen; denn das heißt, deine eigene Seele erwürgen. Denn, gewiß, Jesus Christus ist die vollkommenste Güte, in ihm ist keine Unvollkommenheit, und deßhalb verzeiht er entweder vollständig oder überhaupt nicht. Ich sage nicht, daß du gebunden bist dem bestimmten Beichtiger, dem du einer bestimmten Sünde wegen zugewiesen bist, auch den ganzen Rest deiner Sünden zu zeigen, welche du bereits deinem Pfarrer gebeichtet hast, so weit du es etwa aus Demuth nicht gern thun willst; dies ist kein Theilen der Beichte. Nein, ich sage nicht, wenn ich vom Theilen der Beichte spreche, daß, insofern du die Erlaubniß hast, einem verschwiegenen und ehrlichen Priester zu beichten, und wo es dir gefällt und unter Gestattung deines Pfarrers, du auch diesem nicht alle deine Sünden beichten könntest; aber laß keinen Flecken zurück; laß keine Sünde unerzählt, soweit dein Gedächtniß reicht. Und wenn du bei deinem Pfarrer beichtest, so erzähle ihm auch alle Sünden, welche du seit deiner letzten Beichte gethan hast. Dieses ist keine böse Absicht, die Beichte zu vertheilen.

Auch die wahre Beichte fordert gewisse Bedingungen. Erstens, daß du aus freien Stücken beichtest, nicht gezwungen, nicht aus Scham vor den Leuten, nicht aus Krankheit oder aus sonstigen andern Gründen; denn es ist vernünftig, daß Derjenige, welcher aus seinem freien Willen gefehlt hat, auch aus seinem freien Willen seine Fehler bekennt und daß kein Anderer seine Sünde erzähle, wie er selbst; nein, er soll seine Sünde weder läugnen noch verneinen, noch gegen den Priester böse werden, weil er ihn ermahnt, von seiner Sünde zu lassen. Die zweite Bedingung ist, daß deine Beichte rechtmäßig sei, das heißt, daß du, welcher beichtest, und auch der Priester, der deine Beichte hört, wahrhaftig in dem Glauben der heiligen Kirche stehen, und daß Keiner an der Gnade Christi verzweifeln solle, wie es Kain und Judas thaten. Auch muß man sich seiner eigenen Sünden anklagen und keinen Andern, und sich selbst wegen seiner Bosheit und seiner Sünden tadeln und angeben, aber keinen Andern; indessen, wenn Jemand der Anstifter und Anreizer zur Sünde gewesen ist, oder von solchem Stande ist, daß dadurch die Sünde erschwert wird, oder daß man sonst nicht klar beichten kann, ohne die Person zu nennen, mit welcher man gesündigt hat, so mag man es sagen, vorausgesetzt, daß es nicht in der Absicht geschieht, die Person anzuschwärzen, sondern nur um seine eigne Sünde zu erklären.

Du sollst auch nicht aus Demuth in deiner Beichte lügen, indem du vielleicht sagst, daß du diese oder jene Sünde begangen habest, deren du niemals schuldig warst. Denn, St. Augustin sagt, daß, wenn du in deiner Demuth dir etwas selbst anfügst, so bist du, falls du auch vorher nicht in Sünde warst, doch nunmehr deiner Lüge wegen in Sünde. Auch mußst du die Sünde mit deinem eigenen Munde bekennen, wenn du nicht stumm bist, aber nicht brieflich. Denn du, welcher die Sünde begangen hast, sollst auch die Scham der Beichte tragen. Du sollst auch deine Beichte nicht mit schönen und gewandten

Worten übertünchen, um desto besser deine Sünde zu verhüllen; denn du betrügst dich selbst und nicht den Priester; du mußt schlicht erzählen, ob auch deine Sünde noch so schlimm und greulich sei. Du sollst auch einem Priester beichten, der dir verständigen Rath ertheilen kann; und du sollst auch nicht aus Eitelkeit beichten, noch aus Heuchelei, noch aus irgend einem andern Grunde, sondern nur allein aus der Furcht Christi und für das Heil deiner Seele. Du sollst auch nicht plötzlich zum Priester rennen und ihm deine Sünde leicht hinerzählen, wie man einen Spaß oder eine Geschichte erzählt, sondern überlegt und mit guter Andacht; und im allgemeinen beichte oft; wenn du oft fällst, so erhebe dich oft wieder durch die Beichte. Und wenn du auch mehr als einmal die Sünden bekennst, von denen du losgesprochen bist, so ist es ein um so größeres Verdienst. Und wie St. Augustin sagt, du sollst dann leichteren Erlaß und Gnade bei Gott finden, sowohl für die Sünde als für die Strafe. Und sicherlich einmal im Jahre ist zum mindesten geboten, das Sacrament zu empfangen; denn, fürwahr, alle Dinge auf Erden werden im Verlaufe eines Jahres erneuert.

### **Explicit secunda pars penitentiae; et sequitur tertia pars.**

Nun habe ich euch von der wahren Beichte erzählt, welche der zweite Theil der Buße ist. Der dritte Theil ist die Genugthuung, und diese besteht meistens in Almosengeben und in körperlichen Strafen. Nun giebt es drei verschiedene Arten von Almosen: Zerknirschung des Herzens, wodurch man sich selbst seinem Gott darbietet; eine andere ist, Mitleid mit dem Mangel seines Nächsten zu haben, und die dritte ist, guten Rath zu ertheilen, geistlich oder leiblich, wenn Leute dessen bedürfen, und insbesondere hinsichtlich der Beschaffung menschlicher Nahrung. Und bedenkt wohl, daß der Mensch im allgemeinen dieser Dinge bedarf; er bedarf Nahrung, Kleidung und Herberge, er bedarf teilnehmenden Rath, Besuche im Gefängnisse und in Krankheit und Bestattung seiner Leiche. Und wenn du den Bedürftigen nicht selbst im Gefängnisse besuchen kannst, so besuche ihn durch Botschaft und durch Gaben. Dieses sind im allgemeinen die Almosen und Werke der Barmherzigkeit von Denen, welche zeitliche Güter und Verständniß im Raththeilen haben. Von diesen Werken wirst du am Tage des Gerichtes hören. Diese Almosen sollst du von deinem Eigenthume, rasch und wo möglich heimlich geben; indessen, wenn du es nicht heimlich thun kannst, so mußt du dennoch das Almosengeben nicht unterlassen, obschon es die Menschen sehen, wenn es nicht aus Rücksicht auf die Welt, sondern allein um Jesu Christi willen geschieht. Denn, wie St. Matthäus Cap. V bezeugt, daß die Stadt, die auf einem Berge liege, nicht verborgen sei, noch man ein Licht anzünde und unter einen Scheffel setze, sondern auf einen Leuchter, damit es allen leuchte, die im Hause sind, also soll euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen. Um nun von den körperlichen Strafen zu sprechen, so bestehen sie in Beten, in Wachen, in Fasten und tugendhaften Lehren. Unter Gebeten müßt Ihr verstehen, daß Bitten und Beten ein frommer Wille des Herzens genannt wird, das in Gott sein Vertrauen setzt und dieses durch äußere Worte ausdrückt, um Leiden abzuwenden, und um geistliche und ewige Dinge zu erlangen und bisweilen auch zeitliche. Von diesen Fürbitten hat Jesus Christus im Gebete des Paternoster die meisten Sachen eingeschlossen. Gewiß, es steht durch drei Dinge an Würdigkeit oben an, weßhalb es würdiger ist, als irgend ein anderes Gebet: denn Jesus Christus machte es selber und es ist kurz, damit es desto leichter und bequemer im Herzen bewahrt werden könne und man sich desto öfter mit diesem Gebete zu helfen vermöge und um so weniger müde werde, es zu sagen; und daß man

sich nicht entschuldigen könne, es zu lernen, ist es so kurz und so leicht; und endlich begreift es alle guten Gebete in sich.

Die Erklärung dieses heiligen Gebetes, das so vortrefflich und würdig ist, überlasse ich den Meistern der Theologie; nur so viel will ich sagen, daß, wenn du betest, Gott möge dir deine Schuld vergeben, wie du deinen Schuldigern vergiebst, du dich wohl in Acht nehmen mögest, nicht ohne Barmherzigkeit zu sein. Dieses heilige Gebet vermindert auch läßliche Sünde und deßhalb paßt es sich besonders zur Buße.

Dieses Gebet muß aufrichtig und in vollkommenem Glauben gesagt werden; man muß es zu Gott ordentlich, verständig und andächtig beten, und immer muß man seinen Willen dem Willen Gottes unterordnen. Dieses Gebet muß auch mit großer Demuth, Reinheit und Ehrbarkeit gesprochen werden und nicht so, daß man Mann oder Weib ein Aergerniß dadurch giebt. Es muß auch von Werken der Barmherzigkeit gefolgt sein. Es hilft auch gegen die Laster der Seele; denn – wie St. Hieronymus sagt – durch Fasten werden die Laster des Fleisches geheilt und durch Gebet die Laster der Seele.

Hiernach muß du verstehen, daß körperliche Strafe auch im Wachen besteht. Denn Jesus Christus sagt: Wachtet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Ihr müßt auch verstehen, daß Fasten aus drei Dingen besteht: im Enthalten von leiblicher Speise und Trank, im Enthalten von weltlicher Lustbarkeit und im Enthalten von Todsünde, insofern man sich nämlich mit aller Kraft von Todsünde entfernt halten soll.

Und du mußt auch verstehen, daß Gott das Fasten eingesetzt hat, und zum Fasten gehören vier Dinge. Freigebigkeit an Arme, Fröhlichkeit im Geist und Herzen, nicht ärgerlich noch verdrießlich über das Fasten zu sein, und gleichfalls eine vernünftige Zeit, um mäßig zu essen; das heißt, man soll nicht zur Unzeit essen und, weil man fastet, nicht länger bei Tische sitzen. Dann sollst du verstehen, daß körperliche Strafe in Zucht oder Lehre durch Wort und Schrift oder Beispiel besteht. Auch im Tragen von Haar oder Wolle oder einem Maschenpanzer auf der bloßen Haut um Christi willen, aber sieh dich vor, daß solche Arten der Buße nicht dein Herz bitter oder ärgerlich machen und dich langweilen; denn besser ist es dein hären Kleid wegzuwerfen, als die Süßigkeit unseres Herrn Jesu Christi. Und deßhalb, sagt St. Paul: Kleidet euch als die Auserwählten im Herzen Gottes mit Demuth, Mitleid, Geduld und solchen Kleidern, welche Jesu Christo mehr gefallen als härene Gewänder und Maschenpanzer.

Dann besteht auch Zucht in Schlagen an deine Brust, in Peitschen mit Ruthen, in Leiden, in geduldigem Ertragen des Unrechtes, welches dir geschehen ist und auch in geduldigem Leiden von Krankheit, Verlust weltlichen Gutes oder Weib oder Kind oder anderer Freunde.

Dann mußt du verstehen, welche Sachen die Buße stören; und das geschieht in vierfacher Weise, nämlich durch Furcht, Scham, Hoffnung und Mangel an Hoffnung, das ist Verzweiflung. Und um zunächst von der Furcht zu sprechen, durch welche man wähnt, daß man die Buße nicht tragen könne, so ist das Mittel dagegen, zu bedenken, daß körperlicher Schmerz sehr geringfügig in Vergleich zu den Qualen der Hölle ist, die so grausam und lang und ohne Ende sind.

Und gegen die Scham, die man zu beichten fühlt und besonders jene Heuchler, die für so vollkommen gelten wollen, daß sie nicht nöthig haben zu beichten, gegen diese Scham sollte man denken, daß, wie man sich nicht geschämt hat, schlechte Sachen zu thun, man sich auch vernünftiger Weise nicht schämen sollte gute Sachen zu thun, und eine solche ist die Beichte. Man sollte auch bedenken, daß Gott jeden Gedanken sieht und kennt, sowie alle unsere Werke, und daß man vor ihm nichts verbergen kann. Man sollte sich auch der Scham erinnern, welche am Tage des Gerichts die überkommen wird, so in ihrem gegenwärtigen Leben nicht bußfertig gewesen sind; denn alle Creaturen im Himmel, auf Erden und in der Hölle werden öffentlich alles sehen, was man vor der Welt verborgen hielt.

Um nun von der Hoffnung Derjenigen zu sprechen, die so nachlässig und langsam im Beichten sind, so besteht diese aus zwei Arten. Die eine ist, daß man hofft, noch lange zu

leben und durch seinen Fehltritt viel Gut zu erlangen und dann erst zu beichten; und wie er sagt und ihm scheint, kann er noch immer zeitig genug zur Beichte kommen. Die andere ist die eitle Ueberschätzung der Gnade Christi. Gegen das erste Laster soll man denken, daß unser Leben keine Sicherheit gewährt und auch daß aller Reichthum dieser Welt dem Zufall unterworfen ist und wie der Schatten an der Wand schwindet, und – wie St. Gregorius sagt – daß es zur großen Gerechtigkeit Gottes gehöre, daß die Strafe nie von dem weichen solle, der sich nie der Sünde enthalten will, wenn es ihm nicht gefällt, sondern immer in Sünden bleibt; für solchen beständigen Willen, Sünde zu thun, sollen sie auch beständige Pein leiden.

Mangel an Hoffnung ist zwiefacher Art. Die erste ist Hoffnungslosigkeit auf die Gnade Gottes; die andere ist, zu denken, daß man nicht länger im Guten ausharren könne. Die erste Hoffnungslosigkeit kommt daher, daß man wähnt, man habe so schwer und so oft gesündigt und so lange in Sünden gelegen, daß man nicht errettet werden könne. Gewiß, gegen diese verfluchte Hoffnungslosigkeit sollte man denken, daß die Passion Jesu Christi stärker ist, uns zu lösen, als es die Sünde ist, uns zu binden. Gegen die zweite Hoffnungslosigkeit soll man denken, daß so oft man fällt, man sich auch ebenso oft durch die Beichte wieder erheben kann; und ob man noch so lange in Sünden gelegen hat, die Gnade Christi ist immer bereit, uns aufzunehmen und zu verzeihen. Gegen jene Hoffnungslosigkeit nicht länger im Guten ausharren zu können, soll man denken, daß die Schwachheit des Teufels nichts vermag, wenn der Mensch es nicht dulden will; und er wird auch Stärke durch die Hülfe Jesu Christi finden und seiner ganzen Kirche und durch den Schutz von Engeln, wenn er will.

Dann sollen die Menschen verstehen, was die Frucht der Buße ist; und nach den Worten Jesu Christi ist sie die endlose Seligkeit des Himmels, wo Freude den Gegensatz von Leid und Kummer nicht kennt. Dort sind alle Leiden des gegenwärtigen Lebens vorbei; dort ist Sicherheit vor den Strafen der Hölle; dort ist die segensvolle Gemeinschaft, die sich an der Freude Anderer immerdar erfreut; dort scheint der Menschenleib, der einst garstig und dunkel war, heller denn die Sonne; dort ist der Leib, der einst gebrechlich, krank, schwach und sterblich war, unsterblich und so stark und kräftig, daß ihm nichts widerfahren kann; dort ist weder Hunger noch Durst noch Kälte, sondern jede Seele wird erfüllt durch den Anblick und das vollständige Schauen Gottes! Dieses Segensreich können die Menschen durch geistige Armuth erkaufen; die Herrlichkeit durch Niedrigkeit; die Ueberfülle der Freude durch Hunger und Durst und die Ruhe durch Arbeit und das Leben durch den Tod und der Ertödtung der Sünde.

Zu diesem Leben führe uns der, welcher uns mit seinem kostbaren Blute erkauf hat. Amen!

Nun bitte ich Alle, welche diese kleine Abhandlung hören oder lesen, daß sie, falls sie etwas darin finden, was ihnen gefällt, dafür unserm Herrn Jesus Christus danken, von welchem aller Witz und alle Frömmigkeit kommt; und wenn etwas darin ist, das ihnen mißfällt, so bitte ich gleichfalls, daß sie es meiner Unwissenheit zur Last legen und nicht meinem Willen, da ich mich besser ausgedrückt haben würde, wenn ich es vermocht hätte; denn unser Buch sagt, daß alles, was geschrieben ist, uns zur Lehre geschrieben sei; und dieses ist meine Absicht. Deßhalb ersuche ich Euch demüthig, um der Gnade Gottes willen, für mich zu beten, daß Christ Gnade mit mir habe und mir meine Schuld vergebe [und insbesondere meine Uebersetzungen und Dichtungen weltlicher Eitelkeit, welche ich in meinen Widerruf zurücknehme, wie das Buch von Troilus, ebenso das Buch der Fama, das Buch der fünfundzwanzig Damen, das Buch von der Herzogin, das Buch vom St. Valentinstage des Parlaments der Vögel, die Erzählungen von Canterbury, insoweit sie nach Sünde schmecken, das Buch vom Löwen und manches andere Buch, wenn es mir im Gedächtniß wäre, und manchen Gesang und manches liederliche Lied – Christ in seiner großen Gnade vergebe mir die Sünde. Aber für die Uebersetzung des Boëtius von der Tröstung, und andere Bücher von Heiligenlegenden, Homilien,

andächtigen und moralischen Inhaltes, danke ich unsern Herrn Jesus Christ und seine segensreiche Mutter und alle Heiligen im Himmel, indem ich sie bitte, mir fortan bis zu meinem Lebensende die Gnade zu senden, meine Schuld zu beklagen und mich um das Heil meiner Seele zu bemühen] und mir die Gnade wahrer Buße, Beichte und Genugthuung in diesem gegenwärtigen Leben gewähre durch die gütige Gnade dessen, der König der Könige, Priester aller Priester ist, welcher uns durch sein theures Herzblut erkaufte, so daß ich am letzten Tage des Gerichtes einer von denen sein möge, die errettet werden; *qui cum Deo patre et Spiritu sancto vivis et regnas Deus per omnia secula. Amen!*

*Ende der Canterbury-Erzählungen.*

(Chaucer, Geoffrey: Canterbury-Erzählungen, in: Geoffrey Chaucers Werke, 3 Bände in zweien, Bd. 2/3, übers. v. Adolf von Düring, Straßburg: Karl J. Crübner, 1886.)